



Inhalt des drey und zwanzigsten Jahrgangs.

Die römische Zahl bezeichnet das Stück, die arabische die Seite. B. bedeutet Ballet. D. Divertissement. L. Lustspiel. M. Miscellen. M. Musik. N. Notitz. O. Oper. P. Pantomime. S. Schauspiel. T. Trauerspiel. Th. n. d. B. Theater nächst der Burg. Th. n. d. K. Theater nächst dem Kärnthnerthor. Th. a. d. W. Theater an der Wien. Th. i. d. L. Theater in der Leopoldstadt. Th. i. d. J. Theater in der Josephstadt. Z. Zauberspiel.

I.

Poesie.

1.

Agrionien.

2.

Balladen, Gedichte, Lieder, Romanzen, Sinngedichte ꝛc.

II.

Prosa.

1.

Anekdoten (histor.), Biographien, Charakterzüge berühmter Männer und Frauen, historische Gemählde.

2.

Anekdoten, Erzählungen, Novellen rc.

3.

Kunst- und literarische Anzeigen und Notitzen, Technisches.

4.

Länder- und Völkerkunde.

5.

Moralische Aufsätze.

6.

Physische und naturhistorische Aufsätze und Notizen.

7.

Theater und andere öffentliche Unterhaltungen.

8.

Todfälle.



Sonnabend, den — 1 — 1. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Vor einem zierlichen Gitterthore von Eisen mit Goldknäufen und durch zwey mächtige dorische Säulen getragen, das den Durchblick auf ein freundliches Landhaus erlaubte, zu welchem vom Thore aus eine Allee hoher italischer Pappeln führte, hielt ein schwarzer Jägerofficier hoch zu Rosse in voller kriegerischer Bewaffnung und von echt martialischer Gestalt. Er hatte den Zügel seines unruhigen Ungars fest angezogen, und sein düsterrollendes Auge sah verwundert bald auf das elegante Thor, bald hinüber in die wohlgeordneten, reichen Blumenterrassen des Gartens, bald die Straße zurück zu dem nahen Städtchen, von dem er gekommen, bald suchend auf die üppig grünenden Holzungen, mit denen die lehnansteigenden Hügel bedeckt waren. Er hielt da wie ein Unentschlossener, der überzeugt ist, sein Ziel verfehlt zu haben, und vergebens den Weg dahin zu erforschen strebt. Ein gebückt gehender Mann in schlichter grauer Haustracht kam jetzt innen aus den englischen Gebüschpartien zum Thore, warf einen neugierigen, fast besorgten Blick auf den Reiter, der in seiner schwarzen Uniform mit dem grellen weißen Todtenkopfe über der Stirn nicht eben wie ein erfreulicher und Freude suchender Gast aussah, und stand in der Beschauung still, fast eben so unentschlossen scheinend wie der Fremde außen.

„Guter Freund,“ rief da der Reiter ihn an, „gebt mir doch Kunde, auf welchem Wege man zum Gute des Majors Hochhorst gelangt; die Straßen kreuzen sich hier überall wie Hexenstege, und die Bürger in der Stadt sind so maulfaul, daß ihr laconischer Bescheid, wie ich meine, mich irre geführt.“

„Der gnädige Herr von Hochhorst sind hier zu Hause,“ antwortete das graue Männlein spitz, indem er sein Auge stechender zu dem Reiter aufschlug. „Hat der Herr Husar eine Bestellung, so darf man's nur sagen; ich bin Corporal Balthasar, des gnädigen Majors Leibdiener, und im Rapportiren wohl exercirt.“

„Balthasar du?“ fragte der Reiter und lachte dazu recht ausgelassen. „Ich erkenne dich an der Rabenstimme und der rothen Schmarre, die deine Stumpfnase in einen Habichtsschnabel verwandelte. Aber, bey allen zehntausend Teufeln! wo hast du den Schnauzbart gelassen und die ungarischen Stiefeln? In dem Rocke da hätte ich dich eher für einen Quäker als einen alten Kriegscameraden gehalten. Kinn in die Höhe! Brust heraus! Mensch, welches Complott von Gicht und Zehrung hat dich, den Eisenfresser, zu solch einer Mumie von einem Invaliden herunter getrocknet? Und ist dein Herr eine ähnliche Vogelscheuche geworden, bey des großen Königs Manen! dann möchte ich ihn lieber gar nicht wieder schauen, und sofort rechtsum commandiren.“

Des alten Balthasars Zerrbild hatte sich während der Rede, die eine seltsame Mischung von Schmeichelhaftem und Unangenehmem, von Lob und Tadel enthielt, wunderlich verwandelt, und aus dem mürrischen Ernste war eine besondere Freundlichkeit hervorgegangen, die ihn jedoch keineswegs schöner machte. Er griff rasch in das Schloß des Thorweges und schlug beyde Flügel zugleich weit auf.

„Ey, ey, Herr Rittmeister von Streithelm,“ kreischte er in sichtlicher Freude, „willkommen bey uns! Nehmen's ja nicht übel; der neue Schnitt des Dolmans und die fremde Mütze ließen mich des Königs Officier verkennen, und Sie für einen der Blutsauger halten, die uns lange molestirten. Das wird eine Freude geben! Reiten Sie nur herein, gerade aus gegen das Schloß; der Herr sitzt oben im Zimmer, wo der Balcon hängt. Ach! leider wohl ist's der alte Balthasar nicht mehr; die Jugend ist hin, und das leidige Friedensleben macht die Knochen steif, und die Haare weiß vom Stubendunst. Aber, Gott soll mir segnen und behüten! der Herr ist rasch und wohl, wird alle Tage jünger, daß man's kaum begreift, wie's zugeht, da ihm doch auch die Säbelmotion und der Sattelstoß mangelt. Nun, nur munter hingetrabt, werdens schon selbst besser sehen, als sich's erzählen läßt.“

„Nicht also, du alte ehrliche Haut!“ unterbrach den Redseligen der Schwarze, indem er vom Pferde stieg, und dem Corporal die Hand treuherzig reichte. „Nimm den Zaum, halte das Thier, knüpfe es an den nächsten Baum, wie du willst; mir aber zeige den versteckteften Weg durch die Boscage da, daß ich ungesehen zum Hause komme, denn ich möchte gern überraschen und erproben, ob Freund Richard, genannt die rauhe Faust, eben so blind geworden, wie du es warest.“

„Verstehe,“ antwortete Balthasar schlau, indem er die Stange faßte, und die langen Muschelzügel verschürzte. „Aber blind ist der Herr Major nicht, Gott soll mir segnen und behüten! die Augen sind ihm jetzt erst recht aufgegangen; werden's schon bemerken. Hat sich gute Winterquartiere gemacht, aber der Dienst dabey will nur nicht recht passen für unsereins, dem die Säbeltasche den Gang verdorben und der Carabiner die Finger hart gedrückt. Nur hier hindurch, in die Acacien hinein, die decken uns schon bis zum Schlosse; der Gartenbursch dort soll den Ungar um das Gitter zum Meierhause führen, wo der Marstall liegt.“

„Das klingt ja recht vornehm und fürstlich in der schweren Kriegszeit!“ lachte der Rittmeister. „Ihr scheint die Thaler trefflich vor den französischen Luchsaugen salvirt zu haben.“

„Zwey Stiftsdamen, unsere gnädigen Tanten, hatten die Güte, zum Himmel abzureisen, eben als wir recht auf dem Sande saßen,“ antwortete Balthasar, „und seitdem sind wir aus müßigen Kriegsleuten galante Edelherren geworden.“

Die dicken, vollbelaubten Acacien verbargen jetzt die Wandelnden und verschlangen die übrigen Reden des aus seinem Phlegma gerüttelten Corporals, der vorsichtig seinen Gast zu dem Wohnhause, und durch eine Seitenthür in das Innere desselben geleitete, ihn die breite, elegante Stiege hinaufführte, und auf eine offen stehende Flügelthür deutend flüsterte: „Nur gerade aus: Marsch, Marsch! frisch attakirt! Der Feind sitzt hinten im Marketenderzelte, hat abgesattelt hinter den Kanonen, und ist auf keinen Überfall präparirt.“

Rittmeister Streithelm trat durch die Thür, und suchte seinen soldatischen Schritt so viel als möglich zu sänftigen. Aber je weiter er ging, je mehr wuchs sein Erstaunen. Sein Auge sah durch eine Reihe von Zimmern, welche alle im schönsten und reinsten Geschmack decorirt waren, Tapeten, Möbeln, Gemählde, elegant, aber einfach, nicht überladen in Prunk, aber darum dem Blicke zweyfach angenehm; zugleich die größte Ordnung und Sauberkeit vorherrschend wie in den Courzimmern eines Hofherrn. Zweifel stiegen wieder auf in ihm, daß er dennoch irre gegangen. Wie konnte hier jener Richard Hochhorst hausen, welcher früherhin unter seinen Cameraden als der tollste Wildfang, der ordnungsloseste Genußmensch, der zügelloseste Raufer und Nimrod bekannt gewesen? der freylich von Allen geachtet, ja geliebt worden, weil er Keinen in der Noth verließ, und hätte es das letzte Herzblut und den letzten Thaler gekostet, weil er, wie bey dem Trinkgelag und der grünen Hazardtafel, im Kriegsgetümmel immer vorn und als der Vortänzer zu finden war, und fast alle seine Waffengefährten einmahl losgehauen oder salvirt hatte; der nirgends fester und lieber schlief, als auf dem grünen Rasen neben seinem schwarzen Hengste oder auf der harten Ofenbank der Bauernhütte, der, obgleich ein sprühender Ätna, wenn Leidenschaft ihn entzündete, dennoch flüchtig wie ein echter Husar die Ungebundenheit und den Wechsel in allen seinen Vergnügungen geliebt, und als Jüngling, von der Natur mit den äußern Vorzügen eines Alcibiades und Mars verschmolzen beschenkt, eine Legion von Weibern und Mädchen als weinende Ariadnen verlassen, und den Spruch: Ich gehöre Allen

und lohne mit mir selbst! zu seiner Schilddevise gemacht. Nein, hier konnte jener Richard nicht seine Nomadenhütte gebauet haben. Kein Saufänger, kein langohriger Hühnerhund wälzte sich auf diesen weichen Teppichen; kein Gewehr, keine Waffe, kein abgeschleudert Kleidungsstück deckte die feingepolsterten Sessel; nicht einmahl ein Meerschaumkopf oder eine Hatzpeitsche fand sich auf den blank polirten Tischen.

Der Rittmeister schritt nach einigem Besinnen weiter; seine Zweifel mußten sich ja baldigst aufklären. Drey Zimmer war er schon passirt, von denen jedes das verlassene an Freundlichkeit überboth, da ward sein Fuß an der halb offenen Thür des vierten durch einen Anblick gefesselt, welcher alle die Räthsel, denen er begegnet, überboth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Winters Mahnung.

Mit Silberschimmer treiben
Schneeflöckchen in der Luft,
Und an den Fensterscheiben
Glänzt starrer Blumenduft.

Einst streute bunte Blüthen
Umher des Lenzes Hauch,
Und Purpurrosen glühten
Im Gartenbeet, am Strauch.

So mahnen späte Stunden
Der Greise kalte Brust
An Tage, die entschwunden,
An warme Jugendlust.

Adolf Bube.

Ein Abenteuer in den Tuilerien.

Es war Sonntag! — Ich hatte meinen Wechsel erhalten, und war sehr froher Laune, als ich mein Hotel verließ, um mir auf einem Spaziergange über die Boulevards und durch die Tuilerien Appetit für mein Diner zu hohlen. Die Menge der Spaziergänger in der großen Allee verscheuchte mich in die reizenden Parthien unfern der Wasserkunst, und hier war es, wo ich auf einem Stuhle unter herrlichen Linden eine Dame bemerkte, deren elegantes Costüm, feine Taille und reizend kleiner Fuß mich bewog, ihr gegenüber Platz zu nehmen, um ihr wo möglich ohne aufzufallen ins Gesicht zu sehen. Sie betrog meine Erwartungen nicht. Ein glänzend schwarzes Haar, sehr weißer doch nicht fader Teint, herrlicher Körperbau, und eine wunderniedliche kleine Hand ließen mich bald wünschen, näher mit ihr bekannt zu werden. Als sie das erste Mahl bemerkte, daß ich sie ansah, schlug sie die Augen nieder, ließ sich aber von mir überraschen, als sie meine Augen anderswo hingewendet glaubte, und sorglos ihren Blick auf mir ruhen ließ. Da es uns Menschen nie an der festen Überzeugung fehlt, die gute Meinung, die wir selbst von uns hegen, müsse auch in Andern, nahmentlich aber in Frauenzimmern dominiren, so legte ich die flüchtigen Blicke meiner schönen Unbekannten für Wohlgefallen an meiner nicht eben ganz von der Natur vernachlässigten Persönlichkeit aus, und beschloß, nachdem ich meinen Stuhl verlassen und auf einem andern neben ihr Platz genommen, sie anzureden. Wie die Unterredung nach den gewöhnlichen Präliminarien vom Wetter und von den Schönheiten des Gartens so interessant geworden, daß wir, ohne es zu bemerken, eine halbe Stunde geplaudert, weiß ich nicht; nur erinnere ich mich genau, viel von Theater und den neuen Stücken gesprochen zu haben, mit der Absicht zu erfahren, ob sie vielleicht eins derselben besuchen und mir das Glück verschaffen würde, sie dort zu sehen. Statt aller Antwort lächelte sie; — ich deutete dieß Lächeln, wie man in Paris und in den Tuilerien das Lächeln einer reizenden jungen Frau zu deuten gewohnt ist — rief die Vermietherinn der Stühle heran, und suchte aus einer Handvoll Louisdor ein Silberstückchen, um meinen Stuhl zu bezahlen. Sie lächelte wieder. — Nun schien mir Alles klar. — Ich both meinen Arm, lud sie zu einem Diner bey Very und später zum Theater ein, welches? das sollte ganz natürlich nur von ihrer Wahl abhängen. Neugierig erwartete ich ihre Antwort; — erst stockte sie — endlich fragte sie mich, wie Jemand, der eben einen Entschluß faßt: wie viel Uhr es sey? — „Sechs Uhr!“ — „Da wird es wirklich Zeit den Garten zu verlassen; — es fängt schon an kühl zu werden.“

Sie stand auf — warf einen unruhigen Blick um sich her und nahm dann meinen Arm. — Kaum waren wir an das Gitter gekommen, welches zu den Champs élisées führt, so trat auf ihren Wink ein reich galonirter Lakai, den Hut in der Hand, heran und erwartete ehrerbiethig ihre Befehle.

„Wer ist der Mensch?“ — „Mein Domestik!“ — „So! So!“

Eine elegante Equipage fährt vor. — Sie steigt ein und winkt mir Platz zu nehmen. Ich gehorche.

„Wohin befehlen Madame?“ — „Nach Hause!“ — „Sie werden mir doch das Vergnügen nicht versagen — bey mir zu speisen?“ — „Ich überlasse mich blind Ihrer Führung.“ — „Wirklich? Nun wir wollen einmahl sehen!“ — Nach einer Viertelstunde hält die Equipage vor einem prächtigen Hotel des Faubourg St. Honoré. Wir steigen aus; — Diener öffnen uns die Flügelthü-

ren. — Im Speisesaal stand eine gedeckte Tafel mit acht Couverts. — Ich will meine Unbekannte ausforschen. — „Noch ein Couvert für diesen Herrn!“ — dann nahm sie mich bey der Hand.

Die Thür des Gesellschaftzimmers flog auf. — Am Kamin stand ein ältlicher Mann von sechs jungen Personen umgeben, auf ihn ging es zu.

„Ich habe die Ehre,“ sagte sie leicht und lächelnd, „dir einen Herrn vorzustellen, den du wahrscheinlich nie gesehen hast. Auch mir ging es bis vor einer Stunde so; — da er aber die Güte hatte, mich zu einem Diner einzuladen, so konnte ich nicht umhin, ihn zu bitten, daß er das unsrige theile.“

Alles sah sich erstaunt an! Ich wünschte mich weit hinweg. Noch immer lachte meine Quälerinn, wie ein Frauenzimmer lacht, wenn ihr eine kleine Malice gelungen, und schien mit Vergnügen die Erklärung zu erwarten. — Man darf es mir auf's Wort glauben, daß ich verlegen war, und nicht erst wartete, bis es zur Tafel ging, um ein wichtiges Geschäft vorzuschützen, welches mir das Vergnügen raube, länger zu bleiben. — Ein tiefes Compliment und ich war vor der Thür des Speisesaals, aber der alte Herr kam hinterher. — „Dürfte ich vielleicht so frey seyn, mir morgen früh um zehn Uhr noch einmahl die Ehre Ihrer Gegenwart auszubitten?“ — „Sehr gern, also um zehn Uhr!“

Mein Mittagessen schmeckte mir heute gar nicht, und das Theater ennuyirte mich zum Sterben.

Am andern Morgen Punct zehn Uhr stand ich im Visitenzimmer des Hotels im Faubourg St. Honoré. Ich wurde gemeldet und trat in das Cabinet des Marquis M*****. Freundlich kam er mir entgegen und redete mich höflich an:

„Dreyßig Jahre lang war ich Soldat. Sie werden mich daher gewiß keiner Feigheit beschuldigen, wenn ich keine Genugthuung für Ihr gestriges Betragen fordere. Meine Frau hat mir Alles erzählt. — Sie hat zu dem ganzen Mißverständniß die erste Veranlassung gegeben. Gewiß werden Sie eine Frau entschuldigen, die erst zwanzig Jahre zählt. Ich bin sechszig!“ fügte er mit einem Achselzucken hinzu. — „Wahrscheinlich schien es ihr besonders picant, mich, der ich älter bin, auf solche Weise von ihrer Anhänglichkeit zu überzeugen. Daß ich den ganzen Scherz mißbillige, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Von Ihrer Ehre fordere ich, daß Sie, indem Sie mein Haus verlassen, meinen Nahmen vergessen und die Gelegenheit vermeiden, uns wiederzusehen.“ — Ich versprach es. — Er öffnete die Thür; — ich glaubte das Rauschen eines seidenen Kleides zu hören — doch sah ich Niemand und unterdrückte erst das Klopfen meines Herzens, als ich den Faubourg St. Honoré weit hinter mir hatte. S.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Am 17. December gingen „die Geschwister,“ von Göthe, zum zweyten Mahl mit neuer Besetzung in die Scene. Göthe's dramatische Charaktere, so rein objectiv und in sich abgeschlossen sie auch gehalten sind, stehen nichtsdestoweniger in leiser inniger Beziehung zu manchem seiner interessanten Lebensverhältnisse. Und weit entfernt, daß jene dadurch mit seiner subjectiven Lage zusammen fließen, wie dieses bey sonst auch eminenten Talenten leider nur zu oft der Fall ist, gewinnen sie noch vielmehr dadurch an Kraft, Wahrheit und Plasticität, und dieß um so leichter, je mehr seine Phantasie den Stoff zum Theil schon gebildet und geformt vorgefunden. — Diese allgemein ausgesprochene Bemerkung wäre vorzüglich auf des Meisters Jünglingsproducte anwendbar, wo die lebensvolle Receptivität die angeschauten, oder erlebten Ereignisse leicht verarbeitete, und zum Kunstgebild gestaltete. So entstanden auch die „Geschwister.“ Marianna's Hingebung, ihr, in die Seele ihres vermeinten Bruders überströmendes Liebleben; ihre naive Weise, frey von aller entnervten Weichlichkeit und Marklosigkeit, an der viele ihr nachgeafften Geschöpfe kränkeln — wie mahnt alles unwillkührlich an jenes zarte Verhältniß zwischen Göthe und seiner einzigen Schwester, wovon im siebenten Buche seiner „Dichtung und Wahrheit“ Erwähnung geschieht!

Das ganze Stückchen, höchst kunstlos und einfach entwickelt, bewährt den Meister in jeder Scene. Die glühendste Liebe, mit der zartesten Weiblichkeit vereint; die, in Leid und Liebe groß gewordene Erfahrung des Weltmanns, das überwallende Herz mühsam zurückhaltend, bis der geliebte Gegenstand ganz zum Besitz geworden — sind bis in die kleinsten Nüancen, mit einer bewundernswürdigen psychischen Tiefe durchgeführt. — Selbst jener Künstlergabe, die, wie Göthe selbst gesteht, er oft bewußtlos übte: die Natur nähmlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken er eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet — scheinen wir in der Schilderung von der alten Käsehändlerinn zu begegnen, die des Nachts mit der Brille auf der Nase an der Wage saß und emsig wog, die an die niederländische Schule erinnert, welche, im Vorbeygehen gesagt, der Weltanschauung Göthe's am meisten zuzusagen scheint.

Die Darstellung war höchst gerundet, und ganz geeignet, die wärmste Theilnahme, die unser kunstsinniges Publicum an dem lebensfrischen Gebilde unseres Altmeisters genommen, vollkommen zu befriedigen. Hr. K o c n spielte den Wilhelm mit einer Gefühlswärme, Besonnenheit und Manneskraft, die dem beliebten Künstler auf's neue die regste Theilnahme erwarb. Dlle. P e c h e, als Marianna, wußte einen Liebreiz, einen Zauber zu entfalten, der höchlich ansprach, und wäre dieses auch nur die einzige Rolle, in der wir diese Künstlerinn gesehen, sie würde schon allein genügen ihr glänzendes Talent zu bewähren. Auch Hr. H e r z f e l d, Fabrize' wirkte zum Gelingen des Ganzen mit angemessenen Mitteln bey.

Darauf folgte: „Der Ehemann als Bittsteller,“ welches Lustspiel wie immer höchst beyfällig aufgenommen wurde, welcher Beyfall aber vorzüglich dem meisterhaften Spiel der Dllen. M ü l l e r und H e u s c h k a, und der HH. L ö w e, F i c h t n e r, W i l h e l m i und H e r z f e l d zuzuschreiben wäre. - L e l l e r i .

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Ritt. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 2 — 4. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war wirklich der gesuchte Richard von Hochhorst, der dort in einem Armsessel saß; aber die Situation, in der der Camerad den Jugendfreund fand, paßte noch weniger zu ihm, als die Umgebung. Herr Richard erschien noch immer als ein stattlicher Mann, obgleich er ein halbes Jahrhundert gesehen haben mochte; seine Gestalt zeigte edle Kraft wie sonst; das dunkle Auge war nicht verglüht; nur das kastanienbraune Haar und der dichte Bart schillerte in hellern Farben und hatte viel von seiner Üppigkeit verloren; sein Anzug war fein und nett, für sein Alter fast stutzerhaft, der perlgraue Pohlenrock elegant und reich mit Silberschnüren besetzt, und vor diesem Fünfziger lag ein weibliches Wesen auf den Knien, von dem man auf den ersten Blick behaupten konnte, daß es ihr wenige weibliche Evenkünste gekostet haben würde, die ganze männliche Jugend ihres Landes in solch demüthiger Stellung vor sich im Staube zu sehen.

Der Rittmeister traute seinen Augen nicht, und gegen seinen Charakter zwang ihn die Neugier, zu lauschen und zu horchen. Das Frauenzimmer wandte ihm zwar den Rücken zu, aber ihr schlanker Wuchs mit der jugendlichsten Fülle geeint, gab ein so reizend Bild, daß das rauhe Soldatenherz wärmer klopfte, und sich die Augen eines Argus wünschte; auch der Anzug dünkte dem heimlichen Beschauer wunderlich, denn das reiche, volle blonde Haar war festlich geordnet, ja selbst mit einem glänzenden Steindiadem geschmückt, ein herrlich geformtes Bein ward durch die kniende Stellung sichtbar, welches ein Seidenstrumpf und ein Atlasschuh deckte; den Leib aber umhüllte ein schlichtes Morgengewand von bunt gewürfeltem Schottenzeuge, das in vielen Falten von den Schultern zum Boden herabfiel, und kaum durch den Schluß eines einfachen Gürtels die schönste Taille erkennen ließ. Mit Augen, welchen ein zwanzigjähriges Seelenfeuer entströmte, schaute Herr Richard auf die Kniende hinab, die ihre Arme um seinen Leib gelegt, ihr Gesicht an ihn gepreßt hatte, und die traulich-heimliche Scene zwischen Göthe's Clärchen und ihrem angebetheten Egmond aufzuführen schien.

„Warum siehst du mich heut so besonders an, zärtlich und besorgt zugleich? Siehst du es nicht gern, daß ich fahre, so bleibe ich daheim bey dir," sprach das Dämchen mit einer reinen, angenehmen Stimme, die wie aus dem Herzen, und darum auch zum Herzen klang.

„Hätte ich Ursache zur Sorge?" fragte Herr Richard zurück, indem sein Blick sich schärfte und in die Seele der Knienden zu senken schien. „Nein, meine Cilla ist wahrhaft, und dieses liebliche Mäulchen kann nicht lügen. Und warum wolltest du auch? Du könntest ja freyer

sprechen. Geh, du Graukopf, Cilla ehrt dich wie einen Vater, aber zum Gespons bist du mir nicht recht. Der alte Kriegsknecht würde murren, trauern, aber nicht mit dir, sondern mit der Natur grollen, die dich zu spät und ihn zu früh erschuf und — würde dich doch lieb behalten, so lieb, wie er kein Wesen auf Erden liebte und je mehr lieb haben kann. Aber früher hättest du das Körbchen flechten müssen, denn jetzt müßten sich doch Zweige vom Baume der Falschheit hineinwinden. Ich weiß, was ich dir bin, und darum vertraue ich, und gönne dir die Freuden der Jugend, damit mich Niemand einen Räuber schilt. Fahre zum Feste der Freundinn, die Mutter ist ja neben dir; und welcher Adonis wird mir denn heut' meine kleine Braut entführen?"

„Louise schickte den Wagen, Herr von Myrrhen soll uns zu ihr hohlen," antwortete die Jungfrau; doch schien die Stimme etwas bey der Antwort zu schwanken.

„Der wortarme, scheue, blonde, blaßwangige Gerichtsrath theilt seinen Ritterdienst mit Aufopferung zwischen euch," versetzte Herr von Hochhorst, „und mein Töchterchen scheint ihn nicht ohne Theilnahme und Freude zu sehen."

„Er ist der Freundinn zugethan, ihr Erwählter," antwortete Cilla rasch und fast überlebhaft für die Antwort. „Er ist still und ernst und hat so fromme Augen. Glaubst du mir denn schon wieder nicht, daß ich nichts werth halte als dich, daß, wo ich seyn mag, nur du bey mir bist, und daß ich dich bey jedem Feste vermisse?"

„Glaub's, glaub's, mein Schmeichelpüppchen," antwortete der Sitzende, indem er das Mädchen unter das Kinn faßte; „wollte Gott, ich könnte dein Tänzer seyn! So ist es jedoch besser, ich bleibe im Stübchen, und freue mich heimlich, daß ich dich froh weiß, bis die Zeit kommt, wo ich mein Weibchen der Welt präsentiren darf, und als der Beneidete da stehen werde vor allen Junkern und schwarzlockichten Leckern. Aber ob mein Herzchen sich dann nicht schämen möchte?"

„Nein! Nein!" rief das Mädchen mit Innigkeit. „Du bist der beste aller Männer, mein Wohlthäter, mein Freund. O Alle könnten sich Glück wünschen, wären sie so gut und so hübsch wie du? Ich mag keinen Andern, wüßte ich doch keinen Bessern."

Sie bog das Köpfchen seitwärts zurück, und hob den schönen Mund so lockend, daß Herr Richard wie natürlich seine Lippen darauf drücken mußte, und der Kuß wurde so lang, daß der Zuschauer, aufgeregt durch das leckere Schauspiel, sich vergaß und durch eine veränderte Stellung mit dem Wehrgehäng klirrte. Des Mädchens Auge funkelte sogleich zu ihm her; ein geregeltes, mit dem schönsten Carmin überflogenes Antlitz blieb ihm einen Augenblick sichtbar, dann that die Dame einen Schrey und sprang auf und floh in eine Seitenthür, obgleich ihr Freund die Hände haschend ausstreckte, ihre Flucht zu hindern. Hastig stand Hochhorst jetzt auf und kam mit feindseligen Blicken dem Fremden entgegen. Aber in ein schallendes Gelächter brach er aus, als sein funkelndes, scharfes Auge auf der Stelle den alten Freund erkannt hatte, und seine beyden Arme breiteten sich unverzögert nach dem schwarzen Reiter aus.

„Dachte ich doch nach dem Sarras greifen zu müssen, um einen unbescheidenen Störenfried zu delogiren, und da steht das alte, liebe Gesicht vor mir," sprach er recht herzinnig. „Aber der Alte bist du geblieben, immer etwas massiv gerade aus in Freundes- und Feindesland. Bey mir hat's indeß nichts zu sagen, ist mir lieb sogar; denn so bist du, wie immer bey meinen Herzensgeschichten, ohne Vorrede und Umschweif der Vertraute geworden, und darum mir zweyfach willkommen!"

Beyde herzten sich traulich, und der Gutsherr riß dann mit Hast am Schellenzuge, bis der Balthasar endlich erschien, und schneller als er gekommen, davon eilte, um dem lange nicht gehörten Befehle, eine ganze Batterie Rheinweinflaschen herauf zu convojiren, auf's prompteste nachzukommen. Der Major zog jetzt den Freund zu sich auf den üppig gepolsterten Divan, und umfaßte ihn nochmahls recht brüderlich. „Bist du's denn wirklich," rief er vergnügt, „mein Carolus, einst Richards Blondel genannt? Wie kommst du denn in diesen vergessenen Winkel des Königreichs? Willst du etwa auch den Helm zum Kochtopfe machen, und bist das wüste Kriegsleben satt? Bravo! Errichte dir auch so eine Andenkstrophäe, wie ich dort an der Wand gethan; laß den Staub und Rost sich legen über die wilde Vorzeit, und umgib sie mit der lieben blumenreichen Gegenwart, und hast du kein eigen Nest, bey dem königlichen Adler! ich theile meinen Horst mit dir, worin Platz genug ist für ein doppeltes Bett; haben wir doch in dem Koth der Champagne oft unsern Schimmelzwiebâck, den letzten Tropfen Kirschwasser und unsern Jammer und die Sehnsucht nach der Mama als unbärtige Buben getheilt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Seht, das Bett der größten Flüsse
Wird durch Eis gedämmt,
Und der Schritt der müden Füße
Wird durch Schnee gehemmt;
Uns're Lungen sind den Winden
Völlig unterthan, —
Auf, den Frost nicht zu empfinden,
Stoßet Alle an!
Doch das W o r t, nach meinem Dünken,
Muß sehr zahlreich seyn,
Reichlich gebt uns Wein zu trinken,
Aber guten Wein.
Ach, ein Tag ist bald verflossen
Und das Grab bereit.
Auf denn, munter angestoßen,
Denkt nicht an die Zeit!
Denn sind wir, w e n n u n s e r m W o r t e
Z w e y d e r Z e i c h e n f l i e h' n, —
Weilt der Geist am andern Orte,
Sinkt in Staub der Leib dahin.

H o m o n y m e.

Vom königlichen Prunkgesäul' umgeben
Gewahrt ihr mich im freyen Weltenraum,
Ihr gehet auf mir, und vermöget kaum
Mit Adlersflug euch zu mir zu erheben.

Ihr grüßet mich mit ehrfurchtvollem Streben,
Und wollt nicht, daß des Kleides tiefster Saum
Mich streife; manchmahl zieret mich ein Baum,
Wiewohl nur luft'ge Schleyer mich durchweben.

Ihr sagt, ich sey nicht hold den Fußpartien,
Und wandl' ich frey am heitern Frühlingstage,
Dann seh' ich schaarenweis' euch nach mir zieh'n;
Und bin gewöhnlich nur bey Nacht zu schauen;
Schütz' ich, dann könnt ihr sorglos Felder bauen,
Da ich bey Regen euch mit Kehricht plage.

J. E h r e n w e r t h.

Bemerkung zur Geschichte der Cholera morbus.

Am 7. May 1827 hatte der russische Gränzzolldirector von Kiachta eine Conferenz mit dem chinesischen Oberbeamten an der Gränze in Bezug auf die Fortschritte der Cholera nach der russischen Gränze. Der chinesische Gränzbeamte bestätigte die Anwesenheit der Krankheit in Kuku-choton, einer chinesischen, 1000 Werste von Kiachta entfernten reichen und bevölkerten Stadt, bestritt aber die Wahrscheinlichkeit des weitern Vorrückens der Krankheit nach der russischen Gränze, welche nähmlich viel höher liege und nicht so bevölkert sey; auch kämen die Handelscaravanen zu einer kalten Jahreszeit dahin, wo die Krankheit jedes Mahl verschwinde. Dabey ließ sich der Chinese sehr weitläufig über eine höhere Prädestination aus und bemerkte, daß in China keine Sanitätsmaßregeln zugelassen, dergleichen auch wegen der so großen Bevölkerung unnütz seyn würden, und daß diese Art Krankheit ihrem Reiche um so mehr Raum verschaffe, je ungewöhnlich mehr Menschen sie hinwegraffe (!). Die Epidemie kenne ihre Opfer, wähle die in Unsauberkeit und Unmäßigkeit lebenden Menschen aus, und verschone die Unverzagten, Mäßigen und Reinlichen. Auf solche Art habe sich auch der Kaiser geäußert, als die Krankheit in Peking gewüthet, worauf Alles Muth gefaßt hätte, so daß der Epidemie nichts übrig geblieben sey, als die Residenz zu verlassen.

Dieß wäre, meinte der Chinese weiter, aber noch gar nichts gegen den Fall, der sich im Jahre 1070 ereignet hätte. Damahls sey in Peking eine wunderbare Krankheit erschienen, die ihre Wirkung an den Zöpfen derjenigen äußerte, welche ihre Häuser verließen, und in der äußern Luft sich aufhielten. In einer ganz kurzen Zeit verzehrte diese Krankheit den halben Zopf, und so wie das geschah, mußte der Mensch sogleich sterben. Als der damahlige Kaiser dieß erfahren, habe er nachdrücklich geäußert, er wolle von einer solchen Krankheit gar nichts wissen, und dieser, mit Festigkeit ausgesprochene und sogleich bekannt gemachte feste Wille habe bewirkt, daß die Krankheit alsbald verschwunden sey. — Als der Chinese bey dieser Erzählung ein Mißtrauen in den Gesichtszügen des russischen Beamten bemerkte, äußerte er noch lächelnd gegen den letztern, er werde doch glauben, daß die Furcht den Geist entkräfte, und daß dieser entschieden auf den Körper wirke!

Ein Besuch in einem arabischen Harem *).

In meines Gemahls Abwesenheit blieb ich immer auf meinem Zimmer; doch eines Abends, als ich, der kühlen Seeluft zu genießen, auf meiner Terrasse spazieren ging, öffnete sich ein Fenster, das ich vorher gar nicht bemerkt hatte, langsam, und eine dunkle Hand schien mir zu winken. Ich trat erschrocken zurück, als ich mich aber wieder umsah, bemerkte ich mehrere Frauen am Fenster, welche mir eifrig zuwinkten und mir durch Zeichen zu verstehen gaben, daß die Männer alle abwesend seyen. Da ich noch immer zauderte, erschienen eine Negerinn und ein Knabe auf einer andern Terrasse,

*) Aus dem eben erschienenen Narrative of a journey overland from England by the Continent of Europe, Egypt et the red Sea, to India, in the years 1826 — 1828, by Mistress E l w o o d.

und drangen durch Zeichen in mich, zu ihnen zu kommen. Nach einem kurzem Kampfe zwischen Ängstlichkeit und Neugierde, siegte endlich die letztere, und ich ging die Treppe hinunter, an deren Fuß mir der Knabe entgegenkam. Er hob einen schweren Vorhang auf und führte mich in einen kleinen innern Hof, an dessen Thüre eine Menge Weiberpantoffeln standen, und worin ich ungefähr ein Dutzend Frauenspersonen traf, welche in weite Beinkleider, eng anliegende Jacken und sehr zierliche Turbane gekleidet waren. Sie empfingen mich mit der innigsten Herzlichkeit und Freude; die vornehmste Frau, die sich Zakkara nannte, ließ mich neben sich niedersitzen, faßte mich schmeichelnd bey der Hand, gab mir einen Blumenstrauß und reichte mir, nachdem sie selbst davon gekostet, Kaffeh, der in den gewöhnlichen schönen, kleinen Porcelläntassen auf einem silbernen Teller credenzt wurde. Er war aber so sehr mit stark riechenden Stoffen gemischt, daß ich ihn kaum zu trinken vermochte. Sie stand in ihrem Benehmen so hoch über den Andern als eine englische Dame über ihren Mägden. Sie war von leichtem schmächtigem Bau, hatte hübsche sanfte Züge, mit lebhaftem, geistreichem Ausdruck, und war in ihrem Wesen so graciös, als herzlich und munter. Die andern Weiber drängten sich neugierig um mich her; wir unterhielten uns recht lebhaft durch Zeichen, und wenn wir uns einander nicht verständlich machen konnten, so lachten wir alle zusammen aus vollem Halse. Sie fragten mich, wo ich herkomme, ob ich vieles Geschmeide und viele Kinder habe, und zeigten mir die ihrigen mit lärmender Freude. Mein Anzug fiel ihnen sehr auf. Am meisten Spaß schien ihnen der Umstand zu machen, daß meine Kleider hinten zugeschnürt waren; auch konnten sie nicht begreifen, wozu die breiten Zeugstreifen dienen sollten, die unten am Rock waren. Ich blieb einige Zeit bey ihnen sitzen, und erst auf meine wiederhohlte Versicherung, daß mein Cowasjie (Gatte) auf mich warte, ließen sie mich gehen.

(Der Schluß folgt.)

Notizen.

Correspondenz-Nachrichten.

Olmütz im December 1830.

In dem Blatte des Sammlers vom 11. December 1830 Nr. 148 erlaubte sich ein Recensent, über das Olmutzer städtische Theater des Ausdrucks zu bedienen, daß die Theatergesellschaft am 4. October d. J., als an dem hohen Nahmensfeste Sr. Majestät des Kaisers, verdient hätte, ausgepfiffen zu wreden. Man fühlt sich dagegen veranlaßt, Folgendes in diesem Blatte als Widerlegung dieser Recension einrücken zu lassen: Hr. Director Hoch pachtete das Olmützer städtische Theater erst am 6. September, schon am 4. October zur Feyer des hohen Nahmensfestes Sr. Majestät des Kaisers das Theater zu eröffnen, um spielen zu können, mußte aber in aller Eile einen Theil seiner Gesellschaft zu Baden nach Olmütz schaffen, weil der übrige Theil, seinem Contracte gemäß, bis 15. October in Baden fortspielen mußte. Dieß setzte ihn freylich außer Stand, gleich bey dem ersten Stück dem Publicum vollkommen Genüge zu leisten, und das Personale mit einer vollständigen Garderobe, der Feyer dirses Tages gemäß, zu versehen; indessen both er in der Folge alle seine Kräfte auf, und bey den meisten Stücken wurde Mad. und Dlle. Hoch, Hr. Roll, Skoli und Graff, so wie Dlle. Horst, gerufen, und in dem Stücke: „Die Versöhnung" wurde sogar die ganze spielende Gesellschaft mit dem ungetheiltesten Beyfall des Publicums beehrt und hervorgerufen. Es ist also der Vorwurf, das Auspfeifen verdient zu haben, für die ganze hiesige Schauspielergesellschaft höchst beleidigend, und unverdient. Der Recensent hätte sich statt des sehr übel angebrachten juridischen Spruches eher der Warnung bedienen sollen: Si tacuisses, philosophus mansisses.

Concertanzeige.

Am 6. d. M. gibt der beliebte Singlehrer Hr. Mozzatti (wohnhaft am Ende der Singerstraße, im Filzgäßchen Nr. 815, im 4. Stocke links die Thüre) um die Mittagsstunde eine musicalische Privatakademie im kleinen Redoutensaale, worin er selbst eine Arie aus Rossini's „Zelmira" vortragen wird. Unter den übrigen Mitwirkenden befinden sich Dlle. Segatta für den Gesang, Fräulein Nina Sedlak für das Pianoforte. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind, außer in der oben angezeigten Wohnung des Concertgebers, auch in den Kunsthandlungen der HH. Artaria, Diabelli und Mechetti zu bekommen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 3 — 6. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.
(Fortsetzung.)

Streithelm warf zuerst einen Blick auf die Wand, nach welcher des Freundes Hand gedeutet, und wirklich fand er dort eine gar besondere allegorische Trophäe errichtet. Hoch oben hing die kegelförmige Mütze der alten Todtenköpfe des Königs Fritz; ihr mit Silber gefütterter Wimpel bewegte sich geisterhaft in der Zugluft, welche durch die offen stehenden Fenster einströmte. Darunter war der schwere Sarras der schwarzen Husaren nebst den Silberspornen und zwey mächtigen Pistolen befestigt; aber zu der heroischen Gruppe hinauf sah von einem zierlichen Postamente ein schön in Marmor gearbeiteter Cupido, indem er mit schalkhaftem Lächeln einen Pfeil zerbrach; hinter dem Liebesgotte erhob sich der baumähnliche Stamm einer großblätterigen Myrthe, ganz bedeckt mit den feinen weißen Büschelblüthen, und zu beyden Seiten prangten zwey herrliche immer blühende Rosentöpfe, und hüllten den Sohn der allmächtigsten Göttinn in eine duftende Laube ein.

Lange betrachtete der Rittmeister die sprechende Allegorie, ein Zug von Wehmuth kam in sein braungebranntes Antlitz, und recht ernst kehrte sein Auge zu dem Freunde zurück.

„Vielerley hatte ich geträumt auf dem Marsche hieher, wo ich dich angesiedelt wußte," sagte er; „meine Phantasie zeigte dich mir in mancherley möglichen Gestalten, aber so dich wiederzufinden, habe ich wahrhaftig nimmer erwarten können."

„Glaub's dir, Carolus!" versetzte Herr Richard. „Dich hat Gott Mars alt gemacht vor der Zeit; ich entwich ihm zu rechter Stunde, und wie dem Wallenstein ist der alte Saturn an meinem Haupte hingegangen und hat die Reste der Jugend unberührt lassen müssen. Der heitere jugendliche Geist balsamirt gleich den ägyptischen Osirispriestern den Leib, daß er unzerstörbar wird wie der ewige Jude, und die Liebe haucht ihm einen Lebensodem ein, der alle Winter zu Maymonden umzaubert. Man hat ja Beyspiele, daß Greisen die Zähne neu wuchsen wie Milchkindern, und du kannst bey mir noch erleben, daß das Bischen Grau, welches mein dichtes Braunhaar maliciöser Weise zum Scheck machte, sich wieder in die echte Kastanienfarbe verwandelt, mit der ich einst so eitel that."

„Einst!" sprach Streithelm scharf betonend nach. „Es liegt ein gut Stück Zeit zwischen diesem Einst und unserm Jetzt. Als der schlanke Lieutenant um die stolze Wittfrau, die schöne Mathildis, warb, war das Vaterland noch unser." — Hochhorst zuckte fast unmerklich zusammen, und griff nach dem grünen Römer, den der Balthasar indeß auf dem runden Mahagonytischchen aufgepflanzt. „Mußt du, hartherziger Kriegsknecht, mich sofort in der schönen Stunde des Wiedersehens an die

bösesten Stunden meines Lebens erinnern? Ja, ich bin auch einmahl ein Sinnesknecht, ein verrückter Kettenträger gewesen. Der Schwarze hohle alle stolze, herrische Weiber, welche die Liebe zum Fangnetze machen, um demüthige Satelliten an ihre Schleppe zu binden! Ich habe nur Eine Narrheit in meinem Leben begangen, und das war jene knechtische Werbung. Gut, daß mir die Augen aufgingen, ehe die Fuchsfalle zuschlug, und ich zu rechter Zeit satteln lassen konnte."

„Sie hatte dich recht warm geliebt, ich weiß das von dir selbst," fiel Streithelm ein; „sie hatte dir manches geopfert."

„Was opfert ein Weib nicht, um ihren Endzweck zu erreichen?" entgegnete der Major leichthin. „Sie reiste nach Italien, um das kaltstolze Herz der Sonne näher zu bringen, die ihm nöthig that. Ich hörte nie mehr von ihr, habe sie verschmerzt, vergessen. Lassen wir sie, und reden von uns, und was dich zu mir führt."

„Das Schicksal," antwortete der Rittmeister scharf, „ich wollte, du ließest mich sprechen: Dein Schicksal. Sieh mich recht an, und errathe einmahl, was ich meine."

Hochhorst maß ihn vom Scheitel zur Sohle. „Deine Tracht mahnt mich an eine liebe Zeit," sagte er sinnend; „diese Farbe trugen wir auf der Potsdamer Revue und der weiße Schädel prangte ehedem auch über meiner Stirn; eine liebe Zeit! Doch die jetzige ist schöner," setzte er schnell hinzu, „schöner, gleich dem Johannisberger neben dem Champagner Brausetrank. Die Modegöttinn hat sich leider auch den Kriegerstand unterjocht, den Schnitt deines Dolmans kenne ich nicht, aus der ungarischen stattlichen Mütze ist ein Studentendeckelchen geworden, aber den Zeitungen nach ist das des tapfern Lützows Uniform, die sich junge Ehre erwarb vor allen deutschen Kriegstrachten."

„Sie ist es," antwortete Streithelm wärmer: „ein echter Sohn der alten Todtenköpfe gehört sie der deutschen Guerilla, der wilden Jagd, die ein Schrecken der Franzosen wurde, wo sie auftrat. Eine Musterkarte aller Volksstämme, vereint sie die besten aus ihnen unter dem Bilde des rächenden Schreckens; Märker und Spanier, Tyroler und Meklenburger, Sachse und Bayer fochten in ihr Schulter an Schulter voran in den Erlösungsschlachten für die befleckte Ehre der Ahnen. Es gibt keinen ehrenvollern Platz den verhaßten Franken gegenüber als in diesen Schwadern. Der Waffenstillstand geht zu Ende, der Feind scheint in dieser Gegend eine Operation vornehmen zu wollen; jenseits der Wälder ließen sich schon Würtemberger sehen; darum ward meinem Schwader die Ehre, schnell die Gegend zu occupiren, Ennemoser und Friesen führen uns die Jäger nach, und bald wird Lützow selbst zur Stelle seyn. Bruder, reiß den trägen Sarras von der Wand, umgürte dich mit ihm ohne Zögern, daß ich die Freude genieße, in dir dem tapfern Führer einen neu gewonnenen Eisenarm vorzustellen, der ihm lieber seyn wird als hundert Recruten. Feuer und Wille ist zur Genüge in dem jungen Volke, aber die Umsicht fehlt, die Gewohnheit des ernsten Dienstes. Richard, wache auf aus deinem Schlummer; es ist das Vaterland, welches ruft, es ist des herrlichen deutschen Königs Stimme, welche im Munde des Freundes fordert!"

Hochhorst war sichtlich lebendiger geworden bey der Standrede des erwärmten Waffenbruders; aber bald verzog sich die kriegerisch gewordene Miene wieder zum gemüthlichen Lächeln, und kopfschüttelnd legte er seine Rechte auf des Freundes Hand. „Die Schwärmerey der Ehre steckt an wie die Schwärmerey der Liebe, auch die Älteren, merke ich," sagte er launig. „Klingt doch dein Spruch fast eben so wie des alten unglücklichen Herzogs Rede, als wir im Angesicht der Thürme des ominösen Jena aufmarschirten; nur poetischer sprichst du, ist doch auch der deutsche Tyrtäus Körner mit euch. Aber, Freundchen, mich verlockst du nicht mehr. Mit der coquetten Dame, Ehre genannt, bin ich fertig geworden, seit mir die Kugel bey Saalfeld das Tänzerbein verdarb. Mich verlockt keine Zeitungsposaune, die über meinen zerhauenen Leichnam eine zu allen Polen schallende Lobrede trompeten möchte. Ich lernte das Leben von bessern Seiten kennen; man kann das Vaterland lieben, ohne sich darum todt schlagen zu lassen, und die eigentliche Ehre gewinnt sich Niemand, der sie nicht mitbrachte in der eigenen Brust, und da sie zu bewahren wußte tief und unantastbar wie den Nibelungenhort."

„Du bist ein Sibarit geworden, ein zärtlicher Damöt auf deine alten Tage," versetzte unwillig der Lützower, indem er aufstand; „die sehenswerthe Theaterposition, in der ich den Ulyß und seine Circe fand, hätte mich warnend abhalten sollen, mein warmes Wort zu vergeuden."

Mit starker Hand zog Richard den Erzürnten auf den Sitz zurück, und sein freundliches Gesicht wurde recht ernst dabey.

„Rühre mir das nicht an," sprach er mit Strenge und bewegter Empfindung; „du könntest den Freund tie-

fer verwunden, als deine Kriegslust es gemocht. Da, stürze den goldenen Rebensaft hinunter, schwemme den Groll hinweg, und höre eine Geschichte, welche dir vielleicht langweilig klingt; ein Bekenntniß, das ich dem lieben Wesen schuldig bin, welches du eben mit beleidigtest; eine Idylle, die du hören mußt als Strafe für dein soldatisches Eindrängen in die heiligste Mysterie meines Daseyns." — Streithelm sah den immer werth gehaltenen Jugendfreund mit einer Mischung von Neugierde und Widerwillen an, schlürfte den Römer aus, strich sich den mächtigen Knebelbart, und lehnte sich unmuthig in die Polster zurück, indeß der Major begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Soldat im Schilterhäuschen.

Brr — streift doch so schneidend der Wind vorbey
Und saust mir sein Lied in die Ohren,
Am Himmel, wie hängen die Wolken so schwer,
Die Gasse so öd', der Ring so leer,
Die Fenster zu Stein all' gefroren.

Husch! — dichter nur in den Mantel gehüllt,
's strömt wärmer dann gleich durch die Adern;
Ein Thor, der da lange mit Wetter und Zeit,
Mit dem launichten Schicksal läge im Streit,
Wozu all' das Grollen und Hadern.

Ward auch just nicht — um in stürmischer Nacht
Zu Wachen und Frieren geboren,
Auch mir lachte einst im heimischen Land
Ein besser Geschick — doch die Zeit entschwand,
Verloren ist einmahl verloren.

Nur Eines, das regt mir noch öfters die Brust,
Das werd' ich so leicht nicht verschmerzen:
Dich, Bärbchen! du süßes, freundliches Kind!
Mit den Äuglein so treu, den Wangen so lind',
Dich, mit deinem kindlichen Herzen.

Ach, sagte mir einer nur, wie's ihr ging,
Wollt' gern' ja nichts weiter verlangen,
Vielleicht, daß sie eben zur Stunde jetzt Braut,
Vielleicht, daß sie längst einen Theuer'n getraut
Und liebenden Arm's jetzt umfangen.

Vielleicht auch — ey, wird's doch mit einem Mahl
So heiß in den engenden Planken,
Puh! — muß nur in Schnee und in Sturm wieder 'naus,
's ist doch gar zu dunstig im Schilterhaus,
Zumahl — mit verliebten Gedanken!

Johann N. Vogl.

Ein Besuch in einem arabischen Harem.

(Beschluß.)

Am folgenden Morgen erhielt ich eine förmliche Einladung, meinen Besuch zu wiederhohlen, und ich wurde eine sehr schöne Treppe hinaufgeführt, an welcher der Hausherr, dem Anschein nach, im Gebeth begriffen stand, offenbar aber in der Absicht, mich, ohne daß ich es merken sollte, zu sehen. Ich wurde feyerlich in den Prunkgemächern empfangen, und fand sämmtliche Weiber weit prächtiger gekleidet, als am Abend zuvor. Zakkara hatte schön gestreifte seidene Beinkleider und einen reich mit Silber besetzten Leibrock an, welcher bis zu den Füßen hinabreichte. Aller Hände und Füße waren mit Henna bemahlt, und sie wunderten sich, die meinigen in ihrer natürlichen Farbe zu sehen. Die Möbeln bestanden vorzüglich aus Ruhebetten, welche an den Wänden herumliefen, und man wunderte sich auf's Neue, als ich die europäische Art zu sitzen ihrer orientalischen vorzog. An den Wänden hing eine Stelle aus dem Koran in einem Rahmen von Email, und in einer Vertiefung stand ein bemahlter Koran, den sie mir zeigten. Ein angenehmes junges Weib saß auf einem niedrigen Stuhl und machte silberne Borten, deren Verfertigungsart und Gebrauch als Besetzung der Kleider sie mir erklärte. Mein Anzug wurde auf's Neue durchgemustert und erregte abermahls ihr Erstaunen. Man brachte Erfrischungen, welche alle, ehe man sie mir darreichte, gekostet wurden, wahrscheinlich um mir zu zeigen, daß sie nicht vergiftet seyen, und fragte mich auf's Neue über meine Kinder und meinen Schmuck aus. Sie sagten mir alle ihre Nahmen, bemühten sich aber vergebens, den meinigen auszusprechen. Auf einmahl erhob sich ein lautes Freudengeschrey, Gelächter und Händeklatschen; sie zogen mich schnell an's Fenster, und da sah ich meinen Mann auf der Straße. Er war in seinem englischen Anzuge mit dem Hute auf dem Kopf, über welchem einer seiner Diener einen Sonnenschirm hielt, eine so ungewöhnliche Erscheinung an diesem Orte, daß ihm eine Menge Neugieriger folgte. Der Anblick machte meinen braunen Freundinnen ungemeine Freude, und diese wurde noch größer, als sie erfuhren, daß die sonderbare Erscheinung mein Cowasjie sey. Der Hausherr kam nun auch herzu; er behandelte mich mit der größten Achtung und brachte mir einen Säugling, welcher goldene Ringe in Nase und Ohren hatte und der, wie er mir mit Vaterstolz ankündigte, sein und Zakkara's Kind war. Auch er befragte mich über meine Kinder und meinen Schmuck, zwey Gegenstände, welche eine morgenländische Einbildungskraft immer vorzüglich zu beschäftigen scheinen. Mit einiger Mühe machte ich ihnen die Bedeutung meines Traurings, welcher ihnen aufgefallen war, begreiflich; indessen betrachteten sie ihn offenbar fortwährend als ein Amulet. Zakkara zeigte mir das ganze Haus, welches sehr unregelmäßig ge-

baut war. Ich sah viele Zimmerchen mit Schießscharten und Fenstern nach jeder Richtung hin, aus welchen man alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie zeigten mir unser Schiff, den Bazar und die Moschee, aus welchen der Daula eben in feyerlichem Zuge kam. Wir schieden von einander mit gegenseitigen Versicherungen des Wohlwollens; ich hatte zwar weder eine Schönheit wie eine Fatimah, noch die Pracht eines türkischen Harems gefunden, aber die Kunstlosigkeit, Heiterkeit und Glückseligkeit, welche in diesem arabischen Frauenzwinger zu herrschen schienen, hatten mir große Freude gemacht. — Die Weiber in Arabien scheinen mehr Freyheit zu genießen, als in Egypten; denn sie dürfen mit einander ausgehen, so oft es ihnen beliebt. Einmahl begegnete ich meinen Freundinnen, als wir eben ausgehen wollten; sie kamen von einem Spaziergange zurück und waren so verhüllt, daß ich sie nicht erkannt haben würde, wenn sie mich nicht schmeichelnd bey der Hand genommen und eingeladen hätten, sie wieder zu besuchen. Alle unsere Herren waren bey mir und es schien mir, als blieben die arabischen Damen länger bey mir, um desto besser Gelegenheit zu haben, die fränkischen Männer in der Nähe zu sehen.

Auflösung

des Logogryphs im vorigen Blatte: Flasche, Asche; und des Homonyme daselbst: Hof.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Auf dieser Bühne wurde am 14. December zum ersten Mahle das „Mädchen aus der Feenwelt" aufgeführt. Raimund hat sich mit diesem Stücke nicht minder, als vor ihm der geschätzte Bäuerle mit der Verbannung des Käspeele von dem Leopoldstädter Theater, als einen wohlthätigen Epochenmann für die deutsche Volksbühne gezeigt. Er war der erste Volksdichter, der die Idee auffaßte, in seinen Stücken das Gemeine des Lebens, welches zu geißeln eigentlich der Zweck einer guten Volksbühne ist, mit dem Höheren desselben dergestalt zu mischen und zu verbinden, daß nirgends zu scharfe Abgränzungen dieser beyden Extreme bemerkbar werden, sondern das Ganze sich zu einem wohl in einander fließenden Freskobilde vereinigt, als dessen Grundton sich eine höhere Moral und umfassendere Lebensansicht ergeben, als es gewöhnlich bey Localstücken der Fall zu seyn pflegt. Daß er der Mann sey, diese Idee ausführen zu können, bewies er in seinem Mädchen aus der Feenwelt auf die unzweifelhafteste Art; denn gerade dieses Stück beurkundet seinen Verfasser recht deutlich als ein Genie, dem alle Mittel, eine großartige Dichtung zu vollenden, im hohen Grade zu Gebothe stehen. Was einmahl die Erfindung anbelangt, so ist die Fabel selbst nicht minder lehrreich als interessant, der Gang der Handlung aber so klar und so wenig gedehnt, daß er wirklich musterhaft genannt zu werden verdient. Die Zeichnung der allegorischen Personen, wie die der Zufriedenheit, der Jugend, des hohen Alters, hat aber so viel poetische Schönheit, als jene der Charaktere aus der wirklichen Welt, wie: des Fortunat Wurzel, seines Bedienten Lorenz u. s. w. tiefe psychologische Wahrheit entwickelt. Nichts im ganzen Stücke erscheint unmotivirt, und alle Menschen sind so hingestellt, daß jeder Zuseher bey sich selbst sagen muß: nur so und nicht anders können sie handeln; denn, um nur Ein Beyspiel anzuführen, hätte wohl zu dem übermüthigen Bauer Wurzel ein passenderer Bedienter als dieser halb dumme, halb boshafte Lorenz, dieses Miniaturbild tückischer Sclaverey, aufgefunden werden können? Raimund hat übrigens bey dieser so regelrichtigen Schöpfung auch nicht die schöne Form vergessen. So ist der Dialog einerseits so fließend, und mit so vielem Witze (sage Witze, nicht vielleicht zottigen Späßen) durchwebt, andererseits wieder bey vielen Stellen, welche schon ihrer Natur nach dem Dichter Gelegenheit zur passenden Anwendung einer höheren Poesie geben, nicht aber vielleicht wie ein zweckwidrig angehängter Farbenlappen, bloß ein paar poetischen Gedanken zu Liebe absichtlich herbeygeführt worden sind, so ergreifend, daß diese Vielseitigkeit mit Recht Erstaunen erregt. Die Originalität des Ganzen, der kühne Aufschwung bey so manchem darin vorkommenden Gedanken, endlich die äußerst sinnigen und in dieser Beziehung wirklich alles Vorhergegangene weit übertreffenden Texte der vom Professor Drechsler mit einer recht passenden Musik versehenen Lieder, verschafften dem Stücke gleich bey seinem ersten Erscheinen auf dem Leopoldstädter Theater einen in der That außerordentlichen Beyfall, und ungeachtet es nun über 135 Mahle auf jener Bühne gesehen worden war, so hat es doch durch diese vielen Wiederhohlungen, durch das häufige Herableyern seiner beliebten Melodien auf den Drehorgeln u. s. w. so wenig an seiner Celebrität verloren, daß es bey seiner Überpflanzung auf das Theater an der Wien eine gleich feurige Aufnahme wie bey seinem ersten Geburtstage erhielt. — Die Darstellung war im Allgemeinen gerundet. Die vorzüglichste Erwähnung verdienen Hr. Raimund, welcher die Rolle des Fortunat Wurzel als Gast mit der gewöhnlichen Vortrefflichkeit ausführte; Hr. Artoue, welcher als hohes Alter dieser Rolle eine viel größere Bedeutung verschaffte, als die früheren Darsteller derselben; Mad. Kneisel, welche zwar vermöge ihrer Individualität nicht ganz zur Darstellerinn der Jugend geeignet ist, aber im Gesange alle ihre Vorgängerinnen übertraf; endlich Dlle. Zeiner, die als Zufriedenheit vollkommen genügte. Hr. Thyam als Ajaxerle übertraf noch die guten Hoffnungen, welche man sich von ihm für diese Rolle gemacht hatte. Hr. Scholz als Lorenz und Dlle. Condorussi als Lottchen waren heute nicht ganz an ihrem Platze, da der Erstere etwas genirt und unnatürlich, Letztere aber zu kalt erschien.

Eucharis.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 4 — 8. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

„Erinnerst du dich noch der letzten Stunde zu Weimar, die uns eine Scheidestunde wurde auf lange und bis heute hinaus?" sprach Hochhorst mit Rührung. „Ja, ich weiß, sie grub sich in dein Gedächtniß wie in das meine. Auf dem Pflaster der großen Kirche lag ich damahls, schlechtes Stroh unter mir, und neben mir wimmerte unser wackerer Leitzkau unter den Händen der herzlosen Wundärzte. Du drücktest uns die Hände zu einem Lebewohl auf immer und flohst. Hattest du doch deine letzte Pflicht den zerschossenen Freunden erfüllt, sie unter Dach und Fach gebracht, und ich weiß recht gut, der Liebesdienst kostete dir Blut, denn du mußtest dich durchhauen, um dem Blücher nachzukommen mit deiner Schwadron, da die braunen Husaren Napoleons schon vor Weimars Thoren scharmuzirten. Ich meinte selbst in jenen Tagen, mein Ziel sey da, denn es fehlte uns an Allem, was zerstörter Gesundheit nachhelfen mag, doch mein guter Kern von Papa und Großpapa her ließ mich nicht verderben, der arme Leitzkau hingegen mit seinen zerschmetterten Schenkeln und der Pistolenkugel in der Schulter ging darauf. Die Nacht vor seinem Tode, — der Mond schien recht schauerlich mit seinem bleichen Leichenfackellichte durch die langen Kirchenfenster — rief er mich mit matter Stimme an. „Richard," sagte er, „meine Hände sind kalt wie Eis, und der Schweiß auf meiner Stirn macht mich frieren bis ins Herz hinunter. Es ist der Tod, der mit seiner Knochenhand über mich hinstreift, um sich seiner Beute zu versichern." — Ich wollte ihm Muth einsprechen, ihn trösten. — „Laß das gut seyn, Freund," entgegnete er; „der Soldat spielt zu jeder Stunde Hazard um das Leben, und muß auf solchen bösen Coup gefaßt seyn. Ich sterbe im Beruf, gehe unter vielleicht mit einem Königreiche zugleich, und habe um seine Erhaltung gefochten wie ein braver Preuße. Aber Eines quält mich, mehr als die Frostschauer, welche mein Ende ansagen. Weib und Kind werden verwaiset seyn, ich lasse ihnen nichts als den Nahmen und die Schärpe nach, die ich mit Ehre trug, sie sind allein, — o marternder Gedanke! — in der Welt, durch die jene übermüthigen Kriegesschaaren wüthen, die uns niederwerfen. Du bist jung und frey, du wirst gesunden; o versprich mir, meiner Bertha ein treuer Bruder, meiner kleinen Cäcilie ein schützender Vater zu seyn. Versprich mir's, damit ich ruhig sterben kann. — Ich reichte ihm rasch die Hand hinüber. „So wahr ich meines Vaters Sohn bin und ein deutscher Edelmann!" sprach ich ergriffen von seiner Beschwörung. „So wahr dieses Haus dem Allmächtigen geweiht wurde! komme ich durch, so gehört mein Leben den Deinigen." — „Amen!" sagte er laut, daß es wiederklang von den Kirchenwänden, und hielt meine Hand lange fest in seiner eisigkalten Hand, so daß ich den

Tod zu mir herüberströmen fühlte. Grauenvolle Stille umgab uns, nur zuweilen ächzte aus fernem Winkel ein Sterbender, und das röchelnde Geschnarch einiger Fieberkranker tönte manches Mahl dazwischen wie gespenstischer Athemzug längst Vermoderter aus den Grüften, auf denen wir lagen. Endlich lösten sich seine kalten Finger. „Gute Nacht, Richard!“ stöhnte er kaum verständlich, und als ich mich aufrichtete, zeigte mir das Mondlicht sein langgezogenes Todtengesicht und seine starren Augen, die zu mir gekehrt waren, als sie vom Lichte schieden. — — Fort von dieser schrecklichen Nacht und den Tagen, die ihr folgten. Ich genas, ward auf Ehrenwort der Gefangenschaft entlassen, und zog nach Schlesien, wo meine Verwandten lebten. Meiner Mutter Schwester, die Äbtissinn, hatte immer Behagen an meinem heitern Sinn gefunden, und trotz meiner jugendlichen Wildheit mich längst zu ihrem Erben bestimmt. Von ihr hohlte ich mir das Gold, welches mir fehlte, und brach dann auf, mein Gelübde zu erfüllen. Ich fand die Frau von Leitzkau und brachte ihr den Abschiedsgruß ihres Gatten; die gebrochene Rebe lehnte sich vertrauend an den Mann, welcher ihr als unerwartete Stütze wie vom Himmel gefallen erschien, und das Vertrauen der gebeugten Witwe, der Blick auf ihre Noth, deren Umfang und Unergründlichkeit ich täglich mehr erkannte, wirkte so tief auf meinen Charakter und mein äußeres Leben, daß ich nach kurzer Weile mich kaum selbst mehr mir ähnlich fand. Jene Mitternacht in Weimars Kirche war der Wendepunct meines Daseyns geworden; ihr Bild entschwand nie mehr aus meiner Phantasie, und ihre Geisterstimme klang immer noch vor meinem Ohre. Wohl dem Menschen, der gewürdigt wird, von einer bösen Bahn durch solche Mahnungsengel abgerufen zu werden!“

Richard schwieg eine Weile und nippte aus dem Becher, indeß der bewegte Lützower ihm unwillkührlich die Hand drückte.

„Die kleine Cäcilie,“ fuhr Hochhorst heiterer fort, „war damahls ein rundes, närrisches Dirnchen von zehn Jahren. Sie vergaß den Vater bald über dem neuen Onkel, verwechselte mich gar bald mit ihm, da ich, der Langweile des bürgerlichen Friedens ungewohnt, mich viel mit ihr beschäftigte, nicht aus dem Hause mochte, um die ärgerlichen Weltbegebenheiten gar nicht zu hören, und so ihr Spielcamerad, ihr Lehrmeister, ihr Puppenfabricant, ihr Alles wurde. Damahls ahnete ich nicht, wenn das rothbäckichte Engelchen Abends auf meinem Knie und an meinem Herzen einschlief, daß ihr Stiefvater durch sie in solche Klemme gerathen würde. — Vor etwa vier Jahren starb die Äbtissinn, bald nach ihr die Tante Siebeneichen; Beyder Testamente machten mich plötzlich zum reichen Manne, und ich mußte meine kleine Wirthschaft in Breslau verlassen, die Güter in Besitz zu nehmen, meine Ansprüche festzustellen und meine Zukunft zu ordnen. In der schweren Zeit wurde mir das gar schwer gemacht, aber ich scheuete nicht Mühe, nicht Opfer, und so sah ich nach zwey unruhigen Jahren alles geordnet und dieses Gütchen, das ich zu meiner Residenz erkoren, stattlich eingerichtet, und konnte die Freundinnen endlich zu mir laden, mit mir das neue Glück zu theilen, welches die Vorsicht vielleicht nur um ihretwillen auf mein unfrommes Haupt hatte fallen lassen. Oft hatten sie mir Sehnsuchtsbriefe gesandt, auch die kleine Cäcilie hatte manches Liebesblättchen geschrieben, das ich dann recht ernst väterlich und rathend beantwortet. Aber wie ward mir, als der Tag ihrer Ankunft erschien, und die Leitzkau mit dem Töchterchen über meine Schwelle trat! — Eine Wunderzeit ist es, wo das Kind zur Jungfrau wird, und wie der seltene Riesencactus in Einer Nacht alle seine Prachtkelche entfaltet, von denen man noch Tages zuvor keine Ahnung hatte. Ich stand vor dem sechzehnjährigen Mädchen mit dem unsteten Träumergesicht eines Trunkenboldes, und glühete verlegen auf, als sie sich kindlich in meine Arme warf und mir wie sonst die schönen sanft geschwollenen Lippen reichte und dann mit den großen runden Taubenaugen mich besorgt ansah, lächelnd den lieblichen Mund mit den weißen Zahnreihen öffnete, und fragte: ob das Väterchen sie nicht mehr so lieb habe wie sonst! — Ich preßte die gefährliche Fragerinn ungestüm an mich, aber ein seltsamer Schmerz zuckte durch mein Herz, den ich mir selbst lange nachher erst enträthseln konnte. Nun, du sahest ja vorhin das reizende Geschöpf, du unverschämter Horcher, und ich habe nicht nöthig vorzumahlen, welche Duftblume in den zwey Trennungsjahren aus der runden Knospe hervorgebrochen. Wenn auch nicht ein Ideal, wie es Poeten träumen und Mahler auf die Leinwand pinseln, so besitzt sie doch Alles, was die männliche Phantasie entzünden, und den Wunsch nach ihrem Besitz drängend erwecken kann, und was mehr sagt, ihre Seele ist so rein und fleckenlos wie ihr Körper, ihre Verhältnisse bewahrten ihr den Kindessinn, den die meisten Dämchen unserer Zeit leider zu früh einbüßen, und in den Kinderschuhen schon erfahrener sind, als unsere Großmütter am wohlgereiften Hochzeittage. Aber der Willkommenskuß mußte auf die liebe Cäcilie

eben so besonders gewirkt haben als auf mich, und ein ganz anderer gewesen seyn, als jene Vaterküsse, die ich ihr vor dem zur guten Nacht zu Hunderten gegeben. Mit seltsamen, fragenden Blicken betrachtete sie mich oftmahls, und beachtete mich und meine Wünsche mit einer Sorgfalt und Eifersucht, die sie ehemahls nie gezeigt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gnome.

Mit starker Hand sein schwaches Schifflein führen
Durch dieses Lebens Wogenstrudel hin,
Nie rechte Haltung und den Muth verlieren:
Das ist des led'schen Seyns geheimer Sinn.

Fr. Koitsch.

Guido an Stella.

Nach Roncalli.

Soll nimmermehr mich Gegengunst beglücken?
O, hüte dich, mit felsenhartem Sinn
Den Mörderdolch auf Guido's Herz zu zücken!
Du triffst dich selbst; denn sieh! du wohnst darin.

—r.

Das Diorama der Gebrüder Gropius in Berlin.

Weihnachten 1830.

Einen erheiternden Anblick gewährt es, von den Linden abwärts die nach dem Diorama führenden Straßen mit caravanenähnlichen Menschenzügen belebt zu sehen, theils in Wagen, theils in Schlitten dahin eilend, meist aber bey dem schönen Winterwetter zu Fuß. An Ort und Stelle angekommen, ladet fröhliche Musik zum Eintritt in das „Zelt des Dey von Algier," welches dem Diorama zur Seite liegt. Die magische Erleuchtung in diesem sehr elegant ausgestatteten Zelte (sonst der Mahlersaal der Herren Gropius) thut dem Auge sehr wohl und erinnert an das freundliche Licht des Mondes, was auch bezweckt ist; denn nachdem man sich allmählig durch die Masse der Zuschauer nach vorne hin durchgewunden, hat man eine herrliche Mondscheinlandschaft vor sich, die Stadt Algier und deren Umgebungen vorstellend, die dem Künstlergenie der Herren Gropius alle Ehre macht. Hat man lange genug die Augen an dem, in einiger Entfernung aufgestellten Prospecte geweidet, so erblickt man plötzlich sich umschauend, nur durch ein kleines Gitter von ihm getrennt, zur Rechten den Dey von Algier, der seine türkische Pfeife in behaglicher Ruhe raucht, die zahlreiche Versammlung mit ruhigen Blicken mustert und auch wohl eine leichte Verbeugung gegen diese nicht unter seiner Würde hält. Eine Favoritinn liegt schlafend neben ihm; da sein Bemühen, sie durch Berührung seiner langen Pfeife zu wecken, fruchtlos ist, und sie nur zuweilen den Kopf in andere Lage bringt, so nickt auch er, trotz der schönen Aussicht, und ohne sich, horribile dictu! wegen des zahlreichen schönen Geschlechts viel zu genieren, nach mehrmahligem Gähnen endlich ein, wird aber bald durch den Schall der Musik wieder geweckt. Hat man sich hier an dem vorhandenen Büffet zu dem Marsche nach dem gegenüberliegenden Diorama gestärkt, wenn man anders dessen bedürfen sollte, so kommt man schnell genug aus der sehr warmen Zone Afrika's nach einer bedeutend kältern, nähmlich nach der Hauptstadt des russischen Reichs, St. Petersburg. Man erblickt diese Residenz vom kaiserlichen Winterpallast aus, sieht die breite Newa vor sich, die auf ihrem stolzen Rücken bald mächtige Kriegsschiffe, bald Kauffahrteyschiffe oder leichte Gondeln dahingleiten läßt. Auf den Quais am jenseitigen Ufer herrscht gleichfalls reges Leben; hier marschiren Soldaten vorüber, dort rasseln Carrossen, mit raschen Pferden bespannt, vorbey; Fußgänger gehen geschäftig hin und her; — es ist ein höchst lebendiges, fleißig ausgeführtes Bild, das einmahl mehr beweist, daß im Berliner Diorama stets interessante Gegenstände aufgestellt werden. Nicht minder Vergnügen gewährt der in den unteren Localen befindliche Weihnachtsmarkt im Kleinen und die Säle mit den boutiques à prix fixe, wo man für billige Preise, von 5 Sgr. an bis (bey den kostbaren Sachen) zu hohen Summen, alle mögliche Luxusartikel, Spielzeuge, Literaturgegenstände u. s. w. vorfindet. Dieser Markt ist stets so zahlreich, und von einem so eleganten Publicum besucht (das minder elegante scheut die fünf Sgr. Entree, für die man jedoch Waare erhält, oder St. Petersburg besieht), daß die vielen Säle öfters kaum die schaulustigen Personen aufzunehmen vermögen, die theils die hübschen Waaren besehen und einkaufen, theils auch — und dieß allein ist für das männliche Publicum schon ein mächtiger Magnet — die hübschen Verkäuferinnen mustern. An einkaufender, oder doch wenigstens schaulustiger beau monde fehlt es natürlich auch keineswegs, und so verläßt man dieß höchst anziehende Institut nur mit dem Vorsatz, nächstens wieder hinzugehen.

S.

Miscellen.

Das Folgende ist weder ein Mährchen aus „Tausend und einer Nacht," noch aus „Tausend und einem Tag" rc., sondern buchstäblich wahr.

Der Admiral Russel, Sieger von La Hogue, wollte die Mannschaft seiner Flotte bewirthen und ließ deßhalb in einem großen Marmorbassin eines Gartens zwischen vier Reihen Orangenbäumen einen Punsch machen. In jeder dieser Alleen stand eine mit Speisen reich beladene Tafel. In das Bassin kamen folgende Dosen:

Sechs Tonnen feiner Branntwein,
Acht Tonnen reines Wasser,
Fünf und zwanzig tausend Citronen,
Achtzig Pinten Citronensaft,
Zwanzig Centner Zucker,
Fünf Pfund Muscatennuß,
Fünf hundert Stück Zwieback und
Zwey Tonnen Malagawein.

Über dem Bassin war ein Zelt ausgespannt, damit kein Sand und Regen hineinkomme, und in einem Kahne aus Rosenholze ruderte ein Schiffsjunge von der Flotte des Admirals auf diesem Punschsee herum und füllte die Gläser der Gesellschaft, welche aus mehr als sechstausend Personen bestand.

In Rußland kann keine Mahlzeit ohne Stöhr bestehen. Im Sommer, wenn sie von Archangel rc. lebendig verführt werden, kostet das Stück zwischen 500 bis 1000 Rubel, und eine Fischsuppe davon, mit Champagner und andern theuren Weinen, kommt deßhalb nicht selten auf 2000 bis 3000 Rubel. Zu einer solchen Suppe kommt kein Tropfen Wasser und die Gäste werden deßhalb nach dem Genusse derselben gewöhnlich sehr aufgeräumt und redselig, obgleich der Wirth immer versichert, es sey höchstens eine halbe Flasche Wein in der Terrine.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Das in unserer Zeitschrift früher schon annoncirte Beneficestück des Hrn. Franz Tomaselli: „Mahiro, oder: der geraubte Marmorkopf," komisches Zauberspiel in zwey Acten, hat bey dem Publicum eine günstige Aufnahme gefunden. Es war voraus zu schließen, daß Hr. Tomaselli bey seinem Erstlingsversuche kein total gelungenes Volksstück produciren werde, sondern daß es ihm allein darum zu thun war, dem Publicum nach Vermögen Lachstoff zu liefern, welche Absicht er denn unserer Ansicht nach hinlänglich erreichte. Wenn auch die Fabel des Stückes an und für sich nicht die glücklichste ist, da sie dem Bearbeiter mancherley Hindernisse dargebothen zu haben scheint, so muß man doch die Art und Weise loben, wie Hr. Tomaselli das Ganze in den Gränzen des Spasses zu erhalten, und demselben, wir möchten sagen, einen parodierenden Anstrich zu verleihen wußte. Hier eine gedrängte Inhaltsanzeige des Stückes, welches einem Laun'schen Mährchen entnommen ist.

Die Fee Spiridine (Dlle. Richter) verlieh dem Vater unseres Mahiro, Beherrschers einer Zauberinsel (Hrn. Tomaselli), einen Marmorkopf, der eine zauberische Kraft besitzt, und den Kopf des Beschauers mit Weisheit erfüllt. Dieser Talisman wurde nun Mahiro, der ihn von seinem Vater erbte, von Furibund, dem Herrscher von Pafnuzien (Hrn. Fermier) entwendet. Mahiro ist über den Verlust seines Kopfes in Trauer versunken, und verspricht jenem das Reich und seine Tochter Adelinde (Dlle. Horn), der ihm den Marmorkopf zurückliefert. Auf Mahiro's Ausruf meldet sich Azor, ein schwächlicher Prinz aus Amurland (Hr Schaffer), der mit seinem Leibdiener Hussar (Hrn. Weiß), einem Wiener, an Mahiro's Hof erscheint, seiner schwächlichen Constitution wegen aber für jedes Unternehmen unfähig ist. Während über die Wiedereroberung des Kopfes deliberirt wird, landet Furibund auf Mahiro's Insel, und schifft mit Adelinden davon. Ein neuer Jammer für unsern Mahiro! Da erscheint die Fee, rüstet den Prinzen mit Muth aus, der mit seinem Diener und Mahiro's Höfling, dem possierlichen Hadschi (Hrn. Landner) nach Pafnuzien wandert, wohin sie mit Hülfe der Fee nach einigen Difficultäten gelangen. Furibund zeigt so eben seinem Volke seine künftige Braut, die geraubte Adelinde, und läßt ein glänzendes Fest veranstalten, während welchem es unsern Reisenden gelingt, nach mehreren überstandenen Abenteuern die Wächter des Stahlthurmes, in welchem der Marmorkopf aufbewahrt wird, zu berücken, und den Kopf Mahiro zurückzubringen, den nun Azor mit Adelinden (die die Fee wieder nach Haus transportirt hat) und Hussar mit seiner Geliebten Milina (Mad. Rohrbeck) vereinigt.

Die wenigen Episoden im Stücke sind nicht uninteressant und schaden dem Gange des Stückes nicht. Lieder und Chöre sind sehr melodienreich, und bekunden neuerdings das musicalische Talent unseres braven Componisten, des Hrn. Professors Joseph Drechsler. Der von dem Pantomimenmeister Hrn. Carl Schadetzky eingelegte Groteskтanz ist überraschend und imposant. Bey der ersten und zweyten Aufführung wurde Hr. Schadetzky mit dem Tanzpersonale lebhaft gerufen. Die Ausstattung des Stückes ist sowohl rücksichtlich der Decorationen von den geschickten Dolliner und Institoris, als auch in Betreff des Costums sehr splendid. — Die Darstellung war in allen ihren Theilen befriedigend. Hr. Tomaselli (Mahiro) war sehr drollig, erhielt viele Beweise des Wohlwollens und wurde am Schlusse mit Hrn. Weiß gerufen, der im Verlaufe des Stückes seine artigen Duetts mit Mad. Rohrbeck wiederhohlen mußte, und sein Spiel sehr effectvoll zu entwickeln und zu nüanciren wußte. Äußerst anmuthig sang Dlle. Jäger (Lidi). Dlle. Zöllner Marie (Sidi), die Schwester unserer talentreichen Elise Zöllner, die jetzt eine Unpäßlichkeit von der Bühne entfernt hält, läßt sich schon seit einiger Zeit mit Glück in Nebenpartien verwenden. Eine ergötzliche Figur des Stückes ist Hr. Landner, der mit seiner Wohlbeleibtheit und seinem komischen Kopfputz unwillkührlich Lachen erregt. Die Rollen des Furibund und des Prinzen sind nicht besonders dankbar, und fanden in den HH. Fermier und Schaffer ihre Repräsentanten; Hr. Kremetner (Herold) und Hr. Rötzel (der Riese mit der Metallstimme) waren auch sehr komisch. Die Nebenfiguren des Stückes und der Chor befriedigten. Das Orchester hielt sich brav und wurde am ersten Abend von Hrn. Drechsler dirigiert.

Sincerus.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.
Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 5 — 11. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung).

„Mein steifer Balthasar," fuhr Hochhorst fort, „bekam gute Tage, denn so weit es die Schicklichkeit erlaubte, wollte nur sie mich bedienen; die Mutter hatte sie in meiner Abwesenheit in Allem unterrichten lassen, was zur Wirthschaftlichkeit nöthig, und so nahm sie bald mein ganzes Hauswesen unter ihr Regiment, wurde Küchenmeister und Oberkellner, Verwalter und Garteninspector, führte meine Bücher wie der beste Berliner Commis, schien glücklich, wenn ich mit freundlichem Auge und Lobwort ihr meine Zufriedenheit bewies, und ärgerte sich oft recht komischer Weise, daß Marstall, Hundezwinger und Jagdwesen nicht von ihr dirigirt und inspicirt werden konnten. Was du hier Freundliches siehst in meiner Umgebung, ist ihr Werk; auch jene allegorische Phantasie unter der Husarenmütze, die du vorhin so sarcastisch betrachtetest, und glaube mir, seit jener Zeit begann ein Leben für mich, das ich nie gekannt, nie in seiner friedlichen Ordnung, in seinen geregelten, täglich kehrenden Freudestunden ohne Saus und Braus für möglich gehalten. Aber mit jeder Woche grub sich bey aller Zufriedenheit dennoch der Schmerz, welchen ich schon beym ersten Wiedersehen empfunden, tiefer in mein Herz. Ich wurde bald mit mir selbst klar; ich fühlte, ich liebte das Mädchen mit aller Gluth der Jugend, die mir längst entwichen, ich empfand, daß ohne sie mein Leben öde und wüst werden müßte, ich gönnte sie Niemanden, konnte mit dem leisesten Gedanken ihres Verlustes mich nicht vertragen, war eifersüchtiger auf sie, auf ihren Blick, ihr freundliches Wort, als der Mohr von Venedig und der türkische Sultan, und mußte, von dem Blick in den Spiegel und auf mein zerschossenes Bein gezwungen, dennoch die Vernunft regieren lassen, und durfte weder reden, noch meine stille Liebe preis geben, obgleich ich deutlich merkte, daß die schlaue Cäcilie mich längst errathen, wenn ihre Unbefangenheit auch in der Lösung meines Räthsels ein neues Räthsel finden mochte. Da kam endlich die entscheidende Stunde, welche ich so lange gefürchtet hatte. Ein junger Forstbeamter aus der Nähe war nicht blinder gewesen als ich, und warb bey der Mama anständig um meine Cilla. Als wenn ein Donnerschlag neben mir im Forst eine Eiche zerschmettert hätte, und ich mitten im gelben Blendfeuer taumelnd und gelähmt an Seele und Leib meines Daseyns ungewiß geworden, so war mir, als Beyde zu mir in das Zimmer kamen, die Mutter mit forschenden, fast triumphirenden Blicken, Cäcilie mit gesenktem Köpfchen und wie im Unwillen gerötheten Wangen. Die Mutter hielt ihre Rede, Cilla's Auge hob sich während dem furchtsam lauschend zu mir. Ich mußte recht bleich und entstellt geworden seyn, denn fast fröhlich rief das Mädchen, indem sie zu mir sprang

und ihr Köpfchen an meine Schulter schmiegte: „Siehst du, Mutter, wie Vater Richard erschrickt! Ich wußte, er würde Nein sagen, und er hat ein größer Recht, als selbst du, Mama, über den albernen Antrag zu entscheiden.“

„Du irrst, Cilla,“ antwortete ich wehmüthig; „nur deine Mutter ist in dieser Sache der natürliche Richter. Hat sie nichts dagegen und gefällt dir der Werber, so“ — — Sie hielt mit der weichen Hand mir eiligst den Mund zu. „Rede nicht aus,“ rief sie, „ich glaube dir doch nicht. Wer sollte denn um dich seyn, dir thun, was ich that und besorgte? Nein, du wirst Cäcilien nicht missen können, und Cäcilie würde auch Niemanden das Amt gönnen, das du ihr gabst. Ich will immer bey dir bleiben, ich will gar nicht heirathen; wo fände ich einen Menschen, der so gut ist wie du, der mich so lieb hätte wie du? Und wirst du mich zu einem Fremden hinstoßen wollen, von dem weder du noch ich wüßte, wie er die verwöhnte Cilla behandelte?“

„Aber das Ziel der Jungfrauen ist der Brautkranz, der Stand der Hausfrau ihr Ehrenplatz,“ antwortete ich befangen und zitternd; „euer ganzes Reich ist die Liebe, sie das Feld eurer Kämpfe, eurer Siege, eurer Glorie, eurer Ehre. Meinst du, ich würde mein Töchterchen abhalten, da zu glänzen, zu nützen, zu beglücken, wofür Gott sie erschuf und so gütig und überflüssig schmückte? Dann hätte ich dich nie lieb gehabt, und vor solch barbarischem Egoismus behüte mich der Himmel.“

„Willst du mich los seyn? Bist du mein satt, und habe ich manches vielleicht nicht recht gemacht?“ fragte sie da schmeichelnd und traurig. „Ich will mich bessern; sage nur, wo's mir fehlt. Du mußt mich fortstoßen, fortpeitschen, wenn ich gehen soll, denn sieh, ich kann mir ja nicht einmahl denken, daß ein Tag kommen könnte, wo ich dir nicht den guten Morgen brächte, und eine Nacht, die dein: Schlaf süß, mein Töchterchen! mir nicht freundlich gemacht.“

Mein Blut kam in heftige Bewegung. „Und das könnte doch nur bleiben, wenn ich dein Mann würde!“ stieß ich rasch heraus.

Die Jungfrau zuckte in meinen Armen zusammen, jedoch riß sie sich nicht fort, sondern drückte sich noch fester an mich. Ich wandte mich zu der lächelnd horchenden Mutter. „Sie spötteln über den alten Geck, liebe Freundinn,“ sagte ich gezwungen scherzend; „aber Sie sehen selbst, das Mädchen zwingt mich, das schärfste Mittel zu gebrauchen, um ihr Vernunft einzuimpfen. Jetzt wird sie den Invaliden schärfer betrachten, wird Vergleiche anstellen, von denen sie auf den rechten Pfad der Natur gelangen muß. Und verliere ich auch dadurch, wenn sie nur glücklich wird; gäbe ich doch den Rest meines Lebens, ja mein ganzes Glück, weiß es Gott, gern dahin, um ihre Freudenschale übervoll zu füllen.“

Mir waren Thränen dabey in das Auge gekommen, und ich barg sie nicht, denn mir war gerade so ums Herz, wie in der Kirche zu Weimar, wo der Tod rings um stand. Frau von Leitzkau ward plötzlich sehr ernst und erwiederte fast feyerlich: „Lieber Major, hätten Sie ohne Scherz gesprochen, wahrlich ich würde mit weniger Sorge, mein: Gott segne den Bund! sprechen, als bey jedem andern Freyer, und ich wüßte, mein seliger Bernhard spräche Amen! dazu, wie einst bey Ihrem so treu als schön erfüllten Gelübde. Und was Sie zu Ihrer Herabwürdigung beyfügten,“ setzte sie scherzender hinzu, „ging Ihnen wohl nicht vom Herzen. Männer altern nicht, so lange sie männlich auftreten; Männerreiz hängt nicht an Wangenschminke und glatter Haut, wie bey uns es die Natur leider ordnete. Sie sind immer noch ein hübscher Mann und ein solcher Ehrenmann, daß die Mädchen, hätten sie so verständige Augen wie ich, Sie hundert jungen Wildfängen vorziehen würden.“

Ich wurde fühlbar roth wie jetzt, du Grimmbart, vor deinen satyrischen Seitenblicken, aber Cilla erhob sich aus meinen Armen, und sah mir dreist in das Gesicht, und ihre Lippen bewegten sich, sprachen aber kein Wörtchen. „Du willst der Mutter den Gegenbeweis führen, da die Dankbarkeit sie so arg bestach?“ fragte ich. „Suche nur all die Fehler aus dem alten Gesicht; rechne ihr die Fältchen vor am Auge, die grauen Haare an der Schläfe und im Bart, das düstere Auge und so weiter. Ich halte still und muckse nicht vor dem lieben Criticus.“

„Böser Freund!“ entgegnete die Jungfrau heftig. „Nein, ich will der Mutter sagen, daß es auch Mädchen gibt, welche eben so verständige Augen haben als sie.“

„Cilla!“ rief ich heftig. „Bedenke, was du sprichst! Wenn es nun mein Ernst wäre? Wenn ich dich heirathen wollte? Wenn ich wagte, das höchste Glück von dir zu fordern?“ — Sie warf sich feurig und erschüttert in meine Arme. „O dann wäre Alles gut,“ stammelte sie halblaut, „dann blieben wir immer bey einander, und ich hätte nichts mehr zu wünschen, nichts zu fürchten mehr!“

„Was dieser Scene folgte, erräthst du aus dem,

was du selbst gesehen. Cäcilie ist mein, meine Verlobte, und ich wurde von dort an der glücklichste Mensch und ein Neugeborner, und auf Erden schon ward mir der Himmel aufgethan. Die Liebe ist die größte Wunderthäterinn auf Erden; mich machte sie jung und verlöschte meinen vergelbten Taufschein. So ist nie ein Mann geliebt worden, so habe ich nie ein Weib geliebt. Es ist meine letzte Liebe, aber bey dem Gott, der die Allliebe ist! ich könnte sie ohne Lüge auch meine erste Liebe nennen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Viersylbige Charade.

Das erste Paar.

Kannst du uns des Lasters wohl zeih'n,
Obwohl wie das Sonnenlicht flieh'n? —
Mag Weisheitslob man uns verleih'n,
Wenn gleich wie mit der Weisheit zieh'n.
Wir fliehen das Licht, wir wissen warum,
Geleiten die Weisheit, sind doch herzlich dumm!

Das zweyte Paar.

Kannst du mich dem Mahler vergleichen,
Obwohl ich im Treffen sonst brav?
Magst du mir des Künstlers Lob reichen,
Da ich nur ein spöttelnder Aff'? —
Ich zeichne und mahle und treffe wie er,
Ohn' Farbe, ohn' Pinsel, mir fällt es nicht schwer!

Das Ganze.

Kannst du dich wohl rühmen im Leben,
Daß du mich als Schuften erkannt?
Obgleich ich ein Schelm, dennoch geben
Mich Ältern den Kindern zur Hand.
Ich lüge, betriege, bin gar wohl ein Dieb,
Und doch hat mich Groß und Klein lange schon lieb!

F. W. J...i.

Testament eines Rechenmeisters.

Fortunatus Dreynull, ein Rechenmeister zu Straßburg, hinterließ ein Testament, in welchem er Folgendes erzählt und verordnet:

„Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus Dreynull, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahr alt war, bewies er mir einst, daß, wenn man die Interessen jährlich zum Capital schlage, sich dasselbe in hundert Jahren um hundert und dreyßig Mahl vermehrt habe. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, schien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus seiner Tasche, und sagte mit einem Enthusiasmus, der mir noch jetzt vor Augen schwebt: „Mein Kind, erinnere dich, so lange du lebst, daß mit Ökonomie und Rechenkunst dem Menschen nichts auf der Welt unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres, trage sie zu einem Kaufmanne, meinem Freunde, der aus Gefälligkeit für mich sie in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Interessen dazu schlagen, und dann einst bey deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen."

„Ich habe seinem Befehle gehorcht. Aus den 24 Livres sind seit jener Zeit (in 62 Jahren) 500 geworden, die ich, kraft dieses, in fünf gleiche Theile dividire, und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort multiplicirt werden sollen, jedoch also, daß alle hundert Jahr ein Fünftheil gehoben und angewendet werde. Das erste Fünftheil wird in hundert Jahren betragen 13,000 Livres, für welche ein Morast urbar gemacht werden soll, der neben meinem Geburtsdorfe liegt. — Hundert Jahre später wird das zweyte Fünftheil eine Million und siebenmahl hundert tausend Livres betragen; von dieser Summe sollen achtzig Preise gestiftet werden, zur Aufmunterung der Wissenschaften, des Ackerbaues u. s. w. — Hundert Jahre später ist das dritte Fünftheil bis zu zweyhundert und zwanzig Millionen angewachsen. Hiervon sollen im ganzen Reiche hundert patriotische Leihhäuser angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Interessen Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten zwölf Museen und zwölf öffentliche Bibliotheken gründen. Jede derselben soll 100,000 Livres jährliche Renten haben, um 40 verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahre später wird das vierte Fünftheil dreyßig Milliarden betragen. Hiervon sollen hundert neue Städte gebauet, und jede mit 150,000 Menschen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht so viel baares Geld vorhanden sey; aber ich überlasse den Executoren meines Testamentes, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln."

„Endlich das letzte Fünftheil wird nach Ablauf von 500 Jahren bis auf drey tausend neun hundert Milliarden gestiegen seyn. Hiervon sollen zuerst unsere eigenen Staatsschulden, und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's schönes Werk, die Universalrechenkunst betitelt. Die Executoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie, bey Hebung des vier-

ten Fünftheils, einen kleinen Bruch von 32 Millionen unter sich theilen."

Siehe da! welche Wunderdinge ein sparsamer Mann mit 24 Livres auszurichten vermag. Doch Scherz bey Seite! bis auf einen gewissen Punct lassen diese riesenmäßigen Berechnungen sich allerdings realisiren. Das kann folgende wahre Begebenheit beweisen.

Ein Richter zu Norwich starb im Jahre 1724. Er legirte in seinem Testamente 4000 Pfund Sterling, um sechzig Jahre lang auf oben beschriebene Art benutzt und vermehrt zu werden, nach Ablauf der sechzig Jahre aber eine Schule dafür zu stiften, in welcher 120 Zöglinge unentgeltlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zu Executoren ernannte er einen Bischof und einige andere angesehene Personen. Im Monath May 1784 war der Termin abgelaufen; die vorhandene Summe betrug vier und siebzig tausend Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule ward wirklich gestiftet.

Bestimmung des Weibes.

Sagt doch nicht, Freunde, es sey das Weib zur Sclavinn geboren;
Und der Mann nur allein habe zu herrschen das Recht.
Asiatisch, nomadischen Völkern lasset die Sitte,
Doch im gebildeten Kreis herrsche durch Anmuth die Frau.
Nicht durch Gewalt oder Trotz erlangt sie die Rechte zu herrschen,
Aber durch Sanftmuth, Geduld beugt sie den wildesten Sinn.
Als ein schützender Engel sey sie dem Manne zur Seite,
Theile die Sorgen und Müh'n — theile die Freuden mit ihm
Und versteht sie die Freundinn zu seyn, zu tändeln, zu lieben,
Bleibt sie dem Manne noch werth, wenn auch die Reize entfloh'n.

London, 1830. J. B. v. Rettich.

Die zehn Lebensregeln des amerikanischen Präsidenten Jefferson.

1. Was du heute thun kannst, schiebe nicht auf bis morgen. — 2. Was du selber thun kannst, laß von keinem Andern thun. — 3. Gib das Geld nicht eher aus, als bis du es in den Händen hast. — 4. Was du nicht brauchst, kaufe nicht, wenn es auch wohlfeil wäre; es wird dir theuer zu stehen kommen. — 5. Der Stolz kostet uns mehr als Hunger, Durst und Kälte. — 6. Wenig gegessen zu haben, wird Niemand bereuen. — 7. Alles, was du gern thust, wird dir leicht werden. — 8. Wie viel haben uns die Übel gekostet, die uns nicht betroffen haben, die wir aber fürchteten! — 9. Fasse ein Ding immer bey der glatten Seite an. — 10. Bist du ärgerlich, so zähle 10, ehe du sprichst; bist du zornig, so zähle 100.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Am 28. December wurde auf dieser Bühne zum Vortheile des Pantomimenmeisters Ferdinand Occioni eine neue große Pantomime, betitelt: „Der Ritter im Zauberwalde," gegeben, und gefiel nicht. Daran waren folgende drey Ursachen Schuld: 1. war diese Novität schlecht einstudiert, und sowohl Maschinerie, als Tänze ließen vieles zu wünschen übrig; 2. war die Composition überhaupt eher ein ernstes Ballet, als eine eigentliche Pantomime zu nennen, und solche ungewöhnliche Ausnahmen fallen größten Theils ungünstig aus, wenn sie nicht mit besonderem Eifer in die Scene gesetzt sind; endlich 3. hatte sie unglücklicher Weise gerade dasselbe Sujet, welches dem schönen Ballete: „Die Fee und der Ritter," zu Grunde liegt, und alle jene Zuseher, welche die meisterhafte Ausführung dieses ausgezeichneten choreographischen Productes im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore gesehen hatten, konnten daher unmöglich mit der stümperhaften Nachahmung im Josephstädter Theater zufrieden seyn. Es ist wahr, der Beurtheiler sollte mit den Leistungen von Vorstadtbühnen einige Nachsicht haben, und jeden Vergleich mit größeren, schon durch ihre Stellung zu vorzüglicheren Leistungen verpflichteten Bühnen vermeiden; aber wenn ein solcher Fall, wie hier, eintritt, daß der Pantomimenmeister selbst durch die unstatthafte Wahl dessen, was ihm auszuführen unmöglich gelingen kann, das Publicum unbefriedigt läßt, dann steht es der Kritik nicht mehr frey, einen solchen Mißgriff mit Stillschweigen zu übergehen. Die Tänzer hatten nicht viele Gelegenheit, sich vortheilhaft auszuzeichnen, und bloß das von Hrn. Occioni, Mad. Mehlig und Dlle. Wiedisch getanzte Pas de trois gefiel theilweise. Vor der Pantomime wurde Kotzebue's Lustspiel: „Die Zerstreuten" aufgeführt, und bis auf Hrn. Seligmann, welcher als Major zu sehr übertrieb, also von Hrn. Hopp (Hauptmann), Dlle. Schreiber (Lottchen) und Hrn. Ludolf (Carl) recht gut dargestellt.

Eucharis.

Theaterdirectionen,

welche die von mir verfaßte, im Theater in der Leopoldstadt beyfällig aufgenommene Zauberposse: „Mahiro, oder: der geraubte Marmorkopf," mit Musik von Hrn. Professor Jos. Drechsler, zu besitzen wünschen, können Buch und Musik auf rechtlichem Wege nur von mir beziehen, und belieben sich deßhalb in portofreyen Briefen an mich zu wenden.

Franz Tomaselli,
Mitglied des Theaters in der Leopoldstadt, wohnt im Theaterhaus 2. Stock rückwärts.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 6 — 13. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Rittmeister Streithelm hatte nicht ganz ruhig der langen, lebhaften Erzählung zugehört. Theilnahme, doch modificirt durch wechselnde Empfindungen, verzogen seine Geberden in manche Form, und er sprach dem Gabelfrühstück und dem Becher mehrere Mahle tüchtig zu. Am Schlusse jedoch legte er das braune Antlitz in recht düstere Falten, doch blieb der Charakter gutmüthigen Mitgefühls dennoch vorherrschend.

„Seltsam!“ sagte er. „Du warst immerdar so ein vernünftiger Bursch, und am Ende packt dich dennoch der Narrengott, und ruinirt den ganzen Bau deines Lebens. Gewöhnlich fängt der Mensch unter dem leichten Wimpel der Schwärmerey seine Fahrt an, und endigt sie unter der respectabeln Flagge der reellen Genußsucht. Du hast als Jüngling dieser gehuldigt, und auf der Bergspitze, von wo es hinabgeht, bist du ein Schwärmer geworden. Daß dir ganz wohl seyn kann bey solchem Verhältnisse, begreife ich; daß du aber deine Donna dabey nicht besser bewahrst, sie zu Fest und Ball fahren läßt, und dich dem Vergleich mit jedem jungen Springinsfeld bloß stellst, ist thörichter als die Thorheit selbst. Baue dir mitten in deinen Wäldern einen Rosamundenthurm wie jener brittische König, hause dort mit deiner Puppe im zweyfachen Eremitenleben, und ich werde dich zwar einen klugen Egoisten schelten, jedoch dir ein herzliches: Prosit, Herr Bruder! nachschicken.“

„Ich will kein Egoist seyn, ich will nicht betriegen, deßwegen gerade schob ich meine Heirath sechs Monden auf, so schwer es mir ankam,“ entgegnete Hochhorst. „Vertrauen weckt Vertrauen, darum sende ich die Braut, die noch Niemand als solche kennt, in die Kreise ihrer frohen Gespielinnen. Sie soll nicht meinen, ich wolle ihre Jugend mir zum Molochsopfer tödten. Ich will geliebt seyn, ich weiß mich geliebt, und du würdest trotz deiner Freundschaft neidisch werden, kenntest du die Fülle meines Glücks. Lieben, das heißt tauschen Wesen um Wesen, ist ein Nectarbecher, den die Vorsicht nur Auserwählten bewahrt; aber Liebe lehren ist die Krone des Schöpfers selbst, und wer solch ein Eden unter seiner Hand hervorgehen sieht, wird versucht, sich einen Gott zu nennen. Doch du sollst mein Glück kennen lernen; denn von heute ist natürlich dein Quartier bey mir, und der Balthasar soll sogleich deine Bagage herausescortiren. Kannst du, weiser Hippokrates, mir beweisen, daß meine Cilla nur am Dankbarkeitsfieber krank liegt, oder Eitelkeit, Gewohnheit ihr das Köpfchen verrückte, so sollst du sehen, welch einen geduldigen Patienten du an mir haben wirst; du sollst dich der Meistercur rühmen dürfen, und sollte ich an deinen heroischen Mitteln des Todes verblassen.“ —

Der Wachtmeister Balthasar zeigte sich jetzt in der

Thür in stattlicher Livree, und nahm Streithelm die scharfe Antwort vom Munde weg.

„Was gibt's?“ fragte der Hausherr unwillig. „Soll rapportiren,“ antwortete der steife Kriegsknecht, „daß der Wagen der Frau von Schütz angekommen unter Commando des Herrn von Myrrhen, daß Frau von Leitzkau nebst dem Fräulein eben jetzt sich in Marsch setzten, und dem Herrn Major ein freundliches Lebewohl durch den Balthasar heraufschicken lassen; gleicherweise vermeinen, der Herr Major möchte sich vielleicht noch besinnen, satteln lassen und gleichfalls in die Stadt rücken.“

„Schon gut!“ entgegnete freundlicher Herr Richard. „Springt nur schnell hinunter, du und der Heinrich, hinauf auf den Wagen, dortgeblieben, die Frau von Schütz erbath euch zur Hülfe ihrer Domestiken; seyd flink, du immer bey Tafel hinter dem Stuhle des Fräuleins. Aufgepaßt, du kennst meinen Willen.“

„Werd' ja!“ antwortete der eiserne Diener. „Hatte immer beym Recognosciren das schärfste Auge. Gott soll mir segnen und behüten, daß ich den Bedettendienst vergäße. Des Herrn Majors Befehl steht bey mir immerdar dicht hinter den zehn Gebothen.“ Er machte militärisch rechtsum und verschwand.

„Wie ist das?“ fragte der Rittmeister spöttelnd. „Verstand ich recht, so stelltest du den Alten als geheimen Spion an. Und du willst nicht eifersüchtig seyn?“

„Nein! Nein!“ rief Hochhorst unmuthig. „Es ist Sorgfalt für meine kleine Königinn; es ist der Hochgenuß, den mir jedes Mahl sein Rapport von ihrer Sittsamkeit und Treue macht, die mich dazu verführten. Überführe mich, daß sie etwas außer mich lieben kann, und ich will deinen Spott respectiren. Jetzt komm zum Balcon, ich muß durch einen Abschiedsgruß mir die langen Einsamkeitsstunden versüßen.“

Beyde traten aus der Flügelthür des Salons ins Freye. Der Wagen unten fuhr eben ab; Cäcilie nickte freundlich herauf, und über ihr schönes Gesicht flog ein hohes Roth, als sie den Fremden neben dem Freunde erblickte. Streithelm sah dem Fuhrwerk lange schweigend nach, dann drehte er sich rasch zu dem Glücklichen, der in seine lieben Träume versunken, neben ihm gestanden. „Daß sie roth ward, gefällt mir nicht,“ sagte er mit besonderer Hast. „Warum hat sie sich zu schämen? Du bist ein Ehrenmann, wenn auch ein verliebter Graukopf. In Brabant hauetest du mich einst aus den verdammten Marseillern; soll mich der Teufel hohlen, wenn ich nicht Blut und Leben einsetze, deine schönen, letzten Tage von diesen Ketten zu befreyen.“ — Hochhorst umfaßte ihn mit herzlicher Heftigkeit. „Und wenn du mein Glück zerstörtest?“

„Ist es Scheinglück, so wirst du es selbst gern schwinden sehen, denn du bist ein Mann,“ antwortete Streithelm fest. „Ist es Gold, das Probe und Feuer besteht, auf Ehre und Seligkeit, so werde ich mich mit dir freuen, als hätte ich selbst dieses große Loos gezogen. Alle Officiere der beyden Schwader sind zur Frau von Schütz geladen; ich werde Augenblicks die Ehre annehmen, und besser recognosciren als dein mondsüchtiger, halb blinder Balthasar. Morgen bey der zweyten Flasche Nierensteiner Rapport, wahrhaft, aber ohne Hehl.“ Er umarmte den Major herzlich und schied. Herr Richard schüttelte den Kopf und flüsterte vor sich hin: „Geh nur, braver Junge; wunderbar kommt mir selbst mein Glück vor, und wie sollte es denn nicht des Fremden Verwunderung und seinen Neid erwecken?“ — Dann hob er triumphirend sein Gesicht zu der Wand, von der das Prunkbild des geliebten Mädchens lächelnd zu ihm herabblickte. „Nicht wahr, du Herzenskind,“ sagte er lauter hinauf, „heute Abend wird er dir einen Fußfall thun müssen, eine strenge Abbitte, daß er dich für eine Eva von Haus aus hielt, wie die Andern sind. Und auf Husarenparole! er soll nicht ohne den Fußfall abkommen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wahre Liebe.

In schönen Phrasen seine Herzensqualen
Dem Gegenstand des heißen Sehnens mahlen;
Der Theuren die Gefühle, die man Liebe nennt,
In langen Stanzen declamiren,
Und daß man ganz für sie entbrennt,
Bekräftigen mit tausend Schwüren;
Galant stets seyn zu allen Augenblicken,
Sich nur dem Dienst' der Allgeliebten weih'n,
Durch Kunst und List ihr Herzchen schlau berücken:
Ist das die wahre Liebe? — Nein!
So viel man auch von solcher Liebe spricht:
Die so sich zeigt, das ist die Liebe nicht!

Geheimnißvoll im Inneren verschließen,
Was kein Geheimniß ist, was Alle sehen müssen;
Die Leidenschaft im treuen Busen tragen,
Und kein Geständniß, nicht einmahl durch Blicke wagen;
Bey vielem Geist doch stets verlegen seyn,
Und streng vermeiden jeder Liebe Schein,
Kurz, lieben, dulden, schweigen, gequält von süßen Schmerzen:
Das ist die wahre Lieb', — doch die wohnt nur in wenig Herzen!

Herzenskron.

Reisescenen.

Der Rheinfall bey Nacht.

Über Steckborn, Stein und Diessenhofen hatte ich bey umzogenem Himmel, wie ich ihn so sehr liebe, die Strecke von Constanz bis Schaffhausen zurückgelegt. Der neun Stunden lange Weg führt durch reiche wohlgebaute Dörfer unter Obstbäumen fort, unter denen sich besonders die Nußbäume durch ihren üppigen Wuchs auszeichnen. Zur Linken erhebt sich das mit Wein und Hanf bebaute Gelände oft zu einer niedrigen Hügelreihe, deren Gipfel mit geschmackvollen Landhäusern geziert sind, aus welchen man eine gar schöne Aussicht über ein glückliches reiches Land, den Rhein und den Zellersee bis weit zu den burggekrönten Basaltkuppen an der Aach (Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel u. s. w.) und zu dem düsteren Rücken der Rauhenalp hat. Zur Rechten liegt, den Weg bespühlend, der untere Bodensee mit der Insel Reichenau, der sich immer mehr verengt, bis er bey dem Städtchen Stein, über welches die Trümmer der alten Burg Klingen herabsehen, den Nahmen Rhein erhält; welcher dann, mit seinen hellgrünen Wellen schnell dahin eilend, den Wanderer bis Schaffhausen begleitet. Hier auf der Brücke sieht man ihn schäumend über Felsstufen hinschießen und hört ein Brausen und Tosen, als zürne er den Steinmassen, welche schon hier anfangen sein Bett zu verengen.

Schaffhausen gewährt einen eigenthümlichen Anblick mit seinen hohen, durch Thürme und Zinnen verstärkten Mauern, die sich an der Höhe hinaufziehen, an welcher die Stadt liegt, und große Gärten und Weinberge mit umschließt.

War es die Sehnsucht, den Rheinfall zu sehen, oder die lange Weile und die große Rechnung, welche mich in der Thür des Gasthofes zu begrüßen schienen: ich gab meinen Plan auf, hier zu übernachten, besah schnell die Stadt und verließ sie, als es schon dämmerte.

So wie man an der Stromschnelle bey den Mühlen vorüber ist, und das Geräusch der brandenden Wogen schwächer wird, hört man auch schon den Donner der stürzenden Wasserfluth von dem nur eine halbe Stunde entfernten Laufen her. Ich verdoppelte meine Schritte. Das Herz klopfte hörbar: sollte ich nun doch den gepriesenen Rheinfall sehen! Alle Müdigkeit war verschwunden. So sehr ich aber auch eilte, war es doch schon dunkel, als ich das Dörfchen Neuhausen erreichte, das dicht über dem Fall am rechten Rheinufer liegt. Schnell wurde das Reisebündel abgeworfen und mit großen Sprüngen eilte ich den Berg hinunter.

Vor mir lag nun der weiße brausende Wasserberg, vom Schein des Mondes im ersten Viertel nur matt beleuchtet; donnernd brauste die Wassermasse durch die Stille des Thals weiter. Nur sehr undeutlich konnte ich die einzelnen Theile der Gegend erkennen, aber groß und erhaben war das bewegte Bild. Auf dem rechten Ufer erhob der Felsen, auf welchem das Schloß Laufen liegt, sich dunkel und drohend in die Nacht empor; die stürzende, schäumende Fluth bildete die Mitte, und zur Linken stiegen mächtige Feuersäulen, rothe Funken weit umhersprühend, aus den hohen Öfen des Eisenwerks aufwärts, welches mit seinen schwarzen Häusern dicht an dem weißen Wassersturze liegt. Lange saß ich im Anschauen dieser einzigen Nachtscene versunken auf einem Felsstücke, an welchem sich die noch nicht wieder beruhigten Wellen brachen. Nie habe ich wieder etwas so Eigenthümliches gesehen, als das Bild, welches hier von Wasser, Feuer und von dunklen Bergmassen, theilweise vom Monde und den Flammensäulen beleuchtet, im Einzelnen immer wechselnd und doch sich gleich bleibend, aus so mächtigen und verschiedenen Elementen vereinigt war. Des großen Schauspiels würdig waren die Töne, welche es begleiteten. Weit hallte der Donner des Sturzes durch die stille Nacht, und nur zuweilen vernahm man durch denselben das Tosen der Wellen, die an den Ufern brandeten, und den schallenden Schlag der schweren Eisenhämmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Urtheile.

Über dramatische Künstler richtet oft sinnlos die Menge,
Tadelt bald Sprache und Gang, preiset Geberde, Costume.
Doch unter Tausenden ist kaum Einem die Gabe verliehen,
Daß er dramatische Kunst würdig zu richten vermag.

Bedürfniß.

Was ist des Seemanns höchstes Bedürfniß? — ihr denket das Wasser! —
Wohl ist's das Wasser dem Fisch; aber dem Seemann der Wind.

Die Nachbarn.

Fortwährend stritten zwey Nachbarn, sie konnten sich nimmer vereinen;
Windstille wünschte sich Paul; — Peter doch immer nur Wind.
Was war die Ursache? hör' ich euch fragen; wisset nun, Freunde,
Wind brauchte Peter zur Mühl' — Wind haßte Paul für sein Obst.

J. B. v. Rettich.

Lesefrüchte.

Als der Herzog von Rohan vor geraumer Zeit durch die Schweiz reiste, ward er daselbst in einer ansehnlichen Stadt plötzlich krank. Er verlangte nach dem berühmtesten Arzte des Orts und man führte ihm als solchen alsbald den Doctor Thibaud vor. Der Herzog sah denselben verwundert an und sagte endlich zu ihm:

„Ich weiß nicht, mein Herr Doctor, wo ich Sie gesehen habe; aber Sie kommen mir sehr bekannt vor.“

„Gnädigster Herr, das kann wohl seyn,“ — versetzte Thibaud — „denn vielleicht erinnern Sie sich noch der Zeit, als ich Huffschmied in Ihren Diensten war.“

„Und wie sind Sie denn hier Arzt geworden, und was für Curen nehmen Sie denn mit Ihren Patienten vor?“ fragte der Herzog.

„O ich gelte für den größten Arzt des ganzen Cantons!“ — versicherte Thibaud ohne Verlegenheit. — „Ich curire die Schweizer eben so gut, als ich die Pferde Eurer Durchlaucht curirt habe. Viele sterben zwar von den Arzeneyen, aber Viele werden auch gesund!“

Zuletzt bath er den Herzog, ja nichts zu verrathen, um ihn nicht seines Brotes zu berauben, das er auf Kosten der Gesundheit und des Lebens der Schweizer erwarb.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Eulenspiegel.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Die Aufführung der „diebischen Elster“ gab der Dlle. Heinefetter neuerdings Gelegenheit, sich ihren zahlreichern Verehrern von der besten Seite zu empfehlen. Wir rechnen diese Parthie zu ihren gelungensten Ausführungen, weil sie fast überall den rechten Ausdruck fand, und das Herz zu rühren wußte. Besonders war dieß in dem Duett mit Pippo der Fall. Sehr glänzend war die Ausführung des Quintetts, worin sammtliche Mitwirkende, besonders unser geschätzte Gast und Hr. Binder, Gelegenheit zur Auszeichnung fanden. Dlle. Heinefetter wurde nach dieser Scene und am Schlusse gerufen. Dennoch fand diese Oper, wie schon früher, eine kühle Aufnahme im Ganzen und sie scheint sich schon ziemlich überlebt zu haben. Dagegen strahlt Mozarts „Don Juan,“ mit welchem wir als Neujahrsangebinde regalirt wurden, noch in voller Jugendfrische. Dieses wunderbare Tonwerk behält seinen Zauber auf die Zuhörer, unter was immer für Formen es zur Anschauung gebracht werden mag; der Eindruck mußte dießmahl, bey vorzüglicher Besetzung der meisten Rollen, um so größer seyn. Hr. Wild gab die Titelrolle sowohl in Spiel als Gesang seiner würdig. Sein Vortrag im Duett mit Zerlinen war so herrlich, daß dieses Musikstück wiederhohlt werden mußte, an welcher Ehre jedoch auch unsere brave Dlle. Henkel ihren vollen Antheil verdient. Die Champagnerarie mußte Hr. Wild gleichfalls wiederhohlen, und der stürmische Applaus wollte auch dann noch nicht endigen. Wir erkennen die Genialität in der Auffassung dieses muntern Tonstückes durch Hrn. Wild; wir bewundern die Geschicklichkeit, mit welcher er über diese seiner Stimme zu tief liegende Arie Herr wurde, müssen aber hinzufügen, daß das Experiment etwas gewagt schien und vielleicht nur einem Wild gelingen konnte. Im Finale vermochte Hr. Wild, der Stimmlage wegen, nicht überall, besonders in der Stretta nicht, durchzudringen. Dagegen war er wieder in dem Terzett des zweyten Actes in seiner ganzen Kunstgröße, und die Ausführung seiner Scene mit dem Geist kann als ein psychologisches Musterbild aufgestellt werden. — Mad. Ernst sang die Elvira mit Kraft der Stimme und zartem Ausdruck, nur nicht mit stets reiner Intonation. Die zweyte Arie, obschon sie große Schwierigkeiten darbiethet, gelang ihr besonders gut. Mad. Fischer, geborne Achten, gab die Donna Anna beyfällig. Hr. Siebert sang den Leporello gelungen, an seinem Spiel konnte man nichts Ausgezeichnetes finden. Hr. Binder als Don Ottavio gab dieser undankbaren Parthie durch den Reiz seines schönen Vortrages einiges Interesse. Von Dlle. Henkel haben wir schon oben ein Wörtchen gesprochen; sie eignet sich ganz für die Rolle der Zerline, und führte sie mit vielem Fleiße aus; selbst die ländliche Grazie vermißte man nicht. — Das Ballet hat in letzterer Zeit nichts Neues gezeigt; nur die Rückkehr der Dlles. Elßler von Berlin, wo sie mit Beyfall überschüttet wurden, brachte einige Abwechslung in diese Spectakelgattung. Die beyden talentvollen Tänzerinnen wurden bey ihrem Auftritte in den Ballets: „Ottavio Pinello“ und „Fee und Ritter“ mit herzlichem Willkomm begrüßt und ihre seltenen Verdienste fanden vollkommene Würdigung. — Dem Vernehmen nach dürfen wir einer Reprise des Ballets: „das Schweizer Milchmädchen“ entgegensehen, worin die Titelrolle von Dlle. Fanny Elßler ausgeführt werden soll.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.





Sonnabend, den — 7 — 15. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Rittmeister Streithelm wäre fast zu spät zu dem Gelage des Präsidenten von Schütz gekommen; der Soldat hatte die alte Galanterie nicht vergessen, und sein bestes Zeug auf den narbenvollen Leib gehängt, und darum die rechte Stunde versäumt. Schon war die zahlreiche Gesellschaft Paar bey Paar im Marsche zum dufterfüllten Speisesaale, und der freundliche Wirth nahm den geachteten Commandanten, den Vaterlandsvertheidiger, sogleich für sich in Beschlag und gab ihm den Ehrenplatz neben sich am Flügel der langen Tafel. Nach dem ersten Gange musterte Streithelm mit seinen Falkenaugen ohne Aufschub die Gesellschaft. Er fand bald das Gesuchte. Die Helena seines Menelaus saß etwa in der Mitte der Tafel; ihr zur Rechten der blonde Gerichtsrath, zwischen ihr und dem Fräulein des Hauses. Doch diese schien nicht festlich gelaunt, warf die großen Feueraugen wie zerstreut und unwillig im Saale umher, trug das gebogene Näschen recht hoch und antwortete einsylbig auf des schmeichelnden Nachbars Flisterworte. Desto aufmerksamer horchte Cäcilie auf sein zartes Gespräch, doch mußte er dem Freunde Richard recht geben, ihr Taubenauge haftete immer am Teller oder in dem reichen Blüthenstrauße von Georginen und Centifolien, der in einer Riesenvase gerade vor ihr stand, und was sie antwortete, war freundlich, jedoch ohne besondere Theilnahme wiedergegeben. Der Hausherr brachte den ersten Toast aus, und zwar auf das Wohl der braven Kämpfer für Germaniens Befreyung und Wiedergeburt, und das halbe Dutzend schwarzer Officiere erhob sich von den Sesseln, dem biedern Wirthe ihren Dank zu bringen. Auch Cäciliens Auge hob sich neugierig, und ihr Blick wurde auf einmahl starr und fest, die Rosen ihrer Wangen färbten sich hoch bis zum Dunkel der herbstlichen Päonie, und in allen ihren Zügen versichtbarte sich ein nicht geringes Erschrecken. Der Rittmeister suchte schnell den Gegenstand und Urheber dieser Wandlung, und traf ihr gerade gegenüber auf seines Lieblings schlanke Gestalt, auf seinen Lieutenant von Waise, einen jungen Krieger, der ihm besonders lieb geworden, und diese Entdeckung erfüllte ihn mit seltsamen Ahnungen, die nichts weniger wie unfreundlich seyn konnten. Cäcilie versteckte zwar ihr glühendes Antlitz schnell in das feine Battisttuch, hielt sich später immer hinter dem buntblühenden Schanzkorbe verborgen, aber blieb befangen, hörte nicht mehr auf den redseligen Herrn von Myrrhen, horchte dagegen mit großer Acht auf des Lieutenants Wort, der vom Weine und der schmeichelhaften Aufmerksamkeit der Gesellschaft belebt und entzündet, von dem Corps erzählte, dem er angehörte, mit poetischer Begeisterung die Weihe und Einsegnung der schwarzen Schaar, wie sie in der Kirche zu Rochau vorgefallen,

ausmahlte, die mannigfachen, gefahrvollen Abenteuer der wilden Jagd beschrieb, den unternehmenden herrlichen Lützow pries, ein feurig Schlachtlied seines Waffenbruders, des seelenvollen Körner, ganz wacker declamirte, und dann auf einen glorreichen Tod für Deutschlands Erlösung, als das höchste und wünschenswertheste Ziel jedes braven deutschen Jünglings, den Becher leerte. Wohl sah der Rittmeister, wie die schöne Cilla bey diesem unerwarteten Schlusse des schwarzäugigen, feurigen Lützowers bleich wurde, und das Phantasieplänchen, das sich längst in seinem Gehirn gestaltet, ergötzte ihn dergestalt, daß er Becher auf Becher stürzte, und sein düsterer Knebelbart mehr wie jemahls von seinen Fingern gestreichelt ward.

Nach der Tafel lud die Präsidentinn ihre Gesellschaft in den Garten, der sich aus der offenen Stadt, da das Haus am Rande derselben lag, weit in die Feldflur erstreckte, und mit Lustgebüschen, Tannenhöhen und weiten Teichen, in welche sich das Bergwasser herabstürzte, geschmückt, einen höchst angenehmen, das Auge durch Wechsel vergnügenden Festplatz darboth. Cäcilie und Louise blieben fast als die Letzten im Saale, und Jene nahm die Gelegenheit schnell beym Fittich und fragte freundlich: „Wie bist du denn heute? Quälst du deinen armen August einmahl wieder mit deinem Übermuthe?" — Fräulein Schütz blickte der milden Freundinn recht scharf ins Auge. „Nenne ihn nicht mehr meinen August," antwortete sie erhitzt, „nie mehr, darum bitte ich dich. Magst du, so trete ich dir selbst all mein Anrecht auf ihn ab. Ist mir doch fast kein Zweifel mehr, daß der jämmerliche Paris schon lange schwankte, welcher von uns beyden er den goldenen Apfel zutheilen sollte. Ich habe den schlauen, heuchlerischen Schleicher jedoch noch zu rechter Zeit erkannt, und danke dem Himmel für die Erkenntniß."

„Und mir sagt das meine Louise?" fragte Cäcilie entsetzt und tief verwundet. Mit Heftigkeit warf sich Fräulein Schütz an ihre Brust, und drückte einen warmen Kuß auf der Freundinn Lippen. „Verzeihe mir," sagte sie mit Innigkeit; „du bist nicht Schuld daran, du bist ein gutes, liebes Kind, ohne Falsch und wie ein reines Lamm. Aber darum hüte dich vor diesen Wölfen in Schafskleidern. Der Zufall hat mir die Maske dieses bescheidenen Schmeichlers aufgedeckt. Seine frommen Augen sind Fuchsfallen. Ein heimlicher Lüstling, ist er nur sich getreu. Ich schäme mich tief erröthend, daß ich so schwach war, erst durch eigene Erfahrung enttäuscht zu werden. Jedem dieser schwarzen Wildfänge wollte ich mein Glück und meine Ehre lieber anvertrauen als ihm; glaube mir, solche feurige verwegene Stürmer sind weniger gefährlich, denn sie sind offene Gemüther, denen man leicht auf den Grund schaut, und seit ich diese Krieger sah, ist mir Herr August gar verächtlich geworden, da er sich dem allgemeinen Aufgeboth des Königs zu entziehen wußte. An uns deutschen Jungfrauen ist es, so etwas zu bestrafen, und ich habe nicht gesäumt, meine Strafe zu vollziehen."

„Du verwirrst mich mit deinem Redestrom!" fiel Cäcilie ein. „Und wann begab sich denn das Alles?"

„Nicht weiter davon, denn man kommt," flüsterte Fräulein Louise. „Aber laß uns das Herz bewahren, bis das Vaterland frey ist, und dann es dem Tapfersten der Sieger schenken. Einerley, wie sein Gesicht aussieht oder sein Nahme klingt. Sclavinnen werden wir doch einmahl; denn die Männer alle verstehen uns nicht, und ihrer Natur nach sind alle nicht viel werth."

Cäciliens Auge senkte sich zu Boden. „Einer doch! Einer!" sagte sie leise wie zu sich, und der Nahme Richard bebte auf ihren Lippen. Da nahten sich die jungen Gäste, der Lieutenant Waise both ehrfurchtsvoll Louisen den Arm, und der Herr von Myrrhen bemächtigte sich dreist der Hand Cäciliens und führte die Bewegte aus dem Salon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pseudospruch des Confucius.

Dreyfach ist des Christen Bahn,
Thatsach' ist's, kein leerer Wahn.
Glauben hält den Himmel offen,
Hochgenuß gewährt das Hoffen,
Liebe bringt den schönsten Lohn.

Willst du auf Belohnung zählen,
Mußt du reinen Glauben wählen.
Laß' nie deine Ruhe stör'n,
Nie durch Zweifel dich bethör'n.
Hoffnung schenkt dir innern Frieden,
Stärkt und labt den Lebensmüden.
Deinen Nächsten sollst du lieben,
Steht in heil'ger Schrift geschrieben.

Nur der Glaub' erhebt das Herz;
Nur die Hoffnung kann dich laben;
In der Liebe denk' erhaben.

J. B. v. Rettich.

Reisescenen.

(Fortsetzung.)

Erster Anblick der Alpen.

Ein dichter Nebel deckte das reiche Hügelland beym Aufgang der Sonne, das sich von Bieberach bis zum

Bodensee in mannigfacher Abwechslung erstreckt. Ich hatte die Geburtsstätte Wielands schon eine Stunde vor Tagesanbruch verlassen, hoffte immer, die Sonne würde die Nebel zerstreuen, welche mir den Theil des fruchtbaren Schwabens verbargen, von dem die Bewohner sagen: „Hier heißt es nicht, der liebe Gott kann geben; hier heißt es, er muß geben.“ Als ich die sanft sich erhebende, mit Buchen und Eichen bewachsene Lehne emporstieg, welche nahe vor dem Städtchen Waldsee auf den Höherücken führt, der die Wasserscheide bildet, von welcher die Gewässer nach dem Rhein und der Donau, der Nordsee und dem schwarzen Meer abfließen, fing der Nebel an zu weichen. Erst hob er sich zu den Gipfeln der mächtigen Eichen, durch deren untere Zweige nun die rothen Strahlen der Frühsonne spielten und in den Thautropfen des grünen Rasens zurückglänzten; dann sank er herab, ein feiner fruchtbarer Regen, und der Himmel erschien in reinem Blau.

Nun wurde es gar laut und lustig in den Zweigen, Drossel, Fink und Meise schüttelten die benetzten Gefieder und begannen ihr Frühlied; Specht und Baumhacker schlugen schallend den Tact, und aus der Ferne tönte der gellende Ruf des Falken, den das geschwätzige Volk der Häher kreischend wiederhohlte.

Auch in mir ward es heiter und fröhlich. Singend schritt ich den bethauten Waldweg hinan, ertappte mich zuweilen auf einem unnöthigen Sprunge und wußte nicht, ob die aus Millionen Tropfen wiederstrahlende Sonne die Augen feucht machte oder die freudige Gewißheit, die Alpen zu sehen, noch ehe der Tag sich neigte.

Bald war die Höhe erreicht und die Aussicht nach Süden frey. Als ich aus dem feuchten Schatten des Waldes trat, blendete mich das Tageslicht und das Auge mußte sich erst an den Glanz gewöhnen. In sanften hügelichten, grün bewaldeten Wellen fällt das Gelände ab. In der Ferne am Horizont thürmte sich ein weißer Wolkengürtel empor, von dessen phantastischen Gestaltungen mein Blick immer wieder angezogen wurde. Solche Wolkenbildung hatte ich nie gesehen, nie eine solche Beleuchtung und Färbung derselben. Wie Berge, Kulme und Hörner stieg es empor, aber — das sind auch Berge, das sind — jetzt wurde es mir mit einem Mahl klar — das sind die Alpen!

Es war ein schöner, unvergeßlicher Augenblick. Ich sah die Berge, zu welchen die Sehnsucht seit meinen Knabenjahren mich mächtig zog; vor mir in einem weiten Halbkreise lagen sie da, die Riesen der Erde, mit ihren von ewigem Schnee bedeckten Häuptern. Ich war dem Lande nahe, meine Augen konnten es erreichen, durch dessen Thäler und Felsen mich bald mein Weg führen, dessen Glätscher und Wasserstürze ich in wenigen Tagen anstaunen sollte. In diesem Augenblick fühlte ich zum ersten Mahl mit beglückender Gewißheit, ich werde die Schweiz sehen. — Nur zweymahl in meinem Leben habe ich eine ähnliche Freude gefühlt. Als Knabe, da ich zuerst das Meer von Sturm aufgewühlt zu meinen Füßen branden sah, und später, da ich den Gotthard überschritt und die Wasser zuerst nach Italien flossen.

In Europa wird dieß Gefühl mich nun nicht mehr ergreifen, aber wenn ich einmahl vom schaukelnden Schiff das Land entdecken werde, wo sich Palmen und Mimosen in würzigen Lüften wiegen, wo die Pracht der Tropenwelt und der Reichthum ihrer Gestalten mich erwarten — da wird es mächtig wieder meine Pulse schwellen.

Das Verlangen, die Nahmen der Berge zu wissen, welche ich sah, zog mich aus meiner träumerischen Freude. Ich hohlte die Karte hervor und orientirte mich. Die Alpenzüge Vorarlbergs, Appenzells und St. Gallens waren es, die sich am Horizont erhoben, und über welche die weißen Gipfel der Graubündner und Glarner Schneeberge emporstiegen. Obgleich über zwanzig Stunden entfernt, waren die Umrisse der mächtigen Gebirgskette doch deutlich zu unterscheiden, vor allen aber ragte der Hohesentis hinter Appenzell empor, dessen einzelne Theile und Färbungen völlig zu erkennen waren.

Wie oft, wenn ich später die lichten Wolken am Horizont emporsteigen sah, dachte ich des ersten Anblicks der Alpen und träumte mich auf diese Stelle zurück. Aber die Wolken blieben Wolken und höchstens wurde ein Gewitter daraus, und der Regen kühlte mich ab.

(Der Schluß folgt.)

Originalität der deutschen Sprache.

Je mehr Wörter eine Sprache aufzuweisen hat, die andere buchstäblich in sich enthalten, deren Sinn und Bedeutung zusammen harmonieren, desto originaler ist sie. So behauptet der unermüdete Sprachforscher B... S... und bezeuget, daß die deutsche Sprache diese Eigenschaft vor allen andern besitze. Ich will einige Belege hier aufführen. Die Begriffe Heiß und Eis sind sehr verwandt, denn die Wirkung der Hitze auf organische Körper ist, nach der Untersuchung der Ärzte, ganz der entsprechend, welche durch große Kälte hervor-

gebracht wird; beyde erzeugen Entzündung, Blasen und Brand, die nach dem Befund nicht zu unterscheiden sind, ob sie durch Hitze oder Kälte entstanden. Warm wird dem Armen, wenn er fleißig und regsam arbeitet. Die Bleiche nimmt den Stoffen die Farbe, und bleich erscheint die Leiche. Wenn wir hoffen, wird uns die Zukunft (wenigstens in der Hoffnung) offen. Beym Schreiben reiben wir mit der Feder oder mit dem Stifte das Papier. Je älter, desto kälter. Viele haben ein Herz von Erz. Ein Schelm trägt den Helm der Schalkheit. Weile mit Eile führt am besten zum Ziele. Wehe wird nicht selten erzeuget durch die Ehe. Und so könnte man ein ganzes Lexicon von zusammengehörenden Wörtern schreiben, wie es auch wirklich der Sprachforscher B... S... bereits unter der Feder hat.

J. Ehrenwerth.

Der Aufschwung der Wissenschaften.

Lichtenberg hörte einen Kritiker klagen, daß man die Wissenschaften und Künste überall so mechanisch betreibe, nur auf eigenen Vortheil sehe, und sich um den Aufschwung der Wissenschaften gar nicht bekümmere; worauf der gelehrte Physiker antwortete: „Wenn es sich bey Wissenschaften und Künsten um nichts anderes handelt, als um den Aufschwung, so will ich einen großen Luftballon verfertigen, und von ihm alle gelehrten Folianten und Quartanten aufschwingen lassen.“ Der Kritiker erröthete und ging.

J. Ehrenwerth.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am Sylvesterabende des letztverflossenen Jahres fand auf dieser Bühne die erste Vorstellung von v. Dregers neuer Originalposse: „Tivoli“ Statt. Von diesem Stücke, welches seinem Inhalte nach wohl eher, als das auf diesem Theater so beliebte: Kunst und Natur, die Variation seines Titels in Verwirrung über Verwirrung verdient hätte, die Erzählung der ihm zu Grunde liegenden Handlung zu fordern, wäre als das Begehren einer Unmöglichkeit eben so unbillig, als zwecklos; da die in Rede stehende Komödie eigentlich gar keine Handlung hat, sondern das Ganze nichts anderes ist, als ein äußerst complicirtes Compositum mehrerer, ohne innere Motivirung und gehörige Verbindung zusammengezwängter, mit dem Österreicher zu sprechen, gerade so wie eine Faust auf ein Auge zu einander passender, manchmahl komischer, noch öfter aber langweiliger Scenen, kurz, ein schon bey seiner Geburt ohnmächtiger Körper, der bisweilen zu einem regeren Leben aufflimmert, aber zuletzt doch ungeachtet aller äußeren, selbst der glänzendsten Hülfsmittel (z. B. der sehr schönen Schlußdecoration des Meidlinger Tivoli), langsam verlischt. Um indeß doch jenen verehrlichen Lesern, welche diese Pflanze noch nicht genossen haben, einen kleinen Begriff von derselben zu verschaffen, sey es gestattet, sie wenigstens in Bezug auf ihre wesentlichsten Essenzen chemisch zu analysiren, und zu diesem Behufe hier eine kurze Skizzirung der Charaktere, welche die Substanzen derselben ausmachen, zu entwerfen. Diese sind: Der Graf Halmrode, eine in der That aus lauter Grillen und Widersprüchen zusammengesetzte Curiosität, ohne alle Consequenz; dann die Tochter dieses Grafen, ein ganz niedliches Gänschen, welches halb träumend herumwandelt, und niemahls recht weiß, was es eigentlich will; ferner Emilie von Tannenheim, ihre Freundinn, eine so fein gebildete Dame, daß sie sich nach äußerst kurzem Bedenken entschließt, einen Menschen zu heirathen, den sie in ihrem Leben zum ersten Mahle gesehen, und nicht vielleicht deßhalb, weil gleich sein Anblick oder eine schöne That desselben sie für ihn eingenommen, sondern rein und allein auf seine Erklärung, daß er sie, weil es sich denn gerade so recht hübsch macht, zur Frau nehmen wolle; dann der Marquis Federico, der sich als so großen Philosophen bewährt, daß er eben besagte Schöne, die er in der Verkleidung eines Kammerkätzchens kennen lernt, nichts desto weniger alsogleich und ohne alle Nothwendigkeit zu seiner Lebensgenossinn erkieset, bloß, wie er sagt, seinem Freunde, dem Marquis Palvaccio zu Liebe, dem wohl auch mit einer bloßen Scheinheirath seines Freundes gedient gewesen wäre; ferner die nicht weniger fehlerhaft gezeichnete Signora Branca, welche man weit eher für die entsprungene Gattinn eines bankerottirten Salamikrämers, als für eine römische Signora halten möchte, da sie weder genug Grazie, noch genug Schlauheit, um für eine solche Dame gelten zu können, äußert, sondern so blödsinnig ist, daß sie den stupiden Haushofmeister Quergel in seiner Verkleidung für den Grafen Halmrode selbst hält; endlich diejenige Figur, auf welcher einzig und allein die ganze Verwicklung und auch der komische Effect des Stückes beruht, der Haushofmeister Quergel selbst, ein Drillingsbruder des Verwalters Eilmann in Zieglers Hausdoctor, und des Schloßinspectors Agamemnon Pünctlich in Verwirrung über Verwirrung, welcher aber keine so glänzende Wirksamkeit hat, als diese seine zwey Vorgänger, weil dieselben durch ihre Umgebung weit besser unterstützt werden, als gegenwärtig erwähnter Posthumus. Der einzige gut geschilderte Charakter im ganzen Stücke ist der des Marquis Palvaccio, ein feuriger, unternehmender Mann, welcher jedoch zu wenig beschäftigt ist, um für die vielen Narrheiten und Unwahrscheinlichkeiten der übrigen Personen zu entschädigen. Sehr possirlich erschien auch die wirklich etwas sublime Naivität des vom Dichter als Nebenparthie gehaltenen Sohnes des Postmeisters Hartherz. Die gute Aufnahme, welche übrigens dieser Novität bey alledem zu Theil wurde, indem sie siebenmahl hinter einander bey vollem Hause gegeben ward, verdankt sie wohl nur der sie unterstützenden äußerst gefälligen Musik vom Capellmeister Adolph Müller und der in jeder Beziehung lobenswerthen Darstellung. Als Matadore des sehr lebhaften Ensembles glänzten die HH. Scholz (Quergel) und Artour (Marquis Palvaccio), dann Mad. Kneisel, welche aus der Signora Brancz das machte, was daraus zu machen war. Die Schlußdecoration im zweyten Acte, gemahlt von den HH. Martinelly und Pösendeiner, brachte einen imposanten Eindruck hervor. Die von den HH. Adolph Müller und Resnitscheck componirte und in den Entreacten wechselweise von der Militärmusikbande und dem Orchester sehr gut vorgetragene Tanzmusik war eben so willkommen als überraschend. Überhaupt bewies Hr. Director Carl seine Geschicklichkeit im Arrangement bey diesem Stücke wieder auf eine glänzende Weise.

Eucharis.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 8 — 18. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft hatte sich in kleine Colonnen zu einzelnen Promenaden vertheilt. Cäcilie, in ihren Gedanken befangen, und mit einem seltsamen räthselhaften Bangen dem vor ihr wandelnden Paare nachblickend, bis es zwischen den dichten Buschgruppen sich verlor, folgte willenlos und fast unbewußt der Führung des Herrn von Myrrhen, der mit ihr einen schmalen Damm überschritt, der zu einer kleinen Halbinsel mitten im größten Teiche führte, wo zwischen schattenden und verbergenden Lärchenbäumen ein stiller Sitz zur Ruhe einlud. „Wo sind wir?“ fragte sie jetzt aus ihren Träumen erwachend. „Ich glaubte, der kühle Platz würde Ihnen der angenehmste seyn,“ antwortete traulich der Junker, „denn ich sah Sie nie so bewegt und erhitzt, mein Fräulein; und darf der Freund um die Ursache —“

„Warum verließen Sie Louisen?“ fiel Cäcilie ein. „Bey dieser ist ja Ihr Platz, und Sie sollten sie heute keine Minute verlassen, denn sie zürnt heftig. Und weßhalb? möchte ich fragen, da die Sorgfalt für der Freundinn Wohl die Frage entschuldigt.“

„Und das errâth die kluge Cäcilie nicht?“ fragte mit sehr bestimmtem Tone der Herr. „Durchschaute mich der Blick des Fräuleins von Schütz, dem ich mich verbergen mußte, wie viel mehr mußten Sie mich durchschauen, der ich die Tiefen meines Herzens offen darboth.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Gerichtsrath,“ antwortete stutzig das Fräulein.

„Nicht schweigen darf ich länger,“ unterbrach sie der Junker, „es wäre Selbstmord, wollte ich die Stunde meines Glückes länger mir vorenthalten. Ja, ich glaubte einst das Fräulein Schütz zu lieben, ihr Äußeres hatte mich gefesselt, und ich kannte noch nicht den eiteln Sinn, die Gemüthshärte Louisens, die mir nach und nach erst aus den fallenden Schleyern ihres eigentlichen Wesens wie schreckende Gespenster entgegentraten. Gewohnheit band mich. O wer gibt leicht schöne Zukunftsträume auf! Da traten Sie neben die Freundinn, und die letzten Nebel meiner Täuschung verschwanden vor dem Erwachten. O wie waren Sie so ganz anders! Duldsam entschuldigend, wo sie Nächstenschwäche rücksichtslos tadelte und laut ohne weibliches Zartgefühl verhöhnte; versöhnend, wo sie bitter grollte; kindlichschuldlos, wo sie die erfahrene Eva nicht verbarg. Ja, Cäcilie, Sie allein wurden schon längst der Abgott meiner Seele, die Gottheit, zu welcher ich still, aber brünstig bethete; nur Sie suchte ich, wenn ich in Louisens Nähe mich drängte; fehlten Sie, so peinigte mich dort Sehnsucht und Unmuth, und wie ein Galeerensclave drückten die schneidenden Ketten. Endlich leuchtete der Tag der Erlösung, die harte Tyranninn brach selbst meine Fessel,

vielleicht nur aus Laune, vielleicht weil ihr Stolz den Verstoßenen flehend vor ihren Füßen zu sehen hoffte. Aber die Thörinn erfüllte nur meine Wünsche, und sie selbst wirft mich aus der Hölle in den Himmel. Ja, Cäcilie ist wahrhaft und ohne Heucheley," setzte er leidenschaftlich hinzu, und warf sich vor dem Mädchen hin und umfaßte dreist ihre schlanken Hüften, „Cäcilie wird gern gestehen, was sie empfindet, Cäcilie wird glücklich machen, um glücklich zu seyn."

Bleich und erschrocken sah das Mädchen auf den Stürmer hinab, der ihr so wunderbar verwandelt erschien, und in dem sie den bescheidenen Freund wieder zu erkennen sich vergebens bemühte. „Sie sind krank, Myrrhen? sind Sie rasend?" rief sie. „Wenn Louise uns sähe, wenn die Welt" — „Lassen Sie Alle erscheinen!" entgegnete er heftig. „Warum sollen wir länger bergen, was zu lange verhehlt uns quälte und mit geheimer Gluth uns verzehrte? O ich weiß ja, wie theuer ich Ihnen bin. Wohl verstanden habe ich Ihr schönes Auge, wenn es mir begegnete, und dann so schwermüthig den Boden suchte. Wohl verstanden Ihren Gruß, wenn mein Pferd mich an Ihrem Fenster vorübertrug, wo Sie nimmer fehlten, wenn die gewohnte Stunde rief. Wohl verständlich war mir der leise Handdruck im Tanze oder beym Abschiede. O ich bin ein Unsinniger gewesen, daß ich nicht früher mich frey machte von dieser Armida, daß elende Convenienz mich abhielt, in die Seligkeit zu stürzen, die du, meine herrliche Cäcilie, mir darbothest."

Wie ein Marmorbild hatte das Fräulein dagestanden; jetzt kam plötzlich Leben in sie; das sanfte Auge glühte in dem Zornlicht der Amazone, und die sanften Züge wurden herrisch und stolz wie die der Atalante. „Ja, Louise hatte Recht," sprach sie hart, sich von dem Knienden losmachend, „nicht allein ein schleichender Verräther sind Sie, mein Herr, nein, Sie sind auch ein egoistischer, eitler Geck, und Ihr beleidigend Wort verdient keine Gegenrede. Nur das bitte ich mir aus als Buße für Ihren schimpflichen Wahn, daß Sie nie es wagen, mich wieder Ihre Freundinn zu nennen." — Rasch verließ sie die Insel, und der verzweifelnde Seladon blieb allein mit seiner Scham und Wuth in den stachlichten Gebüschen.

Cäciliens Seele war tief erschüttert worden. „O wie kannte er die Menschen, mein gütiger, treuer Freund!" sprach sie mit feuchten Thränen zu sich, indem sie die Gebüsche durchstrich, neue Fassung und Ruhe zu gewinnen. „Warnte er mich nicht so oft vor diesen frommen Augen, die mich bestachen? Ich habe den Leichtsinn gebüßt durch arge Beschimpfung, die ich, ohne zu vergehen in Scham, nicht einmahl der armen betrogenen Freundinn entdecken könnte. Aber er soll sie wissen; soll mein Bekenntniß nehmen als Beweis meiner Liebe, die das Erkennen seiner herzlichen Neigung erweckte und sich gewann. O könnte ich nur sogleich fort aus diesem kalten Gedränge, zu ihm, wo ich hingehöre auf immer!"

Und sie hatte nicht Unrecht mit diesem Wunsche, und ein helfender Oberon hätte ihr sein Wolkenfuhrwerk borgen sollen ohne Aufschub. Arme Weiblichkeit! warum gab dir die Natur nicht neben dem himmlischen Reiz der cyprischen Göttinn auch einen Theil der Kraft und des Starrsinns der Athene? Deine Vernunft ist meistens nur eine Sclavinn der Sinne; dein reges Gefühl, leicht erwärmt für Edles und Schönes, gebiert oft den herrlichsten Willen, aber nur Kind des Augenblicks bleibt der blühende Sohn, und verlischt an der Schwäche, dem mütterlichen Erbtheil, welches die Mutter von der Natur zur Tochter trägt. O wäret ihr Weiber so stark, wie ihr schön und gut seyd, ihr bedürftet des Mannes nicht, und wir würden als scheue Heloten zu dem Ebenbilde des Schöpfers aufblicken aus dem Staube der ewigen Dienstbarkeit!

Der Tanz im Gartenpavillon vertilgte schnell den Eindruck, den die ernsten Ereignisse des Tages auf Cäcilien gemacht. Sie war wieder die Fröhliche, Unbefangene, und ließ sich unbedacht in den Armen des schwarzäugigen Lützowers hintragen von den berauschenden Harmonien des gefährlichen Wirbeltanzes, den keine Jungfrau anders als mit dem Geliebten tanzen sollte, weil in ihm selbst schon eine Untreue liegt, vor der jede erröthen müßte, dächte sie daran.

Rittmeister Streithelm lehnte lächelnd an einer der Säulen der halboffenen Rotunde. Als ein Theil der Tanzcolonne in seiner Nähe feststand, um Athem zu schöpfen von der verzehrenden Lust, klopfte er seinem Lieutenant auf die Schulter und rief weinglühend: „Glück zu, mein Leopold! Das Beste und Höchste mein! Leib und Leben daran! Das ist die echte Soldatenweise! Du hast dir die Krone des Festes, die Kaiserinn des Tages erobert, und bist du so glücklich als keck in nächster Schlacht, wird des Usurpators Krone zittern."

„Bester Rittmeister, wäret ihr doch ein Prophet!" entgegnete der Lieutenant. „Aber eure Freundschaft sieht zu viel. Ich bin nur auf Augenblicke durch die Güte dieser Dame ein Beschützer der Krone geworden, deren Trabant ewig zu seyn man nicht zu theuer mit dem rothen Herzblut erkaufen möchte."

„Nur Courage, braver Bursch! Ein junger Mars wie du hält Vorhand vor allen feigen Krautjunkern,“ versetzte Streithelm in seiner Weinlaune. „Ziere dich nicht, greif zu, es wird dir vielleicht nirgend so freundlich gebothen, und ich, dein Ziehvater, gebe dir ein Recht darauf und werde selbst dein Freywerber seyn.“

Cäcilie erröthete tief, einmahl vor dem unzarten Wort des graubärtigen Kriegers, und mehr noch, als sie in ihm den Fremden erkannte, der sich so unverschämt am Morgen in ihr heiligstes Geheimniß gedrängt. Durch eine leichte Bewegung wußte sie ihren Führer zum neuen Beginn des Tanzes zu zwingen, da gerade Raum geworden, und der Rittmeister hatte seinem Lieutenant keinen Dienst erzeugt durch sein spornend Freundschaftswort, denn Cäcilie blieb von da stumm an des verlegenen jungen Soldaten Seite.

Aber noch ein Anderer ward tief getroffen durch Streithelms unvorsichtig abgeprotzte Flugbatterie. Herr von Myrrhen hatte als nächster Mann in der Colonne hinter Cäcilien getanzt. Bebend vor Zorn führte er sein Dämchen, sobald es nur anging, zum Sessel, und verließ mit zusammengeballten Händen den Pavillon und das Haus des Herrn von Schütz. „Zwey mißglückte Pläne,“ murrte er in sich, „die ich beyde so sicher geführt, beyde so nahe dem entzückenden Ziele wähnte! Welche Bande Teufel hat sich denn heut' gegen mich verschworen? Frage ich noch? Sind es nicht diese Schwarzen, diese Höllensöhne, welche meine Mädchen rebellisch gemacht? Aber der Krautjunker läßt das Schimpfwort nicht unabgewaschen, und die Gelegenheit liegt zum Greifen nahe, Allen wett zu machen, den naseweisen Damen eine derbe Lection zu geben, und mich wieder zum einzigen Sultan auf diesem Boden zu erheben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Dem Andenken meines Bruders Jacob Eberhard Schneider *).

Wie stand'st du da, ich denk' es mit Entzücken,
Voll Kraft auf deines Lebens Blumenweiden,
Der Weisheit Schöne lag vor deinen Blicken,
Ihr Bronnen lieh die unschätzbare Freuden!

Du rangst, die Jugend mit dem Glanz zu schmücken,
In der Erkenntniß Helle sie zu kleiden,
Ihr Herz mit edlem Stolze zu beglücken,
Und — mußtest, ach! aus ihrer Mitte scheiden

Nun wandelst du auf morgenhellen Pfaden,
Unsterblich an der Wahrheit Lichtgestaden
Der ewigen Vollendung nachzustreben;
Dein Geist, entrückt dem zeitlichen Gefilde,
Begeistert von des Ideales Bilde,
Vergnügt sich bar des Neids am bessern Leben.

Wie war ich einst so froh, so voll Entzücken,
Als ich mich durft' an deiner Liebe weiden,
Kein Thränlein zitterte in meinen Blicken,
Das Herz durchströmten unschätzbare Freuden!

Mit hehrem Vorgefühl mich zu beglücken,
In der Erkenntniß Licht den Geist zu kleiden,
Und leidlos ew'ge Blumen mir zu pflücken —
Geschick, wie konntest du den Wunsch verleiden?

Nun wandl' ich einsam auf bethränten Pfaden,
Der Liebe bar auf öden Sandgestaden,
Wo sich statt Rosen Dornen mir erheben.
Doch still, mein Herz, nach seinem schönen Bilde,
Gewappnet mit der Tugend heil'gem Schilde,
Verzage nicht im edlen Vorwärtsstreben.

Joseph Ehrenwerth Schneider.

*) K. K. Professors der classischen Literatur und Ästhetik an der Universität zu Olmüz, wo er am 19. Jänner 1827 im dreyßigsten Lebensjahre starb.

Fürchterlicher Kampf zwischen einem Löwen und zwey Tiegern.

Zu Anfang Decembers 1830 öffnete zwischen eilf Uhr und Mittags der Wärter, welcher die Käfige der im Tower von London befindlichen wilden und anderen Thiere zu reinigen hat, aus Versehen die Thüre, welche den Käfig eines großen Löwens von jenem trennte, in welchem sich ein bengalischer Königstieger nebst seiner Tiegerinn eingesperrt befand. Als diese wilden Thiere einander ansichtig wurden, funkelten ihre Augen vor Wuth. Der Löwe richtete sogleich seine Mähne in die Höhe, stürzte auf den Tieger los und machte dabey ein fürchterliches Gebrüll. Der Tieger, welcher eine gleich große Wuth besaß, fiel auch über seinen Feind her, während ihm seine Gefährtinn zu Hülfe eilte. Das Brüllen und Heulen der Kämpfenden, das in den Höfen wiederhallte, erregte bey den verschiedenen Thieren die lebhaftesten Äußerungen von Besorgniß oder Wuth. Die furchtsamen zitterten, liefen in ihren Käfigen umher und stießen ein Schreckensgeschrey aus; die Löwen und Tieger, die Bären, die Leoparde, die Panther, die Wölfe und Hyänen dagegen sprangen in ihren Käfigen auf, arbeiteten mit aller Gewalt an der Erbrechung der eisernen Riegel, welche sie eingesperrt hielten, und erhoben das fürchterlichste Geschrey. Der Löwe kämpfte noch mit großem Muthe, aber man sah deutlich, daß er den vereinten Anstrengungen seiner beyden Gegner werde unterliegen müssen, welche erst seit einem Jahre ihre heimathlichen Wälder verlassen hatten; er dagegen hatte schon seit länger als sieben Jahren eingesperrt gelebt.

Indessen wurde der Kampf wüthend fortgesetzt und sein Ausgang war noch zweifelhaft, als der Tieger den Löwen bey der Gurgel faßte und ihn zu Boden warf; dann rollten die beyden Kämpfer mehrmahls über einander weg, bis es der Tiegerinn gelang, ihren Feind völlig zu Boden zu werfen und festzuhalten. In dieser verzweifelten Lage kämpfte der König der Wälder

mit dem unerschrockensten Muthe und brüllte dabey fürchterlich vor Schmerz und Wuth. Unterdessen hatte man einige eiserne Stangen glühend gemacht und stach mit der Spitze derselben die wüthenden Tieger in den Rachen und in die Nasenlöcher, wodurch sie genöthigt wurden, ihren Gegner los zu lassen; aber kaum war dieß geschehen, so packten sich der Löwe und der Tieger mit den Zähnen; der eine faßte den obern, der andere den untern Kinnbacken seines Gegners und man sah, wie sie sich mit der größten Wuth einander bissen und zerfleischten. Ihre Erbitterung war so groß, daß man sie nur mit der größten Mühe und dadurch von einander trennte, daß man ihnen mit dem glühenden Eisen in die Nasen fuhr; auf diese Art brachte man den Löwen in seinen Käfig zurück, dessen Thüre man sogleich hinter ihm zumachte. Der Tieger hatte beym letzten Angriffe einen seiner Hauer verloren, und der arme Löwe war schrecklich zugerichtet.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) „Schuld und Buße," Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dieses Trauerspiel des unerschöpflichen Raupach, welches bey der ersten Aufführung auf unserer Hofbühne lau aufgenommen wurde, hat sich nach und nach eine günstige Theilnahme erworben, die genugsam die Trefflichkeit dieses Werkes bezeugen kann, wenn auch die Mängel, die ihm hier und da, mehr oder minder gegründet, zugeschrieben worden, nicht in Abrede zu stellen sind. — Referent hat noch einige Bemerkungen nachzutragen, die zur Beleuchtung des Ganzen beytragen könnten, und daher noch ein Bericht über dieses Raupach'sche Product, wiewohl es bereits in diesen Blättern besprochen wurde.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, sagt Schiller irgendwo in seinen kritischen Schriften, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen. Zwar sind die Linien zwischen diesen Abtheilungen nicht so genau und streng gezogen, daß sie leicht gesondert werden könnten; vielmehr verfließen sie in vielen tragischen Stücken unvermerkt in einander; indessen ist nicht zu läugnen, daß oft unverkennbar die Leidenschaft- oder Charakterschilderung vorherrschend den Dichter beseelt, während alles übrige gleichsam untergeordnet erscheint, um seine Hauptabsicht zu befördern. — In „Schuld und Buße" aber scheinen es vorzüglich Leidenschaften zu seyn, die das tragische Interesse erregen sollen. Und so erscheint uns Magelone schon vorhinein als ein frohes regsames Wesen, das die glühende Schale der Lebensfreuden nie von den Lippen läßt, und Welt und Lust mit klammernden Organen erfaßt. Diese Lebenslust, verbunden mit einem tief gewurzelten, stolzen Bewußtseyn der eigenen Würde, nimmt ihr Gemüth so ganz, so ausschließlich in Anspruch, daß sie, blind für die glühende Leidenschaft Boso's, ihn bloß als ein geflügeltes Werkzeug ihrer raschen Wünsche betrachtet, der in der Abwesenheit ihres gräflichen Gemahls ihre Lust ins Werk setzen soll. Und so bleibt sie bis zum Ende die Hauptfigur auf diesem Doppeltableau (in der glücklichen und unglücklichen Periode), um die sich alle übrigen Gestalten reihen, damit die Intention des Dichters recht anschaulich werde, wie nähmlich Glanz und Lust den Fall der lebensblühenden Magelone herbeygeführt haben. Um dieses recht zu motiviren, und unser Interesse an ihrem Unglück zu steigern, mußten ihre Schwächen zuerst recht an das Licht gesetzt werden. Denn ihr Fall könnte uns nicht zur Hälfte so tragisch rühren, wenn sie völlig rein und unschuldig ins Verderben, durch schwarze Verläumdung gestürzt, und dadurch zu hoch gestellt der Sphäre unserer menschlichen Natur, und folglich auch unseres Mitleidens entrückt worden wäre. — Die Wahrheit, die schon Lessing in seiner, noch bis jetzt unübertroffenen Dramaturgie gelehrt, daß ein tragischer Charakter, sollen wir rein menschlich für oder wider ihn gestimmt werden, weder zu hoch an den Himmel noch zu tief an der Hölle gestellt werden müsse, ist nicht genug zu beherzigen. — Dieses bezweckt die Schilderung der Weigerung Magelonens, ihr krankes Kind selbst zu pflegen, wie es ihr Prisca recht ergreifend ans Herz legt, während die Hörner zur lustigen Jagd ins Freye laden, und Magelonens Lust beym schmetternden Hörnerklang in ein aufjauchzendes Hallo! ausbricht; dann die Scene im Forste, wie die armen, um Hülfe und Stütze flehenden Bauern kalt von ihr abgewiesen werden, weil sie große Eile hatte, das flüchtige Reh zu verfolgen.

Die mit dem Ganzen genau verschlungene Episode Wulfo's und Emma's verdient schon dadurch einer vorzüglichen Beachtung, da des Mauren ungestüme Liebe, Tücke und Arglist als ein Seitenstück zu Boso's verschmähter Liebe und tückischem Verrathe dient, wo man das Räderwerk unbändiger Liebe und knechtischer Schmach und Bosheit noch einmahl, doch anders überschauen mag. Solche leicht übersehene Züge, die dem Dichter Ehre machen, sind um so weniger außer Acht zu lassen, da sie dem Giganten Shakespeare, nahmentlich in dessen König Lear, abgelauscht zu seyn scheinen.

Von den übrigen Charakteren wäre nur Weniges zu berichten. Prisca ist treu, schroff und groß, ein wahrhaft christliches resignirendes Gemüth; hingegen erscheint der Pfalzgraf ein bischen zu passiv. Emma scheint, bey aller Milde, doch eigentlich bloß des Mauren wegen da zu seyn, damit er sich in sie verliebe.

Die Aufführung von Seiten unserer Hofschauspieler war gelungen zu nennen. Vorzüglich bewährte Dlle. Gley in der Hauptrolle ihr wahrhaft bedeutendes Kunsttalent. Nahmhafte Erwähnung verdient die Scene im Walde, wo ihr Boso seine Liebe gesteht. Dieses Geständniß traf sie jählings wie ein Blitz, und Stolz und Wuth gegen den „Knecht" gaben ihrem Mimenspiel und ihrer ganzen Haltung einen Ausdruck und eine Wahrheit, wie wir sie einst an der Schröder zu sehen gewohnt waren. Eben so gelungen war die Scene in der Waldesschlucht, in der schrecklichen Stunde, wo die Knechte des Grafen sie und ihr Kind ums Leben bringen wollten; da war das Weltkind, aus Elementen der Freude und Lust geformt, sein Leben mit verzweifelnder Liebe umklammernd, im ganzen Umfange zu sehen. Hr. Löwe als Boso war, wie immer, trefflich. Seine Betonung der Worte Magelonens: „Bleibst du mein, Boso?" bezeichneten jedes Mahl den Zustand seines bewegten Gemüthes auf das Überraschendste. Mad. Lembert leistete als Prisca Verdienstliches. Hr. Fichtner (Wulfo) war ganz Maure, jeder Zoll ein Sohn der heißen Zone. Hr. Anschütz (Pfalzgraf Bertram), wiewohl weniger beschäftigt, ließ doch hier und da den Meister blicken; auch Dlle. Pistor (Emma) wußte anzusprechen.

Letteris.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Donnerstag, den 9 20. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Herr von Hochhorst hatte einen recht langen und stillen Tag gehabt. Es war ihm Grundsatz geworden, seine junge Freundinn nie in Gesellschaften zu begleiten, wo die Jugend vorwaltete und ihren Freuden geopfert wurde. Ihr wollte er die hemmende Kette, sich den schweigenden Unmuth ersparen und die Erinnerung an das, was er nicht mehr war und nie wieder werden konnte. Zugleich fürchtete er seine Leidenschaft zu verrathen vor der bestimmten Zeit. Wie gewöhnlich an solchen Bußtagen, wie er sie nannte, tafelte er einsam im Salon vor dem Bilde seiner Geliebten, schloß dann seine Rechnungen ab, ritt in den Forst, Holzfällungen anzuweisen, gab den Verwaltern Audienz, und füllte den Rest der Zeit mit stummer Promenade durch seine Zimmer in Gesellschaft der dampfenden Pfeife, bey welcher er sich sein unverhofftes, fast unglaubliches Glück herrechnete, in den Erinnerungen gehabten Genusses schwelgte, dankbar dann vor Cäciliens Bilde Halt machte und mit klopfendem Herzen der Zukunft, die noch reichere Kränze versprach, gedachte. Kaum dämmerte es, da rollte schon der Wagen auf dem Steindamme herauf. Wie war das möglich? So früh? Sollte Cäcilien ein unglücklicher Zufall betroffen haben? Der Gedanke schlug scharfe Krallen in sein Herz, er zitterte wirklich, wollte entgegeneilen, konnte aber nicht von der Stelle.

Flinker wie er, waren die Damen schon ausgestiegen und er hörte ihre Stimmen im Hause, auch Cäciliens Stimme, und eine Centnerlast fiel von seinem Herzen.

„Schon zurück?“ rief er der Frau von Leitzkau entgegen. — „Cilla war nicht länger zu halten, sie drängte zur Abfahrt,“ antwortete die Angerufene lächelnd. Da trat Cilla ein mit scheuem Auge und klopfender Brust; nicht so frey und keck trug sie ihr Köpfchen wie sonst, und ihr Gang schien unsicher. Doch als sie den väterlichen Freund erblickte, wurde ihr Schritt fester, sie eilte auf ihn zu, umfing ihn heftig und drückte die erhitzte Wange recht stürmisch an seine Schulter.

„Ich bin wieder bey dir!“ rief sie mit kurzem Athem. „O nun ist mir wieder wohl und leicht! Und nein, Richard, ich gehe nie wieder ohne dich, lieber gar nicht mehr.“ — Der Major fragte gespannt.

„Du hattest wohl Recht: die frommen Augen täuschen gar sehr!“ antwortete sie, und erzählte ihm umständlich und wortreich die Geschichte mit dem jungen Gerichtsrath von Myrrhen.

„Siehst du, gutes Herzchen!“ sagte Herr Richard triumphirend; „ja, ja, ihr jungen Dirnchen glaubt Alles echt, wenn's nur glänzt; meine Cilla hat sich recht

gut benommen, ich kann sie mir lebhaft denken bey der Korbpredigt; aber besser hätte mein Mädchen doch noch thun können. In der Gesellschaft eines Schleichhändlers muß man nicht allein eine einsame Insel und ein Tannengebüsch besuchen."

„Ach! das ist noch nicht Alles," seufzte Cäcilie und verbarg ihr liebliches Gesicht in seinem Busenstreif; „dein böses Mädchen hat noch ärger gesündigt, aber du selbst bist Schuld, warum schickest du sie allein in die alberne Welt." — Herr Richard machte ein Schreckensgesicht.

„Gesündigt?" fragte er scharf. — „Wenn es Sünde ist, daß ich dich über dich selbst vergaß," fiel Cäcilie schnell ein; „sieh, da war ein blutjunger Officier, sein Gesicht, sein Wuchs, seine Rede zog mich besonders an, er sprach gar nicht wie die gewöhnlichen jungen Herren, er schmeichelte nicht läppisch und lügenhaft, man hätte glauben sollen, er sey wenigstens ein Dreyßiger, aber er machte mir recht ehrbar den Hof und tanzte sehr schön und leicht. Deine Cäcilie war wirklich recht vergnügt in seiner Nähe, und als es mir endlich einfiel, daß das nicht gut sey, und daß Freund Richard das tadeln müßte, und ich reuig beschloß, mich durch frühen Abschied selbst zu strafen, und nun noch Einmahl, zum letzten Mahle, auf meinen Tänzer blickte, da wurde mir plötzlich klar, warum das Alles gekommen, denn der Lieutenant Waise sah dir ähnlich, so ähnlich, als sey er dein Bruder, nur jünger war er, nicht so männlich als du, nicht so lieb und mild blickte sein dunkles Auge, als das deine mich anschauet."

Der Major starrte sprachlos das Mädchen an und seine Augen hafteten noch fest auf dem üppig geschwellten Munde des Mädchens, als sie schon lange nicht mehr sprach, und recht kindlich mit zurückgebogenem Nacken zu ihm emporblickte. Dann seufzte er recht hörbar aus tiefer Brust, preßte sie so fest an sich, daß sie im Weh aufrief, und ließ die Betroffene dann sanft auf einen Sessel nieder.

„Ruhe dich aus, liebes Töchterchen," sagte er recht leise, „du bist erhitzt, erschöpft vom Tanze, die Mutter hätte nicht sogleich fahren sollen."

„O mein bester Freund!" entgegnete Cilla bestürzt, „zürnest du denn, und hat mein kindisches Betragen dich bös gemacht? Ich habe dich ja so recht von Herzen lieb, und könnte nimmermehr seyn ohne dich."

„Du bist mein unschuldiges, frommes Täubchen," sprach Herr Richard mit freundlichem Tone, aber schmerzlicher Miene, „aber das Täubchen fühlt die Frühlingsluft im Blut und entflattert froh dem Winterhause. Ich zürne nicht, müßte ich doch sonst auf den Gott über uns zürnen, der mich um dreyßig Jahre zu früh in das Leben rief."

Er küßte sie sanft auf die Stirn, wünschte den Damen gute Nacht und ging auf sein Zimmer. Cäcilie warf sich mit Heftigkeit an den Hals der Mutter. „Der arme Richard!" schluchzte sie. „Nun grämt er sich wieder in seiner Einsamkeit, und ich wage nicht ihm nachzugehen, denn wenn er ist wie eben jetzt, kommt er mir so ehrwürdig und respectvoll vor, daß weder Richard noch das liebe Du über meine Lippen will. Und was that ich ihm denn so eigentlich? Ach! das böse Tanzen! Hätte ich's doch nie gelernt! Und blind möchte ich seyn; er hätte mich doch gewiß eben so lieb, und würde mich führen, und nicht von mir weichen, und mich füttern und mir vorlesen und mir erzählen."

„Du bist eine Thörinn," versetzte die Mutter, „ein Plappermäulchen, das sich selbst die Ruthe bindet. In dem Alter des Majors sind die Männer empfindlicher, und warum hattest du nöthig, die Tändeleyen deiner Tänzer ihm unbefragt herzuschwatzen? Verscherze seine Gunst nicht, Cäcilie. Freyer könnten wohl manche anklopfen, aber kein sichreres Loos möchtest du ziehen bey ihnen, als dir dieser väterliche Freund entgegentrug, und träten sie in der Glorie der Jugend und Schönheit auf."

„Sagen mußte ich ihm Alles," antwortete mit Lebhaftigkeit das verstörte Mädchen; „dein Vertrauen ist meine höchste Freude, mein schönster Lohn, sagte er oft. Wie könnte ich seiner Güte beydes vorenthalten? Und war auch der Lieutenant Leopold recht hübsch, so habe ich ihn doch nicht lieber, und werde des schwarzen Husaren kaum mehr gedenken, wenn er fortzog in den Krieg und vielleicht nie wiederkehrt. Das sollte der liebe Major bedenken. Aber nun geht er fort mit seinem Groll, und ich werde nun weinen müssen die ganze Nacht, und das Fest muß mir verhaßt seyn, da die Erinnerung daran mir wie eine Sünde däucht."

Die erfahrene Frau von Leitzkau umfaßte schmerzlich das bewegte Töchterchen; Cäciliens unschuldige Herzenssprache hatte ihr mehr verrathen, als ihr lieb seyn konnte, und sie wünschte seufzend, der Lützowsche Hornist möchte noch in dieser Nacht zum Aufbruch blasen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Viersylbige Charade.

Die zwey ersten Sylben.

Uns're leisen Töne nennen
Eine Rose Wunderhold
Aus der Sage buntrn Träumen,
Blühend in des Morgens Gold.

Auf des fernen Stromes Spiegel
Zog sie leicht und schwebend hin,
Und es führte sie kein Schiffer,
Und es trug sie kein Delphin.

Doch ein Götterherz besiegte
Ihre Anmuth, lichtverklärt,
Und das schöne Kind der Erde
Ward als Himmlische verehrt.

Der Schotte.

Zwey and're Sylben, ernst gestaltet,
Durchzogen einst des Hochlands Grund,
Von milder Klänge Reiz umwaltet,
Gab sich ihr Nahen freudig kund;
Beseligt war der Stunden Schöne,
Als süßer Lieder weiche Töne
Erklangen von des Wortes Mund.

Am Bergeshaupt, auf Sturmesschwingen,
Bey wilder Wogen Spiel und Tanz
Ließ kühn mein Wort die Saiten klingen
Im späten bleichen Sternenglanz.
Wohl ist zerstäubt der Beyden Hülle,
Es ist verweht des Sanges Fülle,
Doch ewig blüht ihr Lorberkranz.

Der Junker.

Frisch auf, mein Knapp! das erste Paar entschwindet,
Bald wird es nimmer so auf Erden seyn,
Schon sind im Schloß die Lampen angezündet,
Und das Geheimniß hüllt den Weltball ein.

Geh' jetzt, mein Bothe, schleiche ohne Säumen
Zur Pforte unbemerkt und listig hin,
Und gib dieß Blättchen in des Ganges Räumen
Der Zofe meiner Herzensköniginn.

Der Knappe.

Das erste Pärchen mußte freylich scheiden,
Verhüllt in dunkle Schleyer, kühl und frisch,
Doch aus den Blättern der ergrauten Weiden
Wiegt es der Mond auf's neu verätherisch.

Und nimmermehr mit Gruß und Liebesworte
Kann ich der Burg mich nahen, wie ihr seht,
Weil streng der Wächter an geschloss'ner Pforte
Dort mit dem Ganzen auf und nieder geht.

Emmy...

Negertanz in Brasilien.

Ich machte einen Spaziergang durch die Hauptstadt. Ganz vertieft in Gedanken über das künftige Schicksal des unermeßlichen Brasiliens, wurde ich plötzlich eines Platzes ansichtig, der ein Oval von ziemlicher Ausdehnung bildete, und fast ganz mit grünem Rasen bedeckt war. Ein Meer von schwarzen Köpfen wogte auf diesem Platze durch einander. Es waren afrikanische Sclaven, denen man bey Gelegenheit der Krönung des Kaisers Don Pedro einige Tage Freyheit gewährte, und die sich dem Vergnügen des Tanzes überließen, wie sie es fast immer thun, wenn sie sich einige Augenblicke von ihren schweren Arbeiten abmüßigen können.

In dem eyrunden Platze, dessen ich eben Erwähnung gethan habe, erblickte ich eine Menge schwarzer Gruppen, aus denen sich Töne rauher, wilder, aber äußerst origineller Musik emporwanden. Dessen ungeachtet herrschte eine gewisse Zusammenstimmung in diesen zerhackten, barbarischen Accorden. Die Neger sind leidenschaftlich für die Musik eingenommen, und es ist allbekannt, daß sie wundervoll Tact halten. Jede dieser Gruppen stellte einen afrikanischen Volksstamm vor, jede hatte verschiedenartige Instrumente, Pfeifen, Zierrathen und Costüme, und Alles war höchst seltsam anzusehen; Alles trug den Stämpel der äußersten Originalität.

Eben näherte ich mich einer Gruppe angolischer Sclaven, welche für gute Arbeiter gelten und großes Geschick zur Erlernung europäischer Handwerke haben, als die Mitte des Platzes meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dort stand nähmlich ein Neger von hohem Wuchse und vollkommenem Ebenmaß. Er besaß eine glänzend schwarze Haut, und so bleudend weiße Zähne, daß es von weitem aussah, als hielte er einen Schneeballen zwischen den Lippen. Sein Anzug war im höchsten Grade bizarr, er hatte mehrere Westen an, und ihre Farben stachen von einander so sehr als möglich ab.

Während dieser Afrikaner auf eine seltsame Weise pirouettirte, oder mit dem einen Fuße hüpfte, indeß der andere in der Luft verschiedene Zeichen beschrieb, schlürfte er dichte Wolken von Tabakrauch ein, die er stets mit ein Paar Schlucken Branntwein hinunterschwelgte. Seine Pfeife war mit eigenthümlichen Hieroglyphen verziert, und das ungewöhnlich lange Rohr derselben ging durch einen mit Wasser gefüllten Kürbiß, um den Rauch kühl zum Munde zu führen. Er spielte mehrere Instrumente zu gleicher Zeit, ließ seine mit Bändern und Federn gezierte Mütze in die Luft emporspringen, und fing sie mit der Brust wieder auf.

Ich konnte nichts Geregeltes in seiner Art zu tanzen entdecken. Alles in derselben war abgebrochen und ungleich; bald drehte und wendete er sich mit Blitzesschnelle, bald machte er gewisse Bewegungen mit unerträglicher Langsamkeit, ermüdend einförmig, und ohne irgend eine Anmuth, gleich als wollte er den Panther und den Elephanten seines glühenden Afrika's schildern.

Nichts, was ich je gehört habe, glich seinem Gesange, er stieß denselben in rauhen Cadenzen, in drey verschiedenen Dialekten aus. Man stelle sich vor, daß eine Trommel unter dem Schlägel plötzlich platze, und man wird einen Begriff vom Diapason *) seiner Stimme haben. Glücklicherweise war er sparsam damit, was bey Negern etwas äußerst Seltenes ist. So oft er einen neuen Tanz beginnen wollte, kündete er dieß durch das Zittern aller Glieder, durch schreckliches Verzerren der Gesichtsmuskeln, und durch ein Schielen an, so abscheulich, als ich es noch niemahls gesehen hatte.

Ich habe schon erwähnt, daß er allein war. Als Ursache hiervon erfuhr ich, das er der einzige seines Volksstammes sich in Rio Janeiro befände. Er repräsentirte eine ganze Nation.

*) Umfang.

Ich bin überzeugt, daß man ihm viel Tabak und viel Branntwein hätte anbiethen müssen, um ihn zu bewegen, sich zu den andern Negern zu gesellen.

Da er seit fünf Jahren auch nicht einen Sclaven seines Volksstammes oder seiner Horde ankommen gesehen, so blieb er dabey, sich in Festtagen stets von den Übrigen ferne zu halten, und allein die Honneurs für seine Nation zu machen. Er war beständig den Stichelenen der andern Neger ausgesetzt. Aber er verstand Scherz sehr wohl, und sagte bloß, wenn er frey und in seiner Heimath wäre, so würde er jedem, der sich über ihn lustig machen wollte, den Kopf spalten, und dieß würde dann ihm Freude erregen.

Ich entfernte mich ungern von diesem originellen Menschen, wiewohl sein Patriotismus anfing, mich zu betäuben.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Auf dieser Bühne debutirte am 11. Jänner Dlle. Robert als Minna in Th. Hells Lustspiele: „Der Beruf.“ Da diese Rolle wegen der Vielseitigkeit, welche eine gute Darstellerinn derselben besitzen muß, ein echter Probierstein dafür ist, ob eine Schauspielerinn das, was man so eigentlich Beruf für die Kunst nennt, habe oder nicht habe, so bewies Dlle. Robert durch das brillante Gelingen derselben, daß sie eine von den Berufenen für den Tempel Thaliens sey, und verdient daher auch eine nähere Würdigung von Seite der Kritik. Eine schlanke, mittelgroße Figur, ein schönes ausdrucksvolles Gesicht und ein sprechendes Auge sind die Vorzüge, mit denen die Natur ihren Körper ausgestattet hat, und die durch die geschmackvolle Wahl ihres Costümes und durch ihre zierlichen Bewegungen noch bedeutend gehoben werden. Hinter diesen Vorzügen einer anmuthsvollen äußern Erscheinung, und eines nicht weniger einnehmenden, als deutlichen Organs bleibt der Werth des Spieles selbst nicht im geringsten zurück, und läßt so auch das günstigste Prognosticon für die Güte der intellectuellen Anlagen dieser Debütantinn stellen. Denn unter den sechs Masken: des naiven Gärtnermädchens, des insolenten Engländers, der phantastischen Schauspielerinn Freude, der vor lauter Empfindung beynahe zerfließenden Dichterinn, des abgeschmackten Stutzers Fünftelsaft, und endlich der verliebten Alten, war die Ausführung der ersten, dritten, vierten und fünften vollkommen gelungen zu nennen, die Darstellung einer jeden der beyden übrigen hingegen bot wenigstens mehrere sehr auszeichnungswerthe Nüancen dar, wenn sie auch im Ganzen einer strengeren Beurtheilung nicht durchaus genügen konnte, weil Dlle. Robert als Engländer manchmahl zu geschwinde sprach, als verliebte Alte aber überhaupt zu wenig markirte. Da übrigens diese sechs Charaktere vom Dichter selbst nicht sehr genau abgegränzt wurden, und es so der Darstellerinn dieser Verkleidungsrolle, wenn sie nicht eine geübte Schauspielerinn ist, viel leichter, als bey anderen derley Stücken, wie z. B. bey den Proberollen u. s. w., in welchen die einzelnen Charaktere schärfer gezeichnet sind, geschehen kann, daß sie bey der Ausführung eines später folgenden Charakters unwillkührlich Reminiscenzen an einen früheren einschleichen läßt, so kann der Dlle. Robert wegen Überwindung dieser ganz besondern Schwierigkeit eine große Routine auf dem Theater nicht abgesprochen, und sie selbst daher jeder Bühnendirection als eine, aus dem heutigen Debüt zu schließen, vielfach verwendbare Schauspielerinn anempfohlen werden. Ein dem Publicum gar nicht unwillkommenes Schaustückchen war der bey der Scene des Stutzers Fünftelsaft recht passend eingelegte Schwank in ena von Solbrig. Dlle. Robert wurde nach jeder Scene lebhaft beklatscht, zweymahl gerufen, und sprach am Ende der Vorstellung ihren Dank in wohlgewählten Worten aus. — Nach diesem Stücke wurde zum zwanzigsten Mahle die Pantomime: „Die Blumenköniginn“ gegeben, und scheint dem Beyfalle nach, welchen sie heute erhielt, bey dem Publicum noch immer in guter Gnade zu stehen.

Euchareis.

Concertanzeige.

Am 23. Jänner wird der Hr. Hoftheatercapellmeister Franz Lachner um die Mittagsstunde im k. k. kleinen Redoutensaale die von ihm componirte, von Hrn. J. G. Seidl gedichtete Cantate: „Die vier Menschenalter,“ zur Aufführung bringen. Die Solostimmen werden von Mad. Fischer, gebornen Achten, den HH. Tietze und Hauser gesungen. Der sämmtliche Chor des k. k. Hofoperntheaters wirkt mit. Billets zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der HH. Haslinger, Diabelli und Mechetti, am Tage der Aufführung der Cantate aber an der Casse im k. k. kleinen Redoutensaale, zu haben.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Sonnabend, den — 10 — 22. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Früh am andern Morgen saß der Major von Hochhorst schon im völligen Anzuge vor seinem Schreibtische, sein aufgeschlagenes Tagebuch vor sich. Man sah ihm die halbdurchwachte Nacht an, aber seine Züge verloren dadurch nicht, sondern gewannen an Annehmlichkeit; duldsame Friedlichkeit und Resignation sprachen aus ihnen, und brannte das Auge weniger grell, Milde und Güte leuchteten daraus wie Himmelslichter.

„Sollte es dennoch wahr seyn," redete er vor sich hin, „daß der Mensch die Gränzsteine der Natur nicht ungestraft verrücken darf? Hat der Schöpfer darum die Lebensalter geschieden wie die Zonen des Erdballs durch den grünen Myrthenkranz, die graue Silberkrone und den weißen starren Eisreif? O der Traum war so schön, so überaus erquickend und verjüngend! Der Besonnenste mußte sich in ihm berauschen! Aber still, du thörichtes, schon halb verknöchertes Herz! Es darf ja nicht von dir die Rede seyn. Ihr Glück war die Bedingniß, und hast du vordem oft dein höchstes Gut für einen lockern Cameraden oder das Phantom der Ehre aufs Spiel gesetzt, wie könntest du hier zweifeln, schwanken und zaudern?"

Der Rittmeister Streithelm ließ sich im Vorzimmer hören, und fragte den dürren Corporal, wie der Herr geruht und ob er schon wach? — Balthasar deutete mit einem Fratzengesicht verstohlen auf Stirn und Brust. „Viel spaziert in der Nacht," flisterte er, „ein Dutzend Pfeifen ausgeraucht und in jeder einen Polak gelassen. Muß etwas Absonderliches passirt seyn. Gott soll mir segnen und behüten! Beym Ausziehen nichts gefragt; habe meinen Rapport umsonst einstudiert gehabt; das ist noch niemahls arrivirt und deutet auf Bayonnetsturm und Kanonengewitter wie die Windstille vor der Feldschlacht." — „Meldet mich!" entgegnete Streithelm hastig, doch schon trat der Major recht freundlich aus seinem Cabinet und reichte dem Waffenbruder herzig die Hand entgegen.

„Nun?" fragte der Rittmeister, indem er sich auf den nächsten Sessel warf. „Hat der alte Damöt seine Phyllis wieder in seine Schäferhütte versperrt? Aber, bey meinem Sarras, ich zöge an deiner Statt den Schlüssel ab, und ließe das schmucke Dirnchen nicht wieder unter die Wölfe. Verdenken kann dir Niemand Wahl und Wunsch, aber deine Manier zu lieben muß Jedermann eine närrische schelten."

Herr Richard antwortete nichts, sondern stand vor dem Freunde und sah ihm fest in die funkelnden, spöttischen Augen, doch legte sich ihm unbewußt eine recht tiefe Wehmuth zwischen seine Gesichtszüge.

Der Rittmeister schien durch des Freundes Blick ein Bischen aus seiner Fassung gebracht, doch fuhr er fort in demselben humoristischen Tone: „Ich versprach dir

freylich schon gestern Abends das Resultat meiner Recognoscirung, aber der alte Präsident hat einen Weinkeller, der dem Potsdamer wenig nachgibt; wie an einen Magnetberg gefesselt hielt der seltene Oporto mich bis nach Mitternacht, und heimkommend fand ich deine Betten so einladend, daß ich dachte, meine Hiobspost käme deinem zärtlichen Herzen noch früh genug." — Der Major setzte sich ruhig an die andere Seite des runden Tischchens, auf das der Rittmeister Arm und Kopf bequem gestützt.

„Hiobspost?" fragte er verwundert. „Ich wette, du hast mir nichts Neues zu berichten." — Und als der Lützower auffuhr und seinen bösen Spruch beginnen wollte, legte der Freund ihm sanft die Hand auf den Mund und erzählte dem Staunenden das Bekenntniß der Geliebten ohne Hehl. „Wahrlich, bey Blüchers Schimmel!" rief der Verwunderte aus, „das Mädchen ist apart, und wär's nicht ein sündiger Wunsch, ich gönnte dir den rothwangigen Apfel, in dem kein Wurm sitzt."

„O sie ist eine reine Lilie," entgegnete Herr Richard, „sie duldet keinen schwarzen Käfer im Kelche, und hätte der König deiner Schaar eine andere Marschordre geschrieben —".

„Rede nicht aus, Freund!" fiel Streithelm ein. „Danke Gott für den Zufall, denn nach der Hochzeit wäre so etwas schmerzlicher geworden. Ich bin ein firmer Weiberkenner, und kann nicht läugnen, daß die Augen deiner Donna mehr verriethen als eine pure Kurzweil an einer schönen Figur. Jedoch dient's dir vielleicht zum Glück, denn ein Stabsofficier, wie wir, setzt sich nirgend fest, wo er nicht zuvor gewiß wurde, seine Position ehrenvoll und auf die Dauer zu halten. Du bist gescheid, prüfe und mache einen vernünftigern Kriegsplan, als der in der Champagne war."

„Selbst sehen will ich," sprach mit fester Stimme der Major; „was wißt ihr wilden Jäger von einer Mädchenseele wie diese, die eine Seltenheit ist unter den Millionen, die aus dem Gottesodem hervorgingen. Ich kenne sie, und ein Blick wird noch heute mein Schicksal entscheiden. Du und dein ganzes Officiercorps sind auf heute Abend zu mir geladen." — „Bravo!" sagte der Rittmeister. „Dem Feinde gerade ins Auge, so hielten die Todtenköpfe es immerdar; gibt's eine Wunde, man stirbt nicht an jeder. Aber eigentlich wär's nicht Zeit zum Schmausen. Der Spion, den man gestern einfing, den der Dialect als einen Würtemberger verrieth, ist heute Morgen aus dem Stadtgefängniß entwischt, bevor er gebeichtet. Das kann nur durch Mitwirken der Gerichtspersonen geschehen seyn, und deutet auf deutsch-französisches Unkraut unter den Behörden. Wir sind der äußerste Posten; der Normann steht jenseits des Flusses, und seine weißen Dragoner patrouillirten am Ufer. Meine Oberjäger verstehen zwar den Dienst, und ihre Falkenaugen sehen durch Wald und Wassernebel."

„Der Waffenstillstand salvirt euch," fiel der Major ein, „und wer weiß, wann und wo wir wieder so traulich zusammentreffen. Ich nehme keinen Korb an. Aber wie ist es mit deinem Lieutenant Waise? Woher stammt er? Wie ist er und welch Geisteskind?"

Des Rittmeisters Gesicht ward auf Einmahl finster und er sammelte seine Aufmerksamkeit und strich sich dabey mehrere Mahle mit der derben Hand durch das kurzverschnittene graulichte Scheitelhaar. „Auch den Nahmen hat sich sogar das Püppchen gemerkt?" sagte er langsam und bedeutend. „Ja, das ist eine lange Geschichte, deren Vortrag ich dir freylich vor Allem schuldig bin, die ich aber bis zu anderer Zeit zu sparen gedachte. Jedoch ist auch das vielleicht ein Wink von oben, und so höre dann mit offenen Ohren und weit offenem Herzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sangesgrund.

Wenn der Sterne Glanz verschwindet
Von dem näch'gen Himmelsblau,
Wird die hohe Gluth entzündet
In dem fernen Ostengrau.

Und die Sonne webt die Strahlen,
Wie sie früh am Tag erwacht,
Und beginnt die Welt zu mahlen
Mit der schönsten Farbenpracht.

Und die Sonne weckt die Erde
Aus dem tiefen Schlummer auf,
Daß der Mensch recht glühend werde
Für den langen Tageslauf.

So bewahrt des Frühlings Blühen
In sich schon des Sommers Spur,
Und dem heißen Sommerglühen
Folgt die kalte Herbstnatur.

Und so folgt im weiten Leben
Eines stets dem Andern nach,
Eh' das Eine soll entschweben,
Ruft es erst das And're wach.

Doch was bringt die mächt'ge Regung
In den hohen Dichtergeist?
Welche ist die Grundbewegung,
Die den Sänger singen heißt?

Muß auch er dem strengen Walten
Fest gehorchen bang und still?
Darf er nicht die Gluth entfalten
Wann er will, und wie er will?

Wie das Leben ungebunden
Frey aus allen Reichen strömt,
Wie den Blitz, von Gluth entzunden,
Keine mächt'ge Fügung lähmt;

Wie das Herz mit vollen Schlägen
Sein geheiligt Recht bewährt,
Und das ewige Bewegen
Nur die ew'ge Ruhe stört:

Also auch die Dichterseele
Folgt dem eignen Herzenslicht;
Nichts ist da, was ihr befehle,
Ob sie singe oder nicht!

Nur das große Buch, das Leben,
Schaut sie mit Bedeutung an,
Wählt da aus, was sie erheben,
Was sie hoch begeistern kann;

Und spricht bald ihr tiefes Sehnen
Laut mit vollem Klang heraus,
Oder haucht in heißen Thränen
Schweigend ihre Gluthen aus.

M. Rappaport.

Reisescenen.

(Beschluß.)

Eine Heuhose.

Ein seltenes Schauspiel wurde mir im Thal von Trient in Unterwallis an einem schönen Tage des August. Ich war von Montigny, dem alten Octodurus, gekommen, dessen Höhe ich bey glühender Mittagshitze, die von keinem Lüftchen gemildert wurde, erstiegen hatte. Von der Brücke über die Dranke bey le Bourg führt der Weg ziemlich steil unter ungeheuern Nußbäumen, Kastanien, Birnbäumen, Erlen und Tannen den Berg hinan, und ungern trennt man sich von jeder Stelle, wo ihre Vegetation einen Rückblick in das viele Stunden lange reiche Rhonethal erlaubt. Von dem Rücken des Forclas fällt der Weg noch schneller wieder in ein Kesselthal, das von dem Col de Balm, dem Tête noire, über welche beyde ein Saumweg nach Chamouni führt, und dem Forclas gebildet wird, und dessen Breite nicht über eine Viertelstunde beträgt. Von Mittag her, von der mächtigen Alpenkette, zu welcher der Montblanc, der Monte Rosa u. s. w. gehören, erstreckt sich in dieß Wiesenthal der Trientgletscher, dessen Abfluß den Trient bildet, der es leicht und schnell, zerstörend, anschwellend, der Länge nach von Südost nach Nordwest durchfließt, und sich nach einem kurzen Lauf in den Rhone ergießt. Die kleinen Häuser des Dörfchens Trient liegen zerstreut an den Ufern, welche nur durch eine, aus Baumstämmen gebildete, leichte Brücke verbunden sind, die oft von den weißen Wogen davongeführt wird. In den kleinen breternen Stübchen des Wirthshauses war es heiß und beengend, der italienische Wein erhitzte noch mehr, und da eine dunkle Wolke über dem Gletscher drohte, machte ich mich etwa um drey Uhr Nachmittags wieder auf, um über den Col de Balm noch Chamouni zu erreichen. Der größte Theil des Horizonts war ohne Wolken, die Sonne brannte glühend, die Luft schien ohne Bewegung, und eine tiefe Stille herrschte weit umher, nur von dem Gletscherstrom unterbrochen. Fast das ganze Thal war mit Heu bedeckt und die Bewohner waren emsig beschäftigt, es noch vor dem drohenden Wetter einzubringen. Ich mochte ungefähr 500 Fuß auf dem steinigen steilen Pfade emporgestiegen seyn, als ich hinter mir ein eigenthümliches, aus dem Thal heraufkommendes Geschrey vernahm. Als ich mich umschaute, sah ich über der Mitte desselben das Heu von einem Kräuselwind aufgenommen und in spiralförmigen Wendungen zu einer Säule in die Höhe gewirbelt, deren Gipfel das Auge nicht erreichen konnte. Es waren nicht einzelne Massen und Flocken, welche den mächtigen Schaft bildeten; das Heu, in einzelnen Halmen zerstreut, schien regelmäßig und künstlich vertheilt. Einige Augenblicke stand die wirbelnde Säule, dann verbreitete sich ihr Gipfel, und schnell darauf führte ein Windstoß ihre leichten Bestandtheile, sie zerstreuend, in die Ferne; mit ihr die Hoffnung und die Nahrungsquelle der armen Trientiner, die stumm und händeringend einem Schauspiel zusahen, das, indem es ihnen Alles nahm, was dem Boden in diesen Regionen abzugewinnen ist, wie ein boshafter Spuk des Berggeistes erschien, der nun schadenfroh die Luft die vorige todte Ruhe wieder einnehmen ließ.

Ich ging zurück unter die Armen, welche ich vor so kurzer Zeit fröhlich und singend verlassen. Fast der ganze Ertrag der Alpenwiesen war verloren, nur hie und da waren einzelne Haufen Heu angeweht, andere spühlten die Wellen des Trient mitleidig ans Ufer zurück.

Wie manche Thräne mag an diesem Tage in dem einsamen Thale geweint, worden seyn, in das hoch in Alpen liegend, rings von Bergen eingeschlossen, die sich 3000 bis 6000 Fuß erheben, und auf mannigfache Weise getrennt von dem Treiben der Welt, doch die Sorge ihren Weg findet!

Wie man mir sagte, ist dieß Phänomen dort häufig, wenn es auch nur selten von so schädlichem Einfluß ist,

und in der That lassen sich Wirbel und eigenthümliche Bewegungen der Luft leicht erklären, wenn man bedenkt, welche Wirkung die von den ewigen Schneebergen und Gletschern oft plötzlich herabströmenden Luftschichten in der von der Sonne erhitzten Luftmasse des Thals hervorbringen müssen.

Wenn ein solcher Luftstrom neben einer ruhigen Luftschicht, oder neben einer in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden zieht, so ist es natürlich, daß auf der Gränze beyder eine kreisende Bewegung der Luft entstehen muß, die, wenn sie mächtig genug ist, leichte Gegenstände mit sich fortreißt.

Noch ehe ich die Sennhütten erreicht, welche etwa eine Viertelstunde unterhalb der 5720 Fuß hohen Wasserscheide des Col de Balm stehen, hatte die dunkle Wolke, welche im Mittag drohte, sich gesenkt und zog als ein leichter durchnässender Nebel an den Bergen herab. Gut, daß der schlimmste Theil des Weges zurückgelegt war, der steil von Felsstück zu Felsstück durch einen Tannenwald, an der tief eingeschnittenen und hier und da mit Schnee angefüllten Schlucht eines Wildwassers heraufsteigt, und oft von den Pfaden der Alpenheerden schwer zu unterscheiden ist, welche den Wanderer, der hier seinen Weg nähme, in unwirthbare Einöden führen würden. Bald folgte dem Nebel ein kalter schneidender Wind und peitschte ihn als strömenden Regen mir ins Gesicht. Fast wurde mir bange, wenn ich bedachte, daß ich noch fünf Stunden bis zum Ziel meines Tagemarsches hatte, als ich unvermuthet das Haus vor mir sah, welches, erst in diesem Jahr auf der Höhe des Passes erbaut, den Reisenden gastlich aufnimmt, der von hier aus die unbeschreibliche Aussicht genießen will, welche die ungeheure, mit glänzendem Schnee bedeckte Masse des nahen Montblanc, und das reizende Chamounithal mit seinen Gletschern, Sennhütten, Wäldern, Wassern und Wiesen darbiethet.

R. v. d. Westerburg.

Auflösung

der viersylbigen Charade im vorigen Blatte:

Hellebarde.

Notizen.

Musicalische Academie.

Das Concert des bekannten Singlehrers Hrn. Mozatti im k. k. kleinen Redoutensaale war gut besucht und gewährte Zufriedenheit. Der Concertgeber selbst sang eine Arie und wirkte in einem mehrstimmigen Gesangstücke mit, worin er seine gute Schule bewährte. Hr. Mozzatti ist ein tüchtiger Musiklehrer, welcher ausgezeichnete Schüler gebildet hat. Auch die Sänger des Hofoperntheaters Mad. Frontini und Hr. Adolf wirkten in den ihnen angewiesenen Kreisen brav mit. Dlle. Segalta erhielt mit einer gut vorgetragenen Arie Beyfall. Dlle. Nina Sedlak ist nun als vorzügliche Pianistinn bereits bekannt. Ihre heutige Leistung zeigte ihr ununterbrochenes, vom besten Erfolge gekröntes Ringen, in der Ausbildung ihres Spieles eine immer höhere Stufe zu erreichen. Das Instrument, vom Hof-Instrumentenmacher Leschen, worauf sie spielte, ist eines der besten, die wir je gehört haben. Es ist mit der neuen Vorrichtung versehen, worauf dieser Meister ein Privilegium erhielt.

Mancherley.

Unglaublich wird es Vielen scheinen, daß der berühmte Devrient von Berlin, welcher dermahlen in Weimar gastiet, dort nicht allgemein anspricht, und nur einen kleinen, freylich auserlesenen Kreis entzückt. — Die italienischen Theater, welche am 26. December ihre Carnevalsvorstellungen eröffneten, waren fast alle unglücklich mit ihren Erstlingsopern und Balleten. Nur Turin und Triest machten eine Ausnahme. — In Mailand gefiel das Tänzerpaar aus Wien, Dlle. Hasenhut und Hr. Mattis, außerordentlich. Dlle. Hasenhut wurde als eine Königinn des Tanzes anerkannt und auch als solche behandelt. In Triest hat Dlle. Unger, unsere wackere Landsmänninn, ungetheilten Beyfall erhalten. — Im Theater Carcano zu Mailand singen Mad. Pasta und Hr. Rubini. — Das Theater in Genua war am 26. December geschmackvoll und glänzend beleuchtet, zur Vorfeyer der Vermählung der Prinzessinn von Sardinien mit Sr. Majestät dem Könige Ferdinand von Ungarn, Kronprinzen von Österreich. Die Oper war von Ricci, dem die italienischen Blätter ein ausgezeichnetes Talent zuerkennen. — Rossini ist fast von allen italienischen Hauptbühnen verschwunden; mehrere kleinere Theater führen noch die „diebische Elster“ auf, sonst nichts. Der obengenannte Ricci, Donizetti, Vaccaj, Pacini sind an der Tagesordnung. Pavesi hat mit seiner neu componirten „weißen Frau“ wenig Glück gemacht. — Die Pariser Theater bothen in letzterer Zeit dem Auslande nichts Interessantes. Sie bringen fast ausschließlich historische Gemählde aus der ersten Revolution, aus der Zeit des Kaiserreiches und der letzten Restauration zur Aufführung, welche nur dem Janhagel gefallen, für feinere Mägen aber durchaus unverdaulich sind. — Auf dem Berliner Hoftheater ist eine neue „Agnes Bernauerinn,“ von einem modernen Dichter, aufgeführt worden. — In München erwartet man eine neue Oper von dem Tonsetzer des „Macbeth,“ Hrn. Chelard; sie führt den Titel: „Die drey Mitternächte.“ Mad. Sigl-Vespermann ist von München nach Paris abgereiset, um auf dem dortigen italienischen Theater Gastrollen zu geben. — Dlle. Hagn, vom Münchner Hoftheater, gibt dermahlen Gastrollen in Dresden. — Der Schauspieldirector Röckel wird auch in diesem Jahre in Paris deutsche Opern zur Aufführung bringen. Diese Vorstellungen beginnen im May, und dauern bis zum September. — Raupachs Posse: „Der Zeitgeist,“ wurde auf dem Frankfurter Theater zischend zu Grabe getragen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 11 — 25. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Verwundert rückte der Major näher und Streithelm begann. „Nach dem traurigen Falle Berlins und der Entführung unserer alten Victoria duldete es mich nicht im Vaterlande. Ich mußte drein schlagen können, um dem patriotischen Grolle Luft zu geben, und ritt deßhalb dem Süden zu. Es gab Arbeit vollauf, das Schicksal warf uns aus einer Provinz in die andere, und ich meine, manches Kind der Seine und Loire hat am Hiebe gefühlt, daß eine Preußenklinge die Wunde riß. Einst mußten die grauen Husaren, bey welchen ich stand, einen Streifzug durchs Gebirge thun, es von versprengten Voltigeurs zu reinigen. In der Nähe eines Süsternklosters wurden wir einquartirt, und ich als der Älteste der Führer bekam mein Nachtlogis in einem einzelnen Häuschen, das innerhalb der Gartenmauern des Klosters stand, und vom Gärtner bewohnt wurde. Wir hatten Ruhetag, und nachdem ich meine Patrouillen ausgeschickt, schaute ich ganz behaglich aus dem Fensterchen in den Gemüsegarten hinunter, der in seiner Ordnung und Regelmäßigkeit und dem mannigfachen Reichthume der üppigen Gewächse nach dem Tumult der Kriegstage meinem Auge einen wohlthätigen Anblick schenkte. Da führte eine alte Laienschwester ein Frauenzimmer in die Sonne heraus, und leitete es zu einem Sitze, welcher meinem Observatorio sehr nahe lag. Ungesehen horchte ich auf das Gespräch der beyden Weibsleute, wenn eine Verhandlung zwischen Vernunft und Unvernunft ein Gespräch so eigentlich genannt werden darf, denn gar bald erkannte ich, daß die Eine der Zwey eine Wahnwitzige sey, und noch mehr erschrak ich im schnell erweckten Mitleide, als ich bemerkte, daß sie wohl die liebe Sonne empfand, aber nichts von ihrem Lichte zu sehen vermochte, weil sie stockblind war. Als die Unglückselige aber jetzt ihr Leichengesicht mir zukehrte, wurde Schreck, Neugierde und Mitleid in Entsetzen verwandelt, denn diese Züge schienen mir nicht unbekannt, und ohne Säumniß verließ ich meinen Posten und trat aus dem Gärtnerhause zu dem Schwesternpaare, worüber die Führerinn der Kranken auch gar nicht unruhig wurde, da in den Kriegszeiten die Klosterregel das Verletzen und Überschreiten ziemlich gewohnt geworden. Mein Auge hatte mich nicht getäuscht. Die Blinde, die Wahnwitzige war wirklich eine Frau, die einst in der Residenz zu den ersten Sternen der Schönheit gezählt worden. Sie büßte schwer die Eitelkeit und das herrische Gemüth, mit dem sie früher manches Männerherz gequält und gebrochen. Witwe war sie gewesen von einem schwachen Männlein, der ihr knechtisch gehorcht und der ihre übeln Anlagen und Gewohnheiten zu wirklichen Fehlern verzogen. Dann hatte sie ein Mann geliebt, ein Leichtfuß, doch ein braver Junge

dabey. Wirkliche Zuneigung hatte sie verführt, mit ihm das engste Bündniß zu schließen, weil sie eitel gewähnt, eine Kette von ihr geschlungen sey unauflöslich. Der Springinsfeld merkte jedoch zu früh, daß es seine Freyheit galt, zog den Kopf aus der Schlinge und flog davon. Die Dame hatte vielleicht zum ersten Mahle wahrhaft geliebt, und dieses unerwartete Ereigniß erschütterte sie darum zweyfach, aber das größte Unglück blieb doch für sie, daß diese Liebe ihre Vernunft zum Ausreißer gemacht, und der Beweis davon ihr mit Schande dräuete. Sie reiste, nur von einer bejahrten Kammerfrau begleitet, in fremde Lande, zu einem Verwandten. Dieser nahm sie väterlich auf und sie gebar einen Knaben; als sie dem Kleinen aber zum ersten Mahle ins Antlitz sah, und in ihm das frappanteste Abbild ihres Verführers erblicken mußte, da verwirrte Erinnerung und Schmerz und Sehnsucht und Verzweiflung ihre Sinne, und ihr Geist kam seitdem nie mehr in das rechte Gleis zurück. Sie wähnte den Mann ihrer Liebe todt, todt durch Gift, das sie ihm selbst gereicht; sie hielt das Kind für seinen entkörperten, verleiblichten Geist, der sie verfolge. Ihr Leben wurde ein ununterbrochenes Gewimmer und ein stetes Jammern nach Hülfe und Erlösung, und sie weinte sich im eigentlichsten Verstande die Augen blind. So hatte sie vierzehn Jahre vegetirt, und die Jugendkraft ihres herrlichen Leibes spottete immer noch den giftigen Gewalten, die täglich vom Geiste aus an ihrer Seele nagten. Ich ließ mir den Knaben zeigen, und preßte ihn mit Rührung in meine Arme, denn auch er trug Züge, die mir nur zu wohl bekannt und ehedem sehr theuer gewesen waren. Der Dienst riß mich fort aus der Gegend, aber ich schrieb sogleich an den Verwandten jener Unglücklichen, und erbath mir den kleinen Leopold, um ihn ins Leben zu führen. Der plötzliche Friede begünstigte meinen Plan; ich empfing aus der Hand seines Großonkels selbst meinen Zögling, und er hat mir Mühe und Liebe reich belohnt, denn er ist ein Soldat geworden, brav und kühn wie sein Vater war, aber besonnen und vernünftig, wie sein Pflegevater von sich rühmen darf, und als das Vaterland alle Mannhaften zu den Waffen rief, und auch ich meinen rostigen Sarras wieder putzte, war auch mein Leopold nicht zu halten. An meiner Seite machte er den ersten Choc auf den Feind, und läßt der Schlachtengott ihn unversehrt heimkehren unter dem grünen Friedenszweige, so denke ich, soll er dem Hause Streithelm Ehre machen, und wenn er auch immer eine Waise bliebe, da ich ihn ungern seinem Vater abtreten möchte, obgleich die Pflicht gegen meinen Liebling mich dereinst dazu zwingen könnte."

Der Rittmeister hatte während der langen Erzählung es gänzlich vermieden, seinen Zuhörer anzusehen, hatte das Auge fest auf den getäfelten Boden oder die eigenen Spornen geheftet, obgleich er an dem Bewegen des Sessels, an dem Rauschen der Füße des Freundes die Theilnahme erkannt, welche seine Geschichte aufgeregt. Jetzt schlug er rasch den Blick auf, und sah den Major mit dem kreideweißen Gesichte einer Büste immer noch horchend sich gegenüber sitzen.

„Nun, Herr Bruder, wie gefällt dir mein Abenteuer?" fragte er gespannt. Der Major zuckte wie aus tiefem Traume empor. „Und dieser dein Leopold ist?..." fragte er mit ungewisser Stimme zurück.

„Mein Lieutenant," antwortete Streithelm ironisch, „ein Teufelsjunge, der so gut tanzt, wie schlägt, und vor dem selbst die Bräute nicht sicher bleiben, und der auch darin eine Ader von seinem unbekannten Vater besitzt."

„Und die Mutter? Wo lebt sie?" stammelte Hochhorst mit aufglühendem Gesicht. — „Sie ist erlöst; drey Jahre, nachdem ich sie sah, erbarmte sich der Himmel ihrer," antwortete ernst der Rittmeister; „ihr Nahme..."

„Mathilde von Ahausen!" schrie Herr Richard auf, ehe der Freund vollenden konnte, und verbarg sein Gesicht in die gefalteten Hände, und lag lange so auf den Tisch gestützt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sternschnuppen.

Das Opfer.

Du bringst mir auf des Dankes Hochaltar
(So schreibst du) deiner Muse Gaben dar;
Doch würd' ich ganz des Opfers Werth empfinden,
Beliebt' es dir — es anzuzünden.

Beruhigung.

Man sagt, Sophie belüge dich,
Seufzt sie verschämt: „Ich liebe dich!"
Sey ruhig, Freundchen, zweifle nicht!
Was sie nicht tückisch dir allein,
Was sie zu jedem Andern spricht,
Soll dieß wohl ganz erdichtet seyn?

Einsylbigkeit.

„Wie kommt es," fragte jüngst Aline,
Die immer mich durch Spotten quälet,
„Daß fast bey allen Frauennahmen,
Die je mir vor die Augen kamen,
Man stets der Sylben mehre zählet,

Indeß — die sie euch Männern gaben,
Gar oft nur *eine* Sylbe haben?
Folgt nicht, daß man daraus den Schluß
Für euch nicht günstig ziehen muß?"
„Nein, nein! es folgt daraus, mein Kind!
Daß Mädchen nie *einsylbig* sind."

Kopf und Fuß.

Dein neues Epos, Hugo Grotius,
Hat (wie du prahlest) *Kopf und Fuß*.
Ich fasse nicht der Worte Sinn.
Die *Füße* seh' ich wohl, die kann ich zählen;
Doch mag ich noch so sehr mich quälen,
Ich finde keinen *Kopf* darin.

An einen Räthselschmied.

Du machest Räthsel und Charaden
Ganz ohne Witz, so leer und hohl,
Und willst durch *die* Harlekinaden
Dir einen Dichterruhm erstreben?
Dieß ist das *schwerste Räthsel* wohl,
Das du noch jemahls uns gegeben.

S. Schlesinger.

Falkenposten.

Einen von Fontainebleau weggeflogenen Falken Heinrichs IV. will man 24 Stunden nachher auf der Insel Malta gefangen haben, so daß derselbe in einem Tage 1350 englische Meilen zurückgelegt hätte. Dieß wird in einer französischen Zeitung neuerlich wiederhohlt, indem man vorschlägt, statt der Tauben-, Falkenposten anzulegen, eine Schnellpost, die besonders zu kaufmännischen Nachrichten dienen soll, damit — noch mehr schlaue Speculationen gemacht werden können. In einer Hauptstadt Deutschlands hat z. B. vor Kurzem ein Handelshaus, das eine Nachricht zwölf Stunden früher hatte, als jedes andere, dadurch 60,000 Thaler gewonnen. Es fragt sich indeß doch: ob ein Geschäft, bey dessen Abschluß ich gewiß weiß, daß der, welcher es mit mir eingeht, morgen einen großen Theil seines Vermögens verloren hat, ja vielleicht bankerott wird, als ein reelles zu betrachten ist? — Auf diese Frage möchte manche schwere Verneinung erfolgen! — und ein Geschäft der Art auch wohl ohne Falkenpost eine Falken- oder gar Geyerspeculation zu nennen seyn.

C. Berthold.

Die Messe zu Hurdvar am Ganges.

Man glaubt, die Messen zu Beaucaire im südlichen Frankreich, zu Sinigaglia im Kirchenstaate, zu Leipzig und zu Frankfurt am Main werden zahlreich besucht; aber was ist die Anzahl der Meßfremden hier gegen die in Hurdvar in Ostindien, wo aber auch zugleich ein Wallfahrtsort ist? Nach der Erzählung des englischen Capitäns Hardwike kann man die Menge, welche hier jährlich zusammenkommt, auf $2\frac{1}{2}$ Millionen anschlagen. Sind gleich religiöse Gebräuche — das Baden im Ganges — ihr Hauptzweck, so bedient man sich doch auch dieser Gelegenheit zu Geschäften und man treibt einen sehr ausgebreiteten Handel. Es ist höchst interessant, die Gestalten, Kleidungen und Sitten der Bewohner so vieler Länder, z. B. aus Cashemir, Lahore, Tibet, Sirinapur und den Ebenen von Hindostan beysammenzusehen. Aus einigen dieser entfernten Gegenden unternehmen ganze Familien, Männer, Weiber und Kinder, diese Reise; Einige zu Fuß, Andere zu Pferde, noch Andere, besonders Weiber und Kinder, in großen Karren, mit Matten überspannt, welche ihnen während der Messe zugleich als Wohnungen dienen. Und doch ist Hurdvar noch keiner der heiligen Plätze vom ersten Range in Ostindien.

Miscellen.

So wie unsere Damen, wenn auch nur zum Scherzen und im Dienste der Liebe, seit einigen Jahren eine Blumensprache cultiviren, so hatten sich die alten Druiden eine Baumsprache gebildet. Bäume und Gesträuche hatten ihre Bedeutung; die Zweige davon, so oder so gebunden und verflochten, bildeten eine geheimnißvolle Schrift, die nur der eingeweihte Priester lesen konnte, und in welcher er den jungen Zöglingen seine Wissenschaft überlieferte.

Zu Moskau hat man 1830 im kaiserlichen Garten ein Sommertheater angelegt; in vierzehn Tagen kam es mit einem Aufwande von 15,000 Rubeln zu Stande. Zehn Coulissen auf beyden Seiten sind mit jungen Fichten und Tannen durchflochten. Häuser und Bäume werden auf Rädern hingebracht, wo sie nöthig sind, und verschwinden blitzschnell. Eine herrliche Aussicht bildet den Hintergrund. Die Bühne ist 120 Fuß breit und 180 Fuß tief. Der Circus hat 400 Sitze und 32 Logen u. s. w., welche keine andere Decke als hohe Linden haben. Ähnliche Sommerfreuden ließen sich in vielen Städten nachahmen. Lust- und Schauspiele, die sich zur Darstellung hier eigneten, würden bald gefunden werden und sind auch schon da.

Der eben so gelehrte als kriegerische König von Neapel Alphons V. liebte die Gelehrsamkeit im höchsten Grade; er pflegte zu sagen: der Tag wäre verloren, an welchem er nichts gelesen habe. Julius Cäsar war seine tägliche Unterhaltung, ein offenes Buch sein Symbol; nahm er eine Stadt ein, so behielt er von der Beute nichts als die Bücher für sich, und als bey der Belagerung von Cajeta die dazu erforderlichen Steine aus der Umgegend herbeygehohlt werden mußten, gab er nicht zu, daß man das Grab des Cicero zerstörte, lieber wollte er die Belagerung aufheben. Einst litt er am Fieber und ward über die Ärzte ungeduldig, da sagte Antonius Panormitanus zu ihm, er solle den Curtius lesen, dieser würde ihm mehr helfen als alle Arzeneyen der Welt; diesen Rath befolgend, soll er in wenigen Tagen genesen seyn.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Zum ersten Mahle: **Leichtsinn aus Liebe, oder Täuschungen**, Lustspiel in vier Aufzügen, von Eduard Feld.

In einem Badorte vereinigen sich viele Umstände, den jungen Badearzt Heinrich Frank (Hr. Fichtner), dessen Jugendneigung zu Friederike von Minden (Dlle. Müller), Mündel des alten Frank (Hr. Costenoble), zur Liebe herangewachsen, finster, verdrüßlich — kurz, recht eifersüchtig zu machen. Bald gibt es einen Obersten von König (Hr. Herzfeld), der zugleich Badekönig ist, ein förmliches Register aller Schönheiten des Ortes in der Tasche mit sich herumführt, ganz Diensteifer und Schwatzhaftigkeit, eine Unterhaltung um die andere belebend veranstaltet, der die lebensfrohe Friederike gerne umflattert; bald ist es Hans von Bonstetten (Hr. Löwe), ein Universitätsfreund Heinrichs, der auf Verlangen seines Onkels Werder (Hr. Wilhelmi), eines treuherzigen Schweizers, eine artistisch-literarisch-technisch-naturhistorische Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland unternommen, um — was eigentlich der Hauptzweck der Sendung seyn soll — sich endlich in sein Alpenland ein Weib mitzubringen, die dem jungen Doctor in die Quere kommt, um ihm seine Geliebte wegzufischen. Und was das Schlimmste bey der Sache ist, Beyde wenden sich ganz unschuldig an Heinrich, für sie bey Friederike Fürsprache zu thun. Der anscheinende, nicht ganz ungegründete Leichtsinn, zu dem wir vorzüglich das vermeinte nächtliche rendez-vous im Parke, und das männliche „Ideal," wie sie es neckisch nennt, an dem sie seit einiger Zeit verstohlen mahlt, zählen, stacheln die Eifersucht des Liebenden immer mehr an, bis er ingrimmig als Freywerber für Bonstetten bey Friederiken erscheinend, in einen verliebten Wortwechsel mit ihr geräth, sie halbweinend auf ihr Zimmer eilt, und schluchzend hinter sich die Thüre zuschließt. Da fängt er an, sein Unrecht einzusehen. Das Mißverständniß des nächtlichen Besuches, der zu einer geheimen, wohlthätigen Handlung bestimmt war, so wie des Porträts, das keinen andern als Heinrich selbst vorstellt, ist endlich gehoben, und die Liebenden versöhnt. — Dieser Liebschaft schließt sich noch eine andere an. Bonstetten, der, wie er sich selbst äußert, eine Dummheit über die andere zu begehen pflegt, begegnet im Vorzimmer der häuslichen Marie, Friederikens Freundinn, nimmt sie, durch ihr einfaches Gewand getäuscht, für ein Kammermädchen, schäckert mit ihr, will sie endlich gar küssen, und dieses ist der Anfang einer Bekanntschaft, die unvermerkt zur Liebe wird. — Als Nebenpersonen, die mehr oder minder in die Handlung eingreifen, aber sehr komischer Natur sind, wären hauptsächlich die jovialen alten Herren Frank und Werder, Bonstettens Onkel, zu zählen; dann die caricirte Familie: Rath Reiser (Hr. Laroche), die Räthinn (Dlle. Hruschka), Aurora (Dlle. Hirschmann), Mathilde (Dlle. Botgorschek), Theophania (Minna Reichel) und Fritz (Dlle. Pistor d. j.), Baron Storch (Hr. Schmidt) und Christoph, Bonstettens Bedienter (Hr. Wothe).

So lange noch der Gallier die deutsche Bühne mit Lustspielen versehen muß, und so bald Scribe oder ein Mitcompagnon eine Komödie fertig gemacht, unzählige Federn schon gespitzt warten, sie schnell auf deutschen Boden zu verpflanzen, muß es höchst erfreulich seyn, einmahl ein gutes Lustspiel ursprünglich auch aus deutscher Feder fließen zu sehen. Als ein solches muß das zu besprechende Lustspiel ohne Widerrede betrachtet werden. Und bleibt auch noch Manches zu wünschen übrig, so wäre es doch höchst lieblos und hart, just die Mängel hervorsuchen, und auf das Recht einer strengen Kritik pochen zu wollen. Die komischen Elemente sind hier nicht auf eine abgeschlossene Handlung concentrirt, vielmehr ist es hier jede mitspielende Person, die den ihr zu Gebothe stehenden Lachstoff so zu sagen beysteuert, um den Frohsinn rege zu machen. Daß dadurch das Lustspiel leicht zur Posse herabgezogen werden könne, wie Mancher behaupten will, will Referent nicht geradezu beystimmen. — Aus dem angegebenen Gesichtspuncte betrachtet, wird man das etwa Mangelhafte in der Intrigue nachsichtig übersehen. — Die Situationen, größten Theils auf Effecte berechnet, ohne sie indessen, wie es in mancher Aftergeburt zu geschehen pflegt, zu forciren, gleichsam bey den Haaren herbeyzuziehen, sind recht komisch und unterhaltend. Referent beschränkt sich bloß, folgende Scenen nahmhaft zu erwähnen: Der Oberst von König bringt mit vielen Kunstgriffen eine Sängerinn aus der Residenz mit, geräth aber in Verzweiflung, daß zur Concertstunde der edle Paukenschläger ausbleibt, der Oberst ihn endlich mit Mühe findet, und mir nichts dir nichts ihm unter einen Arm und dem Fräulein unter den andern greift, und über Hals und Kopf in den Concertsaal eilt. — Dann die Scene des Pfänderspiels. Wie dieses beendet ist, und die drey Töchter des Raths Reiser zur üblichen Strafe, bey Einlösung der Spielpfänder, das Hexenlied aus Macbeth declamiren, und eben die Schlußverse recitiren:

> Juckend sagt mein Daumen mir,
> Etwas Böses naht sich hier;
> Nur herein, wer es mag seyn —

auf einmahl der alte, eben angekommene Werder anpocht, und hereintritt in seltsamer altschweizerischer Tracht, und die Hexen mit Angstgeschrey davon laufen. Endlich die Nachtmusikscene. Der Doppeldialog im letzten Act ist meisterlich, und erinnert an einen ähnlichen in Göthes Faust.

Die äußere Form muß mit Lob erwähnt werden. Der Dialog ist fast durchgehends mit einer seltenen Rundung und Leichtigkeit durchgeführt. Das Ganze wurde sehr beyfällig und aufmunternd aufgenommen.

Mit sichtlicher Liebe wird dieses Stück gespielt. Ausgezeichnet sind Hr. Herzfeld als Oberst durch seine lebhafte Ungezwungenheit, Dlle. Müller durch ihre reizende neckische Weise, Dlle. Peche durch gefühlvolle Unbefangenheit. Hr. Fichtner bewährte aufs neue sein vielseitiges Kunsttalent. Hr. Löwe, der eine bedeutende Aufgabe zu lösen hatte, die treuherzige Schweizernatur mit etwas modernem Flattersinn zu vereinigen, besiegte diese Schwierigkeiten mit künstlerischer Fertigkeit. Hr. Costenoble und Hr. Wilhelmi waren recht ergötzlich. Hr. Wothe gab den dummdreisten Bedienten Christoph mit jener Komik, die wir an diesem Künstler stets bewundern. Dlle. Hruschka, Hr. Schmidt (Baron Storch) trugen zum Gelingen des Ganzen Bedeutendes bey. Auch die Dllen. Hirschmann, Botgorschek, Minna Reichel und Dlle. Pistor d. j. sind lobend zu erwähnen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur der Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 12 — 27. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Rittmeister hielt es nicht rathsam den Seelenkampf zu unterbrechen, den er selbst erregt, aber recht mitleidig sah er auf den Freund, dem er fast wie ein teuflischer Störenfried in sein arcadisches Stillleben hatte treten müssen. Nach einer Weile ermannte sich der Major und richtete sich langsam auf und zeigte ein verfinstertes, aber recht männlich entschlossenes Gesicht. „Laß den Lieutenant kommen," sagte er halblaut, „ich muß den Sohn Mathildens kennen lernen."

„Das kannst du bald," antwortete Streithelm lebhaft, „ich hörte schon das Getrappel der Pferde auf deinem Hofe, meine Officiere werden alle unten zur Parole bey mir versammelt seyn. Aber du sollst dir Zeit lassen zur Fassung und Überlegung."

„Meinest du, ich hätte den Soldatensinn ganz verloren, weil du mich schwach gesehen?" fragte Hochhorst empfindlich. „Trage ich auch den Todtenkopf nicht mehr über der Stirn, so weiß ich doch noch in jedem Wetter den Mann zu zeigen, und brächte es auch Verderben, Verwüstung, ja Tod herauf. Und ich meine, die Wolken, die du finsterer Zauberer herauf beschworen, enthielten so dergleichen."

„Bist du böse auf mich, Richard?" fragte da der Lützower gutmüthig. „So wahr ein Gott! nein," antwortete der Major hastig und both ihm die Hand. „Du hast wie ein braver Kriegscamerad gehandelt, hast mich geweckt, als ich eingeschlafen, weil ich mich im Winterquartier wähnte, obgleich die Campagne noch lange nicht zu Ende, und die Ehre erst gerade recht in Gefahr gerathen. Komm hinunter, ich sehne mich wie ein Dürstender nach dem Anblick deines Lieutenants, aber vorher noch eine Frage: Weiß der junge Bursch von mir und unserm Geheimniß?"

„Das hieße marodirt im fremden Eigenthume! Kein Wort weiß er, auf Ehre! Er glaubt den Vater vor seiner Geburt auf dem Felde der Ehre gestorben," antwortete der Rittmeister.

„Nun denn, marsch, marsch, in Gottes Nahmen!" und dem Freunde voran schritt Herr Richard zu den bekannten Zimmern.

Ein halbes Dutzend der schwarzen Jägerofficiere bildete unten einen Halbzirkel und erwartete so in militärischer Ordnung und respectvoll ihren Führer. Der Rittmeister präsentirte Jeden einzeln dem Herrn des Hauses, und dieser ging an Keinem vorüber, ohne durch eine verbindliche Anrede sich den jungen Schnurbart zu gewinnen. Lieutenant Waise war der letzte im Kreise, und als Herr von Hochhorst ihm ins Auge blickte,

konnte er die Erschütterung nicht bergen und stand betroffen vor dem jungen blühenden Soldaten da.

„Der Herr Major kannte deinen Vater, Leopold," sprach rasch der Herr von Streithelm, „freue dich, denn du hast einen zweyten väterlichen Freund gewonnen, auf dessen Rath du dich stützen darfst, wenn mich eine Büchsenkugel einmahl unter die Eisen unserer Pferde wirft." — Der Lieutenant verbeugte sich ohne Gegenrede, auch auf ihn schien der Anblick des Majors einen besondern und tiefen Eindruck gemacht zu haben. Hochhorst setzte sich erschöpft, nachdem er alle die Herren zu Gaste geladen; Streithelm machte schnell seine militärischen Geschäfte ab, entließ die Officiere und wandte sich dann mit triumphirendem Gesichte zu dem stummen Freunde.

„Nun Bruder?" fragte er. „Was sagst du zu meinem Recruten?" — „Ich bin ein großer Sünder," antwortete Herr Richard lebhaft, „und kaum der Freude werth, die ich so eben genoß. Aber ein noch größerer Schuldner bin ich gegen dich, der meine Stelle so ehrlich vertrat, und einen großen Theil meiner Schuld im Gottesbuche verlöschen half. War mir's doch, als sähe ich mich im Spiegel so, wie ich vor dreyßig Jahren durch das Potsdamer Thor in unsere Königsstadt einritt. Dank dir, Camerad, für den Liebesdienst, du sollst erfahren, daß deines Richards Herz nicht alt wurde, und bist du auch ein so rauher Arzt wie unser klotziger Regimentschirurg, der bey dem Beinabsäbeln Äpfel aß, und jeden Wehlaut mit dem Scheltwort: altes Weib! erwiederte, du sollst dennoch Freude an mir haben."

Die beyden derben Kriegsgesellen küßten sich recht lang und herzig, dann schieden sie ohne weitere Rede, Beyde hatten sich verstanden.

Als Herr Richard wieder oben anlangte, fand er Cäcilie am Fenster. „Hast du dir die schmucken Lützower beym Abreiten noch einmahl beschaut?" fragte er das erröthende Mädchen recht freundlich. „Schäme dich dessen nicht. Wer sich über Gottes Ebenbild freuet, lobet den Meister."

„Das nicht," antwortete die Jungfrau hastig, „ich glaubte, du würdest mit ihnen reiten und —"

„Da wolltest du dem Väterchen ein Adieu zuwinken," fiel der Major gütigst ein; „ich verstehe. Ja, ja, die Natur ist eine Riesinn, sie bricht ans Licht, und wenn man Berge hinaufwälzte, und wer mit ihr den Kampf beginnt, ist ein Tollhäusler, der seinen Wahnwitz mit zerschlagenen Gliedern büßt, auch wohl gar mit gebrochenem Herzen."

Cäcilie sah ihm schmerzlich und besorgt in das Gesicht. „Richard," sagte sie kindlich, „glaubst du deiner Cäcilie nicht mehr? O ich wollte, diese Menschen wären nie gekommen, und sie werden auch wohl bald wieder fortziehen, und das ist mir sehr lieb, um des Friedens willen."

„Sie werden ziehen, vielleicht wiederkehren; wie Gott will!" entgegnete der Major. „Aber heute wollen wir sie darum recht freundlich bewirthen, und du sollst die Wirthinn machen, und mußt dich deßhalb sputen, daß die Wirthschaft dir Ehre bringt, und den schlanken Lieutenant mit den blanken Augen und dem braunen sprossenden Knebelbarte sollst du selbst mir zur Tafel führen."

„Richard!" rief Cäcilie erschreckt. „Das wolltest du selbst?" — Und als er bedeutsam nickte, setzte sie wehmüthig hinzu, indem sie ihr Köpfchen an seine Brust legte: „O ich verstehe dich, du willst mich recht hart strafen, und ich habe dich doch recht lieb, so sehr, daß ich selbst nicht weiß, wie so eigentlich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vorzüge der Skizzen.

In allen Künsten werden die Hauptwirkungen durch bloße Skizzen hervorgebracht, weil dadurch unsere eigene dichtende Einbildungskraft ins Spiel ihrer Thätigkeit versetzt wird. Die ersten Entwürfe gefallen einem Manne von Genie und einem wahren Kenner deßhalb am meisten, weil sie von der göttlichen Lebendigkeit der ersten Idee mehr als die vollendeten Werke enthalten, die viele Zeit gekostet haben. Es wäre zu wünschen, daß man junge Leute lehren könnte, mit verbundenen Augen zu zeichnen, dieß würde ein unfehlbares Mittel seyn, gute Compositionen zu erhalten; denn daß das Auge bey den ersten Skizzen mehr Unheil als Gutes anrichtet, ist unwidersprechlich gewiß. Es verleitet die Künstler, unaufhörlich an ihren ersten Entwürfen zu ändern, und bald auszulöschen, bald hinzuzusetzen, während doch gerade die erste deutliche und gut gefaßte Idee eines Mannes, der von dem Gegenstande, den er behandeln will, voll ist, unzweifelhaft die beste und vollkommenste ist. — Für die mahlerische Begleitung eines Gedichtes ist der Umriß viel bequemer als die ausgeführte Zeichnung. — Je mehr die bildende Kunst bey den ersten

Andeutungen stehen bleibt, wirkt sie auf eine der Poesie analogere Weise; ihre Zeichen werden Hieroglyphen, wie die des Dichters; die Phantasie wird aufgefordert, zu ergänzen und nach der empfangenen Anregung selbstständig fortzuwirken, statt daß das ausgeführte Gemählde sie durch die entgegenkommende Befriedigung fesselt. — So wie die Worte des Dichters eigentlich Beschwörungsformeln für Leben und Schönheit sind, denen man nach ihren Bestandtheilen ihre geheime Gewalt nicht anmerkt, so kommt es einem bey dem gelungenen Umrisse wie eine wahre Zauberey vor, daß in wenigen und zarten Strichen so viel Seele wohnen kann. Allerdings ist von Seiten des Beschauers Übung nöthig, um diese Sprache geläufig lesen zu können; um diese aber zu befördern, dürfte man vielleicht wünschen, daß die vielen Taschenbücher, statt ihrer kostbaren Kupferstiche, mitunter Umrisse gäben, wäre nur nicht zugleich zu besorgen, daß durch schlechte Arbeiten dem Publicum der Geschmack daran benommen werden möchte. — Der Erste, der öffentlich mit Umrissen zu Gedichten auftrat, war der englische Bildhauer John Flaxmann, und zwar sind seine zahlreichen Skizzen zu Homer, Dante, Äschylus und Hesiod als vortrefflich und gelungen allgemein anerkannt worden. Auf eine würdige Weise hat sich diesem genialen Britten Hr. M. Retzsch durch seine Arbeiten zum Faust, zu einzelnen Schillerschen Gedichten, vor allen aber in den Umrissen zu Hamlet an die Seite gestellt, denen Herr Hofrath Böttiger und der Künstler selbst als dankenswerthe Zugabe sogenannte „sehkünstlerische Andeutungen" vorausgeschickt haben, und auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen wollten.

Die Göttinn Nemesis als Baschkir.

Während des großen deutschen Krieges, waren auch die Baschkiren, à la Völkerwanderung, aus ihrer Heimath in unser deutsches Vaterland gekommen. Ich war damahls noch ein Knabe, und die Neigung, die ich allezeit für fremde Sprachen empfunden, vielleicht auch etwas Geschick, sie zu erlernen, hatten mich bald in den Stand gesetzt, mich mit den russischen Kriegern, von denen mehrere Deutsch sprachen und mich belehren konnten, zu unterhalten. Allein mit dem wenigen Baschkirischen, das ich hörte, ward mir dieß unmöglich. Es fehlte nicht bloß die verbindende Brücke, welche die Muttersprache nach Rußland schlug, auch mein Ohr konnte ihre unarticulirten Töne nicht auffassen, sie wenigstens nicht durch den Mund wiedergeben. Ein ganzer Monath brachte mir nur ihren Gruß „Sala malek," ihr Lebewohl „Saubol," das Wort „At" Pferd, und einige wenige andere, jetzt aus meinem Gedächtniß desertirte Vocabeln.

Verdrießlich fing ich endlich an, mit meiner Zunge auf die Jagd zu gehen, und Töne auszustoßen, ohne zu wissen, ob sie Worte bildeten.

Das kann ja auch wohl nicht auffallen, lieber Leser, in vielen Gesellschaften Deutschlands werden ja sogar Worte ausgestoßen, ohne daß man sich um die Gedanken bekümmert.

Meine Baschkiren horchten begierig, sie schienen sich zu freuen, und schenkten mir sogar einen Bogen und Pfeile, nur merkte ich an ihren wiederhohlten gleichtönenden Antworten, daß meine Repliken nicht zu meinen frühern Bemerkungen paßten. O ich bin sehr neugierig, was ich alles geredet habe. Wenn ich dereinst gestorben bin, so werde ich unverzüglich den Sinn dieser Worte zu entziffern suchen.

Am andern Tage aber erging es mir schlimm. Meine Töne mochten einige grobe Redensarten entwickelt haben, die Baschkiren blinzelten mich wüthend an, und sehr erschreckt, bedauerte ich meine, offenbar culposen, nicht dolosen, injuriösen Reden, die nach allen criminalrechtlichen Grundsätzen nie beleidigen konnten. Ich warf den mir bekannten Abschiedsgruß „Saubol," den ich im Geist und der Wahrheit erkannt hatte, ihnen zu, und vermied sie seither.

Schlimmer aber als mir, erging es einigen meiner Schulcameraden. Sie waren die Söhne eines Bäckers und Weinhändlers, der wegen der nahen Blokade Hamburgs, durch Natur und Kunst, sehr viel Moskauer Weißbrot und Jamaikarum, welche Dinge er selbst machte, gegen holländische Ducaten den gutmüthigen Russen verkaufte. Neidisch über meinen Pfeil und Bogen, dem Ziele aller Knabenwünsche, hatten sie vergebens ihre Phantasie angestrengt, mir nachzuringen. Ich hatte ihnen gutmüthig genug mein Geheimniß anvertraut, aber auch mein ferneres Schicksal nicht verschwiegen. Allein sie waren für dergleichen Abenteuer nicht gemacht, sie schlugen indessen einen reellern Weg ein. Mit Rechenpfennigen in der Tasche, täuschten sie die, eine halbe Stunde von ihnen bivouakirenden Baschkiren, und kehrten mit Pfeil und Bogen zu Hause.

Aber auch sie ereilte die Nemesis, die vielleicht über mein Schicksal wahrscheinlich zum ersten Mahl gelächelt,

und mir nur gedroht hatte. Am folgenden Tage übten wir auf dem Hofplatze des Vaters uns im Bogenschießen, als ein jämmerliches Geschrey des reichen Weinwirths unser Ohr erreichte. Wir eilen auf die Diele, und siehe, der geschlagene Hausherr weigert sich, sein Brot und seinen Rum gegen die Rechenpfennige seiner Söhne zu verkaufen. Aber da schwirrt der Kantschuh nochmahls, und mit tiefem Schmerze und bitterm Verluste gehorcht der Vater den drohenden Baschkiren.

Die Knaben waren zwar so glücklich gewesen, von den wilden Asiaten nicht bemerkt zu werden, allein die Sache blieb nicht verschwiegen, und der Vater wurde, nachdem er einigermaßen von den Baschkiren nationalisirt war, nun selbst die, seine Söhne strafende Nemesis.

Das letzte habe ich aber nur vom Hörensagen, ich hatte beym ersten Anblick der Baschkiren „Saubol" geschrien, und war fortgelaufen.

Addo v. Osterstade.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) In „Figaro's Hochzeit," welche Dlle. Heinefetter zu ihrer Benefice gab, spielte sie die Susanne, und Hr. Forti gab den Grafen als Gast. Da außerdem Hr. Hauser den Figaro, Mad. Ernst die Gräfinn, Dlle. Henkel den Pagen spielte, auch die Nebenrollen zweckmäßig besetzt waren, so ist diese Vorstellung gewiß unter die guten zu zählen. Dennoch war der Erfolg nicht glänzend. Man hatte diese Oper in früherer Zeit im Theater an der Wien in einer Vollkommenheit und mit einem Ensemble gehört, das keinen Wunsch unbefriedigt ließ; später trugen sie die italienischen Capitalsänger: die Fodor, Lablache und Donzelli auf dieser Hofbühne in italienischer Sprache vor. Die Zuhörer, sie mögen daher was immer für einen Geschmack oder Neigung besitzen, legen heut zu Tage einen Maßstab an die Aufführung dieser Oper, wobey ihre Zufriedenheit zu kurz kommt. Man kann weit besser singen als Dlle. Buchwieser — und wirklich singt Dlle. Heinefetter auch weit besser — und doch in dieser neckischen, koketten, witzigen und listigen Susanne weit weniger Glück machen als Dlle. Buchwieser mit ihrem gewandten graziösen Spiele und richtiger Accentirung. Andererseits wieder kann man die Rolle des Figaro weit richtiger auffassen, als dieß durch Hrn. Weinmüller geschah, ohne einen Eindruck zu verwischen, welchen der lange Besitz einer Rolle, die Beliebtheit eines Individuums und die wirklich herrliche Stimme jenes Sängers hervorbrachten. Endlich kann man auch die nähmliche Rolle mit dem nähmlichen Individuum besetzen, ohne die Wirkung zu beseitigen, welche anderthalb Decennien auf die menschliche Stimme ausüben. Könnte man geistige Genüsse vergessen, so müßte man sagen, daß Dlle. Heinefetter allerliebst sang, Hr. Forti ein sehr geschickter Repräsentant des darzustellenden Charakters war, Hr. Hauser den Figaro zu seinen besten Rollen rechnen darf. Dlle. Henkel war am ersten Abende unwohl; gewiß wird sie in der Folge Besseres leisten. Mad. Ernst, welche wir früher als Susanne sahen, sang heute die Gräfinn nicht ohne Beyfall, welches gewiß ein Zeugniß ablegt für die große Verwendbarkeit dieser Sängerinn. Dlles. Bondra und Dimar, die HH. Gottdank, Fischer und Walther bewegten sich recht zweckmäßig in ihren Parthien. Die Oper gefiel, ohne jedoch, wie schon oben bemerkt wurde, bedeutende Sensation zu erregen.

Carnevalsfreuden.

Der maskirte Ball, welcher am 6. Februar in beyden k. k. Redoutensälen abgehalten wird, verspricht dem Publicum eine angenehme und abwechselnde Unterhaltung. Er führt den Titel: „Maskirter Flora-Devisen-Ball." Die Administration des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore hat die Einrichtung und Decorirung der Säle dem Hrn. Decorateur Carl Hoer überlassen und diese Decorirung besteht in der Hauptsache darin, daß beyde k. k. Redoutensäle theils mit natürlichen Gewächsen hiesiger und fremder Zonen, theils mit Bäumen, künstlichen Blumen und Guirlanden decorirt werden. An der Stelle der Gallerietreppen im großen Saale befindet sich eine große Terrasse, von welcher eine über die ganze Breite des großen Saales sich ausdehnende Terrassentreppe von der Gallerie in den Saal herabführt. Vier Reihen Orangen- und Lorbeerbäume bilden drey Alleen und führen zu beyden Seiten auf den mit grünem Tuch bespannten Treppen auf die Gallerie. Dort befindet sich auch ein Bassin, in dem das Springen des Wassers bis in die halbe Höhe des Saales die ganze Ballzeit durch unterhalten wird. Der an der Gallerie befindliche Credenzsaal ist gleichfalls zum Wintergarten umgestaltet. Man gelangt nun zu dem um mehrere Stufen erhöhten Floratempel, in welchem die Blumengöttinn transparent aufgestellt ist. Zypressen, Myrthen und Cedern werden den Aufenthalt an den mit Blumen umgebenen Ruheplätzen angenehm machen. — Jede eintretende mit einem Devisenbillete versehene Dame wählt aus einer Blumenvase ein Sträußchen mit einem auf die Ballunterhaltung Bezug habenden Gedichte. Diese Devisen werden mit den Eintrittskarten ausgegeben, welche man an der Casse des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore, das Stück zu zwey Gulden C. M. erhält; von diesen Devisen ist jedoch nur eine bestimmte Zahl vorhanden, in keinem Falle aber erhält man welche am Ballabende selbst und an der Cassa. Die Herren empfangen ebenfalls, so lange Devisenbilleten vorhanden sind, zu jeder Eintrittskarte drey verschiedene lithographirte Abdrücke des k. k. großen Redoutensaales mit dieser neuen Decorirung. — Der Hr. Musikdirector Lanner hat für diesen Ballabend ganz neue Walzer, unter dem Titel: Blumensträußchen „Redoutentänze" componirt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den 13 29. Jänner 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Abend kam und mit ihm die Gäste. Rittmeister Streithelm erschien zuerst als Hausgenosse, und verwunderte sich, als ihm der Wirth entgegentrat. Der Major hatte seine alte Staatsuniform hervorgesucht, und stand vor ihm im schwarzen Dolman und der Mütze mit dem silbernen Todtenkopfe und den ungarischen Stiefeletten, und der gewaltige Sarras rasselte ihm nach auf dem getäfelten Fußboden. „Es ist ein Ehrentag für mich," sagte er heiter; „meinst du, ich könnte mich nicht mehr soldatisch putzen, wenn es gilt einen jungen Fähnrich auszustechen, der sich in meinem Hühnerhofe breit machen will." Ernster fuhr er fort, indem er dem Stutzigen ein gesiegelt Packet vorhielt: „Ich denke vor Mitternacht noch einen schweren Sieg zu erfechten, den Sieg über mich selbst. Dieser Brief legt das Fundament dazu, es ist mein Testament, eine Abschrift liegt in meinem Schreibtische, diese sende ich Augenblicks durch den Balthasar an den Landes-Obergerichtspräsidenten. Cilla und der Leopold sind meine Erben, wenn ich mein müdes Haupt schlafen lege, du weißt darum und kannst, solltest du mich überleben, den Executor machen."

Die Gäste langten zusammen an, und bald darauf saßen Alle an der wohlbesetzten Tafel, oben an der Major der Todtenköpfe, den die jungen Lützower mit Verwunderung und Respect betrachteten, wie er so stattlich und angenehm in der Kriegertracht ließ, und das Gespräch durch Laune würzte und durch lebendige Erzählung seiner jugendlichen Abenteuer so unterhaltend wie belehrend zu leiten wußte.

Nur Cäcilie hing das Köpfchen. Sie wußte sich in ihren lieben Freund heute gar nicht zu finden. Wohl verstand ihn ihr Herz, denn ihrem scharfen Auge entging nicht, wie gespannt er sie betrachtete, wenn einmahl eine Pause in der Unterhaltung eintrat. Aber wie konnte er so freudig seyn und fast ausgelassen, und wie so jugendlich unbesonnen dem Becher zusprechen, was er lange nicht gethan, da ihm dergleichen nie bekam. Liebte er sie denn gar nicht mehr? Und sie hatte doch ihr einfachstes Kleid gewählt, sich gar nicht mit Pretiosen oder anderm Schmuck herausgeputzt, so reichlich sie durch des Majors Güte damit versehen war. Sie hing das Mäulchen, sprach fast gar nicht bey Tisch und sah ihren Nachbar so wenig an, als es sich der Schicklichkeit halber nur thun ließ. Dagegen stand sie mehrere Mahle vom Sessel auf, und hatte immer Anordnungen zwischen der Dienerschaft zu treffen, und weilte dann immer einen Augenblick neben Herrn Richard, fragte über seine Schulter traulich nach Diesem und Jenem, und ob sie es recht gemacht, und lobte ihn, wie er heute so hübsch sey, und faßte sogar einmahl

ohne Scheu seine harte Hand und drückte sie vor Aller Augen an ihre Lippen und gegen ihren klopfenden Busen.

„Mir ist wie einem Zwanziger zu Muthe," flüsterte Hochhorst dem Rittmeister zu, „und als stände ich wie damahls mit einem verlornen Piquet zwischen einer brüllenden Horde Sansculottes. Und wenn es nun ein bloßer vorübergehender Augenreiz gewesen? Wenn sie mich dennoch treu und einzig liebte?"

„Sieh sie an, Camerad!" antwortete Streithelm. „Ist das eine Schwiegermama für deinen Leopold?"

„Nun ich halte Wort! Ich heirathe nicht, bis du mir den bösen, lieben Buben wiederbringst aus dem Feldzuge," versetzte der Major entschlossen. „Zur Prüfungszeit ist das lang genug, und dann soll sie das Geheimniß wissen und wählen zwischen Vater und Sohne. Wählt sie aber alsdann den Vater, so werden mich zehn Schwadronen solcher Leute, wie du bist, nicht abhalten, meinen Stammbaum mit neuen Schildern zu versehen, und der Junge kann dann wohl ausstaffirt nach Petersburg zur Kaisergarde reisen, und sich eine blonde Moskowitinn freyen."

Der Rittmeister wollte eine sarcastische Antwort aussprechen, da wurde sein Ohr plötzlich festgehalten durch einen fernen, wohlbekannten Ton, und horchend hob er sich halb vom Sessel empor.

„Mein Förster schießt am Walde nach der Weihe, die unsern jungen Hasen so viel Schaden that," sprach der Hauswirth beruhigend.

„Es ist Kleingewehrfeuer," rief da der Lieutenant Waise auf, indem er den Sessel rasch zurückschob und zum Fenster eilte.

„Horcht! Wieder und wieder! Beym Teufel, Pelotonsalven! Auf die Pferde, meine Herren!" commandirte der Rittmeister.

„Da zeigen sich am Busche schwarze Jäger," berichtete der Lieutenant vom Fenster her, „dort sprengen drey weiße Reiter um die Tannen; es sind Kürassiere, die Abendsonne blinkt von den Helmen zurück. Ein Häuflein grüner Husaren stellt sich am Flusse auf. Brave Schützen unsere Schwarzen! Zwey feindliche Pferde setzen reiterlos am Ufer hinab."

„Das sind Feinde, das ist Stillstandsbruch!" versetzte Streithelm zornig, indem er den Sarras mit Hast umschnallte. „Falko, eiligst aufs Roß und zur Stadt, laßt Alarm blasen, Alles heraus zur Stelle; wir eilen sofort dem Wahlplatze zu, die Brüder haben Hülfe nöthig, wie's scheint."

„Des Falko's Ritt ist unnütz," fiel Waise ein, „ich höre schon unsere Hörner; sie blasen lustig den Körnersmarsch. Die Burschen haben den Feind eher gesehen, als wir hier hinter der Waldecke. Schon erkenne ich die flatternden Roßschweife an der Tete der Schwader, und Reigerfelden jagt Bauch an der Erde die Straße zu uns herauf, Ordre zu hohlen."

„Wacker! Wacker!" entgegnete der Commandant, indem er bey dem Festmachen des Tschakos noch einen Blick durchs Fenster warf. „Und sieh da, was fliegt wie ein im Sturm herschießender Rabe um das weiße Meierhaus vom Walde her? Erkennt ihr Horns tollen Schäck? Das ist er selbst. Zu Rosse, meine Herren! Sogleich werden wir klare Nachricht hören und erfahren, wo unsere Klingen Arbeit zu suchen haben."

Die Männer stürmten sämmtlich zum Saale hinaus, ohne sich weiter um die beyden Damen zu kümmern, die bey der rauschenden Scene vom Schreck auf ihren Sesseln festgebannt in einem Zustande zwischen Leben und Tod zugehorcht hatten, und jetzt in laute Klagerufe ausbrachen, da die Idee des Verlassenseyns im Kriegsgetümmel sie ergriff.

Der Lieutenant Waise war der einzige, der von der Thür nochmahls rückkehrte, und tröstend sich zu ihnen wandte. „Getrost, mein Fräulein, und Sie, verehrte Frau," sprach er mild und eilig, aber männlich fest zugleich, „es wird nur ein kleines Parademanövre werden, ein leichter Fechtschulgang, wozu die Langweile den Feind antrieb, wie es nichts Ungewöhnliches ist zwischen leichten Corps. Treten Sie auf den Balcon und beehren Sie gefälligst die vorüberziehenden Lützower mit einem Blick; ich hoffe, Ihre Furcht wird aufthauen, wenn Sie unsere Jäger gemustert haben; und nehmen Sie zugleich die Versicherung, daß, so lange Leopold Waise Herr seines Arms bleibt, keine feindliche Ferse dieses Paradies betreten wird. Denken Sie unser! Frommer Frauenseelen Gebeth steigt schnell zum Himmel, so wie ein edler Frauenblick schnell das Herz befeuert zu Großthat und allem Herrlichen." — Einen sprechenden Blick sandte er zu Cäciliens getrübten Augen, dann folgte er seinen Waffenbrüdern.

Noch bevor sie die Rosse bestiegen, erfuhren die schwarzen Reiter die Ursache des dräuenden Ereignisses, welches sie von der Feyer des Friedens zu kriegerischer Blutarbeit fortriß. Horn und Reigerfelden begegneten sich im gestreckten Rosseslaufe dicht vor dem Landgute, und der Letztere brachte den Erstern eiligst dahin, wo er den Commandanten seiner Schwader wußte. Schon ehe er sprach, sahen die Cameraden dem Horn an, daß

er aus schwerem Tagewerk kam, Staub und Schweiß bedeckte ihn und seinen schnaubenden Schäck, sein Gesicht war blutig, rothgefleckt erzählte der weiße Stulphandschuh von den Thaten der kühnen Hand, die er bedeckte.

„Cameraden, zur Rache!“ rief er athemlos, indem er seinen übertriebenen, bebenden Gaul parirte. „Petersdorf ruft euch. Setzt die Reiter in Carriere, die Jäger in Sturmlauf; denn es thut Noth, sollen die Brüder nicht alle verbluten auf deutscher Erde.“

„Aber was gab's denn?“ fragte heftig der Rittmeister Streithelm, schon im Sattel sitzend, und die breite Klinge entblößend. „Woher dieser Feind in der Stillstandszeit?“ — Horn trocknete sich den Schweiß vom Gesicht, und geröthet, sein Auge zum Walde gekehrt, wo immer noch die Büchsen donnerten, antwortete er mit flinker Zunge und Ungeduld im Gesicht: „Fragt nicht lang! Schändlicher Verrath ist auf uns eingebrochen. Schon seit dem Morgen schlagen wir uns mit dem Normann herum. Am Kitzener Holz, durch das wir friedlich zogen, um zu euch zu stoßen, ging der Tanz an, eine ganze Fahne und die zweyte Schwader liegen dort den Raben zum Raube, Deutsche von Deutschen geschlachtet als Blutopfer ihres fremden Götzen. Der herrliche Körner wird vermißt, der eichenstarke Friese und der Riedl. Petersdorf und Ennemoser schlugen sich durch, oder vielmehr heran, denn jeder Schritt blieb Kampf, vor uns trieben wir die Husaren, hinter uns hetzten uns die Reiter. Schon hatten wir Luft, da fanden wir dort am Strom neue Schaaren, die eben über das Wasser setzten, wahrscheinlich um euch mit der sinkenden Sonne dasselbe Schicksal zu bereiten, das uns umgarnt hielt. Die Brüder sind todmatt, die Jäger verschossen. Petersdorf hat dennoch das neue Gefecht angenommen. „Lieber Tod in Ehre!“ rief er und schwang den Sarras um sein Haupt, „als Knechtschaft der Schändlichen!“ — und Alle riefen nach. „Der von Damm hat sich glücklich durchgehauen, und ruft die schlesische Landwehr, die hier uns am nächsten quartiert, zu Hülfe; mich sandte er euch entgegen. Laß die Pferde ausstreichen mir nach ohne Verzug, und die frische Macht rächt die Büberey und das Blut der Brüder!“

„Marsch! Marsch!“ donnerte Streithelm, und Alle setzten sich bügelfest, schwangen die Säbel und drückten den Pferden die Spornen ein. — Cäcilie und ihre Mutter hatten vom Balcon den Aufbruch angesehen, aber wie erschraken Beyde aufs Neue, als jetzt ihr Freund, der Major von Hochhorst, ebenfalls hoch zu Roß auf seinem schwarzen Leibhengste von den Stallgebäuden hertrabte, und dabey seinen zusammengelaufenen Dienstleuten flüchtige Befehle zuherrschte.

„Richard, was willst du thun? Willst du dein Leben wagen und uns ganz ohne Schutz lassen?“ jammerte die bleiche Cäcilie zu ihm hinunter. Mit glänzenden Augen und freyer Fröhlichkeit in den Zügen hielt Herr Richard den Zügel an, und blickte zu dem Mädchen hinauf.

„Es gilt deutsche Ehre und deutsche Freundschaft,“ sprach er lebhaft und in jugendlicher Bewegung. „Meinst du, dein Hochhorst sey zu alt geworden, und könne diesen jungen Wildfängen nicht noch ein Musterbild geben? Bethe und winde eine Krone aus meiner Myrthe für den Tapfersten, wenn wir heimkommen. Mit Gott denkt dein Freund des Siegerpreises nicht unwerth zu kehren. Der Balthasar und die Jäger bleiben zu deinem Schutz. Nicht umsonst hat eine Gottesstimme mir heute das Kriegerkleid angethan. Würden die Schwarzen besiegt, flammte der erste rothe Hahn auf unserm Dache. Es gilt meinen Herd, es gilt für dich, für Ehre und Liebe. Auf Wiedersehen, meine liebe, liebe Cilla!“

Das Mädchen wollte rufen, wollte flehen, aber die in Angst gelähmte Zunge versagte ihr jeden Dienst, und schon jagte der Freund die Allee hinab, schon verschwand er in den Gebüschen. Niedersank Cäcilie auf die brechenden Knie und klammerte sich fest mit den erkalteten Händchen an das Eisengitter des Balcons.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Landmann und der Städter.

(Dreysylbige Charade.)

Die Langeweile trieb den Städter
Hinaus in Gottes freye Welt;
Den heiteren Himmel, schönes Wetter
Hat er zum Gange sich erwählt.
In stillem, anmuthvollem Thale
Gewahrt ein Hüttchen er im Laub,
Das von der Sonne heißem Strahle
Ihn schützen soll und vor dem Staub.
Ein Gärtchen engt sich um die Hütte,
Von wen'gen Blumen nur geschmückt,
Doch wächst Gemüs' in seiner Mitte,
Die Erste, bewachend, es umrückt. —
„Wie magst du in der Öde leben?“
Ruft er dem Landmann höhnisch zu,
„Nicht nach Bequemlichkeit mehr streben?
„Hier, wahrlich, Freund! verkümmerst du!“
„Verkümmern hier, im Gottesgarten,
„Wo Wald und Wies' und Blumenflur,
„Wo liebend Weib und Kind mein warten,
„Wo Alles zeugt des Segens Spur? —
„Herr! — wenn den Fall wir möglich setzten,
„Ich wär ein Herrscher, hoch und hehr,
„Gleich meiner Sylben beyde Letzten,
„Ich tauschte nicht!, bey meiner Ehr'!“
„Narr!“ sprach der Städter, „du nicht tauschen
„Mit jener Letztern Herrscherspracht?
„Doch horch! — hör' ich's in Eins nicht rauschen?“ —
„Ja, Herr! das Ganz' ein Nestchen macht!“

F. W. J . . . i.

Miscellen.

Als die englische Schauspielerinn Mrs. Billington zum ersten Mahle als Rosette in der Oper: „die Liebe auf dem Lande" auftrat, war der witzige Jekyl mit einem Freunde vom Lande im Theater. Der Vorhang ging auf und zeigte Rosetten und Lucinden; das Publicum applaudirte gewaltig, Mrs. Billington, die ziemlich stark war, machte eine höfliche Verbeugung und der Freund fragte Jekyl: „Ist das Rosette?" — „Nein, Herr!" — erwiederte Jekyl — „es ist nicht Rosette, es ist Groß-Cairo."

Am 20. December fand in der Themse eine der höchsten Springfluthen Statt, welche man kennt. Die meisten Häuser Londons am rechten Ufer, so wie mehrere benachbarte Schiffswerfte und Straßen standen über zwey Stunden unter Wasser.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am 15. Jänner fand auf dieser Bühne die vier und dreyßigste Gastrolle und das zweyte Benefice des Hrn. Raimund in dem von ihm verfaßten Zauberspiele: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel," Statt. Dieses Stück, Raimunds Erstlingsgabe im Bereiche der Dichtkunst und ein würdiger Vorbothe seines seither erworbenen Ruhmes, erregte bey seiner Übersiedlung auf das Theater an der Wien, wie alle übrigen Producte dieses genialen Meisters, einen nicht geringeren Enthusiasmus, als bey seiner ersten Aufführung im Leopoldstädter Theater. In der That war aber auch die Darstellung desselben, bis auf ein Paar Fehler, nähmlich einige falsche Intonationen des weiblichen Chors im Anfange, und einen Verstoß in der Comparserie, gleichfalls beym Anfange des Stückes; Fehler, welche um so mehr zu entschuldigen sind, als das Ganze sehr schnell einstudiert werden mußte: so gelungen und ineinandergreifend, daß nur ein mißgünstiger Tadler den dieser Vorstellung zu Theile gewordenen großen Beyfall seiner Verdienstheit wegen in Zweifel ziehen könnte. Hr. Raimund selbst als Barometermacher wirkte mit einer so ungezwungenen und doch nicht ausgelassenen Laune, daß er nach Art eines Electrophors alle seine Zuseher in eben dieselbe frohe Stimmung versetzte, und trug die von ihm schon so oft gehörten Lieder mit solcher Lebendigkeit vor, daß sie gleichsam wieder neu erschienen. Nicht weniger Humor und Originalität entwickelte sein phlegmatischer Gegensatz, Hr. Scholz, in der Rolle des Tutu, in welcher er schwerlich von Jemand übertroffen werden wird. Dlle. Schreiber stellte die ausgeartete, übermüthige und tückische Zoraide mit treffender Wahrheit dar, und verdient vorzüglich darum belobt zu werden, daß sie in dieser Parthie, der es doch an mannigfacher Gelegenheit zur Übertreibung keineswegs gebricht, niemahls outrirte; überhaupt macht diese Schauspielerinn seit einiger Zeit sehr bedeutende Fortschritte. Hr. Krones befriedigte als Tutu's Leibdiener Hassan vollkommen; weniger Mad. Kneisel als Zoraidens Dienerinn Linda, da ihr das zu dieser Rolle nöthige Feuer gänzlich mangelte. Hr. Raimund wurde nach dem ersten Acte, und am Schlusse der Vorstellung stürmisch gerufen, und empfahl sich durch eine eben so witzige, als bescheidene Dankrede der fernern Gunst des Publicums.

Eucharis.

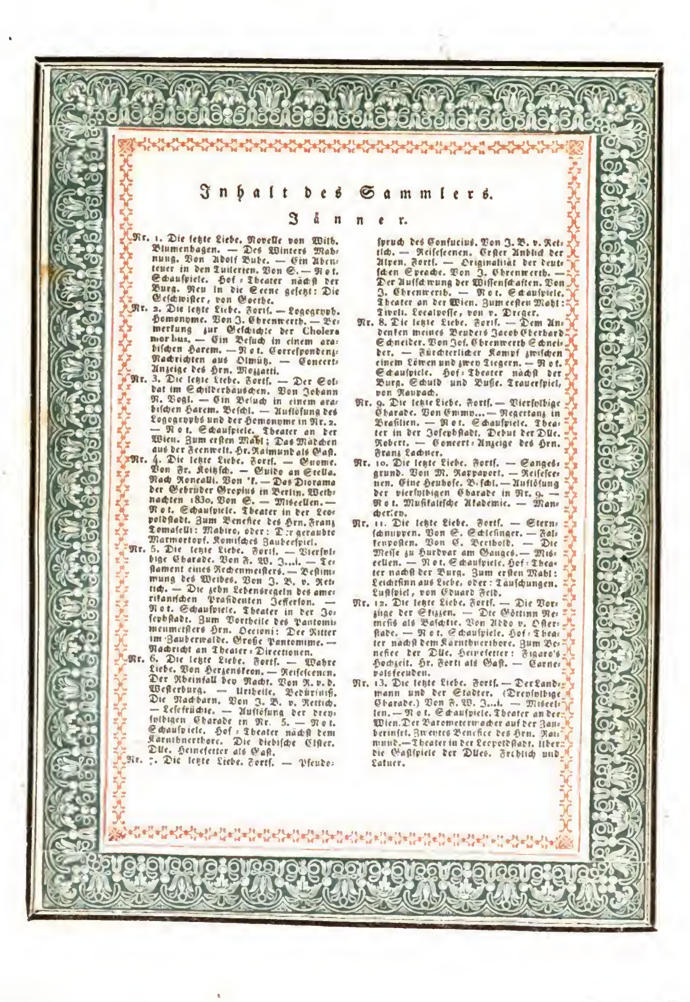
(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Hier trat Dlle. Fröhlich bereits zweymahl als Gast auf. — Zum ersten Debüt wählte sie die Jugend im „Feenmädchen," zum zweyten Mahl ein Quodlibet. Dlle. Fröhlich ist ein junges Mädchen, besitzt ein schönes gefälliges Äußere, ein fehlerfreyes Organ, ziemlich viel Routine, und dürfte bey sorgfältiger Ausbildung ihres Talentes neben denen der Mad. Rohrbeck und Dlle. Zöllner in der Folge sehr befriedigen. Wenn wir diese Meinung aussprechen, so glauben wir nicht etwa, daß Dlle. Fröhlich, wie sich's einige Enthusiasten träumen lassen, Dlle. Krones ersetzen werde. Dazu gehören jahrelange Bestrebungen, Fleiß und Ausdauer, Liebe zur Kunst, vor allem aber ein belebender geistiger Funke im Inneren, der nach Außen zündet. Eine Localschauspielerinn muß mit vielen Hindernissen kämpfen, bis sie der Mehrzahl gefällt. Wir werden hoffentlich auf Dlle. Fröhlich bey späterem Auftreten nach zu sprechen kommen, und wollen jetzt keinen zu strengen Maßstab an ihr bisheriges Spiel legen, da dieses einerseits unbillig wäre, weil Dlle. Fröhlich immer nur eine Anfängerinn ist; andererseits aber die von ihr dargestellten Charaktere der Art sind, daß sie als Bruchtheile eines Ganzen auch nur eines Partialurtheiles fähig sind, übrigens aber das Talent der Gastspielerinn in kein ungünstiges Licht stellten. Als Jugend im „Feenmädchen" schien uns Dlle. Fröhlich etwas befangen; es mangelte ihr der vom Herzen fließende Gemüthston dieser trefflich gezeichneten Personification, und das Lied entbehrte die nöthige Frische, Sicherheit und Festigkeit. Dlle. Fröhlich wurde nach ihrer Scene gerufen, welche Aufmunterung auf ihr nächstes Gastspiel günstig einwirkte. Sie trat auf in einem Quodlibet in einer Scene aus: „Gisperl" und sang die Eintrittsarie nicht zu Aller Zufriedenheit. Die Scene aus: „Sylphide," wo Nettchen als Linzerinn vor dem Verwalter erscheint, war äußerst gelungen und wurde stürmisch applaudirt. Als Doppeltgängerinn Gabriele erhielt Dlle. Fröhlich auch viele Zeichen der Aufmunterung. Mad. Rohrbeck sang an demselben Abend ein Quodlibet aus „Oskar und Tina" und erhielt rauschenden Beyfall.

Vor Kurzem trat auch eine Dlle. Lakner in Kotzebue's Lustspiel: „das getheilte Herz" auf, und verrieth ziemlich Beruf für das Theater. Falls Dlle. Lakner noch einmahl in diesem Theater auftreten sollte, wollen wir ein Mehreres über sie referiren; dießmahl können wir nur die Direction loben, daß sie den Wahlspruch: „varietate rerum nititur voluptas" berücksichtigte, und uns einmahl wieder mit einem Kotzebue'schen Vorstücke unterhielt.

Sincerus.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Inhalt des Sammlers.

Jänner.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Drey und zwanzigster Jahrgang.
1831.

Februar.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.



Der Sammler

Dinstag, den — 14 — 1. Februar 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Hausbedienten sammelten sich jetzt im Hofe, Jäger und Reitknechte, Gärtner und Drescher mit Flinten, Säbeln, Heugabeln und Sensen bewehrt, wie sie zuerst eine Waffe gefunden. Corporal Balthasar erschien zuletzt und begann seine Ordres auszutheilen, und einige der Leute zur Schließung der Thore und Pforten und ihrer Bewachung auszuwählen. Bey seinem Anblicke kam wieder Leben in das Fräulein.

„Und du bleibst hier?“ rief sie wie außer sich. „Treuloser, du läßt deinen braven Herrn allein reiten in den Tod? Fort, hinaus, ihm nach! Weiche ihm nicht von der Seite, wirf dich vor ihn, wenn ein Feind nach ihm schlägt. O warum bin ich ein elendes Mädchen! Wenn er nun fällt, blutet; wer soll ihn stützen, wer sein edles Blut auffangen, ihn verbinden, retten? O Himmel, der Schuß traf ihn schon, er liegt, und mich hält bleyerne Todesangst auf diesem Platze.“

„Gott soll mir segnen und behüten!“ sprach der dürre Corporal und blitzähnliche Zuckungen fuhren über sein narbiges Ledergesicht. „Sahet ihr ihn stürzen? So soll doch gleich der neunfache Satanas über der Schurken Köpfe kommen, die einen solchen Major von den Todtenköpfen nicht zu respectiren verstehen!“ — Mit Wuth riß er dem Jäger die Büchse aus den Fäusten, und die steifen Gliedmaßen im ungewohnten Laufe anstrengend folgte er der Spur seines Herrn. Der Jäger nahm den Commandoplatz des Alten sogleich mit Eifer ein, und vollführte die Befehle, welche der Herr nachgelassen, indeß Frau von Leitzkau ihr halb ohnmächtiges Töchterchen mühsam und mit der Anstrengung und Besonnenheit mütterlicher Herzensangst vom Balcon in das Zimmer leitete.

Eine furchtbare Stunde legte sich mit der Stickluft der Ungewißheit auf das verlassene, einsame Frauenpaar. Von innerer, unbezwinglicher Gewalt auf die Sessel zunächst dem Fenster gefesselt, hörten sie den kriegerischen Hörnermarsch: „Es braust der Sturm, es wogt das Meer!“ den aber nur das Gebrause der gedrängt vorbeytrabenden Rosse und das Geklirr der Waffen begleitete. Bald folgten dann die Züge der Fußjäger, wie Blut schimmerte das Roth der Zierrathen am schwarzen Kriegskleide im letzten Strahle der Sonne, ein Abendwind strich durch die flatternden dunkeln Roßschweife über der muthigen Colonne, und schaurig schallte das Schlachtlied herüber, und wohl verstand man die Worte des Schlußchors:

„Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.“

Dann ward es still, todtstill in der Nähe, doch desto mehr wurden jetzt die Sinne durch das bedeutsame Gelärm in der Ferne angezogen und in marternder Aufmerk-

samkeit gebunden. Der Schleyer der Dämmerung verhüllte mit jeder Minute die Gegend dichter, aber schauriger wuchsen dadurch die Bilder der Phantasie, welche die furchtbaren Töne des nahen Kriegsspieles immer gewaltiger aufregten. Schuß auf Schuß donnerte, von dem zwanzigfachen Echo der Waldhöhen vervielfältigt. Wüstes Geschrey hallte herüber, welches das Ohr in seiner Selbstmarterung in Sieges-, Schreckens- und Jammerstimmen zerlegte. Hörner riefen laut in mancherley Weise, bald wie fröhlich zur Attake fordernd, bald in langen dumpfen Zügen wie den nöthigen Rückzug befehlend. Zuletzt erklangen auch frisch schmetternde Trompeten darein, und aus dem Thale, in welches sich der Fluß ergoß, wurde Trommelschlag wach, einförmig rasselnd, aber immer lauter herauf murrend, wie der kalte Soldatensinn im ernsten Todesmuthe zum Schlagen heranrückt. Doch heftiger ward mit der neuen Musik auch das Gelärm, lauter donnerten die Schüsse, und schienen ohne Ende aus einem frisch geöffneten Vulcane zu entströmen, dessen ununterbrochen blitzendes Feuer durch die düster sich niedersenkende Nacht in allen Waldschlünden und Winkeln der Holzung leuchtete, und in dem steten Wechsel von Flammengluth und Finsterniß die Augen blendend verwundete.

Die lange Stunde lief vorüber, das Schießen nahm ab, vereinzelte sich, verlor sich zuletzt ganz in der Ferne. Jedes Geräusch hörte auf, aber die plötzliche Ruhe senkte sich nicht auf den weißen, kühlenden Fittichen des Friedens hernieder, sondern sie erinnerte peinlich an Grabesstille und Leichenschlaf. Mit kurzem, hörbarem Athem, mit hochpochendem Herzen lehnte Cäcilie an dem geöffneten Fenster. Die Schwarzen hatten gesiegt, das sagte ihr die Vernunft, denn war es anders, würde ja das Fechtgetümmel sich zur Stadt heraufgezogen haben. Bald mußte jetzt ihr Freund, ihr Vater kehren, sicher ließ seine Vorsorge die Geliebten nicht lang mehr in ihrer Unruhe; sie mußten ja sein erster Gedanke seyn, sobald er der Ehre Genüge gethan. Wie horchte sie, wie strengte sie alle ihre Sinne an, den Hufschlag des schwarzen Hengstes, sein bekanntes Wiehern zuerst zu vernehmen, wie gespannt suchte ihr jugendliches Auge im Goldlichte des Vollmondes, der sich eben über dem Horizonte erhob, die liebe Gestalt aufzufinden, nur ein tröstend Zeichen des Mannes zu entdecken, ohne den sie sich das Leben nicht denken konnte, den ihr Herz und ihr Mund jetzt mit Stimmen der innigsten Sehnsucht vom Himmel sich erbath.

Horch! Da wurde es laut am Gatterthore, Menschen kamen eiligst unter den Bäumen heran, es war der Leibjäger, es war Balthasar, aber der erste Ton ihres Gesprächs, der deutlicher und verständlich an das Ohr der sich weit hinaus Beugenden schlug, fuhr ihr wie ein Eisstrom durch Seele und Leib, und verwandelte sie in ein starres, bewegungsloses Wesen, dem der Gebrauch der Sinne in dieser Regungslosigkeit fürchterlich werden mußte.

„Frage nicht, du Plappermaul," so erklang des Corporals klägliche Stimme, „ja deine armselige Person ist sicher, ihr alle habt nicht mehr zu zittern, die flinken Uhlanen und die brave Landwehr kamen uns zum Succurs zu rechter Zeit, und der Feind liegt still auf dem Waldrasen oder schwimmt todt und lebendig im Flusse hinunter. Aber strenge deine Stelzbeine an, du Hasenherz, und schrey Alles, was im Hause lebt, zusammen, denn mir sind die alten Knochen lahm, und die ausgedörrte Lunge hat keinen Athemzug Luft mehr im Herlaufen behalten."

„Was ist denn los, sprich doch vernünftig, und jaule nicht wie ein geschlagener Kater!" fiel der Gärtner ein, der sich jetzt mit mehreren Dienern des Hauses herandrängte, und dem Eilmarsche der Beyden sich anschloß.

„Wirf dich auf den jungen Senner, Klaus!" fuhr der Balthasar im vorigen Tone fort. „Nur die Trense über, keinen Zaum und Sattel! Streich aus zur Stadt, drücke die Fersen ein und bring Doctor und Chirurgus heraus nach der Meierscheune. Ach! du lieber Herr Gott, wenn sie nur nicht zu spät kommen! — Und ihr, Daniel, Christopher und Alle, Alle, die große Tragbahre daher, sie steht im Folenstalle; Betten hinauf, o recht viele und die weichsten, und damit eiligst zum Platz. Gott soll mir segnen und behüten, da stehen die Maulaffen, und Keiner thut seinem Herrn einen Schritt zu Liebe, der sie doch so lieb gehabt, und gute Worte gegeben hat, wo sie Fuchtel hätten haben müssen." — In den ganzen Haufen, der jetzt am Hause angelangt war, und immer von Neugierigen anwuchs, kam plötzlich rasche Lebendigkeit und Viele eilten fort, den Befehl des alten Hausorakels zu erfüllen, Cäcilie kreischte aber mit aller Kraft, die ihr noch übrig geblieben, hinab: „Balthasar, Mensch, sprich um Gottes willen, was ist mit deinem Herrn und wozu diese Anstalten?"

Der Corporal erhob den Kopf, und zeigte eine verzerrte Gorgonenmaske, von Pulver schwarz gefärbt und durch seltsame Muskelzuckungen immer verändert. „Was es gibt, gnädiges Frölen?" krächzte er weinerlich. „Daß Gott erbarme, das Schlimmste, was der Himmel einem

alten Corporal schicken konnte. Der Herr Major ist von einer sackermentischen Kugel durch den Leib geschossen, und der alte Balthasar wird es sich nimmer vergeben, daß er dem vermaledeyten Husaren eine Secunde zu spät seinen Büchsenschuß ins Gehirn jagte. Am Holze in der Meierscheune liegen der Herr Major auf jämmerlichem Heu, und meinten, sie müßten auf der Stelle daher gebracht werden, denn zum Sterben ist ihnen der Platz nicht gut genug und sie möchten einen bessern. Und da bin ich fortgerannt, und ärgere mich über die Schlingels hier, die sich besinnen, und will nun gleich wieder hinaus, damit der gute Herr, bis die Schnecken nachkommen, seinen treuen Balthasar nicht umsonst commandirt."

Einen einzigen Schrey that Cäcilie, dann riß sie sich gewaltsam vom Sessel auf, warf einen einzigen Blick auf die Frau von Leitzkau, die mit einer Ohnmacht kämpfte, und schwankte durch den Salon. Als die Mutter wieder zu sich kam und des Kindes in Angst gedachte, suchte sie es vergebens neben sich, vergebens im Hause.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die fromme Spinnerinn.

Es saß die schöne Bertha wohl am Rädchen so allein,
Wie groß auch Früh' der Rocken war, am Abend wurd' er klein.

Der fieberkranken Mutter galt der frommen Tochter Fleiß,
In kalter Stube spann die Magd, wenn jene lag so heiß.

Sie saß und spann wohl Tag und Nacht zu lindern ihre Noth,
Die Wange ward Schön Bertha bleich, das Auge ward ihr roth.

So saß sie wohl die fünfte Nacht, ringsum lag tiefe Ruh',
Am Stock ein frischer Rocken hing, da fiel das Aug' ihr zu.

Und als, vom Schlaf bewältigt halb, Schön Bertha nickte ein,
Da trat wohl eine hohe Frau die nied're Thür herein.

Die hatte einen hellen Streif wohl um das schöne Haupt,
Die Muttergottes, rein und mild, die Maid zu sehen glaubt.

Die nickt der müden Spinnerinn gar freundlich holden Gruß,
Und sitzt d'rauf zu dem Rädchen hin und lenkt's mit zartem Fuß.

Schön Bertha fühlt die Brust so voll, ihr wird so hell und licht,
Zu zwingen sucht sie wohl den Schlaf, allein sie zwingt ihn nicht.

Und immer dichter breitet sich sein Fittig über sie,
Und — ach, der Jungfrau Bild verrinnt, Schön Bertha weiß nicht wie.

Am Morgen erst — ach Gott! wie spät, da wacht Schön Bertha auf,
„Du träge Magd! o träge Magd! was bringst du nun zu Kauf."

Doch wie sie jetzt den Rocken schaut — „um Gott! wie kann das seyn!"
Da liegt vor ihr das schönste Garn, gesponnen zart und fein.

Zu fassen weiß die Frohe sich vor inn'rer Freude kaum,
Und einer Heil'gen sah sie gleich, als sie erzählt den Traum.

Die Sage aber blieb seitdem in ems'ger Mägde Mund,
Von einer holden Spinnerinn ward mir sie selber kund.

Auch heißt es: wenn ein frommes Kind sich für die Ältern müh't,
So helfe stets die Jungfrau mild, von Lieb' zu ihm erglüht.

Johann N. Vogl.

Anekdoten.

Als sich Fischer, der berühmte Hoboist, in den großen Concerten, die vor ungefähr 50 Jahren in Dublin gegeben wurden, hören ließ, kam einmahl ein Lord, der von dem Talente und Spiele des Künstlers bezaubert war, zu diesem, lud ihn dringend auf den nächsten Tag zu einem Abendessen ein und setzte hinzu: „Bringen Sie aber ja auch Ihr Instrument mit." Etwas von dieser Einladung verletzt, antwortete Fischer sogleich: „Mylord, meine Hoboe ißt niemahls."

Der Künstler.

Wer für die Kunst erglüht in der Seele reinster Begeist'rung,
Wandert frey durch die Welt, wie durch die Lüfte der Aar.
Leicht entbehrt er des irdischen Glücks, das ewig sich wandelt;
Denn wer die Göttinn liebt, frey't um die Sterbliche nicht.

Ant. Senning.

Sprüche für's Haus.

Der erwerbende Stand ist der werthreichste Reichsstand, denn durch ihn wird das Reich — reich.

Wo Freundschaft waltet, ist der Tag des Kummers kurz.

Die Liebe lenkt das All, aber die Leidenschaften der Menschen versperren ihr oft den geraden Weg, so daß sie nur auf Umwegen an ihr Ziel kommt.

Gelassenheit und Muth machen von zehn Übeln neun unsichtbar und eins unschädlich.

Franz Porta.

Randglossen.

Je mehr Krieg, je mehr steigt ein Jahr sonstigen Friedens im Werth.

Das Schicksal treibt oft Taschenspielerey, es läßt uns die Rose der Freude in der Distel des Kummers finden.

In der Zeit üppiger Sicherheit ist jedes kühne Wort zum Besten des Vaterlandes Tugend; in der Gefahr des Vaterlandes wird auch die wahre Beschuldigung, wenn sie die Kräfte trennt, Übelthat.

Jedes Gesetz hat zwey Dolmetscher: Wahrheit und Schlauheit; es kommt auf den Richter an, wen er hören mag.

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Zaunkönig.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Die am 28. Jänner nach langer Ruhe wieder zur Aufführung gebrachte Oper: „Joconde, oder die Abenteurer," Musik von Nicolo Isouard, verschaffte der Mad. Fischer, zu deren Vortheile sie gegeben wurde, eine reichliche Einnahme, und dem Publicum einen sehr vergnügten Abend. Dieses Singspiel wird mit Recht als eine der besten komischen Opern betrachtet. Das Textbuch ist witzig, heiter, unterhaltend, und die Musik begleitet die Situationen auf die entsprechendste Art. Die Arie Joconde's und das Duo mit Edile im ersten, das Liedchen Hannchens, ihre Romanze, das reizende Notturno im zweyten, die Romanze Joconde's und das Lachquartett im dritten Aufzuge, sind von herrlichem Effecte. Zwey dieser Nummern mußten wiederhohlt werden. Die Aufführung dieser Oper war außerordentlich gelungen. Hr. Wild in der Titelrolle ist darin schon lange der Liebling unsers Publicums, welches er auch heute im höchsten Grade zu entzücken und hinzureißen verstand. Wenn es wahr ist, daß ein guter Feldherr so viel werth ist, wie eine ganze Armee, so gilt dieß auch von einem so vortrefflichen Sänger und Darsteller wie Hr. Wild, der allein im Stande ist, einer Oper Erfolg zu verschaffen. Heute ward ihm diese Mühe erleichtert, da er von allen Seiten gut unterstützt wurde. Hr. Forti gibt seinen Grafen Robert ganz köstlich, und es gewähret wahrhaft Vergnügen, seine Gespräche mit Joconde anzuhören. Der feurige Vortrag, die Bonhommie, der Humor und die Ironie, welche beyde Künstler darein zu legen wissen, machen uns vergessen, daß wir uns in einem Opernhause befinden und versetzen uns gleichsam in die Mitte einer wohlgeübten Schauspielergesellschaft. Mad. Fischer sang die Parthie Hannchens mit großem und wohlverdientem Beyfalle. Auch im Spiele durfte man zufrieden seyn. Dlle. Henkel und Mad. Ernst sangen ihre Hauptrollen, Mad. Frontini und Hr. Fischer ihre untergeordneten Parthien recht artig. Der Amtmann hätte besser memoriren dürfen und sein Pathos war nicht überall am rechten Platze. Dagegen wußte Hr. Gottdank seine Diminutivrolle des Gerichtsschreibers durch Ton und Geberde bedeutend zu machen. Diese Oper erhielt, wie schon oben gesagt, außerordentlich großen Beyfall. Hr. Wild wurde nach allen Actschlüssen gerufen, auch Mad. Fischer und Hr. Forti wurden auf ähnliche Art ausgezeichnet.

(K. K. privil. Theater in der Leopoldstadt.) Am 22. Jänner wurde auf dieser Bühne zum ersten Mahle eine locale Posse von Johann Faber, betitelt: Die goldenen Äpfel, gegeben. Folgendes ist ihr Inhalt: Der Gärtner Ezechiel Aloe ist durch Verschwendung so weit herabgekommen, daß er seinen Garten verkaufen, und, um leben zu können, bey dem neuen Eigenthumer desselben als Gärtner in Dienst treten mußte. Auf einen Traum vertrauend, welchem zufolge eine Fee dem Apfelbaume in seinem Garten goldene Früchte verleihen soll, macht er sich Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Glücksumstände, und dadurch stolz geworden, weigert er sich, seine Tochter Marie dem Tischlermeister Otto zur Frau zu geben. Die Bemühungen der Freunde Otto's, den Gärtner von seiner Grille zu heilen, constituiren nun die Intrigue des Stücks. Der Schauspieler Pfiffig nähmlich bringt ihn, nachdem er dessen Gesicht verhüllt, in ein feenartig decorirtes Locale, und läßt ihm hier, indem er ihn von seiner Vermummung wieder befreyt, seine Base Louise, gleichfalls eine Schauspielerinn, als Fee erscheinen, und folgenden Aufschluß geben, daß er nur dann zum Besitze der goldenen Äpfel gelangen solle, wenn er das Glück Anderer gefördert, und sich Acht in Vier vereinet. Auf eine eben so komische Art von dem geglaubten Zauberorte weg, wie früher hingebracht, und in einem Wirthshause angelangt, erhält er von dem in das Complott der zu seiner Besserung Begriffenen mitverflochtenen Magister Schneckenberger die Deutung, daß die andern, deren Glück Aloe zu fördern habe, das Liebespaar Marie und Otto seyen, und daß eben durch diese Verbindung auch die zweyte Bedingung der Fee erfüllt werde, indem, wenn Marie und Otto sich heirathen, die zwey Nahmen Aloe und Otto in den Nahmen Otto, also 8 zu 4 Buchstaben, vereinigt werden. Der Gärtner willigt daher in die Heirath ein, und gibt sich auch dann, als er erfahrt, daß man ihn nur überlistet habe, zufrieden, da sein neuer Schwiegersohn den Garten käuflich an sich gebracht hat, und nun seinem Schwiegerpapa zum Geschenke macht. — Aus dieser Inhaltsangabe ergibt es sich, daß das Sujet ziemlich mager sey, und da diesem Mangel weder durch frappante Situationen, noch durch witzigen Dialog abgeholfen wurde, so konnte dieses schwache Product nur durch seine unterhaltenden Liedertexte mit der sie unterstützenden angenehmen Musik von Wenzel Müller vor dem Untersinken gerettet werden. Dargestellt wurde diese Novität mit großem Fleiße, und in den Hauptparthien des Aloe und seiner Tochter wirkten Hr. Weiß und Mad. Rohrbeck mit dem glücklichsten Erfolge; nur wäre bey ersterem mehr Humor zu wünschen gewesen, ein unerläßliches Erforderniß für die Darsteller solcher Rollen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 15 — 3. Februar 1831.

Die letzte Liebe.

(Fortsetzung.)

Noch hatte auf seinem Rückmarsche der Corporal das Gatterthor nicht erreicht, da erblickte er staunend neben sich eine weiße Frauengestalt, und erkannte in ihr Fräulein Cäcilie. „Nur vorwärts, vorwärts!" stammelte sie fast athemlos, als der Alte fragen und zurückhalten wollte. „Er ist ja allein, er bedarf unser, er ruft nach mir!" und voran flog sie dem Keuchenden, so daß er Mühe hatte, dicht hinter ihr zu bleiben.

Bald begegneten sie einzelnen Trupps der schwarzen Reiter, die verwundete Cameraden auf den Sätteln langsam zur Stadt leiteten, bald trafen sie auf einzelne Rotten der Jäger, die zum Sterben müde sich am Rande des Ackers hingestreckt hatten, bald trabte sie anrufend ein Piquet vorbey, das bemühet war die Gegend von versprengten Feinden zu reinigen, bald stockte ihr Fuß an dem Leichnam eines Soldaten, oder ein verwundetes Roß wälzte sich ihnen zur Seite. Cäcilie achtete das Alles nicht, was früherhin sie erschreckt und verschüchtert haben würde. Unermüdet eilte sie vorwärts, bis das weite Scheungebäude mit den weißen Wänden ihr entgegenblinkte, und mit neu belebten Kräften stand sie im Fluge bald vor dem großen geöffneten Flügelthor, in welches der Vollmond sein klares Licht hineinwarf, und eine Scene beleuchtete, wie sie selten ein Weiberauge erblickt haben mag.

Die Seitenräume mit Heu und Stroh angefüllt gaben den Anblick eines Hospitals, Sterbende und Wunde lagen dort, und wurden noch von ihren Gefährten unter das sichere Dach getragen. Dicht am Eingange löste der Wundarzt des Corps so eben dem Lieutenant Waise die Finger der zerhauenen Hand vollends ab, und — die schrecklichste Gruppe mitten im Schrecklichen! — dicht daneben lag im vollen Mondscheine auf dem Heulager Herr Richard von Hochhorst, halb entkleidet, mit Binden und Tüchern umwickelt, recht bleich, aber mit klaren großen Augen in die hellen Strahlen des Mondes blickend, seine Rechte geschlagen in die des Rittmeisters Streithelm, der neben ihm auf dem Boden der Tenne kniete, und ihm aus blecherner Feldflasche zu trinken reichte.

„Fräulein, kommen Sie, der tröstende Engel zu seyn, um den man das Weh vergißt?" rief der junge Lützower, indem er sie erstaunt anblickte, und sein in Schmerz verzogenes Gesicht zur Freundlichkeit zwang. Doch Cäcilie achtete, hörte ihn nicht. Längst hatte sie ihren väterlichen Freund aufgefunden, flog zu ihm mit letzter Kraftanstrengung und sank mit dem Ausruf: „Richard! O mein Richard!" in welchem eine ganze

Harmonie der leidenschaftlichsten Empfindungen und die reinste Seelensprache erklang, neben seinem Lager nieder. Mit den ausgestreckten Armen faßte sie nach ihm, und das sinnlos sinkende schöne Köpfchen fiel einer geknickten Knospe ähnlich auf seine Knie.

Der Major richtete sich schnell mit dem Oberleibe auf, obgleich ihn der Rittmeister daran hindern wollte. Kräftig faßte er das Mädchen, und zog sie an seine Brust hinauf, wobey ihn Streithelm unterstützte. „Sie ist bey mir, mein Auge sieht sie noch einmahl," rief er mit kräftiger Stimme aus. „O meine Tochter! meine liebe Cilla! Nun wäre der Verband gar nicht nöthig gewesen. Und siehst du nun Camerad, bin ich nicht geliebt, und war es eine Thorheit, das zu glauben? Durch Nacht und Tod kommt sie, mir den letzten Kuß zu bringen. O gütiger Himmel, ich danke dir, ich danke dir so herzlich, als hättest du einen schönern Ausgang auf mich herabgesenkt. Du, da oben, mußt am besten wissen, was mir und diesem lieben, lieben Wesen gut that."

Cäcilie erhohlte sich schnell, so wie sie des Freundes Stimme vernahm. „Richard!" stammelte sie, indem sie mit Augen, in denen ein Schimmer von Wahnwitz zuckte, starr den Verwundeten anblickte, „was sprachst du? den letzten Kuß? Nein, es ist nicht, o sage, es ist nicht, oder du wirst mich vor dir tödten. Und das wäre recht gut, das wäre der einzige Trost dabey!" setzte sie mit brechender Stimme hinzu.

„Beruhige dich, meine liebe Tochter!" antwortete der Major. „Sieht mein Gesicht aus wie das eines Sterbenden? Ist dieser Händedruck nicht fest und warm? Viele wackere Männer liegen im Walde mit schwererer Wunde als ich, und entbehren die Sorgfalt der Liebe, die du mir brachtest. Nun, ich werde leben, lange leben, wie das Bild von mir in deinem Herzen. Ich werde auf lange noch sorgen für dein Glück und deine Zukunft. Ich fühle mich stark, und möchte gern hinüber in mein Haus. Für ein weiblich Geschöpf ist hier nicht zu weilen. Leopold," sagte er mild zu dem Lieutenant, der mit umwickelter Hand herzugetreten, „du bist nun auch ein früher Invalide geworden. Doch was schadet's, Gotteswink, Gottesspruch, dem der Mensch sich demüthig beugen muß. Führe mir das Mädchen heim, ehe die Nachtnebel sinken. Und mein Streithelm sorgt schon für meinen Transport."

„Die Burschen sind schon angelangt," fiel da Balthasars weinerliche Stimme ein, „die Liebe hat ihre faulen Füße zu Hasenläufen gemacht. Aber Herr Major, ein jämmerliches Pferd ist das, was sie mitgebracht. Gott soll mir segnen und behüten, muß ich auf die Letzt meinem Herrn noch solchen Bügel halten."

„Schweig!" murrte der Major. „Kann einen Todtenkopf ein Bischen Blut zur Memme machen? Frisch, die Jungen herein, daß ich mich nicht ärgere über den Narren, dem der Friede einen Weiberrock angewöhnt."

Der dürre Corporal stand erschrocken und verdutzt. Als er aber dem Herrn auf die Tragbahre half, drückte ihm dieser so herzlich die harte Hand, daß ihm schnell der Verstand hell ward, und er ganz freundlich und belebt auf das Fräulein deutete, welches schon vom Lieutenant unterstützt, und der Sinne kaum mächtig, voran wankte, und dazu flüsterte: „Ja so! Freylich ist's wohl das erste Mahl, daß die Gnädige einen Husaren todwund zu sehen bekommt, und das hatte ich in der Herzensnoth ganz vergessen."

(Der Schluß folgt.)

Die sieben Brüder.

In einem großen geräumigen Haus,
Da hausen die sieben Brüder,
Früh Morgens da geht der Erste aus,
Und gehet und kehret nicht wieder.

Drauf Morgens fast zur selbigen Stund
Erblickst du den Zweyten der Brüder,
Der sputet sich fröhlich vom heimischen Grund
Und gehet, und kehret nicht wieder.

Und willst du den Dritten der Brüder seh'n,
Der wird dir zur Stunde schon wandern;
So siehst du sie alle, alle, geh'n,
Denn Einer folget dem Andern.

Von Ferne da rauschet ein nächtiger Fluß,
Mit silbernen Nachen umzogen,
Der locket die Brüder mit schmeichelndem Gruß,
Und ziehet sie all' in die Wogen.

Doch hat sie nun alle die schwärzliche Fluth,
Und ist auch der Letzte im Kahne,
Entsteigt ihr der Erste in rosigter Gluth,
Beginnend von Neuem die Bahne.

Ihm folget der Zweyte, die Andern auch,
Nach sinnig berechneter Weise,
Und füllen, nach altem gesetzlichen Brauch,
Der Zeiten unendliche Kreise.

So ist es gegangen seit Ewigkeit,
So wird es in Ewigkeit gehen;
Nur sollte einst rasten die rollende Zeit,
Dann müssen die Brüder auch stehen.

Rappaport.

Byroniana.

Von Lord Byron hat ein Wundarzt *), der lange mit ihm in genauem Verkehre stand, viele neue charakteristische Züge mitgetheilt. Es kann wenig so bizarre, an Vorurtheilen hängende Männer gegeben haben, wie diesen Lord. Aberglaube und Freygeisterey, Eigensinn und Charakterstärke bothen sich bey ihm die Hand. So z. B. aß er alle Monathe, als er in Missolonghi war, nur einmahl Fleisch. Alle übrigen Tage genoß er nur Suppe, etwas Gemüse, eine Menge Chesterkäse und Brot. Einst stand ein appetitlicher Kapaun auf dem Tische; es wässerte ihm der Mund recht sehr darnach, aber es fiel ihm ein, daß erst Tages darauf der erste des Monaths und Fleischtag sey, bis dahin mußte der Kapaun aufbewahrt werden.

In seiner Jugend spielte Byron ausnehmend und gerieth dadurch so in Schulden, daß ihm der ärgste Wucherer nichts mehr vorschoß. Eine Nacht war deßhalb wieder schlaflos zugebracht worden, als eine Kutsche vor seiner Wohnung hält und eine Dame aussteigt, die ihm schon oft Beweise ihrer Zuneigung gegeben hat. Sie hat ein kleines Körbchen, und setzt es auf den Tisch. „Sehen Sie es als Zeichen meiner Theilnahme an! Ich habe von Ihrer Verlegenheit gehört!“ sagt sie lächelnd. „Es enthält alle meine Juwelen, mein Geld!“ Aber der wunderliche Byron wies ihr im eigentlichen Sinne damit die Thür. „Nehmen Sie alles gleich wieder mit!“ rief er finster. „Ich lasse mich nicht so überreden, und Sie würden mir niemahls die Sachen gebracht haben, wenn Sie mich für so niedrig gehalten hätten, Gebrauch davon zu machen!“

Einen wunderlichen Widerwillen hatte er gegen graue Augen. „Ihr seyd junge Leute und könnt von dem Nutzen ziehen, was ich sage,“ äußerte er eines Tages, als von Physiognomik die Rede war. „Traut Niemanden recht, der graue Augen hat!“ — „Sie haben ja selbst solche?“ entgegnete man. — „O, es wäre für Manchen, der mit mir zu thun hatte, gut gewesen, wenn er diese Regel befolgt hätte!“ war seine Antwort.

Den Tod wünschte er mehr, als er ihn fürchtete. „Ich habe das Leben herzlich satt,“ äußerte er eines Tages. „Die Stunde, wo ich scheide, soll mir willkommen seyn. Warum könnte mir der Abschied wehe thun? Kann mir das Leben noch eine Freude gewähren? Hab' ich nicht alles bis zum Überdrusse genossen? Wenig Menschen können schneller gelebt haben als ich. Ich bin im buchstäblichen Sinne des Wortes ein junger Greis. Kaum mannbar, hatte ich den Scheitelpunct des Ruhmes erreicht!“ Mit einem Worte, der edle Lord hatte sich übersättigt und wünschte darum oft, das Leben zu verlassen. Als es jedoch zum Sterben kam, war er wieder abergläubisch genug, eine alte — Wahrsagerinn hohlen zu lassen, ihm zu sagen, ob seine Krankheit eine Folge des — mal occhio sey, und wie die Bezauberung in solchem Falle gelöst werden könne. Sollte man solche Thorheit bey einem Byron für möglich halten?

*) Julius Millingen, Wundarzt in Byron's Brigade zu Missolonghi.

Daran hat wohl Mancher nicht gedacht.

Wie alle rohen Völker, so litten auch die alten Deutschen Mangel an Schreibmaterialien. Um denselben abzuhelfen, nahmen sie dünne Stäbe (Runenstäbe), vorzüglich vom Holze der Buche, weil dieses weich, weiß und doch dauerhaft ist, und gruben in diese Stäbe ihre Schriftzeichen (Runen) ein. Daher die Worte Buchstabe, Buch. So bezeichnet das lateinische Wort liber (Buch) eigentlich die innere Baumrinde, den Bast, dessen sich die alten Römer bedienten, um darauf zu schreiben.

Fischer.

Geschichte des Diamanten der Sancy.

Dieser Diamant gehörte früher Carl dem Kühnen, dem letzten Herzoge von Burgund, der ihn in der Schlacht von Nancy, wo seine Armee vollkommen geschlagen wurde und er selbst das Leben verlor (1477), an dem Hute trug. Ein schweizerischer Soldat fand und verkaufte ihn an einen französischen Edelmann, Nahmens Sancy, in dessen Familie er beynahe hundert Jahre aufbewahrt worden war, als Heinrich III. einen Abkömmling derselben, Hauptmann der in seinem Dienste stehenden Schweizertruppen, abschickte, um neue Truppen zu recrutiren. Vom Throne vertrieben, besaß der König Nichts, wovon er seine Soldaten bezahlen sollte, lieh also jenen Diamanten von Sancy, um ihn der Schweiz zu verpfänden. Sancy trug einem seiner Leute auf, ihn an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Aber der Bothe und der Diamant verschwanden, ohne daß man erfahren konnte, wohin sie gekommen seyen. Der König tadelte Sancy sehr, daß er einen so kostbaren Gegenstand einem Diener anvertraut habe, aber derselbe hatte dessen Ehrlichkeit häufig erprobt und wandte

also Alles auf, um eine Spur von ihm aufzufinden, und erfuhr endlich, daß der Bothe in einem Walde von Räubern angefallen, umgebracht und in eben dem Walde begraben worden sey. Sancy begab sich selbst an Ort und Stelle, ließ den Leichnam ausgraben und öffnen, und man fand den Diamant im Magen. Der treue Diener hatte ihn verschluckt, um ihn vor der Raubsucht der Banditen zu retten. Seitdem heißt der Diamant immer der Sancy, und später ist er ein Eigenthum der großbritannischen Krone geworden.

Miscellen.

Die Damen Columbiens erscheinen auf Bällen zuweilen mit einem Diadem von Cigarren auf dem Kopfe, aus dem die jungen Stutzer so lange Cigarren herausnehmen und rauchen, bis keine mehr übrig sind. — Sie stürzen sich, um zu baden, in ihrem vollen Anzuge, ohne sich auszukleiden, ins Wasser; die Kleidung besteht aber auch nur aus einem einfachen dünnen Gewande. (Gosselmann, Reise in Columbien in den Jahren 1825 und 1826. Stralsund 1829.)

Die höchste Festung in Europa ist das Fort St. Theodule am Monte Rosa, das einst einen der Päße, die aus Piemont nach der Schweiz führen, beschützte. Es ist jedoch längst verlassen.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Gastspiele des Hrn. Philipp Zöllner, Directors des Ofner Theaters. — Debüts des Hrn. Windisch. — Engagementsantritt der Dlle. Fröhlich.

Schon früher war das Publicum auf die Gastspiele des Hrn. Zöllner aufmerksam gemacht, und Referent war also neugierig, welche Aufnahme er bey unserem Auditorium finden werde. In einer Periode, wo die Leistungen beliebter Komiker aus unserer Mitte so lebhaft im Gedächtnisse der Kunstfreunde sind, dürfte das Gelingen für Provinzialkomiker immer ein Problem seyn, dessen Lösung jetzt schon gar auch von der Laune des Glücks abhängig ist. Hr. Zöllner ist zwar den Wienern einigermaßen aus einer frühern Zeit bekannt, und das Andenken an sein früheres Auftreten in dem Josephstädtertheater, so wie einst in diesem Theater, bereitete ihm einen günstigen Empfang, der würdig und gerecht war. Hr. Zöllner trat den 18. d. M. in der Meisl'schen Posse: „der Kirchtag von Petersdorf" auf, und gab darin den Rodauner Nachtwächter Gottfried mit einer Vortrefflichkeit, die die gerechteste Anerkennung verdient. Der Charakter des Nachtwächters ist von dem Verfasser aus dem Leben geholt und muß von dem Darsteller wieder so ins Leben gebracht werden. Hr. Zöllner bewies in dieser Rolle, daß er ein denkender, nicht ein gewöhnlicher mit Handwerksfertigkeiten ausgestatteter Komiker sey. Man kann sich keine größere Objectivität in der Ausführung dieser Parthie denken, als bey Hrn. Zöllner vorhanden war. Der Gast wurde einige Mahl gerufen. Unsere Gesellschaft unterstützte recht wacker das Spiel des Gastes. Hr. Sartory (Larmer) war besonders bey Laune. Hr. Landner (Lockerl) kann diese Parthie zu seinen besten zählen, so wie Mad. Schack (Trudel). Hr. Schaffer übernahm wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Bergmann eine Tenorparthie, um das Gastspiel des Hrn. Zöllner nicht aufzuhalten, was lobenswürdig ist. Hr. Fermier war wie immer ausgezeichnet. Den 20. v. M. gastirte Hr. Zöllner in einem Potpourri. Er gab den Hrn. von Schneeweiß in einer Scene aus: „vier Speisen," dann die travestirte Agnes Bernauer und endlich den Pudelnegotianten Schleiferl, alle mit ungetheiltem Beyfall. Als Agnes Bernauer war Hr. Zöllner besonders komisch. Zum Schluß seiner Gastvorstellungen gab Hr. Zöllner den Rappelkopf im „Alpenkönig." Ohne Parallelen zwischen dem Spiel der frühern Darsteller und dem des Gastspielers zu ziehen, können wir nur sagen, daß Hr. Zöllner den Charakter dieses Menschenfeindes wohl nach seiner Ansicht richtig aufgefaßt haben mag, in der Darstellung desselben aber jene Ironie, die jedes Wort dieses excentrischen Geistes athmet, unbelebt ließ. Im ersten Act schien Hr. Zöllner auch der Rolle nicht besonders mächtig gewesen zu seyn. Der zweyte Act hatte gelungenere Momente, und der Gefühlsausdruck in der Scene, wo Rappelkopf, überwältigt von der Zärtlichkeit seiner Tochter, ihr ihren Geliebten verspricht, so wie die Scene, wo Rappelkopf in Verzweiflung seinem zweyten Ich, das sich ersäufen will, nacheilt, verrieth künstlerischen Geist. Hr. Zöllner wurde ein paarmahl gerufen, und dankte am Schlusse für den Beyfall des Publicums während seiner Gastspiele.

Auf dieser Bühne debütirte auch Hr. Windisch im „Aschenbrödel," als Ramiro und als August Dorn im „Alpenkönig." Hr. Windisch ist kein Neuling auf der Bühne. Mit einer schönen Gestalt, einem guten Organ und einem durchdachten Spiel verbindet er sehr viele Sicherheit auf den Bretern. Er ward beym ersten und zweyten Gastspiel beyfällig aufgenommen, und dürfte nach so vielen Surrogaten im Liebhaberfache endlich der wünschenswertheste seyn. — Im: „Diamant des Geisterkönigs" ist Dlle. Fröhlich als Mariane als engagirtes Mitglied aufgetreten. Sie fand abermahls viel Aufmunterung von Seite des Publicums. Wenn Spiel und Gesang im gleichen Verhältniß gestanden wären, so könnte man diese Leistung eine der gelungensten der Dlle. Fröhlich heißen. Sie wurde am Schlusse gerufen und erschien mit Hrn. Weiß, der den Florian mit vieler Laune gab.

Sincerus.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den 16 5. Februar 1831.

Die letzte Liebe.

(Beschluß.)

Der Trauerzug langte glücklich auf Hochhorst's Schlößchen an, und als er sich in seinem Eigenthume sah, als um sein Ruhebett in stiller Trauer alle die ihm lieb waren, versammelt saßen, schien Herr Richard kein Sterbender, nur ein müder Hausvater, der von weiter Reise endlich heimgekehrt, gemächlich ruht, und dabey die Geliebten um sich im Kreise einet, damit er den lang entbehrten Anblick keinen Augenblick verliere. Cäcilie kniete an seinem Bett und ließ seine Hand nicht aus ihren Händen. „Warum weinst du, Kind?“ fragte er gütig. „Mir ist ja wohl, recht wohl! Und das Bischen Schmerz, das vielleicht zuweilen mein Gesicht grämlich verzieht, mußt du nicht achten. Andere, bessere, jüngere wie ich, tragen dort am Flusse vielleicht in dieser Stunde viel herbere Pein mit Soldatengeduld!“

„O ich weiß wohl,“ jammerte das Mädchen, „ich bin Schuld an dem Allen, ich habe dich hinausgehetzt, und ich bin mir doch keiner Sünde bewußt, Richard, beym Gott der Gnade, keiner Sünde an dir!“

„Weiß wohl,“ antwortete der Leidende, „und darum quäle dich nicht. Ich selbst spreche dich rein vor jedem Gericht, auch dem höchsten, dem Niemand verhehlen kann. Mein eigener Tollkopf hat das bereitet. Aber Gott ist dabey, wenn Sperlinge fallen, er weiß auch einem alten vergeßlichen Kriegsmanne zur rechten Ehre zu helfen. Komm näher, Leopold! ganz zu mir heran! Herze mich wie einen Vater. Seht, solch schwarze, schwere Stunde sprengt manch hartes Herz, und mahnet an offenes Bekenntniß, das zum offenen Helme paßt. Du bist mein Sohn, Leopold; ich erkenne dich dafür und presse dich an eine warme Vaterbrust. Aber still, fragt nicht, der Streithelm wird euch Alles erklären, jetzt ist nicht Zeit dazu. Cilla, nimm ihn als Bruder auf, kann's seyn, als nähern Blutsfreund. Er soll mir ja ähnlich sehen wie der Spießer dem Schaufelhirsch, und da kann ich wohl nicht murren darüber.“

Erschöpft legte er sich zurück, und winkte Alle von sich; den Rittmeister rief er jedoch nach kurzer Pause wieder zu sich heran. „Bruder,“ flüsterte dieser über ihn gebeugt, „Gott verdamme mich, wenn ich's nicht recht ehrlich meinte mit dir, und wer konnte auch solch einen unglücklichen Casus erwarten!“

„Still,“ antwortete der Major leise, „du warst nur die verlorne Schildwache, die anruft, wenn sie den Feind sieht, und nichts von der Schlacht ahnet, welche ihr Feldgeschrey herbeylockt. Wir sind alle nur todte Werkzeuge, die des Meisters Hand gebraucht zu Hammer und Amboß, wie's eben paßt. Wer der Natur spottet, den faßt sie an der Achillesferse, hielte er den verwundbaren Fleck noch so fest umpanzert. Laß gut seyn, ich sterbe einen braven Soldatentod und an einem Tage,

den man nicht so bald vergessen wird in der Geschichte des Vaterlandes. Thue du deine Pflicht, wenn ich heimging, vollstrecke mein Testament, die beyden Kinder theilen, und lieber wäre mir's, sie theilten nicht, du verstehst mich."

Der Rittmeister wollte antworten, aber er konnte nicht, denn er fühlte ein ungewohntes Zucken in den Augenliedern, und mußte den nassen Knebelbart trocknen. Der Verwundete fiel jetzt in einen tiefen Schlaf, und keiner der Umstehenden wagte durch einen Laut die Ruhe des Leidenden zu stören, nur Cäciliens Seufzer tönten oft durch die bange Stille, Worte und Thränen fehlten ihrem Schmerz, da sie in den Mienen der Männer las, was bevorstand, wenn auch ihre Seele sich das Furchtbare gar nicht als möglich zu denken vermochte. Als das Morgenroth durch die großen Glasscheiben leuchtete, fuhr Herr Richard auf einmahl im Bett empor.

„Nach Hause!" rief er mit heller Stimme. „Balthasar, den Cäsar vor! Es ist Zeit zum Aufbruch! Die rauhe Faust will nach Hause!"

Alle sprangen auf aus ihrer Ermattung und drängten sich zu ihm. Sich besinnend sah er sie alle nach der Reihe an. „Ja so!" sagte er. „Ich träumte nur den letzten Traum! — Komm her, Cilla!" setzte er dann hinzu, das schwache, wankende Mädchen zu sich ziehend. „Dir bin ich noch ein großer Schuldner, du hast meinem Leben die Krone aufgesetzt. Es war das Höchste, was ein Mensch auf Erden haben kann; wer es genoß, darf ohne Murren hinausgehen. Dank dir, du theures Wesen, du meine letzte, auch meine erste Liebe! Ich lasse dir den da. Er mag zahlen für den Vater. Ob er es kann, ob er dich zu lieben versteht wie ich? — Gott helfe dazu! Cilla, Leopold, denket — denket — des Vaters!" — Seine Augen wurden matt und starr, doch wichen sie nicht von Cäciliens Gesicht, und seine Hände mühten sich noch, die der beyden Kinder in einander zu drücken. Ohne Kampf mit wenigen schweren Athemzügen verschied er. Und unten vor dem Landhause vorüber zogen die schwarzen Schaaren; es klang der Reiter keckes Lied herauf:

„Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen du sel'ger Soldatentod!"

und gleich darauf marschirten die Schützen vorüber und feyerlich schallte ihr Morgenlied:

„Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!"

Es war, als höre der edle Todte noch den Gesang, denn seine Gesichtszüge verklärten sich, verloren alles Leichenhafte und blieben freundlich und wie mit dem Siegel der Seligkeit gezeichnet.

Drey Jahre waren verflossen, da kehrte der Oberst Streithelm, der nach Auflösung des schwarzen Freycorps in einer andern Waffe des ruhmbedeckten Preußenheeres den Befreyungskrieg mit durchgefochten hatte, von Paris in das Vaterland zurück. Des sterbenden Richards Bild hatte ihn in keinem Gefecht verlassen, sein Gewissen blieb beunruhigt, und es zog ihn unwiderstehlich zu dem Grabe des Freundes.

Er fand das Landhaus unverändert, Cäcilie mit ihrer Mutter und Leopold hatten Sorge getragen, Alles so zu erhalten, wie der Geschiedene es geschaffen, als warteten sie immer noch auf seine Wiederkehr. Das schöne Mädchen war blaß und schlanker geworden, aber die unverkennbare Schwermuth in ihren Zügen hatte ihr einen eigenen Reiz gegeben, der ihr die Herzen gewaltiger gewann, als die üppige Fülle und der leichte Frohsinn, welche sie vorhin geziert.

Die Erbschaft war noch nicht getheilt, doch die Trauer auf Leopolds Gesicht sprach zu dem Oberst gar deutlich, daß der junge Mann fast auf die Hoffnung verzichtet hatte, welche die letzten Worte seines Vaters mit unauslöschlicher Schrift ihm in das Herz gedrückt.

Streithelm ließ sich zu dem Grabe des Majors führen. An dem Platze, wo Hochhorst vorhin am liebsten mit Cäcilien und ihrer Mutter das Frühstück genommen, auf eine Höhe, wo drey uralte Linden schatteten, hatten die Kinder eine kleine Capelle erbauen lassen, und unter ihr das Familienbegräbniß gewölbt. In der Capelle erhob sich ein einfacher Altar mit Marmorplatten geziert, welche das Wapen und den Nahmen des Verewigten trugen. Auf dem Altar prangte der weißblühende, großblättrige Myrthenbaum von immerblühenden Rosen umgeben, und darüber hingen die Waffenstücke des Husaren gerade so, wie er selbst sie einst in seinem Cabinet aufgehangen. — „Wacker! Wacker!" sprach der grauhaarigte Oberst und wischte sich eine heiße Zähre aus dem silbernen Schnauzbart, indeß die beyden jungen Leute mit gefalteten Händen und zu Boden gesenkten Blicken neben ihm standen. „Ihr habt den Wohlthäter geehrt, wie gute Kinder es müssen. Aber Eins ist noch zurück. Seinen schönsten Wunsch habt ihr vergessen, und kümmern sich die Glücklichen dort oben noch um uns armseliges Erdenvolk, so wird ihn das schmerzen, muß ihn quälen, denn es sieht aus, als

glaubtet ihr, er könne noch neidisch seyn auf ein Glück, das er sich selbst gewünscht. Bedenket das, quält nicht ihn und euch, theilt sein schönstes Erbe, seine letzte Liebe, es war ein echtes Kleinod, das nicht viel auf Erden gefunden wird." — Cäcilie preßte schmerzlich beyde Hände gegen ihre Brust, und Leopold warf sich in heftiger Bewegung neben dem Monumente nieder, und drückte seine Stirn an den Marmor.

Als der Oberst nach einigen Monathen auf der Rückreise von der Brennenstadt wieder bey seinen Tutelen vorsprach, fand er sie vermählt. Mit scheuen, schmerzlichen Gesichtern kamen sie ihm entgegen, er legte aber freudig seine Hände auf ihre Scheitel und rief mit einem Blicke zum Himmel: „Nun wirst du Ruhe haben, braver Todtenkopf, und den Himmelsfrieden ganz genießen! Ich mußte dein böser Engel werden, aber du siehst deine Träume jetzt als schönste Wahrheit, und wenn erst ein kleiner Richard in deinem Paradiese umherspringt und nach dem großen Säbel in der Capelle unter den Linden hascht, wird dein Geist zu ihm herabsteigen, und ob ihm wallten, daß er Ehre und Liebe zu den Fahnen seines Lebens erkieset, so wie du es gethan."

Versöhnung.

(Eine dreysylbige Charade.)

Man hatte mich verleumdet bey meinem Liebchen fein,
An fremden Mädchens Seite sollt' ich gewandelt seyn,
Doch kam ihm bald die Kunde
Aus dieses Mädchens Munde:
An all' dem, ganz und gar
Sey keine Sylbe wahr. —

Als ich darauf nun wieder zu meinem Liebchen ging,
Und ob dem Argwohn scherzend zu schmollen nun anfing,
Da flog die Erste glühend,
Gleich Phöbus zweytem Paar,
Ihr Antlitz überziehend,
Auf bis in's Lockenhaar.

Die Augen schloß die Erste dem kleinen Närrchen zu,
Und reuig klopft' sein Herzchen, voll Angst und sonder Ruh.
Dran labt' ich mich ein Weilchen,
Heischt' drauf ein süßes Mäulchen,
Bald kamen drob auf's Neue,
Der Sylben alle dreye.

F. W. J...l.

Die Genlis.

Frau von Genlis ist am letzten Tage des verhängnißvollen Jahres 1830 gestorben. Eine französische Zeitschrift meldet ihr Hinscheiden mit den Worten: Madame deGenlis a cessé d'écrire, c'est annoncer sa mort.

Eine von den Frauenberühmtheiten, die über ihre Stadt, über ihre Nation hinaus Europa und die gebildete Welt durchdrungen haben. Der Amerikaner druckt sie nach, und der Bojare in der Moldau und Walachey liest ihre Romane und Erziehungsschriften. Auch der Nahme der Genlis verknüpft sich mit der französischen Revolution, er wird aber nicht von ihr getragen wie jener der Staël. Sie wäre bekannt und berühmt geworden und geblieben, ohne jenes Ereigniß, wenn man sich überhaupt eine Persönlichkeit isolirt von ihrer Zeit denken kann. Die Staël war, was sie war, mit ihrer Zeit und durch ihre Zeit, das Talent der Genlis konnte man sich ruhig daneben fortlaufend denken, die Contacte damit waren nur zufällig.

Der Zufall gab ihr einen Gemahl, den Grafen Sillery, der Conventsdeputirter, Orleanist seyn, Girondist heißen, und mit der letztern Partey zum Schaffotte an seinen Krücken hinken mußte; der Zufall ließ sie Erzieherinn des Herzogs von Chartres, des jetzigen Königs Ludwig-Philipp, seyn; die Umstände ließen sie emigriren, unter Napoleon zurückkehren und die Restauration als eine Rückkehr zum ancien régime mitfeyern. Ihr Talent als Romanenschreiberinn, als Schriftstellerinn war davon unabhängig. Sie hatte gewiß Talent, auch Geist, hatte die Menschen und mehr noch die Gesellschaft kennen gelernt, sie wußte durch liebenswürdige Leichtigkeit der Darstellung in ihren Fictionen zu fesseln, durch ihre lächerlichen Porträts zu unterhalten und in ihren Erziehungsschriften durch faßliche Darstellung und edle Grundsätze zu bestechen. Alles das konnte für sich bestehen und zu jeder Zeit und in jedem Lande auf Billigung und Wirkung rechnen. Daß sie in ihrer Belagerung von Rochelles die Grundsätze der Empörung in schlimmes Licht stellte, daß sie in ihren „kleinen Emigrirten" den tiefsten Abscheu gegen die Demokratie ausspricht, ist Beywerk, es könnte auch fortgedacht werden. Was die Staël gedichtet, geschrieben, ist, wie die Frau selbst, aus den Conflicten der Zeit geboren. Die Staël wird einst einen historischen Standpunct einnehmen, die Genlis wird man eben lesen und goutiren, so

lange die Mode an ihrer gefälligen Schreibart und ihrer Denkweise Behagen findet.

Als Erzieherinn hat sie indessen wie als Schriftstellerinn wohlthätig, wenn auch nicht auf ihre Zeit, doch auf gewisse Kreise gewirkt. Vorzüglich war ihre Adèle et Théodore in der Zeit der Verderbniß ein Buch, das Grundsätze anschaulich machte, welche aus dem Leben beynahe verschwunden schienen.

(Der Schluß folgt.)

N o t i z e n.

Lachners Cantate: Die vier Menschenalter.

Am 23. Jänner verschaffte uns Hr. Capellmeister Franz Lachner den seltenen Genuß, obengenannte von J. G. Seidl gedichtete, und von ihm in Musik gesetzte Cantate im k. k. kleinen Redoutensaale aufgeführt zu hören. —

Wir würden ein alltägliches und dabey höchst langweiliges Thema berühren, wollten wir bey dieser Gelegenheit in frommen Seufzern der guten Zeit gedenken, wo Werke dieser Art eine dankbare Theilnahme und die gebührende Aufmerksamkeit fanden. Wir beschränken uns deßhalb hier nur auf die Bemerkung, daß es in der Epoche musikalischer Crisen, wie wir sie erlebt haben und noch erleben, wo italienische Triller und französische Tandeleyen die Charakteristik und Tiefe des deutschen Tonsatzes verdrangen, es ein gewagtes, aber desto lobenswertheres Unternehmen war, einer Arbeit Zeit und Kraft zu widmen, deren Effect weder gemahlte Leinwand, noch sonst dergleichen verbürgen konnten.

Um aber an diese Composition des Hrn. Lachner den gehörigen Maßstab legen zu können, sey es uns vergönnt, das Genre, wohin sie gehört, etwas näher zu beleuchten. Was die Symphonie für die epische Musik ist, ist die Cantate für die dramatische; ein Bild ohne Rahmen, aber darum nicht minder schön und anziehend für den Kenner. Nicht im rosigen, zauberischen Schein der Morgenröthe, noch im zitternden Silberglanz des Mondlichtes muß man die Landschaft sehen, wenn es darauf ankömmt, das Mehr oder Mindere ihrer schönen Lage zu beurtheilen, sondern im prosaischen Strahle der Mittagssonne. Und so glauben wir, sey es für die Kritik eine höchst leichte Aufgabe, das dramatische Talent des Compositeurs nach einem solchen Werke ganz und richtig zu würdigen, aber eine desto schwerere für den Tondichter, den unerläßlichen Forderungen zu genügen. Hier ist keine Decoration, die besticht, kein Brillantenfeuer, welches blendet, kein schöner Fuß fesselt unsere Aufmerksamkeit, keine mahlerische Attitude ergötzt unsern Blick; das Auge, bey unsern neuesten Opern so sehr in Anspruch genommen, bleibt ganz unbestochen, selbst das Ohr soll und muß den gewohnten Zauber halsbrechender Läufe und Cavalcaden entbehren. Was soll uns dieß alles ersetzen? „Charakteristik, Harmonie, Originalität!“ ruft der Kenner: „Melodie und Pikantes!“ fordert der Laie, und das sind bekanntlich lauter Dinge, die zu den Landsleuten des Phönix gezählt werden dürften.

Betrachten wir von diesem Standpuncte aus das in Rede stehende Werk, so gestehen wir befriedigt, daß der geschätzte Tondichter in dieser beschränkten Sphäre viel, sehr viel Erfreuliches geleistet, und zu den schönsten Hoffnungen für seine künftigen dramatischen Erzeugnisse berechtigt habe. Vor allem ist seine musterhafte Instrumentation hervorzuheben, welche wir besonders in der Introduction und den Chören bewunderten. Sie tritt bald mit majestätischer Kraft, jedoch nie betäubend hervor; bald zieht sie sich bescheiden in den Hintergrund, so wie denn überhaupt der gehörige Wechsel zwischen Licht und Schatten hier selten vermißt wird. — Auch das Anschmiegen der Composition an den recht braven und situationsreichen Text, läßt wenig zu wünschen übrig; doch glaubte Referent hie und da einige Abweichungen zu finden, wozu denn wohl die Entfernung des Dichters Veranlassung gegeben haben mag.

Die Partitur ist, so viel wir dem Gehöre nach entnehmen konnten, reich an musikalischen Schönheiten, der Satz durchgängig regelrecht und melodiös; doch glaubt Referent folgende Piecen als die gelungensten und ansprechendsten bezeichnen zu können: Den ersten Chor, welchen der Componist mit gutem Vorbedachte im Kirchen- und fugirten Style geschrieben hat; das wunderliebliche Wiegenlied mit der höchst originellen Begleitung; ferner das Recitativ vor dem Bethchor; den Kriegerchor, ein kräftiges Tonstück voll Leben und Feuer; den Schlußchor der dritten Abtheilung, einen der schönsten Vocalchöre, die Referent kennt, und schließlich die köstliche Romanze mit Chor, welche für das Pianoforte zur Begleitung eingerichtet, wohl die allgemeine Theilnahme des musikalischen Publicums in Anspruch nehmen dürfte.

Was endlich die Ausführung anbelangt, so glaubt Referent nur die Nahmen: Achten, Hauser und Tietze anführen, und erwähnen zu müssen, daß das gesammte Chor- und Orchester-Personale des k. k. Hofoperntheaters mitwirkte, um sie in allen ihren Theilen als eine höchst gelungene und vollendete zu bezeichnen. Insbesondere riß die Flötenstimme der Mad. Fischer-Achten und ein Violoncellsolo, von unserem gefeyerten Merk vorgetragen, zum lautesten stürmischen Beyfall hin, so wie denn dieser überhaupt, ungeachtet der physischen, im Saale herrschenden Kälte, dem wackern Tondichter in reichlichem, ehrendem Maße gespendet wurde.

The Veritable.

Benefice-Anzeige.

Heute, den 5. Februar, wird in dem k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt zum Vortheile des Directors Johann Sartory gegeben: „Die Bettlerbraut“ Zauberstück mit Musik vom Capellmeister Wenzel Müller und Gruppirungen vom Pantomimenmeister Carl Schadetzky. Die langjährigen Verdienste des Beneficianten lassen ihn ein recht volles Haus erwarten.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 17 — 8. Februar 1831.

Der achte und zwölfte Februar 1831,

Oesterreichs schönste Tage.

Ein dreyfach Fest soll heut mein frohes Lied verkünden,
Ein Lied geweiht dem Allerhöchsten Kaiserhaus;
O könnt' ich doch der Worte würdigste erfinden,
Und drückt' ich so, wie's dem Verdienst geziemt, mich aus!
Das auserles'ne Herrscherpaar will ich besingen,
Das von des Thrones Höh'n ein treues Volk beglückt,
Die Zeit, wo Franz und Caroline sich verjüngen,
Wo einstens Sie das Licht der schönen Welt erblickt.
Ihr Daseyn mußte Wonne ringsumher verbreiten,
Als kaum begann ein neugebornes Sonnenjahr.
Willkommen, eingedenk der hochgepries'nen Zeiten!
Willkommen immerhin o gold'ner Februar!
Wer ist auf Öst'reichs weit umgränztem Staateurunde,
Der Ihre Huld und Herzensgüte noch nicht kennt?
Wo ist der Mann, der nicht gerührt, mit Herz und Munde
Ihn Vater Franz, Sie Mutter Caroline nennt?
Seht, drey Jahrzehend sind bereits mit Ruhm vollendet,
Das vierte neigt mit Macht zum nahen Ausgang sich *).

Wo ist der Fürst, der mehr des Guten hat gespendet?
Wer sorgt, wie Er, so weis', so gut, so väterlich?
Man hört mit Recht den Heros seiner Zeit Ihn preisen,
Ein sich'res Pfand des Friedens und der Harmonie,
Laut nennt die Welt Europa's Nestor Ihn, den weisen,
Der Fürsten Schmuck, den Genius der Monarchie.
Ein Meteor glänzt Franz im Buche der Geschichte,
Sein Reich bekannt der Eintracht stiller Aufenthalt,
Und seines unumschränkten Wirkens reiche Früchte,
Wie herrlich reifen sie in mancherley Gestalt!
Vereint mit diesem unablässig hohen Streben
Wirkt Caroline auch zum schönsten Zwecke hin,
Ein neues Beyspiel hat Sie unlängst uns gegeben
Der höchsten Huld, die heiß geliebte Kaiserinn.
Man denke sich die nahmenlosen Jammerscenen,
Die, wie uns wohl bekannt, im abgelauf'nen Jahr —
O dürft' mein Kiel des Elends ferner nicht erwähnen —
Ein furchtbar Element in seinem Grimm gebar,
Wo selbst ein Theil des schönen Wiens vor Angst erbebte,
Wo die erboßte Fluth in die Gemächer drang,
So manche Strecke Land tief unter Wasser schwebte,
Und manches Opfer mit dem nahen Tode rang. —

*) Da Se. Majestät bereits seit März 1792 regieren.

Seht, kaum vernahm die Kaiserinn die Schreckens-
kunde,
So wollte Sie des Unglücks grausen Schauplatz seh'n,
Sie eilte hin, goß Balsam in die frische Wunde,
In Thränen sah der Landesmutter Aug' man steh'n.
Ich seh' im Geiste noch des Mitleids Gaben spenden,
Und Hülfe leisten Sie, die stets durch Wohlthun groß;
Ich seh' entzückt, wie aus der Maj'stät Engelshänden
Ein reicher Quell für die Bedrängten sich ergoß.
Nicht selten grub des Künstlers Meisterhand die Siege
Der Helden tief in Marmor oder Granitstein;
Damit ihr Ruhm nicht mit dem Strom der Zeit verfliege,
Trug ihre Nahmen man mit gold'nen Lettern ein.
Doch seht die Nahmen Franz und Caroline stehen
In der Getreuen Brust verwahrt, als Monument;
Nie kann der Völkerliebe Denkmahl untergehen,
Denn dieß zählt mehr, als Marmor, Gold und Per-
gament;
Sind jene einst als leblos Zeug in Nichts zerfallen,
Dann schlägt der Liebe Puls noch laut am rechten Ort,
Gefühle können nicht wie Saitenklang verhallen,
Die Liebe pflanzt mit Macht sich auf die Nachwelt fort.
Nur da, wo, Jenen gleich, stets gute Fürsten walten,
Erblüht der Völker Glück, gesegnet ist das Land,
Da kann sich Bürgersinn im reinsten Licht entfalten,
Und keine Hand zerstört das gegenseit'ge Band.
Ein neues Freudenfest, ich darf es nicht verhehlen,
Vermehret noch der beyden Jubeltage Zahl,
Der jüng're König Ferdinand wird sich vermählen,
Und Hymens Fackellicht beleuchtet seine Wahl.
Begeistert rufen heut die frohen Millionen
Vereint mit mir zum Vater aller Wesen aus:
O Herr, erhöre uns, uns, die wir dießseits wohnen,
Und schütze fortan noch das Höchste Kaiserhaus.

Joseph Fraas Edler v. Ehrfeld.

Zum allerhöchsten Geburtsfeste

Ihrer Majestät der allerdurchlauchtigsten

Kaiserinn und Königinn Carolina.

Wenn Aurorens gold'ne Strahlen
Wonnig sich am Himmel mahlen,
Tönt der Lyra frommes Lied!
Wenn sich Phöbus endlich neiget,
Wenn Natur schon schlummernd schweiget,
Wird der Sänger noch nicht müd'!
Wenn schon finstre Nacht umhüllet
Alles, was auf Erde fühlet,
Tönt der Sang noch immer fort!
Ach er singt so hohe Lieder,
Rings ertönt sein Echo wieder,
Und entzücket singt er fort!
Heute, wo die Freude
Jedes Herz belebet,
Wo im Feyerkleide
Es sich höher hebet,
Horchen tausend Sinne
Tief gerührt dem Liede,
Und mit heitrer Miene
Folgen sie dem Liede!
So erlaub' denn hohe Herrinn heute,
Der der Sänger stets sein Lied nur weihte,
Der des Volkes Dank und Liebe eigen,
Der sich alle Herzen segnend neigen,
O, erlaube, daß ich laut verkünde
Eine Strophe, die im Lied ich finde,
Die der Sänger immer wieder singet,
Von uns allen zu dem Schöpfer dringet:
Vater, der du über Herrscher thronest,
Der du Frömmigkeit und Tugend lohnest,
Lohne Caroline unsr'e Kaiserinn,
Die mit würdevollem edlen Tugendsinn
Stets als Mutter und als Vorbild wallet,
Deren Lob durch alle Länder schallet!
Gott erhalt' Sie unsrem guten Kaiser Franz,
Seine Zierde in dem schönsten Lorberkranz!
Lang' erhalt' Sie Ihren Völkerscharen,
Schütze Sie vor jeglichen Gefahren,
Lasse Sie noch lang' mit Mutterfreude seh'n,
Wie die Kinder täglich zu dem Himmel fleh'n:
Gott erhalte Caroline!!!

J. Kaiser.

Die Genlis.

(Beschluß.)

Ihre Geschichte, was davon für die Öffentlichkeit gehört, ist einfach und bekannt. Lange berühmt als Schriftstellerinn vor der Revolution, verließ sie Paris und Frankreich, als sie, weniger ihrer Grundsätze wegen — die sie damahls noch nicht zur Schau trug — als wegen ihrer Verbindung mit der Familie Orleans, verdächtig wurde. Ihr Gemahl, ein Mann von Kopf und Scharfblick, der sich auch als Krieger in Indien ausgezeichnet, wurde als Orleanist und Girondist hingerichtet. Der Graf Alexander von Tilly behauptet in seinen Memoiren: die Genlis hätte ihm, ihr Leben hindurch, etwas nicht vergeben können, nähmlich, daß er sie geheirathet, da sein Adel jünger war als der ihre. Sie theilte die wandelbaren Schicksale aller Emigrirten, hielt sich in England, den Niederlanden, den deutschen Staaten und auch beynahe ein Jahr in Berlin auf. Hier hatte sie anfänglich ihre Wohnung bey der Vorsteherinn einer damahls sehr berühmten Erziehungsanstalt, der Madame Bocquet genommen, und beschäftigte sich gern damit, mit einzuwirken auf die Erziehung der Pensionairinnen. Noch leben sehr geachtete Damen, welche sich ihres Unterrichts erfreuten. Später entzweyte sie sich mit Madame Bocquet. Im Ganzen wußte sie sich nicht viel Liebe und Vertrauen zu erwecken. Am Hofe, wo man die berühmte Frau glänzen zu sehen erwartet hatte, wurde sie kaum mehr als zur Präsentation gezogen.

Napoleon ertheilte ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, auch erhielt sie 1805 in Paris eine Pension von 6000 Franken.

Die alte Frau erlebte die Restauration und sollte auch noch die zweyte Revolution der Julytage und die Thronbesteigung ihres Zöglings, des Herzogs von Orleans, erleben!

Sie galt in Paris während der Restauration als die würdige Vertreterinn des guten ancien régime. Ihre Gesellschaften aus der alten Zeit in der Faubourg St. Germain waren sprichwörtlich. Sie klagte bitter, daß die galanten Chevaliers verschwunden und die heutigen jungen Männer in den feinsten Cirkeln nur Politik im Kopfe und auf der Zunge hätten. Bey der jungen Welt galt sie für einen revenant; man drängte sich zu den Gesellschaften, in denen sie sich zeigte, fast wie in die, wo die Morgan erscheinen sollte, um eine so hochberühmte Dame zu sehen, welche weniger sich, als ihre Zeit überlebt hatte. Mit zwölf oder mehr dicken Bänden ihrer Memoiren hat sie noch im hohen Alter die Lesewelt beschenkt. Eine seltsame Fügung wollte, daß sie gerade mit dem Ende des Jahres 1830 sterben mußte. Was hätte sie zu der neuen Zeit sagen sollen? und doch wären wir neugierig zu erfahren, was sie noch über die Julytage geäußert haben mag.

Aphorismen.

Unser Wissen ist Stückwerk, unser Thun nicht. Mit dem Forschen und Lernen wächst die Masse des Unerforschlichen, nie Auszulernenden; mit der Höhe erweitert sich die Aussicht ins Reich des Unbekannten. Aber was der Mensch thut, pflanzt, baut, das wirkt ins Unendliche fort.

Wer emsig lernt, der merkt, wie viel er wieder vergißt; wer fleißig das Nützliche schafft, bewirkt Erfolge, an die er gar nicht gedacht hat.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Schamröthe.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Am 4. d. M. wurde auf dieser Hofbühne eine neue Operette: Wahnsinn, Musik von Berton, aufgeführt. Mancher Zuhörer wird diese Oper im Andenken behalten haben, da sie die französische Sängergesellschaft hier darstellte und Hr. Feadel in der Hauptrolle einen tiefen Eindruck machte. Der Stoff ist höchst einfach und rührend. Ein junger Mann, zugleich Gatte und Vater, zerstört seinen häuslichen Wohlstand und seine Seelenruhe durch die Leidenschaft des Spieles. Er verliert mehr, als er bezahlen kann, und die daraus entstehende Unruhe sammt der fixen Idee, daß seine Gattinn, die wirklich aus Verzweiflung ins Wasser sprang, darin umgekommen sey, raubt ihm den Verstand. Seine Schwester nimmt ihn in Pflege, und dort findet ihn auch der junge Mann, der ihn zum Spiele verleitet, und dem er eine Summe Geldes schuldig geblieben. Aber eben dieser junge Mann hatte zugleich der Gattinn des Wahnsinnigen das Leben gerettet; und als er nun seine Frau erblickt, kehrt der Verstand ihm zurück und eine Versöhnungsscene mit seinem Verführer schließt das Ganze.

Die Musik von Berton hat viele Verdienste, sie ist wahre Seelenmahlerey, nur vielleicht gerade deßwegen unserm Geschmack entfremdet. Überhaupt schien das Ganze dem Publicum zu ernst gehalten und für den Carneval etwas unpassend. Wahrscheinlich wird diese Oper in einer andern Zeit mehr Theilnahme finden, welches sie schon des durchdachten, aus dem tiefsten Gemüthe ge-

schöpften Spieles des Hrn. Scamolini wegen verdient. Die übrigen, weniger hervortretenden Rollen befanden sich in den Händen der Mad. Fischer, der Dllen. Hofer und Bondra, der HH. Hölzel, Fischer und Walther.

Die Reprise des Schweizer-Milchmädchens, Ballet von Phil. Taglioni, machte dem Publicum viel Vergnugen. Dlle. Fanny Elßler, als Tänzerinn mit Recht so hoch geschätzt, zeigte heute, daß sie auch als Darstellerinn keine Rivalität zu scheuen habe. Die Scene mit der Wachsfigur gab sie mit solcher Schalkhaftigkeit und Grazie, daß oftmahliger Beyfall sie unterbrach, und ihr treffliches Spiel ihr die Ehre des Vorrufens verschaffte. Derselbe Beyfall erscholl bey den zwey Pas, welche sie mit ihrer Schwester Therese tanzte, welche die Männerrolle mit großer Geschicklichkeit und Bravour ausführte. Ein drittes Pas, von Hrn. Crombé d. ä. und Dlle. Dupuy getanzt, fand nicht geringere Anerkennung. Auch das Pas de trois des Hrn. Laville mit den Dllen. Hermine Elßler und Schaffel erhielt vollen Applaus. Die Tanzenden wurden gerufen. — Das Publicum fuhlte sich von dem Ganzen sehr angezogen und rief nach dem Fallen des Verhanges Dlle. Fanny Elßler, die den Lohn ihrer Bemühung in der ihr uberlassenen reichlichen Einnahme dieses Abends fand, noch einmahl hervor.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Auf dieser Bühne wurde am 27. Jänner zum ersten Mahle Rainoldi's einactige Pantomime: „Die Riesen- und die Zwergenfamilie“ aufgeführt, nachdem dieselbe bereits früher im Josephstädter-Theater mehrere Vorstellungen mit dem besten Erfolge erlebt hatte. Der Inhalt derselben ist folgender: Des Schiffscapitäns Arlequin (Hr. Occioni) Tochter Colombine (Mad. Mehlig) wird dem Corsarencapitan, welcher sie ihrem Vater geraubt hatte, durch eine Riesenfamilie abgejagt, und in die Dienste derselben aufgenommen. Arlequin, welcher den Aufenthaltsort seiner Tochter aufsucht, landet mit seinem Diener Pierrot (Hr. Schriba) auf jener Insel, wo die Riesenfamilie lebt, findet sein verlornes Kind, und ein kleines Fest, bey welchem sich die Riesenfamilie mit der von Arlequin auf seinem Schiffe mitgebrachten und von Colombinen in der Wohnung ihrer jetzigen Herrschaft versteckten Zwergenfamilie aussöhnt, beschließt das Ganze. Wohl Niemand wird an diese für den Carneval recht passende Bagatelle als einen anspruchslos dargebothenen Schwank, eine größere Forderung mitgebracht haben, als die, darin Stoff zum Lachen zu finden, und da es an solchem keineswegs gebrach, so war der Zweck dieser Novität, für einen Abend zu unterhalten, vollkommen erreicht. Ausgeführt wurde diese Pantomime mit vielem Fleiße, und die vorzüglichste Erwähnung verdient Hr. Rainoldi, welcher als dreyjähriges Riesenkind alle Bewegungen und Geberden der kleinen Kinder, selbst bis auf die kleinsten Nüancen, recht possierlich nachmachte. Unter den Tanzstücken sprach am meisten eine Mazurka, getanzt von Mad. Mehlig und Dlle. Wirdisch, und das komische Pas de quatre der Riesenfamilie (nähmlich der HH. Lenners, Fortner, Damé und Groll) an. — Vor der Pantomime wurde das dreyactige Lustspiel: „Die beyden Britten“ gegeben. Dieses Stück ist noch von seinen Vorstellungen auf dem k. k. Hofburgtheater her nicht unrühmlich bekannt. Es ist eine dramatische Grille, deren Schicksal ganz in den Händen der sie darstellenden Schauspieler liegt. Da nun die beyden Hauptparthien des Lord Damby und des Kaufmanns Pearce an den HH. Werle und Spitzberger recht glückliche Repräsentanten fanden, so blieb diese Piece auch bey der heutigen Vorstellung nicht ohne Beyfall.

Eucharis.

Privatconcert der Dlle. Lorenz. Mayer am 6. Jänner 1831.

Privatconcerte sind gewöhnlich wie die meisten Privatangelegenheiten kaum geeignet, vor das Forum der Kritik — einige recensirende Klatschschwestern oder Kaffehcirkel ausgenommen — gezogen zu werden; indessen macht dieses zu besprechende eine lobenswerthe Ausnahme, indem es sich — zwar nicht in quantitativer Hinsicht, denn der beschränkte Raum des Saales „zum römischen Kaiser“ gestattete kein vollständiges Orchester, geschweige eine Janitscharenmusik — aber doch qualitativ vor vielen vortheilhaft auszeichnete. — Die Concertgeberinn trug ein Divertissement für die Flöte von Böhm, welches wir schon früher von ihr gehört zu haben uns erinnern, ein Duett von Herz und Lafont, mit Dlle. Fürth, auf welches wir später noch einmahl zurückkommen werden, und zum Beschlusse große Variationen (?) von Carafa vor. Wir haben nun Dlle. Mayer einige Mahle im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore und in jenem in der Leopoldstadt gehört, und glauben ihr, unserer Ansicht nach, die Anerkennung ihrer hohen Ausbildung auf diesem, für das schöne Geschlecht ziemlich unpassenden Instrumente nicht versagen zu können. Besonders zart und wirklich meisterhaft behandelt sie das der Flöte so sehr zusagende sotto voce und tremando, auch ist die Ausführung der großen Passagen sehr gelungen zu nennen; nur wünschten wir der, noch sehr jugendlichen Künstlerinn in den Doppeltönen noch etwas mehr Sicherheit. — In der Zwischenzeit sang Dlle. Marie Ehnes eine Rossinische Arie, und ließ uns eine reine kräftige Stimme hören; welche für die Folge zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Das oben berührte Duett über den beliebten Marsch aus der Zauberscheere (welcher also, gleich vielen anderen österreichischen Nationalmelodien ebenfalls den Rhein passirt hat) führte uns wieder einmahl die liebliche Clavierspielerinn Dlle. Fürth vor, welche in diesem höchst dankbaren Tonstücke die Schwingen ihres schönen Talentes auf das glänzendste entfaltete. Der Glanzpunct dieses Concertes aber war unstreitig ein Lied mit Waldhornbegleitung, componirt und vorgetragen von Hrn. J. Lewy und Dlle Ehnes. Eine der ansprechendsten lebenvollsten Compositionen, mit Liebe und Feuer gesungen, und durch die alleranmuthigste Begleitung unseres allgemein bewunderten Hornisten gehoben, konnte die enthusiastische Wirkung auf das gewählte Publicum nicht verfehlen. — Daß die Concertgeberinn, so wie alle Mitwirkenden gerufen wurden, versteht sich von selbst; und wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, der Ansicht eines hiesigen Journales, welches den höchst verderblichen „Mißbrauch des Hervorrufens“ ernstlich rügt, nur von Herzen beyzustimmen.

The veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 18 — 10. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

Erzählung von A. v. Tromlitz.

I.

Vor dem kleinen Schlößchen Bellevue, das zu jener Zeit noch unzerstört bey Le haut clocher im Lothringischen, unfern des Sees von La tour niedlich und anmuthig auf einem Hügel lag, ging ein stattlicher Kriegsmann auf und ab. In einiger Entfernung hielt bey einem einzelnen Hofe, auf dem Wege nach Pfalzburg, eine Abtheilung Reiter, an deren grünen Feldbinden man leicht erkennen konnte, daß sie zu dem Heere Herzog Bernhards von Weimar gehörten. Der Kriegsmann war von gutem Ansehen, groß, wohlgebaut. Es war der Oberst Reinhold von Rosen, der Freund des Herzogs, und Anführer der Reiterey, er erwartete hier einen Mann, der sich schon oft ungebethen bey ihm eingefunden und ihm dann meistens ein lästiger Besucher gewesen war, den kaiserlich liguistischen Feldmarschall-Lieutenant Johann von Werth, welchen General Gallas, der das verbündete Heer gegen Frankreich befehligte, hieher gesendet hatte, um über Einiges mit dem Herzoge zu unterhandeln.

So sollten nun heute die beyden größten Partey-gänger damahliger Zeit friedlich zusammenkommen, und beyde waren gewiß gespannt, sich so nahe gegenüber, Aug' in Auge kennen zu lernen. Johann von Werth, der Sohn eines armen niederländischen Landmanns, ohne geistige Bildung, roh, beutegierig, den Krieg nur des Krieges wegen führend, war im kaiserlichen Heere unstreitig der unternehmendste General. Mit rastloser Thätigkeit verband er Kühnheit und jenen so seltenen kriegerischen Scharfblick, der den günstigen Augenblick und des Feindes Fehler schnell zu benutzen weiß. Für nichts Sinn, als für den Krieg und seine Gräuel, führte er ihn auch mit beyspielloser Strenge und war eben so das Schrecken der friedlichen Einwohner, als das seiner Gegner. Seit der Lützener Schlacht stand er fast immer dem Herzog Bernhard gegenüber, oft Sieger, oft besiegt, war er keinen Tag vom Schauplatz gewichen, hatte sich nach jeder erhaltenen Schlappe schnell wieder erhohlt, und wenn man ihn und seinen Reiterhaufen vernichtet glaubte, hatte er sich wieder mit neuer Kraft dem sorglosen Feind entgegengestellt. Er war besonders bey dem Heere des Gallas die alles belebende Seele. Der Herzog erkannte in ihm seinen gefährlichsten Feind, und deßhalb war es schon längst sein Plan gewesen, ihn für sich zu gewinnen, den er auch, bey dem Charakter Johann Werth's, nicht für unausführbar hielt.

Reinhold von Rosen, aus einem alten liefländischen Geschlechte, war dem König Gustav-Adolph als ein junger Mann nach Deutschland gefolgt und hatte sich in dessen Schule gebildet. Nach des Königs Tode schloß

er sich ganz an Herzog Bernhard an und blieb bis zu dem Tode dieses jugendlichen Helden sein steter Begleiter. Er befehligte bey dem weimarischen Heere fast immer die Vorhut, wurde von dem Herzog zu allen gefährlichen Unternehmen gebraucht, und so kam es, daß er sich meist Johann von Werth gegenüber befand. An Bildung diesem weit überlegen, an moralischem Werthe weit höher stehend als der Niederländer, war er nicht so unternehmend, wie jener, und konnte es auch nicht seyn, da ihn ganz andere Rücksichten leiten mußten. Was jener mit seinen Croaten und der leichten Reiterey wagen konnte, durfte Rosen nicht mit seinen Regimentern, diesen theuern Kriegsgesellen, die einmahl aufgerieben, nicht leicht wieder zu ergänzen waren, da jenem der Verlust an Mannschaft und Pferden ziemlich gleichgültig blieb, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichte. So waren die beyden Kriegsobersten, die jetzt friedlich in dem Schlößchen bey Le haut clocher zusammentreffen und nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Worte den Sieg gewinnen sollten.

Verdrießlich, da ihn sein Gegner etwas lange warten ließ, schritt Rosen, den Blick auf den Weg nach Pfalzburg gerichtet, ungeduldig auf und ab, bis er endlich von ferne eine Staubwolke sah, und er bald darauf Johann von Werth erkannte, der seine Begleitung bey dem Meierhofe zurückließ, und allein dem Schlößchen zusprengte, wo ihn, nach kurzem Gruß, Rosen ohne weitere Ceremonien empfing. Johann von Werth schüttelte ihm treuherzig die Hand zum Willkommen und versicherte ihm, als sie in das Schlößchen traten, daß der Herzog keinen Officier seines Heeres hätte schicken können, der ihm so angenehm gewesen wäre, als Oberst Rosen, da er schon lange gewünscht habe, ihn persönlich kennen zu lernen. In dieser Versicherung lag so viel Geradheit, daß Rosen ihm ein Gleiches und auf gleiche Weise sagen mußte.

Ohne Weiteres schritt nun Johann von Werth zur Sache selbst, trug den Wunsch des General Gallas, seinen Neffen und einige andere, bey seinem Rückzug aus dem Lager von Dieuze gefangene Officiere gegen Ranzion auszuwechseln, vor, und Rosen stellte diese so gering und war in Allem so bereitwillig, daß der liguistische General rasch seinen zweyten Vorschlag machen konnte.

„Gallas gönnt dem Kriegsvolk Erhohlung,“ begann er nun „und schlägt deßhalb Seiner fürstlichen Gnaden und Seiner Eminenz dem Cardinal la Valette vor, bis zum März eine Art Waffenstillstand eintreten zu lassen. Er will im Elsaß die Winterquartiere beziehen, sie euch dagegen in Lothringen gönnen. Drey Monath Ruhe sollte wohl dem Kriegsvolk wohl thun.“

„Im Elsaß wollt ihr die Winterquartiere beziehen?“ erwiederte der Oberst Rosen lächelnd; „der Herzog muß diesen Fall vorausgesehen haben, denn er hat mir den bestimmten Befehl gegeben, in keiner Art auf dergleichen einzugehen.“

„Nicht?“ fuhr Johann von Werth auf.

„Nein, General!“ erwiederte Rosen bestimmt.

„Das hat der Herzog aus meiner Seele gesprochen“ sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd. „Keine Ruhe! das ist mein Wahlspruch. Gehen auch ein paar Tausend in einem Winterfeldzuge zu Grunde, so werden die Übrigen doch desto besser. Wenn der Soldat auf der faulen Bärenhaut liegt, schrumpft sein Muth in gleichem Maße ein, wie sich sein Bauch ausdehnt, und die Officiere denken an nichts, als ihren Seckel zu füllen. Was schadet das Schneegestöber und der Frost? Bahnt er doch die Wege, und es jagt Roß und Reiter nur schneller, wenn die Kälte sie treibt. Also keine Ruhe! — Da werden wir uns wohl bald wiedersehen, Kriegscamerad! wenn auch nicht so nahe als heute. Freut es mich doch, euch, den ich immer als meinen wackern Gegner geachtet und hochgeschätzt, kennen gelernt zu haben. Nun, mit Gott werdet ihr es noch lange seyn!“

Rosen war zwar gegen diese offen ausgesprochenen verbindlichen Worte nicht unempfindlich und erwiederte sie gern; jedoch ließen ihn die geringen Ursachen dieser Sendung, zu der es Johann von Werth's nicht bedurft hätte, eine wichtigere Absicht noch im Hintergrunde ahnen. So ungebildet der liguistische General auch war, besaß er doch viel natürlichen Verstand, und eine reiche Gabe Schlauheit, so daß er schon öfters zu den schwierigsten Unterhandlungen gebraucht worden war. Rosen blieb deßhalb auf seiner Hut, besonders da er Johann von Werth zu gut kannte, um nicht überzeugt zu seyn, daß er sich nicht wegen Auswechslung einiger Gefangenen und zum Unterhändler ruhiger Winterquartiere, wo er schon im Voraus wissen konnte, daß sie nicht bewilligt würden, hätte gebrauchen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Zweysylbig).

Der ersten Sylbe trauter Ton
Kann in ein kaum geahntes Walten
Der Jungfrau freyen Blick entfalten,
Wo ihr das Glück erhöht den Thron.

Die Horen in des Lenzes Frohn
Verleihn aus blühenden Gestalten,
Die nie vergehen, nie veralten,
Die Zweyt' ihr als gehofften Lohn.

Nun pochet mächtiger ihr Herz,
Das Thränenauge himmelwärts
Gekehrt schaut sie des Ganzen Pracht,
Das Amor ihr zum Preis gebracht,
Und nie empfundenes Vergnügen
Verräth sich in den Engelzügen.

J. Ehrenwerth.

Die Waise.

Es war eine kalte Decembernacht; Schnee bedeckte die Erde; der Nordwind brauste kalt und heftig durch die kahlen Weiden, welche die Gräber auf dem Friedhofe von Passy beschatteten. Georg der Wächter hatte eben mit seinem treuen Hunde seine nächtliche Runde gemacht; der Mond blickte trüb durch die Wolken und beleuchtete ein frisches Grab. Der Wächter bemerkte dort einen sich bewegenden Schatten, gab also seinem Hunde das gewöhnliche Zeichen, worauf dieser laut anschlug und nach dem Gegenstande hinlief. Sein Herr folgte ihm von fern, und als er an das Grab kommt, sieht er den Hund ein Kind liebkosen, das auf dem Grabe liegt, und mit den Händen die Erde aufkratzen will. Es ist Paul, seit zwey Tagen Waise, den der Hund des Wächters vor allen Kindern des Dorfes liebt, da er jeden Morgen sein Frühstück mit ihm theilte. „Was machst denn du hier, Paul?“ — sagte Georg. Der Knabe richtete sich empor und antwortete schluchzend und unter Thränen: „Ich suche meine Mutter.“ Der gerührte Wächter nahm ihn an die Hand und zog den Sträubenden sanft mit sich fort.

Einige Tage wachte man bey dem Kinde; Paul weinte nicht mehr und man glaubte, daß er sich nun beruhigt habe. Einen Monath darauf, in einer noch weit kältern Nacht hörte der Wächter seinen treuen Hund auf dem Friedhofe in der Gegend jenes Grabes wehklagen. Er nahm seine Laterne, ging hin, und sah den Hund neben der armen Waise Paul liegen, der erfroren war, und seine Mutter nun wiedergefunden hatte. Am andern Morgen lag er neben ihr.

Geistesgegenwart.

Es war im Winter, als einige Officiere und Civilbeamte übereinkamen, in der Nähe von Agra eine Jagdparthie anzustellen. Ein passender Platz ward für die Zelte unter den weithinreichenden Zweigen eines gewaltigen Banianenbaumes ausgewählt; auf den untern Ästen glänzten in der Sonne die prächtigen Farben der Pfaue, und darüber hüpften und grinsten Heerden von Affen. Die Pferde waren an den nächsten Bäumen angebunden, und scheuchten mit den langen Schweifen die zudringlichen Insecten weg. In jedem Theile des Lagers flackerten lustige Feuer; die Zelte waren mit bunten Lampen geschmückt, die Seiten mit Tiegerhäuten behangen, der Boden mit Teppichen belegt und Sofas mit Vorhängen von durchsichtiger Gaze wurden bequeme Betten. Glänzende Schwerter und Dolche, mit Silber ausgelegte Pistolen und Flinten, Messer, Jagdspieße, vergoldete Bogen, Pfeile und Köcher lagen rund herum. Die Tische waren mit europäischen Büchern und Journalen bedeckt, und Nichts erinnerte, daß diese einstweiligen Wohnungen mitten in einem indischen Walde ständen.

Die große Menge Personen, der Lärm und die Feuer um das Lager herum ließen keinen Gedanken an Furcht aufkommen, und die Herren saßen also vor den Zelten beysammen und unterhielten sich auf verschiedene Weise. Während man so in völliger Sorglosigkeit der Mahlzeit entgegensah, sprang plötzlich einer der größten Tieger mitten in die Gruppe, erfaßte Einen mit dem Rachen und trug ihn mit solcher Schnelligkeit, daß Verfolgung unmöglich wurde, in das Dickicht hinein. Das laute Geschrey derer, die von Schrecken und Bestürzung nicht ganz gelähmt waren, diente bloß dazu, die Eile des Tiegers noch zu vermehren. Kaum war ein Augenblick vergangen, so war keine Spur von dem Tieger mehr zu sehen. Dennoch gab man noch nicht alle Hoffnung zur Rettung des Unglücklichen auf; Jeder ergriff schnell eine Fackel und irgend eine Waffe, und Alle stürzten in den Wald hinein. Das von dem Tieger auserwählte Opfer war ein Officier, dessen Geistesgegenwart und unerschütterlicher Muth ihn selbst in der großen Gefahr seiner Lage nicht verließ.

Weder der Schmerz seiner Wunden, die er schon erhalten, noch die schreckliche Art, wie er durch Dornen und Büsche geschleppt wurde, noch die Aussicht auf einen gewissen Tod konnte seinen Muth beugen, er sann vielmehr mit der größten Kaltblütigkeit auf ein Mittel zur Rettung und versuchte dann auch wirklich vorsichtig die Anwendung desselben. Er hatte ein paar Pistolen in seinem Gürtel, und da ihn der Tieger bey der Brust gepackt hatte, waren die Hände natürlich frey. Er zog langsam ein Pistol heraus, suchte das Herz des Ungeheuers und feuerte. Ein leichtes Zittern oder ein Sprung des Tiegers machte, daß die Kugel ihr Ziel verfehlte und die Folge davon war, daß der Tieger ihn fester packte und mit noch größerer Eile floh. Obgleich

auf einen Augenblick von Angst übermannt, sammelte der heldenmüthige Officier doch bald seine Besinnung wieder und nahm sich vor, einen neuen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Er zog sein zweytes Pistol, drückte es fest an des Thieres Herz, zog den Drücker mit festerer Hand an und brannte es ab. Todt stürzte der Tieger neben dem Officier nieder. Der Triumph, Sieger geblieben zu seyn, überwog den Blutverlust und die Schmerzen seiner Wunden. Aber er fühlte, daß ihm seine Schwäche nicht gestatten würde, die Freunde wieder zu erreichen, wenn er auch den Weg zu ihnen fände. Noch überlegte er, was er thun solle, als der Ruf der Freunde, die ihn suchten, sein Ohr erreichte. Er schwankte der Gegend zu, von wo die Stimmen tönten, und erreichte, zwar mit Blut bedeckt und im höchsten Grade erschöpft, aber doch glücklich die jubelnden Freunde.

Miscellen.

Unter dem Nahmen Galena ist unlängst am Fieberflusse, einem Nebenflusse des Mississippi, an der letzten Station der Dampfboote, 500 Meilen oberhalb Saint Louis, der Grund zu einer neuen Stadt gelegt worden. Galena verdankt dem Anschein nach einer unbegränzten Schwefelbleymine, die in jener Gegend entdeckt worden, seinen Ursprung. Wie abschreckend auch der Nahme des benachbarten Flusses lautet, als sollte er die Schätze des Landes wie einen zweyten Garten der Hesperiden gegen die Habsucht eindringender Fremdlinge vertheidigen, kann dennoch mit der stets zunehmenden Entwickelung der Reichthümer des Mississippithals auch Galena einst eine bedeutende Stadt werden, wenn vielleicht New-Orleans zur ersten Handelsstadt der Welt geworden ist.

Die Türken pflegen bey ihren Festen gern ein paar Kameele auf einander böse zu machen, und so zu einem Kampfe zu reizen, nachdem sie ihnen vorher einen Maulkorb angelegt haben. Die Thiere heben sich dann auf den Hinterbeinen und stehen mit den vordern hoch in die Höhe gegen einander, daß sie von fern wie ein paar Riesen aussehen, die gegenseitig losschlagen; bisweilen werden aber auch diese Thiere gegen einander ohne weiters zornig, so friedfertig sie übrigens sind, und dann zerbeissen sie sich mörderlich, ehe es den Führern gelingt, sie aus einander zu bringen.

Wenn wir zu einem hübschen Mädchen sagen wollten: „Sie gehen wie eine Ente oder wie eine Gans!" so hielt sie uns für einen Grobian, wenn es wahr wäre, und für einen Verleumder, wenn es erdichtet wurde. Die Griechinnen machen sich eine Ehre daraus; sie suchen einen solchen Gang nachzuahmen, und ein „σαν χηνα περιπατεις" oder „σαν παπι περιπατεις" (Du gehst wie eine Gans; du gehst wie eine Ente) ist ihnen das liebste Compliment.

Notizen.

Mancherley.

Zu Turin wurde bey beleuchtetem Hause (aus Anlaß der bevorstehenden Vermählung der Prinzessinn Maria Anna von Sardinien mit Sr. Majestät dem Könige von Ungarn und Kronprinzen der übrigen österreichischen Staaten) die Oper: „Die Belagerung von Corinth," gegeben. Leider waren die Sänger Giordani und Antoldi plötzlich erkrankt. Carrano, welcher sie alle beyde suppliren mußte, konnte die Rolle nur mit der Singparthie in der Hand ausführen; viele Musikstücke mußten daher wegbleiben. In den wenigen, welche gesungen werden konnten, zeichneten sich die Sängerinnen Favelli und Ceroni aus. — Das grosse Vigano'sche Ballet: „Die Vestalinn," von dal Villa in die Scene gesetzt, erhielt rauschenden Beyfall, wie dieß auch nicht anders möglich ist, wenn die Pallerini, welche man die Brave der Braven nennen kann, die Hauptparthie ausführt. Ronzani erwarb sich mit der Rolle des Decius Anerkennung, und Taglioni, welcher einen sehr reizenden Bacchantentanz componirt hatte, und in demselben ein Pas mit seiner Frau und der Peghin tanzte, hatte vollen Antheil an dem Gefallen des Balletes. Decorationen und Kleider waren sowohl bey der Oper als beym Ballete ausgezeichnet schön. — Zu Bologna hatte die „Caritea" keinen günstigen Erfolg; nur die Altistinn Manelni und der Tenor Manetti wurden bemerkt. Die Kleider waren schön, das Orchester gut. Unter den vielen Schiffbrüchen dieses Carnevals auf den italienischen Theatern, war der unserige gewiß nicht der unbedeutendste und geräuschloseste. — Das Carnevalsleben zu München ist ziemlich bewegt und munter. Unter den öffentlichen Bällen sind die Maskenbälle im Hoftheater die besuchtesten. Daran schliessen sich die abonnirten Bälle im Odeon, die größten Theils von dem Bürgerstande besucht werden, und die übrigen Tanzunterhaltungen der Privatgesellschaften, worunter sich die des Museums durch Eleganz und ausgewählte Frequenz ganz besonders auszeichnen. Die maskirten Academien dagegen wollen noch immer nicht das rechte und bunte Leben gewinnen, dessen sich dieselben in den früheren Jahren erfreuten. Die grossen Hof- und Kammerbälle wechseln mit den Bällen ab, welche Ihre Majestät die verwitwete Königinn und Se. Hoheit der Herzog Max von Zeit zu Zeit veranstalten. Nächstens wird der Liederkranz eine grosse maskirte Production geben, die gewiß mannigfaches Vergnügen gewähren wird. Im Theaterwesen geht es gegenwärtig etwas stille her; besonders liegt die Oper darnieder, seit Mad. Sigl-Vespermann nach Paris abgereist ist, und unsere Schechner sich fortwährend unwohl erklärt, wodurch sogar die letzthin stattgehabte Aufführung der „Vestalinn" in der Mitte unterbrochen wurde. Die hier anwesende Mad. Garcia-Vestris sollte am 29. Jänner im „Barbier von Sevilla" auftreten, aber auch diese Oper ist wegen plötzlicher Heiserkeit derselben wieder abgesagt worden. — Ein neuer, die Theater zu Paris betreffender Gesetzvorschlag trägt darauf an, keine Personen früher, als 25 Jahre nach ihrem Tode auf die Bühne zu bringen. Wenn dieses Verboth auch auf die Nicht-Franzosen ausgedehnt werden sollte, so würden die Neuigkeitssüchtigen eines interessanten Spectakels beraubt werden, welches ihnen das Theater der komischen Oper vorbereitet. Der Held dieses historischen Drama ist der sehr übel berüchtigte Raphael de Riego, welcher seine politische Rolle damit anfing, daß er auf dem Madrider Theater das „Tragala" absang und sie damit beendigte, daß er sich auf dem grossen Platze der Hauptstadt aufknüpfen ließ. Dieses Ereigniß datirt aber erst seit sieben Jahren.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Sonnabend, den — 19 — 12. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Rosen machte nun den freundlichen Wirth und führte seinen Gast zu der längst bereit stehenden Mittagstafel. Er hatte absichtlich seinen Auftrag an Johann von Werth bis nach aufgehobenem Mahle verschoben, da er wohl wußte, wie sehr man in Gallas Heere den Becher liebte und er selbst, an die strenge Lebensweise bey Herzog Bernhards Tafel gewöhnt, fürchtete nicht, daß der Wein Herr seines Kopfes werden könne. Er schenkte deßhalb seinem Gaste fleißig ein, und suchte auf diese Weise den Verschmitzten redseliger zu machen, von dem er gewiß überzeugt war, daß er noch etwas im Rückhalte habe. Es schien ihm auch zu gelingen. Johann von Werth wurde immer gesprächiger, immer lebhafter, schien ganz den Zweck seines Hierseyns zu vergessen und überließ sich ungestört seiner Fröhlichkeit.

Für den Beobachter hätte diese kleine Tafel, woran die Beyden allein saßen, höchst interessant seyn müssen. Oben an saß der liguistische General, dessen ganz gewöhnliche Gestalt, dessen breite Nase und aufgeworfener großer Mund, das dicke, schwarze, kurz abgeschnittene Haar, das ungescheitelt und glatt zurückgekämmt, den Nacken kaum bedeckte, keine Spur von etwas Außerordentlichem zeigte. Der ganze Ausdruck des Mannes wäre gemein gewesen, hätten nicht seine sprechenden, leuchtenden Augen den unternehmenden Geist, und die kriegerische Haltung den entschlossenen, muthigen Mann kund gethan. Ihm gegenüber saß Oberst Rosen, ein schöner Mann, mit ausdrucksvollem freundlichen Gesichte, dessen Blick, wenn auch nicht so lebhaft, wie der von Werth's, geistvoll und heiter war, und in dessen Haltung und jeder Bewegung sich Würde aussprach. Gleich in ihrem Wirkungskreise, konnte man im Äußeren selbst in ihrem Innern nicht zwey entgegengesetztere Männer sehen, als die hier an der Tafel vereinten.

Der Wein machte Johann von Werth immer lebhafter und gesprächiger. Rosen suchte in seinen derben Ton so viel als möglich einzustimmen, und berührte, nebenbey, wie er sich wundere, daß Gallas ihn zu solchem unwichtigen Auftrage hieher gesendet habe. „Hätte der Herzog nicht erfahren," fuhr er fort „daß ihr kommen würdet, hätte er sicher nur einen unbedeutenden Officier gesandt, so aber mußte ich euch zu Ehren das kleine Geschäft übernehmen, und es freut mich, da ich bey dieser Gelegenheit euch kennen gelernt habe."

Johann von Werth dankte und erwiederte dann lächelnd: „Und hätte ich nicht einen geheimen Auftrag, würde mich kein Teufel des elenden Neffen wegen, der sich auf liederliche Weise gefangen nehmen ließ, hieher gebracht haben."

„Und dieser Auftrag wäre?" fragte Rosen gespannt, und schenkte den geleerten Pokal wieder voll.

„Camerad!“ erwiederte Werth, den Pokal zurückschiebend, „den Auftrag richt' ich nur an den Herzog selbst aus —“

„Dazu könnte sich Gelegenheit finden, der Weg von Dieuze bis hieher ist nicht weit,“ sagte Rosen gleichgültig scheinend, „und der Herzog sieht euch lieber hier, als in seinem Lager.“

„Hm!“ brummte Johann von Werth vor sich hin, und wurde nachdenkend.

„Übrigens könntet ihr mir euren Auftrag nur mittheilen,“ fuhr Rosen fort; „ich kenne ihn überdieß schon.“

„So?“ meinte der kaiserliche General; „seyd ihr allwissend?“

„Wahrlich nicht!“ erwiederte Rosen lächelnd, „aber Verschwiegenheit ist, wie ihr wohl selbst wissen werdet, nicht die Tugend eures Hauptquartiers; der General-Lieutenant Gallas ist nach der Tafel gesprächiger, als er wohl sollte, und so wußten wir schon gestern, was ihr uns anzubringen habt.“

„Nun, ich wäre doch neugierig, dieß aus eurem Munde zu vernehmen!“ unterbrach ihn Johann von Werth.

„Gallas hat den Auftrag, den Herzog für den Kaiser zu gewinnen,“ sagte jetzt Oberst Rosen. Johann von Werth stutzte. „Er sendet euch, dem Herzog die Bedingungen vorzulegen.“

„Kennt ihr auch diese?“ fragte der General.

„Man verspricht dem Fürsten das Herzogthum Franken; die Bisthümer und die Reichsstädte sollen es bilden; man verspricht es ihm, wenn er sein Heer zu dem euren stoßen läßt, ernennt ihn dann zum Generalissimus der kaiserlichen Völker, dann —“

„Oberst Rosen!“ fuhr Johann von Werth auf, doch faßte er sich schnell wieder, und sein feuriges Auge leuchtete wie Flammen; mit Heftigkeit ergriff er den Becher. „Stoßt an!“ sprach er, „es gilt einem alten Kriegshelden, dem Friedländer!“

„Dem Andenken Wallensteins sey dieser Becher gebracht!“ rief Rosen anstoßend, „es war ein großer, unternehmender Mann.“

„Hätt' er, statt dieses Gallas, euch gegenüber an der Spitze des Heeres gestanden, wir hätten uns nicht in diesem winzigen Schlosse zusammengefunden,“ sagte der Niederländer, seinen Becher leerend.

„Wohl möglich!“ erwiederte Oberst Rosen lächelnd, „Gallas hat das Heer nutzlos zu Grunde gerichtet.“

„Ja Herr!“ fuhr Johann von Werth heftig auf, „hätte ich so viel Menschen und Pferde in einer Schlacht opfern dürfen, als Hunger, Elend und Krankheit hinweggerafft haben, ich hätte euch bis nach Paris gejagt!“

Rosen unterdrückte sein Lächeln. — „Ihr scheint mit ihm unzufrieden?“ fragte er dann.

„Wer könnte zufrieden seyn?“

„Hat man euch nicht das Freyherrndiplom zur Belohnung eurer Dienste und aus besonderer Gnade noch obendrein sportelfrey ausstellen lassen?“ fuhr Rosen fort.

„Den Titel haben sie mir gegeben, aber beym Teufel, keine freyherrliche Besitzung!“ sagte Johann von Werth mit Unmuth. „Da weisen sie den Kriegsmann immer auf fremdes Gut und feindliches Land an, wo er sich mit seinem Blute die Habe erringen soll, damit sein Lohn ihnen nichts koste.“

Rosen schwieg, er wollte das Gift ruhig wirken lassen, das in der Brust des beleidigten, zurückgesetzten Feldherrn zu kochen begann. Aber Johann von Werth's Heftigkeit mußte sich Luft machen. „Ja! nach des Friedländers traurigem Ende, da schüttete man die Gnade in Scheffeln aus; jetzt, da man aus eignem Seckel zahlen müßte, mißt man karg, und mit kleinem Maße. Wenn Tausende an einem Schlachttage fallen, erschrecken die Herren und meinen, das Heer sey verloren, wenn sie auch dem Siege geopfert wurden; aber wenn viele Tausende durch Hunger und Elend fein langsam aufgerieben werden, das erschreckt sie nicht, das kommt ihnen nicht so plötzlich. Seht Oberst, deßhalb vertrauen sie Johann von Werth kein Heer an, denn in der Fahne seines Regiments steht der Wahlspruch: aut vincere aut mori!“

„Ihr scheint, und mit Recht, sehr unzufrieden zu seyn,“ unterbrach Rosen den immer noch Trinkenden, ihn scharf beobachtend.

„Unzufrieden? Hm, wie ihr es meint! — Nun ja!“ erwiederte Johann von Werth, „so ganz zufrieden bin ich nicht!“

„So thue ich euch einen Vorschlag.“

„Thut ihn! Was das Ohr hört, geht ja nicht immer zum Herzen, und bildet sich da nicht gleich zur That aus.“

„Ergreift unsere Partey! — Eine Anstellung, wie sie euer Ehrgeiz nur wünschen kann, Güter, die euch sattsam für das entschädigen können, was ihr vielleicht dort verlieren könntet, sollen euch werden, und eine lebenslängliche Pension von 20,000 Livres darf ich euch im Nahmen des Königs von Frankreich anbiethen. Sind dieß nicht annehmbare Bedingungen? Und daß sie ge-

halten werden, dafür wird euch des Herzogs fürstliches Wort Bürgschaft geben.“

„Oberst Rosen,“ erwiederte Johann von Werth, indem er den schon gehobenen Becher wieder vor sich hinschob, „Weßhalb widersteht euer Herr dem Anerbiethen seines Kaisers, das ihn doch nur zu seiner Pflicht zurückführte, nicht von seiner Pflicht entfernte? Ist das Würzburger, ist das Bamberger Land, das man ihm geben will, nicht ein Paradies, in dem es sich wohl gut und gemächlich regieren ließe und mehr werth, als die luftigen Versprechungen eines Richelieu, der euern Herrn nur gebraucht, für Frankreich die Kastanien aus dem deutschen Feuer zu hohlen? — Oder fürchtet ihr, man würde ihm nicht Wort halten? — Österreich stellt Geißeln und setzt ihn in augenblicklichen Besitz des Landes; Spanien gibt sein Wort. — Seht Kriegsgesell, noch etwas ganz anderes liegt bey euch im Hintergrunde, so gut wie bey mir. — Wenn mich Wien karg, Maximilian von Bayern zutrauungslos behandelt, so murr' ich, aber schlage mich als braver Soldat und hoffe auf bessere Zeiten, die auch nicht ausbleiben werden. Aber gegen meinen Glauben fechten, meinen Saldateneid brechen, das thu' ich nun und nimmermehr. Ich halte es für verdienstlich, gegen euch zu Felde zu ziehen und nur, indem ich dieß thue, kann ich dereinst Vergebung für das finden, was ich hier in Kriegswuth verübe. Auch hält mich die Dankbarkeit an die Sache des Kaisers fest. Ein armer Bauer, zog ich mit dem Ackergaule meines Vaters zu den Spaniern, und sah als Rittmeister meine Heimath wieder; bis zum Obersten hob mich des Churfürsten Gnade und der Kaiser ernannte mich zum General; das erkenn' ich, obgleich ich auch dafür etwas Tüchtiges geleistet und sie ihr Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Krieg ist mein Element, ohne ihn mag ich nicht leben. Nun nachdem ich durch mein Glaubensbekenntniß die Gurgel ausgetrocknet habe, Oberst Rosen, noch einen frischen Trunk und kein Wort mehr davon. Ich erwarte den Herzog nicht und reite zurück, er möchte mir antworten, wie ich euch. Mögen sie ihm zum Unterhändler schicken, wen sie wollen, mir gleich viel. Euch aber, Oberst Rosen, reich' ich die Hand zum Zeichen, daß ich euern Vorschlag als wohlgemeint angesehen, und bitte euch, mir noch einmahl von dem feurigen Burgunder einzuschenken; denn da wir nun unsre Geschäfte beendet haben, wollen wir, als wackre Krieger, noch ein wenig von unserm Handwerk plaudern, trinken und dann als gute Freunde von einander scheiden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Auf den Zügen im Innern Ägyptens wurde das französische Heer fast beständig von einer Menge kleiner Habichte und Geyer begleitet, die Denon nicht unpassend mit den Harpyen der Mythe *) vergleicht. „Sie waren,“ sagt er, „eben so vertraut mit uns geworden, als von Natur gefräßig; sie nährten sich von dem Wegwurf, der hinter uns zurückblieb, und hohlten uns jedes Mahl im nächsten Standlager wieder ein. Statt durch den Kanonendonner verscheucht zu werden, eilten sie an den Tagen, wo Treffen vorfielen, von allen Seiten herbey. Als eine Unternehmung zu Schiffe auf dem Nil ausgeführt wurde, fanden sich unsere Gäste anfänglich getäuscht; kaum aber waren die ersten Flintenschüsse gefallen, und besonders als eine Mine sprang, hatten sie gleich die nöthige Kunde, und waren schnell bey uns. Ihre Gewandtheit und Vertraulichkeit gewährten uns ein angenehmes Schauspiel und mannigfaltige Unterhaltung. Von dem steil aufsteigenden Ufer des Nils warfen wir ihnen Fleisch zu, das sie nie bis ins Wasser fallen ließen. Bisweilen raubten sie Stücke von dem Fleische, welches den Vorposten zugeschickt und von unsern Dienern auf den Köpfen getragen wurde. Ich habe oftmahls gesehen, daß, während Soldaten das Geflügel ausnahmen, die Habichte ihnen die Leber und das Eingeweide, mit deren Ablösung sie beschäftigt waren, ganz leise aus den Händen entwandten. Die kleinen Geyer besaßen nicht dieselbe Geschicklichkeit, aber ihr dreistes Wesen kam ihrer Gefräßigkeit gleich; sie verzehrten Alles, es mochte noch so widrig und verdorben seyn. Die widerliche Ausdünstung der Dinge, die sie zu sich nahmen, ging auf ihre Körperbeschaffenheit über. Es war mir wiederhohlter Versuche ungeachtet nicht möglich, den Geruch des Fleisches dieser Vögel, von dem ich die Haut abziehen wollte, zu ertragen, selbst nicht in dem Augenblick, wo ich sie eben durch einen Flinten- oder Pistolenschuß getödtet hatte, und während sie noch ganz warm waren.“ — N — n.

*) Nach Apollodor's mythologischer Bibliothek I. 9, (91.) wurde der Seher Phineus, der sich in der thrazischen Stadt Salmydessus aufhielt des Augenlichts beraubt, einer Erzählung zufolge, von den Göttern, weil er den Menschen die Zukunft enthüllte; einer andern Sage nach von Boreas, weil er auf Zureden der Stiefmutter seine eignen Kinder geblendet; nach Andern endlich vom Poseidon, weil er die Kinder des Phrixus über die Fahrt von Colchis nach Hellas belehrt hatte. Die Götter hatten ihm auch die Harpyen über den Hals geschickt gefiederte Wesen, die, wenn dem Phineus der Tisch gedeckt war, vom Himmel herabflogen, das Meiste wegraubten, und die wenigen übrigen Brocken mit solchem widrigen Geruch angefüllt zurückließen, daß sie zum Genießen durchaus untauglich waren.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Zum Vortheile der Regie dieses Hofschauspieles, die „Seeräuber“ Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ernst v. Houwald.

Der Inhalt dieses Trauerspiels, dessen Geschichte in das 943. Jahr fällt, ist, möglichst kurzgefaßt, folgender: Bartholomeo Caramano, vormahls Jugendfreund und Nebenbuhler in seiner Liebe zu Fiametta, wie in seinem Streben nach dem Throne Venedigs, des jetzigen Herzogs (Degen) von Venedig, Pietro Candiano, wurde, als dieser zum Herzog erwählt wurde, und zugleich die Hand Fimetta's erhalten, schmachvoll des Landes verwiesen. Elend und Verzweiflung trieben Caramano, sich den Piraten anzuschließen. Überlegener Muth und Geisteskraft machten ihn zu ihrem

Oberhaupt. Sein Sohn Silvano, den er mit der ersten verschmähten Geliebten Cardiano's, die ihm das Unglück verbunden, gezeugt, fiel in die Hände der Venetianer, und ward im Hause des Herzogs als Pflegesohn erzogen. Dort faßt Silvano eine Neigung zu Flaminia, Tochter des Dogen, die ihn wieder liebt. Flaminia ward aber dem Sohne des vorigen Dogen, Badoero, von ihrem Vater zugedacht, und mit ihm verlobt. Der liebende Silvano, in Verzweiflung, stürzt plötzlich fort, und erfährt von seinem Erzieher, dem Eremiten Gaspardo: er sey ein Fürstensohn. Und eben zur Zeit als der Herzog in seine Tochter drang ihre Hand Badoero vor dem Altar zu reichen, erscheint Caramano mit Gefolge, als Gesandter eines fremden Fürsten, um die Hand Flaminia's für dessen Sohn anzuhalten. Er biethet Frieden mit den Piraten an, gibt sich endlich selbst zu erkennen: er sey der Fürst der Seeräuber, und führt Silvano als seinen Sohn vor. Diese Vermählung soll den längst entbehrten Frieden des venetianischen Staates besiegeln, und die Piraten sollen von nun an ihr blutiges Handwerk mit dem Bürgerglück vertauschen. Trotz der feyerlichen, in's Innere dringende Rede Caramano's, ward dieser Antrag vom stolzen Dogen verächtlich und schnöde abgewiesen, und er wollte den Frieden nur den Waffen zu verdanken haben. So kehrt Caramano in die Wälder von Curcola zurück, mit dem festen Entschlusse, durch Gewalt des Dogen Herz für seinen Plan zu gewinnen. Ein Volksfest vereinigte mehrere Jungfrauen zur Trauung vor dem Altare, wo auch Flaminia ihre Hand zum verhaßten Bunde Badoero zu reichen gezwungen wird; da dringt Caramano mit den Piraten in das Haus Gottes, raubt Flaminia und die Jungfrauen von dem Altare, und entführt sie nach Curcola. Dort wird ein Fest veranstaltet. Caramano glaubt die liebende Flaminia willig zu finden. Diese aber, deren Liebe zu Silvano und ihrem Vaterlande gleichgetheilt ist, will sich dem frevelnden Beginnen nicht fügen. Sie wird endlich von ihrer muthigen Gespielinn Angela, von der Ankunft des Dogen, der einen Überfall beabsichtigte, geheim benachrichtiget, der ihr zugleich durch Angela den Pallast, die Höhle des Räubers, anzuzünden befahl. Von den schrecklichsten Gefühlen bestürmt, ergreift sie wie im Wahnsinn, vereint mit ihren Frauen die brennenden Kerzen, um den Pallast einzuäschern, mit dem Verzweiflungsrufe: „Zu Asche das Haus, zu Staub die Herzen!" Der Herzog siegt. Caramano und Silvano werden gefangen. Das Volk dringt auf ihren Tod für die verübten Gräuelthaten. Der Herzog möchte zwar ihr Leben retten, entschließt sich aber doch, auf die Vorstellung der Volkstribunen, sie zu verurtheilen. Er versucht aber zuerst die Gefangenen zur Flucht zu bewegen, um der Volkswuth zu entgehen. Sie verweigern es heldenmüthig, und beschließen den Tod zu erdulden; ja Caramano weist sogar den Giftbecher zurück, den ihm der Kerkermeister, sein vormahliger Waffengefährte, bereitet, um ihn vom Tod der Schande zu retten. Der Schlag des zermalmenden Schicksals, das seine schönsten Plane vernichtet, will er mit Manneskraft ertragen. Der Herzog versucht noch das Äußerste, er schickt Flaminia verkleidet in den Kerker, um sie zur Flucht zu treiben. Sie sieht den unerschütterlichen Entschluß der Heldenmüthigen, sie leert entschlossen den Giftbecher, um ihrem Geliebten auf den dunkeln Pfad voranzugehen. Der Herzog erscheint endlich selbst, er sieht das Entsetzliche, und bleibt vernichtet zurück.

Die Tendenz dieses Trauerspiels ist schon vorhinein sehr hoch gestellt, und die Anforderungen, die man an einen Dichter wie Houwald zu machen berechtigt ist, der im „Bilde" und in seinem — wiewohl von Tiek streng beurtheilten „Leuchtthurm," Unvergängliches geleistet, sind uns von dem Dichter selbst in die Hand gegeben. Was hat man nicht von einem Charakter, wie Caramano zu erwarten, der in seiner blühenden Jugend von Liebe und Ruhm gleich begünstigt, von seinem Freunde beyder beraubt, in die schmachvolle Fremde verwiesen, dort noch das reine Gefühl für Bürgerglück unverwüstlich im Herzen bewahrt! Dieses Glück, das er durch den Bund seines Sohnes mit der Tochter der ihm einst so theuern Fiametta zu begründen hoffte, biethet er liebevoll als geweihtes Sühnopfer des seit Jahrhunderten vergossenen Blutes dem Herzog dar, der mehr als Caramano, des Piraten Herz in seinem Busen zu tragen scheint. Wie ein ruhig gewordener Vulcan, der lange Zeit sich hohl gebrannt und glühendes Verderben um sich verbreitet, kommt jetzt Caramano, Ruhe und Segen seiner geängsteten Umgebung zu bringen. Er hat uns ganz für sich gewonnen; wir vergessen fast des geschwungenen Blitzstrahls über den befruchtenden Segensquell, den er menschlich verheißt. Und wie führt dieser große Charakter seine Rolle durch? Kirchenraub, entehrende Gewalt soll dieses Heil hervor bringen? — Diese echträuberische Weise können wir unmöglich mit den ersten Accorden seines hohen Strebens in Einklang bringen, und wir nehmen unsere schnell verschenkte Theilnahme unwillig zurück. — Ihm gegenüber steht der Herzog, schwankend und stolz; Inconsequenz scheint ihn zu charakterisiren. — Flaminia und Silvano stehen zwischen beyden, als Ursache des Kampfes und als einziges Mittel der Eintracht und liebender Versöhnung. Wir sehen gerührt sie von dem flammenden Hasse, der über ihrem unschuldigen Haupte zusammenschlägt, zu Grunde gehen. Doch ist ihr Tod, die sich erst vor kurzem die Hand Badoero zu reichen, wenn auch unwillig, entschließen konnte, sehr wenig motivirt. Caramano und sein Sohn müssen sterben, um dem Rufe der Ehre und des Schicksals zu gehorchen,

„welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Und so gewinnt auch Caramano die ihm entzogene Theilnahme wieder im höchsten Grade, und der Schluß der Tragödie endet eben so würdig wie sie herrlich begonnen, sind auch die Mittelacte größten Theils ungenügend. — Was die Diction und die äußere Form betrifft, so wäre es wohl überflüssig zu erwähnen, daß sie mit wahrem poetischen Feuer durchgeführt sind, wie vom Verfasser des Bildes zu erwarten steht.

Die Aufführung war höchst gelungen. Wir können die Leistung des Hrn. Anschütz, (Caramano), der das Gewühl der Gefühle des umfangreichen Charakters durch die ganze Tonleiter seines kräftigen Sprachorgans ertönen ließ, unstreitig seinem Lear und Belisar zur Seite setzen; und mehr als eine Unebenheit des Gedichtes glättete er kunstreich und sinnig aus. Hr. Wilhelmi hatte einen harten Stand, diese undankbare Rolle durchzuführen. Er löste diese Aufgabe mit seiner rühmlichst anerkannten Kunstgewandtheit. Dlle. Gley wußte, als Flaminia, die tiefsten Saiten des Herzens zur Wehmuth zu stimmen. Ihre Declamation ist im strengsten Sinne ein Tongemählde zu nennen. Hr. Fichtner war als Silvano, wie immer, höchst ausgezeichnet. Ehrenwerth war auch die Leistung des Hrn. Heurteur als Gaspardo, der ein Echo der Nemesis zu nennen wäre. Rühmliche Erwähnung verdienen endlich Hr. Korn (Badoero) durch seine anmuthige, würdevolle Weise; Mad. Anschütz als Angela; Mad. Lembert (Ilaria) Schwester des Herzogs; Dlle. Pistor (Theodora) ihre Tochter; so wie Hr. Costenoble als Seeräuber Wolnik, und Hr. Mayerhofer als Gefangenwärter, Vorzügliches in ihren kleinen Rollen leisteten.

Die Aufnahme von Seiten des Publicums war, wenn auch nicht enthusiastisch, doch höchst würdigend. Nach der ersten Vorstellung, sprach der Veteran Hr. Koch einen Epilog, der beyfällig aufgenommen wurde.

Letteris.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 20 — 15. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Rosen schenkte wieder ein, und war im Ganzen mit Johann von Werth zufrieden, daß er seinen Antrag so geradezu zurückgewiesen hatte. Sie sprachen nun von den vergangenen Kriegen und Werth berührte oft etwas unfein die mancherley Scharmützel, worin er Rosen eine Schlappe angehangen, ohne daß dieser Gleiches mit Gleichem vergalt. Rosen nahm die Prahlereyen des Liguisten scherzhaft auf, schenkte immer fleißiger ein, und ließ sich durch nichts aus seinem Gleichmuth bringen; aber jener wurde immer redseliger, er ging beynahe jeden Überfall, jedes Scharmützel in seinen kleinsten Details ruhmredig durch, verweilte besonders lange bey dem Überfall von Altenried, wo Rosen an der Spitze von Herzog Bernhards Leibregiment fast gefangen genommen worden wäre, kam dann auf das Gefecht bey Deckendorf und spottete hiebey derb über die schnelle Flucht der Weimaraner. Dieß ertrug Rosen noch, als er jedoch die Nördlinger Schlacht, diesen Schattenpunct für Rosen und seine Reiterey berührte, und er die eben nicht feine Frage an den Weimaraner that — „Aber sagt mir nur Oberst, wie war es möglich, daß eine Reiterey, die doch sonst als eine tapfere Schaar männiglich bekannt ist, an solch einem entscheidenden Tage so feig das Feld räumen konnte, ohne kaum den Angriff abzuwarten?“ ward Rosen, und mit Recht gereizt.

„General!“ erwiederte er, aber Zorn und Unmuth übermannten ihn nicht, „das Schicksal der Schlachten ruht in Gottes Hand, der Muth ist nicht alle Tage gleich. Auch euch könnte ein solches Stündlein schlagen.“

„Mir?“ rief hohnlachend Johann von Werth, „mir? Nimmermehr!“

„Und wenn eure Regimenter euch nicht folgen, trotz eures Beyspiels umkehren, fliehen, zieht euch dann das Schicksal nicht mit ihnen fort in die allgemeine Flucht?“

„Dann stehe ich allein!“ rief der Liguist mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Pokale klirrten — „Lieber todt, als feig!“

„Und was gewönnet ihr dabey?“ fragte Rosen — „Ihr würdet gefangen!“

„Gefangen?“ unterbrach ihn Johann von Werth. „Glaubt ihr mich je gefangen zu sehn? — So wenig auf dem Schlachtfeld, wie in dem Netz eines Weibes.“

„Nun nun!“ sagte Rosen lächelnd „Seyd ihr auch des Erstern gewiß — obgleich wohl Fälle möglich sind, wo der Tod selbst euch nicht vor der Gefangenschaft retten könnte — so mögt ihr doch für das Andere nicht stehen. Die Weiber werfen ihre Netze so schlau, daß der Unbändigste darin gefangen wird. Laget ihr noch nie in einem solchen?“ fragte er dann, Johann von Werth ins Auge fassend, der seinen Becher mürrisch hinunter-

stürzte; „noch nie?“ wiederhohlte Rosen wohl etwas boshaft, da er sah, daß er einen verwundbaren Fleck bey seinem Gegner getroffen hatte.

„Hm!“ brummte nach einer Weile der General und strich sich den dicken Knebelbart, „einmahl in Straßburg — vor gar nicht langer Zeit — da beging ich die erste, und wahrlich auch die letzte Thorheit, mich in ein Milchgesicht zu vernarren; statt ihr den Hof zu machen, hätte ich mein edles türkisches Roß streicheln sollen, das dankbar mir dafür entgegengewiehert hätte. — Aber beym Teufel, so betriegt mich keine mehr, wie die eitle Margarethe Epp —“

„Von der habe ich mancherley gehört,“ nahm Rosen das Wort; „sie soll schön seyn.“

„Ja, schön ist sie, das muß jeder gestehen, dem sie auch noch ärger mitgespielt hat, als mir.“

„Klug?“

„Wie eine Schlange!“

„Und hoffärtig?“

„Glaubt die Dirne, alle Männer wären nur da, ihr den Hof zu machen, jeden lockt sie an, und jeden läßt sie laufen — Doch schweigen wir — Kommt Oberst!“ rief er, das hinweggeschobene Glas wieder ergreifend, „stoßt an! Krieg auch den Weibern!“

„Da stoß ich nicht mit euch an, General!“ entgegnete Rosen, „ich liebe die Frauen und achte sie, und möchte um alles nicht mit ihnen in Fehde leben. Kleine Scharmützel, wo es nur Schrammen, keine Wunden gibt und die von einem Kuß schnell wieder heilen, laß ich mir gefallen, aber keine offene Fehde.“

„Glaube wohl, daß ihr bey den Frauen mehr Glück macht, und ihr in der Art von Krieg bewanderter seyd als ich,“ sagte Johann von Werth spöttisch. „Ich kümmere mich um das Frauenvolk wenig, blickt mich nur Ein Weib freundlich an, steht mir nur Frau Fortuna beym Kanonendonner zur Seite, so bin ich zufrieden, und überlasse euch gern jenen Kampfplatz, auf dem kein Lorber grünt.“

„Ich hoffe, General, ihr werdet mich wohl auch auf dem andern finden,“ erwiederte Rosen. „Ich dächte, wir hätten uns schon manchmahl dort getroffen!“

„Ja ja!“ sagte Johann von Werth, dem Margarethe von Epp die gute Laune verdorben zu haben schien, „ich machte euch schon oft meinen Besuch, Ihr seyd mir aber fast den Gegenbesuch noch schuldig.“

„Ich dächte kaum,“ sagte Rosen, der seinen Gleichmuth schnell wieder bekommen hatte, da er sah, daß sein Gegner in seinem Unmuth einen Becher nach dem andern hinunterstürzte, „und wäre es nicht, kann es noch geschehen.“

„Topp!“ rief Johann von Werth, „Topp! Hier liegt mein Handschuh!“

„Ich hebe ihn auf,“ sagte Rosen gelassen.

„Nicht zum Zweykampf!“ fuhr der Niederländer fort „nicht wie zwey gemeine Kriegsknechte ihre Zänkereyen, wie Feldherrn wollen wir an der Spitze der Reiterey unsere Sache ausmachen! — Hört!“ fuhr er plötzlich auf — „ich biethe euch eine Wette an — es gilt zwey edle Streitrosse und 200 Doublonen! Wer dem Andern binnen zwey Jahren und zwey Monathen in offener Feldschlacht oder im Scharmützel den empfindlichsten Streich beybringt, erhält sie von dem Andern. Seyd ihr das zufrieden?“

„Hier meine Hand!“ sagte Rosen, „es gilt!“

„Nun dann, langes Leben und gute Gesundheit, daß wir unsere Wette als wackre Kriegsgesellen ausführen können!“ rief Johann von Werth mit soldatischem Frohsinn. „Und nun den Valettrunk. — Wir bleiben Freunde, wenn ihr auch ein Ketzer seyd. — Heda! — meinen Gaul!“ rief er, das Fenster öffnend. — „Ich sehe dort Reiter ankommen, es könnte der Herzog seyn, und der muß Johann von Werth besonnener finden, als er jetzt ist —“

„Der Herzog ist es nicht,“ unterbrach ihn Rosen, „es ist der Marquis von Feuquieres, vom Cardinal la Valette an euch gesandt.“

„Desto schlimmer, wenn es ein Franzos ist! adio! — Dank für gute Bewirthung!“ Dieß sagend drückte er Rosen die Hand, eilte hinaus, schwang sich auf sein wieherndes Roß und jagte davon.

Rosen, der ihm gefolgt war, sah ihm mit verschränkten Armen lange sinnend nach — „Wir wollen sehen, wem das Glück günstig ist, Johann von Werth!“ sagte er vertrauungsvoll lächelnd und ging dem Marquis entgegen, der nicht wenig verwundert war, Johann von Werth nicht mehr zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Sängers Festgabe.

Die Menge reich geschmückter Gäste
Drängt sich zum Schlosse hinan, zum Feste,
Das heute die hohe Herrinn gibt
Der Tochter, die Alles verehret und liebt;
Und prunkender Zimmer weitläufiger Raum
Erfasset die Menge der Kommenden kaum.

Drauf nahet die Mutter dem glänzenden Kreise,
Und grüßet sie All' in anmuthiger Weise,

Erscheinet die Tochter im festlichen Saal'
Und heißet willkommen sie allzumahl,
Sieht, freudig die Gaben, die Mancher ihr bringt,
Und manch schöne Rede zum Herzen ihr dringt.

Doch irret ihr feuriger Blick durch die Säle,
Zu sehen, ob wirklich der E i n e heut' fehle,
Der, dessen Erscheinen heut' heilige Pflicht;
Doch ist's so, ihr Auge erschauet ihn nicht
Den Sänger, deß glühend bescheidener Sang
Von ihr doch manch lohnenden Blick schon errang.

Da kommen die Flöten und Cymbeln und Geigen,
Erschallen Gesänge und fröhlicher Reigen,
Da drücket auf's Haupt sie den blühenden Kranz
Jungfräulicher Freude, und schwebet im Tanz'
Dahin nun, und wie sie entzückt ringsumher,
Gedenkt sie des Sängers, des armen, nicht mehr.

Im Leben sind aber die freudigen Stunden
Geflügelten Fußes am schnellsten entschwunden;
Das Fest ist geendet, man ziehet nach Haus,
Und leer wird's im Schlosse, die Lichter geh'n aus;
Und wie sie verlöschet, die flackernde Pracht,
Herrscht schweigend ringsum wieder düstere Nacht.

Das Fräulein sich kühlend im Fenster noch lieget,
Und denket, wie überall heut' sie gesieget,
Und wie sie beherrschet den Ernst und den Scherz,
Doch kläglich gewahret das eigene Herz;
Und wie sie erwägt, was sie nahm und geschenkt,
Sie wieder des Sängers, des armen, gedenkt.

Da tönen wehmüthige Klagegesänge,
D'rein mischen sich wunderlich jubelnde Klänge,
Und leise und stark doch, wie geistiger Chor,
So schwellen die Töne zum Fräulein empor;
Der Sänger ist's unten, die Laute im Arm,
Der singet so klagend und jubelnd und warm.

Der Sänger, der singt von vergeudeten Tagen,
Und eitlem Wünschen, und thörichtem Wagen,
Von alterndem Schmerze und neuerer Lust,
Verworrenem Haupte und blutender Brust;
Und schmerzlich ertönet sein Lied und süß,
Wie das Lied vom verlorenen Paradies.

„Bringe Jeder seine Gabe,"
Schließt der Sänger, „was ich habe,
„Bring' ich dir im Gesang —
„Meine Träume, meinen Drang,
„Und mein ganzes inn'res Leben,
„Sänger kann nichts Beßres geben."

„Doch im fröhlichen Gedränge,
„In dem lauten Wortgepränge,
„Leicht verhallt das leise Lied,
„Darum ich die Menge mied.
„Aber wenn der Lärm verklungen,
„Bring' ich gerne Huldigungen."

„Ständ' ich auf des Ruhmes Höhen,
„Wo die heil'gen Lorber stehen,
„Legt' ich auch mit stolzem Sinn
„Meinen Lorber vor dich hin,
„Wäre dann auch nur beglücket,
„Wenn mein Sang a u c h d i c h entzücket."

„Doch weil mich nicht Lorber schmücken,
„Nur Vergißmeinnicht ich pflücken
„Kann, biethe ich die Blümchen dir;
„Zürne darum nicht mit mir."
D'rauf mit zitternd fleh'nden Händen
Legt er hin die zarten Spenden.

Und fliehen nun will er, doch harret er wieder,
Weil winkend die Herrliche selbst steiget nieder,
Und eines der Blümchen mit freundlichem Blick
Gibt sie dem erglühenden Sänger zurück;
Der drücket an's Herz nun den reichlichen Lohn,
Und eilet in jubelnder Freude davon.

Carl S t e g m a y e r.

Wangsa, der treue Diener seines Herrn.

Ehe der bekannte Reisende X. Pfyffer Java verließ, besuchte er noch die Grabstätte eines theuren Freundes, welcher dreyßig Stunden von ihm entfernt gewohnt hatte, und sein Leben auf einer mühevollen naturwissenschaftlichen Bergreise endete. In dessen frühern Aufenthaltsorte angelangt, war sein erster Gang zu dem Ruheplatze des Verblichenen. Der alte vormahlige Diener desselben geleitete ihn dahin. Der Grabhügel war höher als die gewöhnlichen und durch ein auf hölzernen Stützen ruhendes Binsendach vor Regen und Sonne beschirmt. Bey dem Fußende stand ein Armstuhl, auf demselben lag der Hut, ein paar Pantoffeln und der Stock des Verstorbenen. P. fragte den Indianer nach der Bedeutung dieser wunderlichen Anordnung, und er antwortete ihm Folgendes:

„Dieses alles habe ich zur Bequemlichkeit meines geliebten Herrn hingesetzt, damit er nach der Auferstehung von dem langen Schlafe auf dem Stuhle ausruhen kann, bevor er die Reise nach dem Paradiese unsers großen Propheten antritt. Auch als ich ihn in das Grab legte, trug ich wohl Sorge, ihm vorher seine besten Kleider anzuziehen, damit er sich unter den vornehmen Leuten jenseits nicht zu schämen habe. Von Zeit zu Zeit reinige ich den Ort von Unkraut und trage schöne wohlriechende Blumen dahin, besonders solche, die mein Herr in seinem Leben vorzüglich liebte."

Dieser schöne Zug des Herzens, diese treue, fleckenlose Anhänglichkeit des Alten rührte P. bis zu Thränen. Auch er fing laut an zu weinen, als ihm P. traulich seine Hand reichte und zu ihm sagte: „Bald, guter Wangsa! wirst du deinen Herrn wiedersehen, sein Gott ist auch der deine; Christen und Muhammedaner sind seine Kinder, und jeder, der ohne Makel befunden wird, geht ein in die göttlichen Wohnungen." Mit tiefem Ernste entgegnete der Alte: „betul tuwan!" (ja sicher, mein Herr!)

Logogryph.

Ich bin der Tanzsaal, bin das Grab, der Himmel,
Des Milton Hölle, bin in Praters Hainen,
Bin, wo Verliebte kosen, Arme weinen,
Bey Trinkgelagen und im Schlachtgetümmel;

Bin, wo der Rappe schnaubet und der Schimmel,
Wo Mittagskreise sich am Pol vereinen,
Wo Träumern grasser Geister Heer' erscheinen,
In wüsten Öden, wie im Stadtgewimmel.

Doch setzt ihr mir voran ein einzig Zeichen,
Bin eine spitze, giftgetränkte Lanze,
Der jeder Pfeil und alle Waffen weichen;
Doch in des Liebchens Herz hineinzuschleichen,
Bin ich es auch, so ich die Brücke pflanze;
Mich braucht das Kind, der Weise, Thor, die Schranze.

Nun für den Kopf ein Surrogat erwählet,
Und mich im barschen Tone dann gesprochen:
Versammelt der Gemeinte seine Knochen
Und rennt, daß man die Schritte nimmer zählet,

Dahin — wenn neuer Kopf sich mir vermählet.
Doch mag des Grimmes Galle mächtig kochen,
Er geht gemach und bleibet ungerochen,
Wenn wieder sich mein Kopf auf's neue schälet;

Dann pocht der Pulsschlag seines Herzens freyer,
Der Schritt wird langsam, heiter seine Blicke,
Die Finsterniß sogar wird ihm geheuer,
Er fürchtet nicht des Feindes Schwert und Tücke,
Er geht dann bey mir sicher nach dem Glücke,
Verweilet froh beym Saitenklang der Leyer.

J. Ehrenwerth.

Auflösung
der zweysylbigen Charade in Nr. 18:
Brautkranz.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Den 5. Februar zum Vortheile des Directors Sartory, zum ersten Mahle: „Die Bettlerbraut, oder: Wer wagt der gewinnt." Lustspiel mit Gesang von Gleich, Musik v. W. Müller.

Fräulein Amalie, genannt Caprize (Mad. Rohrbeck), Tochter des Grafen Heimeran (Hr. Sartory), ein bosbaftes Ding, schlägt aus purem Übermuthe alle Freyer aus, und erklärt, nur denjenigen heirathen zu wollen, welcher die Gattung eines von ihr verstummetten Thieres errathen würde (!) Darauf baut Daniel (Hr. Weiß), Stallmeister des Barons Eduard (Hr. Windisch), der sie leidenschaftlich liebt, den Plan, sie zu bessern. Er entlockt nähmlich der Erzieherinn Amaliens (Mad. Schack) unter dem Vorwand, eine alte Liebschaft erneuern zu wollen, das Geheimniß, erscheine dann, nachdem er zuvor den alten Grafen auf seine Seite gezogen, als Bettler verkleidet, erräth natürlich das Thier, und schleppt das Fraulein als Bettlerbraut in seine armliche Hütte. Hier zwingt er sie durch rauhe Behandlung und Furcht, ihr eigensinniges Wesen abzulegen, und sogar bey den Landleuten zu betteln. Endlich erbarmt sich ihrer ein Küchenjunge ihres Vaters (Hr. Landner), indem er ihr unter dem Küchenpersonale desselben eine Anstellung verschafft. Während sie aber hier eine Suppe bereitet, fällt ihre brillantne Busennadel in dieselbe. Sie wird darin gefunden, man hält Amalien für eine Meuchelmörderinn, und schleppt sie vor ihren Vater, der sie aber erkennt (?) und ihr verzeiht. Sie fleht ihn nun um Rettung von dem Bettler, der ihr jetzt doppelt furchtbar entgegentritt, aber umsonst! sie soll ihm verzweifelnd neuerdings übergeben werden; da laßt jener die Maske sinken, und — Eduard, welchen sie schon lange heimlich geliebt, sinkt in ihre Arme, mit welchem sie denn auch — post nubila Phoebus — vereinigt wird.

Hr. Gleich hat dießmahl viel gewagt und wenig gewonnen. Der Stoff, obschon einem ältern Stucke entlehnt und mannigfaltig benützt, ist dennoch nicht undankbar, und enthält viele effectvolle Momente. Aber — er paßt auf kein Volkstheater. Die verfehlte Tendenz dieser Bühne hat sich an Raimund's „Zauberkrone" grausam gerächt, und wird jedes ähnliche Product gleich strenge bestrafen. So ist es z. B. für ein Publicum, welches in Komus Tempel strömt, um ihm fröhlichen Herzens zu opfern, eine ganz eigenthümliche Curiosität, Dlle. Jäger sentimental zu sehen. Es ist wahr, daß kein Scherz eine moralische Würdigung verdient, welcher nicht eine ernsthafte Beziehung auf das Leben zur Rückseite hat; aber nur als zarte Folie darf diese Ironie durchblicken, wie eine ferne Nebelgruppe in einer heitern Landschaft, wenn sie das lachlustige Publicum nicht durch seine Hypermoralität anekeln soll.

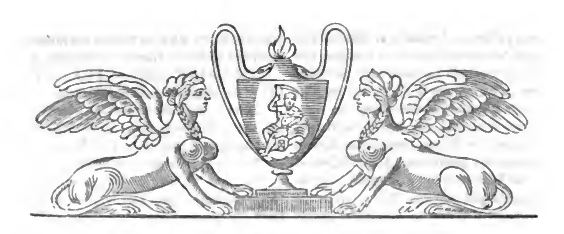
Auch die Bearbeitung ist nicht sehr gelungen zu nennen. Man sieht zwar den bühnen- und effectkundigen Dichter überall heraus, aber sehr wichtige Umstände, z. B. die Kenntniß des Grafen von Daniels Plane, sind viel zu wenig motivirt, der Dialog flüchtig gearbeitet, zwar fließend, aber ohne Witz, die Liedertexte flach und trivial. Indessen gestehen wir gerne, daß das Stück einer genauern Feile unterzogen und auf einer anderen Bühne vielleicht Wirkung hervorbringen dürfte. — Die Musik trägt ebenfalls sichtbare Spuren der Flüchtigkeit an sich, und ist voll Reminiscenzen und Wiederhohlungen. Hr. Kapellmeister Müller ist ein schätzbarer, um die Localmuse hoch verdienter Compositeur; aber er muß sich denn doch, wie alle Polygraphen, nach und nach erschöpfen, und wir glauben daher der neuen kunstsinnigen Unternehmung, welche erst einen schönen Beweis ihres Strebens und ihrer Thätigkeit gegeben, das Engagement eines rüstigen, für die Schöpfung origineller und ansprechender Nationalmelodien begabten Tondichters dringend anempfehlen zu müssen.

Unter den Spielenden verdient Hr. Weiß zuerst genannt zu werden. Er spielte heute vortrefflich, und zeigte, daß er, wenn auch kein eminenter Komiker, doch ein äußerst vielseitiger und verwendbarer Schauspieler, und für jede Provinzialbühne ein Schatz sey. Der rauschende, und zugleich verdiente Beyfall, welchen er sich erwarb, möge ihm den rechten Pfad seines weitern Vorwärtsstrebens zeigen. Von den übrigen wissen wir wenig zu sagen, außer daß die, freylich trivialen Späße des Hrn. Landner das einzige waren, was dem ziemlich zahlreichen Publicum zuweilen ein Lächeln ablocken konnte. Der Beneficiant hatte sich mehrerer Beweise von der Anerkennung seiner Verdienste um diese Bühne zu erfreuen.

The veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den 21 17. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

II.

Anderthalb Jahre waren seit der Zusammenkunft in Bellevue verflossen, ohne daß das Schicksal die beyden Feldherren einander gegenüber geführt hatte. Johann von Werth war mit den ihm untergebenen liguistischen Regimentern dem Cardinal Infanten nach den Niederlanden zugezogen, wo er den Spaniern bey ihrem Einfall in die Picardie treffliche Dienste leistete; Oberst Rosen, der mit dem Herzog nach Burgund und dem Elsaß gerückt war, hatte wacker dazu beygetragen, daß Gallas sich über den Rhein ziehen und Lothringen und Elsaß preis geben mußte.

Dem Herzog Bernhard war nun nichts wichtiger, als den Krieg auf das rechte Rheinufer zu spielen, hiezu war ihm ein sicherer Übergang nothwendig und Straßburg am gelegensten. Schon lange hatten beyde Parteyen, die kaiserliche und schwedische, um den freyen Durchzug und den Übergang über die Rheinbrücke mit der Stadt unterhandelt; aber Straßburg, welches den Prager Frieden, jedoch nur bedingungsweise angenommen, hatte bis jetzt seine Neutralität behauptet, keinem Heere den Durchzug und nur Einzelnen von beyden Parteyen den Eintritt gestattet. Der Religion wegen sich wohl mehr zur protestantischen Partey hinneigend hatte es in der Stille, da wo es, ohne die Neutralität zu verletzen, geschehen konnte, Herzog Bernhard und sein Heer begünstiget, ihm aber öffentlich, so wie dem General Gallas, jede thätige Unterstützung und das Öffnen ihrer Thore und den Gebrauch ihrer Brücke verweigert.

Beyde Parteyen bewarben sich dennoch um die Gunst dieser, für die Kriegführung im Elsaß so wichtigen Stadt. Bald befanden sich österreichische, bald französische und schwedische Abgeordnete daselbst, und bey den jetzigen Conjuncturen glaubte Herzog Bernhard ihrer Freundschaft besonders zu bedürfen. Er gab deßhalb Oberst Rosen den Befehl dahin zu gehen, um noch einmahl wegen des Überganges über die Schiffbrücke, oder wenigstens wegen Herbeyschaffung der nöthigen Materialien zum anderweitigen Schlagen einer solchen zu unterhandeln.

Seit der Unterredung mit Johann von Werth hatte sich dieser oft mit der schönen hoffärtigen Margarethe von Epp beschäftigt, die ihm seine Phantasie auf so mancherley Weise, aber immer lockend vorgeführt hatte. Was er von ihr gehört, mußte seine Neugierde erwecken, seine Eitelkeit reizen, und den Wunsch in ihm rege machen, das stolze, jede Bewerbung zurückweisende

Mädchen kennen zu lernen. Deßhalb war ihm der Auftrag des Herzogs doppelt willkommen, da er ihm Gelegenheit gab, seinem Herrn zu dienen und die schöne Straßburgerinn zu sehen, und so zog er mit dem Gedanken an sie spät am Abend in Straßburg ein.

Kaum in der Herberge zum Kreuze angelangt, machte ein Lärm auf der Straße seine Aufmerksamkeit rege. — Er öffnete das Fenster und sah, wie die Jugend der Stadt an der Thür eines hell erleuchteten, ansehnlichen Hauses lärmte und polterte. Schön geschmückte Jungfrauen, irdene, mit Blumen geschmückte Gefäße tragend, zogen jetzt bey Fackelschein paarweise unter Geigen- und Flötenschall heran, die Jugend machte Platz, die Thüre des Jubelhauses öffnete sich ihnen, und sie traten dann unter Trompeten- und Paukenschall ein.

Rosen erkundigte sich, was dieser Lärm und dieser Aufzug bedeute, und erfuhr, daß heute der Polterabend der Tochter des reichen Freyherrn von Epp gefeyert werde. Diese Nachricht überraschte ihn, die lieblichen Träume so vieler Monden waren dahin, das seltne, in ganz Elsaß gepriesene Kleinod von fremder Hand errungen. Unmuthig legte er sich zu Bette. Als er jedoch am Morgen erwachte und ruhig über sich, seine Hoffnungen und Wünsche nachdachte, mußte er lächeln, daß ein Phantom seiner Einbildungskraft, daß ein Mädchen, welches er noch nie gesehen, ihn so lange beschäftigen, ihm auch jetzt noch Unruhe erregen konnte. Und als die Glocken des Münsters ertönten und er erfuhr, daß um die zehnte Stunde die Trauung des Fräuleins von Epp dort vor sich gehen sollte, befahl er, völlig beruhigt, dem Diener, ihm sein Staatskleid zu bringen, und beschloß, ehe er noch irgend jemand in der Stadt seinen Besuch gemacht, nach dem Münster zu gehen, um dort die allbewunderte Margarethe als Braut zu sehen, und sich zu überzeugen, ob die Fama nicht gelogen, und sie wirklich es werth sey, daß er seit so vielen Monden sich ausschließend mit ihr beschäftigt habe. Er trat nicht ohne Neugierde in den Münster ein; schon war das Lied beendet, die feyerliche Handlung hatte schon begonnen, und das Brautpaar stand vor dem Altar, als Rosen sich durch die dichte Menge der Zuschauer drängte, die auch willig dem Kriegsmanne von gar stattlichem Aussehen Platz machte. Jetzt war er bis zum Chor gedrungen, jetzt konnte er das Brautpaar deutlich sehen, und — statt der hohen, junonischen Gestalt, die seine Phantasie seit Le haut clocher ihm in Margarethe vorgezaubert hatte, sah er ein kleines, wie es ihm schien, verwachsenes Geschöpf, prunkend gekleidet am Altar stehen.

„Ist das die Braut? — Ist das das Fräulein von Epp?“ — fragte er eine Nebenstehende.

„Das ist sie!“ erwiederte ihm seine Nachbarinn — „Seht nur das reiche Kleid von Silberstoff, seht nur den Halsschmuck. Ach! Sie ist reicher Ältern Kind, und der Bräutigam mag sich wohl freuen, solchen Schatz in sein Haus einzuführen! Seht nur, jetzt zieht sie den Sammthandschuh aus, habt ihr schon solch schöne Armbänder gesehen?“

Aber Rosen sah weder Armband, noch Handschuh, noch Braut. Seitwärts, unfern des Brautpaars stand neben einem reichgekleideten, alten Herrn ein Mädchen, das die Blicke des Kriegers nur allein fesselte. „So wie diese dacht' ich sie mir!“ seufzte er sich ganz vergessend auf, „so mußte Margarethe Epp aussehen, solch herrliche Gestalt mußte ihr, von der die ganze Umgegend spricht, geworden seyn!“ — Als er dieß vor sich hin murmelte, traf auch des Mädchens Auge zufällig auf ihn, es ruhte einen Augenblick, wo es sich unbemerkt glaubte, mit Wohlgefallen auf dem Kriegsmann, wandte sich aber schnell und traf ihn dann noch einmahl, aber so stolz, so kalt, daß Rosen beleidigt den Blick eben so stolz erwiederte.

Die Ceremonie war nun beendet, die Braut wandte sich zu den Umstehenden, und Rosen sah ein sanftes, freundliches, aber nicht schönes Gesicht. Er lächelte bey ihrem Anblick und dachte: „Bey Gott, Johann von Werth muß leicht zu fangen seyn, wenn er an solcher Angel zappelte!“ wandte sich dann, obgleich sein Auge durch einen geheimen Zauber nach der Schönen mit ihren blonden Flechten, ihrem weißen über den Nacken herabhängenden Schleyer immer noch heimlich angezogen ward, als ein muthiger Streiter, selbst bey Frauen, nach einem der hohen Pfeiler, an welchem ein Gemählde aufgehangen war, besah dann den herrlichen Dom, vergaß über das Schöne, Bewunderung Erregende, was er in diesem erhabenen Gebäude sah, für einen Augenblick die hohe Frauengestalt und ging nun, um die Kirche zu verlassen, dem Portale zu.

Da war es ihm, als sähe er jenen langen, weißen Schleyer, der das schöne Mädchen schmückte, noch unter dem Bogen des Portals flattern; unwillkührlich drängte er vorwärts, sie noch einmahl zu sehen, als ihn eine kreischende Stimme anredete: „Edler Herr!“ vernahm er hinter sich, „verzeiht, wenn ich euch hier auf-

haste.“ — Rosen wandte sich und hinter ihm stand ein schon bejahrtes Männchen. — „Ich erkannte schon während der Trauung meiner Tochter in euch den Obersten Rosen, den Anführer der weimarischen Reiterey,“ begann nun der Freyherr von Epp, denn dieser war der kleine höfliche Mann. „Höchst erfreut, euch hier zu sehen, halte ich euch unbescheidener Weise auf, euch zu bitten, meinem Hause die Ehre zu gönnen, Theil an dem heutigen Feste zu nehmen.“

Rosen, zwar von dieser unerwarteten Einladung überrascht, konnte nicht umhin, sie anzunehmen. Der Freyherr dankte für seine Bereitwilligkeit, winkte einer bereitstehenden Sänfte und empfahl sich dem immer noch Überraschten.

Als Rosen in seiner Herberge ankam, hielt es ihn nicht lange dort. War es Langeweile, war es die Neugierde, welche das Räthsel zu lösen hoffte, wie eine kleine verwachsene Gestalt einem so rohen Mann, wie Johann von Werth, noch nach so trauriger Erfahrung das Zeugniß unbestrittener Schönheit entlocken konnte, er ging, da es wohl Mittagszeit war, hinüber in das Hochzeithaus. Hier wies ihn ein Diener, den er nach dem Freyherrn fragte, in den Garten. Er trat ein, durchstrich mehrere Gänge und erblickte statt des kleinen freundlichen Mannes die Jungfrau mit dem stolzen, hoffärtigen Blick, die er im Münster gesehen. Jetzt aber war der Ausdruck ihres Gesichtes ein ganz anderer. Lächelnd, als ob ein freundlicher Traum an ihr vorüberschwebe, sah sie, das niedliche Köpfchen etwas vorwärts gebeugt, vor sich hin, ihr Mund lächelte schelmisch und die Rose in ihrer Linken, die sie vielleicht eben an ihr klopfendes Herz gedrückt haben mochte, hatte gewiß irgend eine liebe Erinnerung in ihr erweckt. Rosen blieb, das Auge unverwandt nach der holden Sinnenden gerichtet, wie gebannt auf seinem Platze stehen; der stolze, ihn beleidigende Blick im Münster war vergessen, stand doch das freundliche Mädchen vor ihm, das von der Kirche gleich in den Garten gegangen seyn mußte, denn noch hielt ihre Hand das Gesangbuch. Jetzt führte sie die Rose an ihren Mund, preßte ihre Lippen auf die sanft errötheten Blätter, dieses Sinnbild der Liebe — aber, hatte sie ein Dorn verwundet, oder sie den Fremden bemerkt, wie von einem Zauberstab berührt, war ihr Antlitz verändert; sie sah ernst vor sich hin, warf die Rose hastig weg, wandte und entfernte sich schnell. Rosen war von dieser plötzlichen Veränderung überrascht; Kenner des chamäleonischen Geschlechts, war er den Frauen gegenüber stets auf seiner Hut und am meisten wenn er dem eigenen Herzen nicht recht trauen zu können glaubte. Auch jetzt war mit ihrem Verschwinden hinter der grünen Buchenhecke die Begeisterung dahin und er zog den schon gehobenen Fuß schnell zurück. „Sey vorsichtig!“ raunte ihm seine Erfahrung zu, „untersuche, ehe du den Lockungen deiner Sinne folgst!“ Dieser Gedanke hielt ihn zurück. Als er sie aber weit genug entfernt glaubte, ging er dennoch nach der Stelle, wo sie gestanden hatte, beugte sich nach der Rose, die ihre Lippen berührt, und die ihres Glückes unbewußt, sorglos am Boden lag, hob sie auf, und — O! die Stärke des männlichen Herzens ist wie das Eisen der Armbrust, sie gibt dem Eindruck der Sinne nach, und beugt sich vor ihm, wie der stählerne Bogen der Waffe unter der kräftigen Hand; doch hat die Sehne geschwirrt, so tritt es stolz in seiner Kraft zurück und wähnt, vergessend, was ihm schon oft geschah, keine Hand könne es mehr beugen. So auch das Herz! ist der Eindruck vorüber, glaubt es sich stark genug, jedem neuen zu widerstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Zuweilen frommt penuria
Wohl besser als pecunia:
Die Heller theilt dann strenger ein,
Wer sonst liebt, Thaler zu verstreu'n.

— — n.

Ausflug nach dem Norden Amerika's.

Ehe man noch eine Reisebeschreibung aufschlägt, denkt man sich schon im Allgemeinen die Scenen, welche der Verfasser beschreiben wird, und kann in einem gewissen Grade die Unannehmlichkeiten und Hindernisse, die ihm begegnen, voraussagen. So denkt man an die Kälte und das Eis bey den Reisebeschreibungen Parry's, Franklin's und Richardson's, und bey der bloßen Erwähnung Afrika's fallen uns glühende Sandwüsten und undurchdringliche Wälder voll blutdürstiger Wilden ein. Aber noch kein Reisender hat die folgende Thatsache erwähnt, und folglich kann außer dem, der es erfahren, Niemand wissen, wie sehr den Reisenden in Nordamerika auf den eisigen, mit Schnee bedeckten Ebenen die schrecklichste Plage Afrika's quält, daß er nichts hat, das seine trockenen, brennenden Lippen kühle, und der Schnee, den er verzehrt, den heftigsten Durst nur noch vermehrt.

In den hohen Breitengraden Nordamerika's fällt aller Schnee zu Aufange des Winters. Ein wolkenloser Himmel und heftige Kälte charakterisiren dann das Klima, bis die Nebel, die Ankunft der Vögel und ein minder rauher Nordwind die Nähe des Frühlings verkündigen. Die Sonnenstrahlen haben jedoch auch im Winter Kraft genug, selbst an dem Ufer der Hudsonsbay, um den neugefallenen Schnee schmelzen zu können; das Geschmolzene friert in der nächsten Nacht zu Eis, und bildet eine spiegelglatte Fläche, worauf der Schlitten pfeilschnell hingleitet, und dem mit großen Schuhen versehenen Jäger erlaubt, dem Wilde schnell folgen zu können, während ihm, wenn er in die Wälder kommt, wo der Schnee noch weich ist, große Hindernisse entgegenstehen. Diese Leichtigkeit und Schnelligkeit des Reisens können diejenigen nicht begreifen, welche sich den Schnee immer so weich und feucht vorstellen, wie er in den, dem Äquator näher liegenden Ländern ist.

Die Pein, die der Durst dem Reisenden und Jäger auf jenem Eise verursacht, ist sehr groß; er gleicht zwar dem nicht, welchen die Reisenden in der heißen Zone erdulden müssen, weil augenblickliche Linderung stets zu haben ist, aber so lange er währt, ist er äußerst schmerzhaft. Statt den Durst zu löschen, vermehrt der genossene Schnee die Entzündung des Mundes und das Verlangen nach Wasser wird immer unerträglicher und die Mattigkeit immer beunruhigender. Mehr als einmahl habe ich auf den weiten Ebenen, wo der Schnee unermeßliche Thäler bedeckt, und seine weiße Hülle ohne Unterbrechung bis an den Horizont ausdehnt, Menschen die Baue, welche die Bisamratten mitten in den Morästen aufführen, welche die Sommerregen bilden, zerstören, mit Begierde das Wasser, welches bisweilen darunter zurückbleibt aussuchen und, wie schmutzig und stinkend es auch seyn mochte, trinken sehen.

(Der Schluß folgt.)

Notizen.

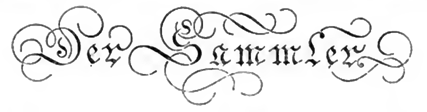
Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Das unter dem Titel: „Domi, der amerikanische Affe," am 28. Jänner zum ersten Mahle aufgeführte Thierstück erhielt in fünfzehn hinter einander folgenden Darstellungen einen, seinem innern Werth nach nicht verdienten rauschenden Beyfall. Es ist ein Pêle-mêle, welches sich von dem Ballete: „Joco, der brasilianische Affe," hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß es als Schauspiel schlechter ist, wie dieses als pantomimische Vorstellung. Referent will die Leser nicht mit einer näheren Detaillirung des Inhaltes plagen, sondern führt als Belege für sein Urtheil in Bezug auf die Widersinnigkeit dieses Stückes aus den vielen Unwahrscheinlichkeiten, die in demselben vorkommen, gleich die nächste beste z. B. die an, daß eine zärtliche Mutter ihr Kind an einem von ihr ziemlich entfernten Orte ganz unbewacht schlafen lassen muß, bloß damit es leichter geraubt werden kann; so wie als Belege für die Witzlosigkeit in den vielen langweilig gedehnten episodischen Scenen folgenden Spaß, welcher noch der beste im ganzen Stücke ist: daß nähmlich der Hausinspector Pancratius, als seine Muhme und ihr Geliebter in dem Netze, das er für den Affen bereitet, von diesem gefangen wurden, sich wundert, statt eines Affen zwey Gimpel ertappt zu haben. Das Einzige, was in diesem Stücke lobenswerth ist, ist der auf dasselbe in der That splendid verschwendete Aufwand, da die Decorationen durchaus neu und von den HH. Jachimovich und Pösendeiner ausgezeichnet schön gemahlt sind, der am Schlusse vorkommende Meeressturm aber so herrlich und ganz der Natur gemäß dargestellt ist, daß derselbe Alles übertrifft, was man noch in Bezug auf Arrangement Vortreffliches gesehen. Auch die Musik vom Capellmeister Adolph Müller ist sehr zweckmäßig, und vorzüglich gefällt ein zwar sehr kurzer, aber durch sein überraschendes Motiv recht angenehmer Jägerchor. An der Spitze der Personen, welche in dieser Affenkomödie als Personen mitwirkten, und sämmtlich sehr fleißig spielten, steht Hr. Scholz, konnte indeß ungeachtet seiner oft auch der mattesten Maske Leben einhauchenden vis comica und ungeachtet der angestrengtesten Bemühung den Hausinspector Pancratius Seidenwurm nicht zu einer ergötzlichen Figur umschaffen. Hr. Springer, ein Groteskttänzer von Petersburg, hatte, obwohl Vielen Briols Joko noch zu gut im Gedächtnisse vorschwebt, dennoch das Glück, durch seine die Affen vortrefflich nachahmenden Grimassen und seine äußerst geschickten Sprünge sich in der Gunst der Mehrzahl festzusetzen.

Eucharis.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Sonnabend, den — 22 — 19. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Auch Rosen vergaß, was ihm vorhin die Erfahrung zugeraunt, er drückte die Blume — wo möglich auf der nähmlichen Stelle, wo ihr Mund sie berührt hatte — an seine Lippen; aber schnell, als hätte auch ihn ein Dorn gestochen, barg er sie unter sein Kleid, als er es hinter der Hecke rauschen hörte. Es war der Hausherr, der sich nahte, um ihn zu den Gästen zu führen.

„Ihr werdet dort manche schöne Frau und manche feine Jungfrau sehen,“ sagte er ihm auf dem Wege dahin „Straßburg hat, Gott sey's gedankt, dermahlen, wie von je her, keinen Mangel an preiswürdigen Schönheiten, auch mich hat der Herr auf diese Weise gesegnet, und“ fuhr er mit wohlgefälligem Selbstvertrauen fort, ohne Rosens Lächeln über den etwas zweydeutigen Segen des Herrn zu bemerken, „und ihr sollt mit der Wahl eurer Nachbarinn zufrieden seyn. Sie soll euch den Beweis führen, daß ich ein Kenner von Schönheit im Leben und in Effigie bin; denn meine Gemähldesammlung besteht meist nur aus absonderlich schönen weiblichen Gestalten, jedoch eure Nachbarinn zur Linken übertrifft sie alle, die zur Rechten freylich? — I nun, wenn nur die Herzensseite gut versorgt ist.“

Unter diesem Gespräch, während welchem Rosen immer nur den stillen Wunsch gehegt hatte, daß die Stolze mit dem Schleyer die gepriesene Nachbarinn seyn möge, waren sie bis in die Prunkzimmer gekommen, wo wirklich Rosens flüchtiger Blick manch schönes Gesicht fand, nur die zweydeutige Rosenspenderinn nicht. Nachdem er der Braut und dem Bräutigam und den vorzüglichsten Gliedern der Familie des Freyherrn vorgestellt war, und den kaiserlichen General, den Grafen Ossa begrüßt hatte, der mit seinem Sohne, einem Rittmeister unter Johann von Werth's Reiterregiment, auch zugegen war, wurde zur Tafel gerufen, wo, in den Speisesaal eingetreten, der geschäftige Hausherr nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als den Obersten nach seinem Platze zu führen. „Meine Vorliebe für euern Herzog und auch für euch, werther Herr,“ raunte er ihm leise zu, „hat mich die Wahl eurer Nachbarinn treffen lassen, seht sie als einen Beweis meiner Verehrung an, und laßt es euch bey mir wohlschmecken.“

Schon setzte sich ein Theil der anwesenden Gäste, und ein junges Mädchen, nicht ausgezeichnet schön, aber lieblich, nahm den Platz zu seiner Rechten ein; aber immer fehlte noch die Schöne, die an seiner Linken sitzen sollte. Da trat die Stolze aus dem Gewühl hervor, schritt auf ihn zu, nahm mit kalter Höflichkeit ihren Platz, und ersuchte ihn, nun ein Gleiches zu thun.

Rosen folgte dieser Einladung mit Freuden; aber das kalte, abgemessene Benehmen seiner Nachbarinn

mäßigte bald diese Freude und gab ihm das nöthige Gleichgewicht wieder. Er war verbindlich gegen sie, doch zeichnete er sie nicht vor seiner Nachbarinn zur Rechten aus, vermied, so viel es sich thun ließ, ohne eine Absicht dabey zu verrathen, ihrem Blick zu begegnen und, so schwer es ihm auch wurde, spielte er den Unbefangenen meisterhaft, war aber doch neugierig ihren Nahmen zu erfahren, und fand bald Gelegenheit dazu.

„Ihr liebt die Rosen, wie es scheint?" fragte ihn die Jungfrau, ein anderes gleichgültiges Gespräch kurz abbrechend.

„Woher glaubt ihr das?" erwiederte der Oberst, nicht ohne durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt zu seyn, da er fürchtete, sie habe ihn im Garten belauscht.

„Ich schließe es bloß aus euerm Nahmen und aus dem Rosenblatt, das so eben aus eurem Kleide fiel."

„Der Nahme könnte euch täuschen," erwiederte er, „obgleich ihr wohl Recht habt, denn ich liebe die Rosen sehr und pflückte mir deßhalb eine in dem Garten dieses Hauses, wo ich euch sah. Ich konnte ja kein lieblicheres Bild von euch mit mir nehmen, als diese Blume."

Die Jungfrau lächelte spöttisch. „Der Vergleich ist alt und verbraucht, und paßt für jedes jugendliche Gesicht," erwiederte sie.

„Ihr irrt!" lenkte Rosen schnell ein, „er paßt nur für wenige, nur für die, welche die zarte Farbe der Bescheidenheit, die leise Röthe der Jungfräulichkeit auf ihren Wangen tragen, nur für die, so schön sind, ohne es zu wissen, sanft, ohne mit ihren Dornen zu stechen. — Da ihr aber aus meinem Nahmen auf meine Neigungen geschlossen habt," lenkte er ein, „so bitte ich, mir den euren zu sagen, damit auch ich einen gleichen Schluß machen kann. Vorerst euer Taufnahme?"

„Margarethe!" erwiederte sie unbefangen.

„In Frankreich würde man euren Nahmen auf Perlen oder auf eine Blume deuten, die man in Deutschland Tausendschön nennt. Da nun Perlen Thränen bedeuten, für die ihr keine Vorliebe zu haben scheint, so find' ich, und wohl auch ihr selbst, das Letztere passender."

„Wie ihr meint," erwiederte sie gleichgültig.

„Und euer Familiennahme?" fragte Rosen weiter, ohne sich im mindesten irren zu lassen.

„Ich bin die Tochter des Hausherrn, des Freyherrn von Epp."

„Margarethe von Epp? Margarethe von Epp!" rief Rosen sich vergessend aus, und so laut, daß die Nächstsitzenden es hören mußten.

„Worüber staunt ihr so, habt ihr Margarethe von Epp nicht in mir gesucht?"

„Nein, Fräulein, dieß ist nicht der Grund, weßhalb ich staune," erwiederte er gutmüthig lächelnd, „ein ganz sonderbarer Irrthum ist die Schuld!"

„Ich kann ihn fast errathen, ihr verwechseltet meine Schwester mit mir," sagte das Fräulein erröthend und ihr Gesicht ward noch ernster.

„Kennt ihr den liguistischen General Johann von Werth?" fragte jetzt Rosen, ohne ihren Unmuth bemerken oder ihre Vermuthung berichtigen zu wollen.

„Ich kenne ihn!"

„Ihm dank' ich viel, er hat mir euern Nahmen zuerst genannt."

„Das ist nicht schmeichelhaft für mich — Ich wünsche nicht, in der Erinnerung dieses rohen, ungesitteten Mannes zu seyn, der nur an die Spitze seiner Soldaten, nicht aber in den Kreis der Frauen gehört."

„So habt ihr eine große Probe eurer Geduld und Sanftmuth gegeben," fuhr Rosen fort, „da ihr ihn so lange um euch gelitten habt."

„Ich duldete ihn zu meiner Belustigung," erwiederte sie mit Heftigkeit.

„Fräulein!" unterbrach sie Rosen mit Unmuth, „ein wackerer Kriegsmann, wenn er auch häßlich ist und im Feldlager das Courtoisiren verlernt hat, verdient doch nicht solch beißenden Spott; ein Mann, der für Fürsten, Glauben und Ehre sein Leben willig opfert, verdient nicht solch schimpfliche Äußerung, die den schönen Mund des schönsten Mädchens entstellt."

„Verzeiht, Herr!" sagte sie verlegen, „verzeiht ein unüberlegtes Wort, das meiner fröhlichen Laune entschlüpfte, — Überdieß lieb' ich die Kriegsleute nicht, jedes Zartgefühl, jede Achtung für Frauen geht in dem wilden Leben unter —"

„Fräulein!" nahm Rosen das Wort, sein Blick traf das dunkelblaue Auge des Mädchens, das seelenvoll auf ihm ruhte, und sein Herz erbeben ließ. „Fräulein, ein edles Weib vermag auch dem rohesten Mann Achtung einzuflößen, wenn sie Achtung verdient. Es liegt ein Zauber in eurem Geschlechte, mit dem es auch den Rohesten außer seinem Kreise gebannt hält; zerstört aber Eitelkeit oder Gefallsucht den magischen Kreis, wer sollte dann den Mann in seinen Schranken zurückhalten?"

„Ey, ey! So wie ich sehe, Oberst Rosen, habt ihr wenigstens im Feldlager weise Sittensprüche nicht verlernt," unterbrach sie ihn scherzend, und der seelenvolle

Blick war schon lange wieder zum ernsten geworden. „Sie bringen euch aber heute um manches schmackhafte Gericht und hindern euch, den Becher so oft zu leeren, wie ihr wohl solltet. Trinkt ihn bis zum letzten Tropfen aus und erlaubt, daß ich ihn mit Muscat fülle, und ihr werdet sehen, daß ich Süßeres zu geben weiß, als ihr!" Dieß sagend füllte sie den Becher, wandte sich dann nach dem jungen Grafen Ossa und bekümmerte sich, mit diesem angelegentlich sprechend, nicht weiter um Rosen.

So vergingen die Stunden des Mahles in steter Fehde. Fast dünkte es Rosen, Johann von Werth's Trinkspruch: „Krieg den Frauen!" sey auch der seinige geworden. Margarethe blieb kalt, fast abstoßend, nur hier und da glaubte Rosen einen Funken Gefühl und Herzlichkeit durchblitzen zu sehen, und sogar wähnte er zuweilen, er belausche einen freundlichen Blick; doch der Vorsichtige schrieb diese Bemerkung auf Rechnung seiner Eitelkeit und zürnte mit sich, daß, wenn ihn auch das kalte spöttische Betragen abstieß, ein einziges Wort dieser Circe ihn wieder mit ihr versöhnen, ihm Hoffnung geben konnte. So verstrich der größte Theil des Mittagmahles. Schon war der Nachtisch aufgetragen und Rosen war entweder mit seiner schönen Nachbarinn noch immer in Streit begriffen oder sie schienen sich gar nicht zu beachten. Jetzt aber, als ein Körbchen mit Feigen und Apfelsinen herumgegeben wurde, nahm Rosen eine der goldenen Früchte. „Ihr scheint dieser Frucht besonders gewogen zu seyn," sagte er, das lange Schweigen brechend, „denn ihre Blüthe windet sich duftend durch euer Haar; wie ich die Rose, scheint ihr die Orange zu lieben."

„Ihr habt es errathen," erwiederte Margarethe. „Diesen Baum möchte ich mir zum Sinnbild des Lebens wählen: Frucht und Blüthe trägt er zugleich und so ward ihm ein ewiger, unvergänglicher Frühling; in seinem Vaterland schüttelt der Herbst nie ganz seine Blätter, nie läßt ihn der Winter erstarren, und nimmt ihm das freundliche Leben; die goldnen Früchte prangen stets glühend zwischen seinem dunkeln Laub, und wenn ihr die eine brecht, entblättert sich schnell die Blüthe, um einer neuen Frucht Platz zu machen."

Rosen lächelte.

„Ihr scheint meine Meinung nicht zu theilen?" fuhr das Fräulein fort.

„Nicht ganz!" erwiederte der Kriegsmann. „Duftend ist die Blüthe, prangend die Frucht, aber oft, o wie bitter das Innere! — Wünschtet ihr euer Leben eben so, genügte euch das Äußere, genügte euch die Schönheit des Mannes, wenn die goldene Schale nur keinen bittern Kern verbürge?"

„Ihr fallt schon wieder in den Predigerton," unterbrach ihn Margarethe, „jedem leicht hingeworfenen Worte gebt ihr eine ernste Deutung."

„Bey euch, ja!"

„Und warum eben bey mir?" fragte sie schnell.

„Solltet ihr euch diese Frage nicht selbst beantworten können?" erwiederte er, der Antwort ausweichend.

„Ich glaube kaum —"

„So erlaubt, daß ich die Antwort bis auf eine Zeit spare, wo ich euch näher kennen und offener mit euch reden darf."

„Wird diese Zeit je kommen?" fragte sie halb ernst, halb spöttisch.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht!" sagte er gleichgültig, und da die Tafel eben aufgehoben wurde, verbeugte er sich kalt, und schien sich weiter nicht um sie zu bekümmern.

„Nun?" fragte der überglückliche Vater, „seyd ihr mit meiner Wahl, seyd ihr mit eurer Nachbarinn zufrieden?"

„Wie könnte ich anders?" erwiederte Oberst Rosen verbindlich.

„Laßt euch nicht von ihrem abstoßenden Wesen irre machen, es ist so ihre Art. Seit sie in die große Welt getreten ist, hat man mit Recht ihre Schönheit so viel besprochen und besungen, daß sie ihren Werth hat erkennen lernen müssen. Hunderte haben schon um sie gefreyt, aber keiner kann sich auch der kleinsten, wohlerlaubten Gunst rühmen. Wie eine Königinn steht sie unter Männern und nimmt ihre Huldigungen als wohlverdiente Opfer an. Es soll mich wundern, wenn der eine kommen wird, der die Spröde besiegt."

„Wohl nie!" entschlüpfte Rosen.

„Ey, ey! Warum nicht gar! Wie könntet ihr glauben, daß um solch liebliche Blume sich nicht Tausende bewerben würden?"

„Bewerben wohl, aber erringen?" lenkte der Kriegsmann ein.

„Erringen? — Ja, ihr habt wohl nicht ganz Unrecht!" fuhr der Vater fort. „Es gehört viel dazu! Aber kommt mit mir, damit ich euch meine Gemählde zeigen kann, ehe es zu dämmern beginnt, und urtheilt dann selbst, ob ihr Eins der vielen Frauenbilder schöner finden könnt, als meine Tochter. Kommt, werther Herr!" Während er Rosen in seine kleine Gemähldegallerie führte, zog sich Margarethe Epp aus dem Gewühl auf ihr einsames Stübchen zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Gastrollen des Hrn. Ign. Schuster. — Debüt des Hrn. Heuberer. — Die Gebrüder Eichhorn.

Den 27. Jänner begann Hr. Ign. Schuster bey überfülltem Hause den Cyclus seiner Gastrollen in der „Sylphyde.“ Der Empfang, welcher dem verehrten Künstler bereitet ward, war stürmisch, ja enthusiastisch zu nennen, und zeigte augenscheinlich, wie schmerzlich man ihn auf einer Bühne vermißt hatte, wo er, er zuerst, die Hanswurstiaden durch eine edlere, aus dem Bronnen der Natur und des Lebens geschöpfte Komik verdrängte, und ihr die nationale Gestaltung gab, deren sie noch jetzt sich erfreut. Was auch die Geistes- und Geschmacksübersattigten, sie mögen es nun wirklich seyn oder zu seyn affectiren — schreyen oder murren mögen, „Schuster altert nie,“ so lange die Frescobilder des Lebens in immer neuen Gestaltungen wechseln; denn ihnen entlehnt ja sein Spiel die ewig jugendliche Farbe, die uns so wunderbar frappirt und ergötzt. Hier ist sein schönster Wirkungskreis, und möge er der freundliche Prodrome eines neuen Lenzes seyn, welcher die Bluthen des Scherzes und der heitern Laune, die jetzt unter der starren Eisesbülle so sparsam hervorsproßten, in voriger Pracht und Fülle vor unsern Augen entfaltet.

Da Hr. Schuster einerseits durch seine ruhmvollen dreyßigjährigen Leistungen hoch über alle Kritik steht, andrerseits aber die Rollen, in welchen er bis jetzt auftrat, vielfach besprochen wurden, und wir überdieß unsern Ansichten über seine jetzige Stellung zum Publicum und zur Bühne, so wie über sein Verhältniß zu den übrigen eminenten Komikern dieser Kaiserstadt, einen eigenen Aufsatz in diesen Blättern zu widmen gedenken; so glauben wir den Wünschen unserer Leser zu entsprechen, wenn wir in diesem und den folgenden Referaten über die einzelnen Vorstellungen flüchtig hinwegeilen, und nur das Bemerkenswertheste in dem Spiel des geschätzten Gastes und seiner Umgebungen hervorheben.

In der Sylphide war Hr. Schuster unvergleichbar, voll köstlichen Humors und treffender Nuancen. Dlle. Jäger als Nettchen, obschon recht brav und in den Gesangstucken excellirend, ließ uns dennoch den Verlust der genialen Krones schmerzlich empfinden. Nahmentlich war die Scene als Linzerinn durchaus nicht gelungen. Die ferneren Gastrollen, in welchen Hr. Schuster bis jetzt auftrat, waren Knackerl im „Fiacker als Marquis,“ wo auch Dlle. Horn als Tyrolerinn und Mad. Schack als Kräutlerweib zu nennen sind. Letztere besonders ist eine in ihrem Fache sehr verwendbare Schauspielerinn. Dlle. Horn ist ebenfalls recht brauchbar; nur würden wir ihr ihrer künftigen Laufbahn wegen rathen, mehr Fleiß auf ihre Declamation zu wenden. — Kramperl in „Gispeel und Fispeel.“ Hr. Fermier und Mad. Rohrbeck gaben die Titelrollen, und ließen, jener vorzüglich als italienischer Koch, viel zu wünschen übrig. Mad. Rohrbeck spielte jedoch mit Humor und sang das beliebte Lach- und Wein-Duett mit Hrn. Schuster vortrefflich. Nur möge sie uns in der Folge nicht, wie sie einige Tage darauf bey einem Quodlibete that, mit italienischen Arien regaliren. Haben wir auch nicht das feine Gehör Mozart's, der bey einer Dissonanz in Ohnmacht fiel, so sind wir doch auch keine musikalischen Lappländer. Mad. Rohrbeck hat eine volle, reine, ausgebildete Stimme, welche ganz für diese Bühne paßt; warum will sie dieselbe durch Schnörkeleyen entstellen? Dlle. Richter als Fee zeigte sich dieser Rolle, welche Dlle. Ennökl einst so meisterhaft darstellte, durchaus nicht gewachsen. Die verschiedenen Gestalten, in welchen sie erscheint, waren ohne alle Charakteristik und flossen matt und farbenlos in einander. Solche Rollen fordern mehr als eine hübsche Gestalt und etwas Routine. Übrigens gehört dieses Product unseres geistreichen Bäuerle noch immer zu den gerngesehenen dieser Bühne, und läßt uns die jetzige Unthätigkeit dieses begabten Volksdichters nur desto schmerzlicher empfinden. — Zwickerl im „Freund in der Noth“ und Magister Kalasantius in Hell's „Weiberfeind in der Klemme. Die eminenten Leistungen des Hrn. Schuster in diesen Stücken sind bekannt. — Fledermaus in „Doctor Fausts Mantel“ — und endlich Lcinnerl in Meisl's „Juleel.“ Dieses geist- und lebensvolle Product unseres fleißigen und glücklichen Dichters ist als ein Muster jetziger Volksparodie aufzustellen. Eine Glanzparthie der unvergeßlichen Krones erringt es sich auch jetzt durch seinen innern Werth den allgemeinsten Beyfall, wofern nur die Rollen nicht gar zu ungeschickten Händen anvertraut werden. Hr. Schuster spielte, wie immer, klassisch. Wirklich aber überraschte uns die Vollkommenheit, mit welcher Mad. Rohrbeck die Rolle der Juleel in Spiel und Gesang durchführte. Wir wünschen ihr Glück. Sie hat heute bewiesen, daß sie selbst schwere Opfer nicht scheue, um sich die Gunst des Publicums zu erhalten. Das Quodlibet nahmentlich wurde mit dem rauschendsten Applaus aufgenommen. Schließlich mussen wir noch bedauern, daß es Hrn. Adolph Müller, dem Schöpfer dieser höchst lieblichen Musik, jetzt nicht vergönnt ist, sein Talent einer Bühne zu widmen, für welche er ganz geschaffen scheint.

Ein neu engagirter Bassist, Hr. Heuberer, trat zum ersten Mahle in einem Quodlibet mit einer Rossinischen und Weber'schen Arie, dann in Faust's Mantel auf. Seine Stimme ist kräftig und sonor, seine Gestalt empfehlend, Gesang und Spiel bedürfen aber noch der Ausbildung. — Auch die Wunderkinder Eichhorn entfalteten ihre Treibhaustalente schon einigemahle in diesem Theater, und wurden hier wie überall mit lauter Bewunderung aufgenommen. Glück zu! Vielleicht ein paar künftige Paganini's.

The veritable.

An Dlle. Marie Stuk,
als sie in Hrn. Bromberger's Concert mit ungetheiltem Beyfall Variationen sang.

Welch' süße Seelentöne hör' ich schallen,
Wie gold'ne Strahlen klingen sie an's Herz!
Sind es des Frühlings junge Nachtigallen?
Ein Schwan, der singend flieht den Erdenschmerz?
Und auf der Töne Zeisbrucke wallen
Die Geister leicht beflügelt himmelwärts!
Und wie sie leis' und leiser dann verhallen,
Weicht lachend wieder vor des Frohsinns Scherz.
Der Erde freundlich wieder so gegeben
Faßt mit den Blumenarmen sie uns an.
Das ist des Künstlers kühn geheimes Streben,
In Erdennächte Sterne einzuweben,
Und wenn er uns den Himmel aufgethan,
Ihn magisch niederzieh'n in's Erdenleben.

Lud. Aug. F.....

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den 23 22. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

III.

„Wie gefiel dir Oberst Rosen?“ fragte am andern Morgen Josephe, die junge Ehefrau, ihre Schwester, als diese sinnend am Fenster stand. Margarethe beantwortete diese freundlich gethane Frage nicht.

„Mich dünkt,“ nahm Herr von Gemmingen, Josephens Gatte, das Wort, „Margarethen ergeht es wie eurer Stadt, sie steht zwischen den Kaiserlichen und den Weimarern, beyde buhlen um ihre Gunst und es wird ihr eben so schwer wie Straßburg, die Neutralität zu behaupten.“

Margarethe schien auf alles dieß nicht zu achten, sie sah in den Garten hinab, bog sich weit hinaus und zerdrückte hierbey die Rose an ihrer Brust.

„Die arme Rose!“ seufzte Josephe.

„Wer ist arm?“ fuhr Magarethe, wahrscheinlich an Rosen denkend, auf — „Wer?“

„Wer anders,“ erwiederte die Schwester lächelnd, „als die arme Blume, die du so schonungslos an der Fensterbrüstung zerdrückst.“

Unmuthig wandte sich Margarethe wieder nach dem Fenster und sah hinunter, während der von Gemmingen das Zimmer verließ und Josephe zu ihrer Schwester trat.

„Ich muß meine Frage noch einmahl wiederhohlen, Margarethe!“ begann sie, „wie gefällt dir Oberst Rosen?“

„Wie alle Männer!“ erwiederte sie gleichgültig.

„Sollte ich mich geirrt haben, Schwester? Ich glaubte, du fändest doch einen Unterschied zwischen ihm und dem kaiserlichen Rittmeister?“

„Je nun,“ antwortete sie scherzend, „wie ich einen Unterschied zwischen dieser Rose und der Hagebutte da unten finde; an der einen gehe ich unbeachtend vorüber, die andere werfe ich, wenn sie mir lästig wird, weg, wie diese.“ Sie warf bey diesen Worten die Rose hinunter.

Frau von Gemmingen lächelte — „Und welchen Mann wirst du endlich deiner werth finden?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wahrscheinlich keinen!“ erwiederte Margarethe.

„Da beklage ich dich!“

„Glaub' es wohl, liebe Schwester,“ unterbrach das Fräulein sie schnell. „Den Tag nach der Hochzeit möchte auch ich vielleicht den Liebesrausch noch nicht ausgeschlafen haben, und der Mann mir liebenswerth erscheinen, der mich wahrscheinlich nur meiner Mitgift wegen freute.“

„Du willst mich verwunden, Margarethe,“ sagte mit himmlischer Sanftmuth Frau von Gemmingen, „du weißt, daß ich in die Wagschale äußerer Vorzüge

so wenig zu legen habe, und so ist es nicht liebreich von dir, daß du mich eben heute so bitter daran erinnerst."

Margarethe sank an ihre Brust — „Verkenne mich nicht, liebe Schwester!" bath sie, „du weißt, meine Worte kommen nicht immer aus dem Herzen."

„O! hieltest du es nicht immer, wohl oft wider seinen eigenen Willen, so fest verschlossen!" sagte Josephe; „erlaubte dir nur dein Stolz, dich zu zeigen, wie du bist, du würdest nicht so einsam in der Fülle deiner ganzen Schönheit dastehen. Ziehe ich von hier, Margarethe, dann hast du keine Freundinn, keinen Freund mehr, der warnend und tröstend dir zur Seite steht. Des Vaters Liebe ist dir selbst oft lästig; ihm, der eine Himmlische in dir zu erblicken glaubt, der dich vergöttern möchte, wirst du deine Schwächen nicht aufdecken."

Margarethe faßte stürmisch die Hand der Schwester und preßte sie an ihr Herz.

„Du bist zwey und zwanzig Jahre alt," fuhr Josephe fort, „die Tage des Entfaltens sind vorüber, nur noch eine kurze Zeit stehst du in voller Blüthe, dann gehst du dem Verblühen entgegen. Denke an jene Zeit, Nicht an die schimmernde Gegenwart, und du wirst unter den Männern wohl Einen finden, der deiner werth ist. Sieh den stattlichen Kriegsmann, den Oberst Rosen."

„Den? Nun und nimmermehr!" fiel Margarethe ihr schnell ins Wort.

„Und warum sagst du das mit solchem Eifer, mit solcher Leidenschaft? Glaubst du, mein theilnehmendes Schwesterherz kenne dich nicht und habe dich nicht beobachtet? Sein Äußeres wenigstens muß dir gefallen haben."

„Nicht im mindesten!" erwiederte das Fräulein und suchte ihr Erröthen zu verbergen.

„Ich will dir es glauben," fuhr Josephe ruhig fort. — „Aber sag mir nur, weßhalb dir der Oberst so sehr zuwider ist, und was dich so ganz gegen ihn aufbringt? Täusche ich mich nicht, so ist es beleidigte Eitelkeit! Ich weiß es wohl," sagte sie nach einer Weile, da die Schwester ihre Frage nicht beantwortete, „daß du stets mit den Männern dein Spiel treibst, sie heute mit einem freundlichen Blick anziehst, um sie morgen mit stolzem Hohne wieder zurückzustoßen; daß du heute ihnen die Hoffnung reichst, morgen sie ihnen wieder unzart nimmst. Bey alle diesem Spiel verläßt dich dein Gleichmuth nur selten, höchstens macht er der Langenweile oder dem Unmuth Platz, wenn die Männer deine abstoßenden Worte nicht gleich verstehen wollen; aber nie sah ich dich noch so mißlaunig, so verstimmt, so nachdenkend, wie heute. Macht Rosen von den übrigen Männern eine Ausnahme, versteht er zu verwunden, statt an deinen Pfeilen zu verbluten? — Warf er die Angel aus," sagte sie mit scharfer Betonung, „und fing den glatten Aal, statt sich fangen zu lassen?"

„Josephe!" fuhr Margarethe empfindlich auf — „du beleidigst mich!"

„Nun so erkläre mir das Räthsel," fuhr jene fort, „denn, ich wiederhohle es, Schwester, so sah ich dich noch nie, wie heute. Sey offen gegen mich! — Was du mir vielleicht verbergen willst, würde mir Freude machen zu hören. Beichte, entschleyere mir dein Herz, zeige es mir, wie es ist, sprich es aus, was es in diesem Augenblick empfindet."

Während Margarethe schwieg, überzog Purpurröthe ihre Wangen. Aber plötzlich verwandelte sich der Ausdruck ihres Gesichts, feurig sah ihr Auge umher, und Josephe mußte mit Unmuth sehen, daß Stolz und Selbstvertrauen in ihr zurückgekehrt war. „Ich soll den Schleyer von meinem Herzen heben, Josephe?" begann sie jetzt — „Gern, warum sollt' ich nicht die Schwächen eines Augenblicks enthüllen, der in dem Kreislauf stolz durchlebter Stunden und Tage wie ein Tropfen im Weltmeer verschwimmt? — Ich sah in dem Münster einen Kriegsmann sich durch das Gewühl drängen, seine hohe, über Andere hervorragende Gestalt, die Eile, mit der er sein Ziel verfolgte, machten mich auf ihn aufmerksam, und als er endlich an dem Gitter des Chors stand, sein Auge mit Neugierde auf dich gerichtet war, hatte ich Zeit, ihn genau zu betrachten. Sein Äußeres, besonders der männliche kraftvolle Ausdruck seines Gesichts gefiel mir; als aber sein Blick den meinen traf, wandte ich mich plötzlich, und damit er nicht das Wohlwollen, das er in meinen Augen hatte lesen können, wohl gar mein schnelles Abwenden mißdeuten könnte, wandte ich mich noch einmahl nach ihm und mein Blick drückte gewiß den Stolz meines Innern aus. Da wagt er es, gleich kalt, gleich stolz den Blick zu erwiedern, und mit diesem Blick forderte er mich zum Kampfe auf." — Sie hielt inne —

„Sprich weiter, liebe Schwester," bath Josephe, mit Innigkeit ihre Hand fassend, „sey ganz wahr. So sehr ich auch mit meinem Glück beschäftigt bin, nehm' ich doch zu sehr Theil an dir, um auch an einem für mich so wichtigen Tage dich ganz vergessen zu können. Ich bemerkte wohl, daß du bey unserer Nachhausekunft die Einsamkeit suchtest, sah, wie du die Rose pflücktest."

„Ja, ich muß es gestehen," nahm Margarethe das

Wort „sein Bild begleitete mich, an ihn denkend brach ich die Rose, ich fühlte mich zum ersten Mahl bewegt; aber es war nur ein Augenblick, bald ward ich Herr dieser drückenden Schwäche — und sein Benehmen während des Mittagmahles! Abgemessen, kalt, berechnet jedes Wort, meinem Stolze Gleichmuth, meiner Laune die seinige entgegensetzend betrat er gleichgültig den Kampfplatz. War ich freundlich, so sprach er herzlich, ward ich bitter, tadelte er es freymüthig und begann mich belehren zu wollen, wandte ich mich zu dem Grafen Ossa, sprach er und, so wie es schien, gern mit seiner Nachbarinn; nie suchte er den Faden des Gesprächs anzuknüpfen, die Gelegenheit mußte sich ihm dazu biethen. — Aber glaube mir," sagte sie mit Zuversicht „sein kaltes, gleichgültiges Benehmen ist nur Schein, die Gluth seines Auges, die ich oft belauschte, verräth mir deutlich, daß er in meinen Fesseln liegt, und vielleicht gewarnt, sich ihnen zu entziehen glaubt, wenn er mich mit meinen eignen Waffen bekämpft."

„Margarethe!" unterbrach sie die Schwester, „wohin verirrst du dich? Von dem sanften blumenumgrünten Pfade, den die Natur dem Weibe erblühen ließ, stürzest du dich auf eine rauhe Dornenbahn, wo du nie an ein freundliches, glückliches Ziel gelangen kannst! Wie wenig kennst du dich! Eben dieß Ungestüm, diese Leidenschaftlichkeit, dieser Unmuth zeigt mir deutlich, daß du endlich einen Mann gefunden hast, der sich nicht willig an deinen Siegeswagen spannen läßt; dieß zeigt mir deutlich, daß dein Herz endlich —"

„Schweig, schweig, Josephe!" rief Margarethe heftig, und stürzte zur Thür hinaus.

„Der Pfeil traf, er sitzt tief!" sagte die sanfte, freundlich lächelnde Josephe. „Gelobt sey Gott!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gedenkbuch.

So wie in einem blüthenreichen Garten
Die Blumen üppig durch einander ranken,
Hier Rosen auf den grünen Beeten schwanken,
Bald Lilien und Tulpen aller Arten; —
Daneben sieht man rings im dichtgescharten
Gedränge, Nelken mit den Häuptern wanken,
Und alle Blumen hauchen Duftgedanken
Und scheinen auf den Gärtner nur zu warten.
Wenn der zu ihnen nun hereingetreten,
Da neigen sie die Blätter mit Ergetzen,
Und durch die Kronen geht ein leises Wispeln.
Sie haben nicht des kalten Worts vonnöthen,
In Farb' und Düften wissen sie zu schwätzen
Und ihr Geheimniß still ihm zuzulispeln.
Ganz so ist ein Gedenkbuch zu betrachten,
Auf dessen Blättern Freundesnahmen stehen,
Verschiedenartig, wie in Duftalleen
Die bunten Blumen uns entgegenlachten.
Und wie die Blüthen nach dem Gärtner schmachten,
So wollen diese Blätter Jenen sehen,
Dem sie gegeben sind als Freundschaftlehen,
Dem Freunde zur Erinnerung sie brachten.
Und wenn nun der entblättert ihre Schätze,
Da trachten sie empor zu ihm zu fliegen
Und liebevoll das Herz ihm zu bewegen;
Sein Aug' verirrt sich in die lieben Netze
Da tönt aus tausend wohlbekannten Zügen,
Der Freundschaft süß Geheimniß ihm entgegen.

Manfred.

Ausflug nach dem Norden Amerika's.

(Beschluß.)

Alle, welche im Winter in jenen Eisgegenden weit zu reisen gedenken, führen einen kleinen Kessel, das nothwendigste Reisegeräth, bey sich, um in demselben den Schnee zu schmelzen und das daraus entstehende Wasser kochen zu können; denn das Schneewasser muß stets vorher kochen, ehe es trinkbar wird, weil der bloß zerlaufene Schnee einen bittern Geschmack erhält, und den Durst durchaus nicht löscht; läßt man dagegen das Schneewasser einmahl aufwallen, und kühlt es dann mit ein wenig reinem Schnee ab, so ist das schönste Quellwasser nicht angenehmer. Freylich können bloß diejenigen, welche in den Wäldern oder in bewaldeten Gegenden Nordamerika's reisen, sich die Mittel, den Schnee zu kochen, verschaffen; denn in den Ebenen findet man selten Feuerungsmaterial, und die Kälte ist oftmahls so stark, daß das Suchen nach Holz sehr beschwerlich und nicht selten äußerst gefährlich wird, weil der Wind, der oftmahls außerordentlich heftig ist, große Schneemassen von dem Boden emporhebt und sie in Wolken zerstreuet, die Alles verdunkeln und den Reisenden nicht selten nöthigen ganze Tage lang auf einer Stelle zu bleiben.

Unter solchen Umständen lernt man den Werth begreifen, den der Canadier auf seine Hunde legt. Der Fremde, welcher drey Hunde dieser kleinen Race mit fünfzig Pfund Sterling bezahlen sieht, lacht vielleicht über die Thorheit des Käufers. Große Thiere scheinen ihm vortheilhafter zu seyn, obgleich auch dann der Preis noch übertrieben hoch sey. Aber nun denke man sich diesen Canadier, von einem jener Schneegestöber und Stürme überfallen, in einem Schlitten auf einer großen, unermeßlichen Ebene, ohne zu wissen, welche Richtung er nach seiner Wohnung einschlagen soll; der Weg

dahin ist zehn bis zwölf Fuß hoch mit Schnee bedeckt, er selbst so in einen Flockenschauer eingehüllt, daß er seine Hunde vor dem Schlitten nicht erkennen kann, und man wird glauben, er sey unrettbar verloren und einem gewissen Tode verfallen. Er läßt dann seine Hunde ganz ihrem Instincte folgen, und seine Angst währt nur so lange, als er sie unruhig den rechten Weg suchen sieht, welchen sie durch die Unkunde ihres Herrn verloren haben; wenn der erste zu bellen anfängt, so kann er versichert seyn, daß die rechte Spur wieder aufgefunden ist, er gleitet dann mit der Schnelligkeit des Sturmwindes über die Kruste des verhärteten Schnees hin, die unter den Füßen größerer Hunde einsinken würde, und gelangt in seine Wohnung oder in eine nähere, wo er freundliche Aufnahme findet.

Bisweilen zieht der Reisende vor abzuwarten, bis der Sturm aufhört, oder wenigstens nachläßt, da er selten lange währt und darauf das schönste Wetter zu folgen pflegt. Er spannt dann seine Hunde aus, gibt ihnen etwas zu fressen, gräbt sich ein Loch in den Schnee, legt seine Flinte neben sich, seine Hunde strecken sich auf ihm aus, und so schlafen Alle ruhig ein. Auf diese Weise habe ich selbst, wie viele Andere, eine einsame Nacht zugebracht, in der Nähe gieriger, hungriger Wölfe und viele hundert Meilen von irgend einer menschlichen Wohnung entfernt. Viele Andere sind, wie ich, am andern Morgen gesund aufgestanden, haben die Vorsehung gepriesen, daß sie dieselbe in der gefährlichen Nacht erhielt, und dann fröhlichen Muthes ihre Reise in der Einöde fortgesetzt.

So kann man also gegen die allgemeine Meinung auch mitten unter Schnee und Eis viel von glühendem Durste leiden, so wie in ihm ein gesundes, warmes und bequemes Lager finden, während der Thermometer viele Grade unter Null steht und der Wind so kalt und heftig ist, daß Jeder, der sich auf der Oberfläche des Schnees dem Schlafe überlassen wollte, unrettbar verloren seyn würde.

Auflösung

des Logogryphs in Nr. 20:

Ort — Wort — Fort — Pert — Hort.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Mayland.

Am 8. Februar wurde Horschelt's großes Ballet: „Emma, Prinzessinn des Nordens*), im Theater alla Scala zum ersten Mahle gegeben. Horschelt zeigte uns gestern den graziösesten Amor (Dlle. De Vecchi), den man jemahls gesehen, und gemeinschaftlich mit diesem, errang er einen wahren und glänzenden Triumph. Er lieferte einen neuen Beweis seines Talentes durch Erfindung einer einfachen, äußerst leicht verständlichen Handlung, welche zugleich dem unerreichbaren Pinsel Sanquirico's Gelegenheit gab, Decorationen zu mahlen, die über alle Beschreibung herrlich sind. Die Handlung des Balletes ist mit den graziösesten, ganz neuen Ballabile's und Gruppen durchwebt, führt von Überraschung zu Überraschung und ist von einem Luxus und einer das Auge blendenden Pracht begleitet. Dieses Ballet erweckte unter den 3000 Zusehern, welche der ersten Vorstellung beywohnten, einen solchen Enthusiasmus, daß Hr. Horschelt während derselben dreymahl und nach dem Fallen des Vorhanges noch zweymahl auf die Scene gerufen wurde. Diese wohlverdiente Ehre theilten mit ihm die Zöglinge unserer Tanzschule, welche sich wahrhaft auszeichneten, und Mad. Horschelt nebst Hrn. Casati, die ihre Parthien mit Adel und Gefuhl durchführten.

Wir müssen einem andern Berichte die Aufzählung der vielen Schönheiten, deren dieses Ballet voll ist, vorbehalten; hier begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß die Bescheidenheit des Hrn. Horschelt, welcher in dem Vorworte seines Programms sagt, er habe diesen Stoff gewählt, um mit den großen Meistern, die ihm vorangegangen, nicht in Berührung und Vergleichung zu kommen, die herrlichsten Früchte trug; denn statt uns Gift, Dolch und Meuchelmord zu zeigen, erfreute er uns durch das angenehmste und ergetzlichste Schauspiel.

Mad. Maglietta tanzte mit ihrem Gatten und Dlle. Nolli ein sehr stark beklatschtes Pas de trois, und die Sylphide Heberle führte mit Hrn. Rozier und acht Zöglingen unserer Schule ein Ballabile aus, dessen Erfindung den Meister bekundet und allen zehn Personen die Ehre des Vorrufens einbrachte. Etwas abgekürzt, würde dieses Tanzstück noch größere Wirkung machen.

Venedig.

Pavesi, der schon den unglücklichen Versuch gemacht, auf Boieldieu's „weiße Frau“ eine neue Musik zu schreiben, hatte an dieser Niederlage noch nicht genug, sondern er componirte auch zur „Stummen von Portici“ eine neue Musik, welche am 5. d. M. im Phönix-Theater zur Aufführung kam. Die Musik schien dem Publicum kalt und jedes Reizes der Neuheit entbehrend. Die Chöre gefielen; auch Bonoldi in seiner großen Scene. Die Sängerinn La Blasis war untergeordnet beschäftigt; die Velloli (primo musico) erhielt in ihrer Cavatine einigen Beyfall, der guten Methode wegen, aber sie hat wenig Stimme und gar keine Beweglichkeit. Ein in die Oper eingelegtes Ballabile war abscheulich; Trachten und Verzierungen hingegen sehr schön.

*) In Wien unter dem Titel: „der Berggeist,“ bekannt und beliebt. Anmerk. d. Redaction.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Donnerstag, den — 24 — 24. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage lebte Rosen ganz seinen Geschäften. Schon im Voraus gewiß, daß der Hauptpunct seiner Sendung, der freye Gebrauch der Brücke, nicht bewilligt werden würde, schien es ihm angemessen, ihn bey seinen Unterhandlungen nur obenhin zu berühren, und nur auf die Beyhülfe von Materialien zur Schlagung einer anderweitigen Schiffbrücke anzutragen, wozu er jeden Einzelnen ins Geheim zu stimmen suchte. Der Freyherr von Epp war seines Reichthums und seines Einflusses wegen nicht ohne Wichtigkeit, auch erforderte es der Anstand, daß er ihm für die gastfreundliche Einladung danken mußte; dieß und wohl auch die Hoffnung, Margarethe zu sehen, bestimmten ihn am andern Tage, dem Freyherrn seinen Besuch zu machen. Ehe er aber den kurzen Weg antrat, hielt er Rücksprache mit seinem Herzen, das er ziemlich ruhig zu finden glaubte. Margarethens Schönheit hatte seine Sinne, ihr Stolz, selbst ihre Laune seine Phantasie beschäftigt; aber der geheime Zauber, der das Herz durchbebt, diese unwiderstehliche Gewalt, welcher ewig die Hoffnung zur Seite steht, hatte ihn nicht erfaßt. Nur sein Stolz, seine Eitelkeit war aufgeregt, und auch nur Stolz und Eitelkeit riefen ihn auf, den Kampf mit dieser Spröden zu wagen. So, mit Gleichmuth gewaffnet wie er meinte, betrat er das Haus des Freyherrn, der ihn mit Auszeichnung aufnahm, hier, wo sie allein waren, in Lob über Herzog Bernhard ausbrach und alles nur Mögliche, jedoch nur im Geheimen, zu thun versprach, was der Sache der Protestanten und dem Herzog nützen könnte. — „Daß ihr, werther Herr, meine Offenheit nicht mißbrauchen möget, bedarf wohl keiner Bitte," sagte er dann geheimnißvoll. „Wer spräche in jetzigen unruhigen Zeiten wohl gern offen seines Herzens Meinung aus. Heute lacht euch das Glück, morgen euern Feinden. Überdieß muß ich Rücksichten nehmen, um es nicht mit dem Grafen Ossa, ich meine den Feldmarschall-Lieutenant, zu verderben. Er ist in Schwaben, wo er Generalcommissarius ist, ein ganz mächtiger Herr, hat sich in seinem Wirkungskreise ein ungeheures Vermögen erworben, und sein Sohn, der Rittmeister von des tollen Johann von Werth's Reiterregiment, scheint an den Siegeswagen meiner Tochter gespannt zu seyn, und ich läugne es nicht, ich wünschte wohl — Doch das brauche ich euch als einem so erfahrn'en Mann nicht erst zu sagen. — Meine Güter liegen jenseits des Rheines, dem Grafen von Ossa verdank' ich ihre Erhaltung, und so wehe es meinem Herzen auch thut, mein Kind vielleicht — Doch was rede ich — ihr werdet mich gewiß verstehen, und entschuldigen."

So sehr Rosen auch vorher mit seinem Herzen im Reinen zu seyn geglaubt, so hatten doch die Winke

welche ihm der Freyherr gab, es gewissermaßen in Unruhe versetzt. Der alte Graf Ossa war ein bedeutender einflußreicher, der Sohn ein junger schöner Mann, Rosen dünkte es daher natürlich, daß der Vater diese Verbindung wünsche, und in so Manchem, was ihm während des gestrigen Mittagmahles in des Fräuleins Betragen gegen ihren andern Nachbar gleichgültig geschienen, fand er jetzt Bedeutung. Das stolze, hoffärtige Mädchen hatte durch diese Nachricht bey ihm an Interesse gewonnen, und so schien er doch nicht so ganz mit seinem Herzen im Reinen zu seyn, und es mochte wohl der Gedanke, um ihren Besitz zu ringen, in diesem Augenblick bestimmter als je in ihm aufsteigen. In diesem aufgeregten Zustand begab er sich zu dem Herrn von Gemmingen, von dem er, wie von seiner Gattinn, mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Josephe war eines jener sanften weiblichen Wesen, die, wenn ihnen auch die Natur äußere Vorzüge versagt hat, doch tausendfach durch ein zartes, weibliches Gemüth für dieß Entbehren entschädigt sind. Der Lebensplan ihrer Schwester hatte sie, besonders seit einiger Zeit, tief betrübt, sie fühlte, daß Margarethe bey diesem Benehmen den Zweck ihres Lebens verfehlen mußte, und es that ihr doppelt wehe, da sie die Schwester genau kannte und wußte, wie sehr sie alle Mittel, glücklich zu werden und glücklich zu machen, in sich vereinte. Aber von ihrer Kindheit an der Liebling des Vaters, der unter seinen vielen Schwächen besonders die der Eitelkeit in großem Maße besaß, hatte ihr Geist eine schiefe Richtung bekommen, welche nicht durch sorgsame Mutterhand auf die rechte Bahn geleitet werden konnte, da die Mutter schon früh gestorben war.

Der Vater war ihr überdieß nicht das Vorbild eines kräftigen Mannes gewesen; die Männer, die sich ihr späterhin huldigend genaht, hatten dieß entweder zu anmaßend und roh, oder zu unterthänig und zart gethan, so daß das schöne, von Jedermann gehuldigte Mädchen, deren Vater ihr solch hohen Begriff ihrer eignen Vollkommenheit schon von frühester Jugend an eingeimpft hatte, die Männer verachtete, und sie entweder für Tyrannen oder Sclaven hielt. Josephe hatte dem Spiele, das Margarethe seit ihrem Auftreten mit den Männern trieb und welches ihre Eigenliebe immer mehr erhöhte, mit sorgerfülltem Herzen zugesehen, sie hatte, und mit Recht, vor der Zukunft gebangt, und so war ihr Rosens Erscheinung eine freundliche gewesen, da es ihrem Scharfblick nicht entgangen war, daß er der erste Mann sey, der, wenn auch nur einen flüchtigen Eindruck auf Margarethe gemacht habe, und welcher Charakter und Gewandtheit genug besäße, die Hoffarth der Schwester zu beugen. Ihr Gatte, mit ihr übereinstimmend, empfing ihn daher offen und herzlich.

So befand sich Rosen in dem Kreise dieser freundlichen Menschen wohl, die Margarethens und bald auch seinetwegen ein lebhaftes Interesse an ihm nahmen und wohl einige Hoffnung auf ihn bauten.

Margarethe selbst sah er nicht, sie schützte, da Josephe sie einladen ließ, herüber zu kommen, Unwohlseyn vor, und Rosen mußte, ohne sie gesehen zu haben, in seine Herberge zurückgehen.

Hier fand er ein Schreiben, das Herzog Bernhard aus dem Lager vor Lure in der Franche comté an ihn sendete, und worin er ihm befahl, die Unterhandlung so schleunig als möglich zu beenden, da er nach der Einnahme von Lure gesonnen sey, mit dem Heere nach dem Rheine zu rücken. Zugleich erhielt er die unangenehme Nachricht, daß Ehrenbreitstein sich endlich nach tapferer Gegenwehr an Johann von Werth übergeben habe. Der Befehl des Herzogs, so wie diese niederschlagende Nachricht beschäftigten ihn nun ausschließlich, ohne ihn jedoch ganz Margarethe von Epp vergessen zu lassen, die er so gern vergessen hätte. Aber wenn er am Tage von einem der bedeutenden Männer Straßburgs zum andern gewandert und seine Überredungsgabe an der Bedenklichkeit dieser Herren gescheitert war, so zog es ihn doch am Abend nach dem Hause des Freyherrn von Epp, wo er oft zweifelhaft wurde, ob Margarethens Schönheit oder der sonderbare Reiz ihrer Laune ihn mehr ansprach.

Rosen hatte wohl während seines steten Kriegslebens, trotz dem, daß er den Umgang mit Frauen den damahls so gewöhnlichen Zechgelagen bey weitem vorzog, nie daran gedacht, sich zu verehelichen. Die Fesseln des Ehestandes waren dem freyen Kriegsmanne zuwider, sie schienen ihm nur drückend zu seyn, und welchen Anspruch konnte er auch bey seinem irrenden Leben auf häusliches Glück machen? Aber hier, wo er die Neuvermählten so ganz in sich beglückt fand, wo er sah, wie man im engen Kreise sich selbst genügen, wie das zufriedene Herz größere Freuden biethe, als der ewig unbefriedigte Ehrgeiz, da mußte Margarethens Schönheit und ihr reger Geist seine Phantasie beflügeln, da mochte wohl zum ersten Mahl die Sehnsucht nach häuslichem Glück in ihm erwacht seyn, und seine Phantasie den Ausspruch für Margarethe thun.

Diese blieb sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich,

nur daß sie den Spott bey Rosen zügelte, mit dem ihre Laune sonst so leicht und so gern verwundete. Rosen's ernstes, männliches Benehmen hatte ihre Achtung ertrotzt, sie glaubte zwar den Stolzen zu hassen, aber konnte doch nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie ihn achten müsse, und dieses Gefühl machte sie oft unzufrieden mit sich selbst.

Rosen hingegen, der seit einiger Zeit einen klaren Blick in sein Herz gethan, hatte jetzt den festen Entschluß gefaßt, sie zu erringen, es koste was es wolle. Um dieses schöne Ziel zu erlangen, fühlte er nun wohl, daß er auch jetzt noch seine Gefühle unterdrücken und ihrer abstoßenden Kälte Gleichmuth entgegensetzen müsse. Es war ihm traurig, hier, wo er so gern offen gehandelt hätte, solch verstecktes, ihm widriges Spiel zu spielen, und nur das Zureden seines neuen Freundes, des Freyherrn von Gemmingen, mit dem er offen über das Verhältniß gesprochen hatte, gab ihm Muth, den einmahl betretenen Weg fortzusetzen.

Aber bald mußte er sein Ziel erreichen, oder er hatte es ganz verfehlt. Seine Unterhandlungen waren fast beendet, die Einnahme von Lure gab dem Herzog freye Macht, nach dem Rhein zu rücken, und der junge Graf Ossa ward in seinen Bewerbungen immer dringender, Margarethe immer freundlicher gegen den Zudringlichen; und obgleich Gemmingen und seine Gattinn Rosen versicherten, daß diese Freundlichkeit nur Maske sey, fing er doch an, fast muthlos zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das schwarze Meer.

Wer nennt mir wohl das schwarze Meer,
In dessen Häfen, groß und klein,
Tagtäglich läuft ein ganzes Heer
Von Schiffen jeder Gattung ein.
So klein auch ist sein Wellenspiel,
Wogt's ewig doch, ohn' Maß und Ziel,
Und setzt oft, durch die kleinste Regung,
Wohl einen Welttheil in Bewegung.
So schwarz es ist, gibt es doch Licht.
Hat je es Finsterniß gegeben,
War Schuld daran das Meer wohl nicht —
Des Glaubens alle Kluge leben.
Fragt Ihr, wie heißt das schwarze Naß —
Ihr kennt's — guckt nur in's Tintenfaß.

Richard Roos.

Der Blinde ohne Hände.

Zwey und zwanzig Jahre war der junge Richard alt, als ihm eine Kanonenkugel bey Lexington*) beyde Hände wegriß. Ehe sich noch der Unglückliche von seinem Schreck erhohlen konnte, ging ihm eine Flintenkugel quer durch beyde Augen. Und nun war er blind; und der unglücklichste aller Blinden, die es wohl je gegeben hat, denn er konnte nicht einmahl fühlen „in der finstern Nacht!“

Jugend und gute Pflege stellten ihn glücklich von seinen Wunden her. Aber er konnte ja nicht einmahl Speise zum Munde nehmen, sich nicht ankleiden, nicht den geringsten Bedürfnissen genügen. Wie sollte man für ihn sorgen?

Die englische Regierung nahm ihn ins prächtige Spital zu Chelsea auf und suchte Rath zu schaffen. Sie rief alle jungen Witwen und Mädchen auf, die Lust hätten, einen solchen Invaliden zu heirathen, um a) gleiche Pension wie er, b) kostenfreye Erziehung aller etwa mit ihm zu zeugenden Kinder, c) 400 Pfund Sterling Ausstattung im Falle seines Todes und einer neuen Verheirathung zu erhalten.

Wird sich aber denn wohl eine melden, einen Mann ohne Hände und ohne Augen zu heirathen? — Ach ja, er war ja übrigens gesund und munter und jung. Nicht eine meldete sich — dreyhundert kamen, und zum Theil recht hübsche. — Man sieht, Iffland's Oberförster hat Recht: „Heirathen wollen sie Alle!“ — Der Invalid hatte nur Noth zu wählen; er sah keine, er fühlte keine. Welche konnte ihn wohl fesseln? und wodurch? — Durch den Wohllaut der Stimme ließ er sich bestechen:

Der süße Ton, der ihm zum Herzen sprach,
Gewann auch seine Liebe allgemach.

Denn er lebte mit seiner jungen Frau recht sehr glücklich und zufrieden, und unser Berichterstatter sah ihn oft in der Tabagie zu Chelsea fröhlich und wohlgemuth an ihrer Seite sitzen. — r.

*) Bey Lexington fand der erste Kampf zwischen Engländern und Nordamerikanern am 19. April 1775 Statt.

Der Genuß des Kaffehs im Morgenlande.

Man soll den Kaffeh als Getränk im J. 1285 im Morgenlande kennen gelernt haben. Anfänglich war er der Gegenstand heftiger Streitigkeiten, allein zuletzt entschied man, daß er dem Geiste des Mahomedismus nicht entgegen sey. Jetzt bekommt man in allen Städten und in den geringsten Flecken des Morgenlandes Kaffehhäuser zu Gesichte, in denen Müßiggänger den ganzen Tag zubringen, um Kaffeh zu trinken, Tabak zu rauchen, Dame oder Schach zu spielen, oder die Spiele und Tänze der Lustigmacher mit anzusehen und den Erzählungen von Mährchen zuzuhören. Der Geschmack an Kaffeh ist im Morgenlande allgemein und man macht keinen Besuch, ohne eine oder mehrere Tassen Kaffeh

zu trinken. Man reicht die Tasse in einer andern Tasse von Filigranarbeit, von Kupfer, Silber oder Vermeil, damit man sich die Finger nicht verbrennt. Die Zubereitung des Kaffehs ist einfach; man brennt die Bohnen leicht, darauf zerstößt man sie und siebt sie durch. Hat man sie sehr klar gestoßen, so thut man sie in kochendes Wasser. Man trinkt den Kaffeh mit dem Satze und ohne Zucker, biethet aber dem Besucher zuvor trockenes Confect an. Das Trinken des Kaffehs mit Sahne ist nicht gewöhnlich.

Dreysylbige Charade.

Wer von der Ersten so bedrängt,
Daß er auf Zwey und Drey beschränkt
Der Bitte wehmuthsvolle Klage,
Der kann für seines Alters Tage
Das Ganze nicht im Schreine wahren,
Ihm droh'n des Augenblicks Gefahren.

F. W. J...l.

Miscellen.

In Constantiopel hat sich viel geändert. Trant, ein Reisender, der erst im vorigen Jahre dort war, hatte die Ehre, mit dem Capudan-Pascha — Ecarté zu spielen; die Großen des Serails tranken des französischen Königs Gesundheit aus großen Champagnergläsern beym Diner des Grafen Guilleminot, wo ein großer Schinken aufgetragen war. Der Oberstlieutenant von des Sultans Leibwache und sein erster Adjutant forderten eine Dame zum Walzen auf, und tanzten bis zum frühen Morgen mit ihr; ja, als der Kapudan-Pascha einen großen Ball gab, saßen die türkischen Damen oben auf der Gallerie als Zuschauerinnen. Wahrscheinlich werden sie auch bald mittanzen. Aber welche Umwandlung alter Sitte und Gewohnheit! So ist es auch in andern türkischen Orten. Punsch und Grog z. B. wird in Menge von den Türken getrunken. Der Bey von Athen hatte in einem Kiosk einen kleinen Berg von Rhumflaschen, Zuckerbroten und Citronen aufgehäuft.

Das Eis auf den Seen Canada's im Winter ist um so dünner, je weiter man nach der Mitte zukommt. Am Ufer hat es öfters drey Fuß und noch darüber im Durchmesser, und in der Mitte kaum einen halben Fuß. Der Weg, welchen man im Winter über die Seen macht, führt daher immer möglichst nahe am Ufer hin. Es hat auch nicht die Härte des Eises in Europa; man haut in derselben kürzerer Zeit ein Loch durch, als bey uns. Aus diesem Grunde brechen die Schlitten ein, wo es die Eisdecke nimmer fürchten lassen sollte.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Auf dem Hoftheater hat man diesen Winter zwey Trauerspiele zu Stande gebracht: „Philipp von Schwaben," von Raupach und „Agnes Bernauerinn," von Dr. Schiff. Jenes ist theatralisch, dramatisch und historisch ein „gutes Stück;" es hat auch mit Ausnahme des fünften Actes interessirt, hat aber den Fehler für das Publicum, den die Kritik an der Dichtung nicht rügen kann, daß das Interesse sich nicht an eine bestimmte Hauptperson knüpft. Das Recht ist getheilt, mithin auch die Theilnahme. Otto von Wittelsbach ist ein rauher Unhold, der Kaiser der bessere Mann dagegen, aber doch nicht Mann und Held genug. Die deutschen Familienscenen leihen dem Stücke die meiste Anziehungskraft. Es heißt, Raupach wolle das Drama umarbeiten, und ihm einen neuen fünften Act geben. Von seinem Hohenstaufencyclus ist „König Enzius" fertig, von dem sich die Schauspieler viel versprechen. — „Agnes Bernauerinn" ist die erste theatralische Arbeit eines jungen Dichters. Man kann nicht sagen, daß es ein gutes Stück ist, denn ihm fehlt jede positive Haltung und Gestaltung; eben so wenig ist es aber ein schlechtes und noch viel weniger ein mittelmäßiges. (??) Es ist Poesie darin, echte, aber sie hat noch keinen Grund und Boden gewonnen, es ist ein zerrissenes Traumgewebe, voll Rasereyen der Empfindung, reich an lyrisch-schönen und bizarren Stellen, die rein subjective Schöpfung einer Phantasie, welcher die nächsten Bedingnisse des Lebens unbekannt sind. Der deutsche Mime geht mit festen Füßen auf einer sehr breiten Basis der Realität; seine Kunst kann daher nicht dem Gange eines nervösen Empfindungstraumes folgen. Eine solche Traumerscheinung mitten unter den Plattitüden unsers Theaters bleibt indessen immer interessant.

Hr. Ferdinand Ries, der sich während seines längern Aufenthalts in England als ausgezeichneter Clavierspieler und Instrumentalcomponist einen bedeutenden Ruf erworben hat, und — seit einigen Jahren bey Bonn und in Frankfurt am Mayn privatisirend — durch seine Mitwirkung bey den niederrheinischen Musikfesten seinen verdienten Ruhm auch durch größere Gesangcompositionen vermehrt hat, leitete am 8. d. M. in Person die erste Aufführung seiner hier noch neuen Oper: „Die Räuberbraut," deren Interesse durch die Mitwirkung der Mad. Schröder-Devrient noch bedeutend erhöht wurde. Die schön instrumentirte und charakteristische, dem Gegenstande gemäß im Halbdunkel meistens ernst und düster gehaltene Musik erhielt den verdienten Beyfall, und dem Componisten wurde nach beendeter Vorstellung durch Rufen die wohlerworbene Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen bezeigt. Der zweyte Act der Oper, und besonders der originelle Räuberchor, wie das da Capo verlangte Räuberlied im dritten Act, erhielt den allgemeinsten Beyfall, wenn gleich fast allen Nummern ein Succès d'estime mit Recht zu Theil wurde. Die Darstellung war gut geordnet, und alle Mitwirkenden beeiferten sich, dem vaterländischen Componisten ihre Achtung für sein wohl durchdachtes, und mit großer Instrumentalkenntniß durchgeführtes Werk an den Tag zu legen. Das Opernhaus war sehr gefüllt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Sonnabend, den — 25 — 26. Februar 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

IV.

Als er eines Tages an dieses sonderbare Verhältniß denkend in seiner Herberge saß und überlegte, ob es nicht besser sey, den Knoten plötzlich zu zerhauen, oder die Lösung einem Andern überlassend, sich von Straßburg zu entfernen, öffnete sich die Thüre mit Ungestüm, und Johann von Werth trat ein.

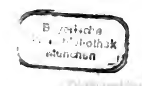
„Ihr wundert euch wohl, Oberst Rosen, mich hier zu sehen?“ rief er dem Erstaunten entgegen. „Glaubtet mich wohl noch vor Ehrenbreitstein? Das Teufelsnest ist über, und Bussy hat nicht einmahl eine Ratte darin gelassen. Ja, Kriegscamerad! Hättet sollen die Besatzung sehen; wie ausgedorrte Pickelhäringe zogen sie an uns vorüber, der Trommler konnte kaum mehr sein Kalbfell rühren, und die Fähndriche wankten bey dem Flattern ihrer aufgerollten Fahnen. — Es war eine Freude mit anzusehen! Kein Malter Korn, kein Faß Wein war mehr in den Magazinen, desto besser aber war das Zeughaus besetzt, 60 Stück Geschütz, 200 schöne Musketen, und Pulver und Bley in Menge. Gott sey gedankt, daß ich nicht mehr vor dem Felsenneste liege, so eine Belagerung ist mir ein Gräuel; man ist auf einen Fleck so festgebannt, als ob die ganze übrige Welt einem verschlossen wäre.“

Rosen hatte Johann von Werth, der ihm kaum so viel Zeit gelassen hatte, ihn zu begrüßen, mit Verwunderung zugehört. Er war so sehr mit seinem Glück, diese Festung erobert zu haben, beschäftigt, es schien ihm so viel daran gelegen zu seyn, dieß Rosen fühlen zu lassen, daß es noch einige Zeit dauerte, ehe das Gespräch eine andere Wendung erhielt. Rosen hatte ihm gelassen zugehört, und während Johann von Werth ihm die Capitulationspuncte etwas weitschweifig vorerzählte, Wein zu bringen befohlen.

„Wir waren lange getrennt, Oberst Rosen!“ begann dann Johann von Werth von Neuem. „Ihr zoget nach Süden, ich nach Norden, ihr lagertet in der Franche comté, ich hauste indessen in der Picardie, streifte bis vor die Thore von Paris —“

„Und mußtet doch wieder umkehren, und all euer Mühen war vergebens,“ unterbrach ihn Rosen, der einen Bericht über alle die Gefechte befürchtete.

„Da habt ihr wohl Recht,“ fuhr Johann von Werth fort, ohne weder über diese Unterbrechung, noch über die Bemerkung selbst ungehalten zu seyn. „Mit den Spaniern ist nichts anzufangen, die deliberiren mit steifem Ernste tagelang, deliberiren, bis der Moment vorüber ist, und so gelangen sie nicht zur kühnen That. Einige



Mahl habe ich sie gegen ihren Willen mit mir fortgerissen, und da haben sie sich als tüchtige Kriegsleute bewährt; ihr Fußvolk ist vortrefflich, die alten Banden halten zusammen, als wären sie mit Ketten an einander geschmiedet, und stehen wie eherne Mauern; aber ehe man solch ein Heer in Bewegung setzt, da gehört mancher Hebel dazu. List, Ränke, Schmiegen und Biegen und Gott weiß, was Alles habe ich anwenden müssen, und doch war es meist vergebens. Danke Gott, daß ich von ihnen fort bin, mir ist bey meinen deutschen Kriegsgesellen wieder so wohl, wie dem Vogel, der seinem Käfige entfloh; kann ich doch jetzt mit meinen Reitern nach allen vier Himmelsgegenden ziehen, und wenn Fortuna mir winkt, den Augenblick ihrer Gunst benutzen, kann ich doch nun — meine Wette von euch gewinnen."

„Seyd ihr dessen gewiß?" fragte Rosen lächelnd.

„Wie könnte ich das?" erwiederte der liguistische General. „Der Krieg ist ein Spiel, wo der gewandteste Spieler nicht immer der Glückliche ist und den Kühnsten nicht immer die Victoria begleitet. Aber das Vertrauen und die Zuversicht muß in des Soldaten Brust wohnen, das Vertrauen auf sich und sein Glück, und mit Gott! das fühl' ich in mir!"

„Nun, wie es auch ausfalle, General," nahm Oberst Rosen das Wort, die Becher füllend, „gute Soldatenfreundschaft, es mag gewinnen oder verlieren wer da will! Stoßt an!"

„Mit Freuden!" erwiederte Johann von Werth — „Und bald möge der Tag kommen, wo wir uns treffen!" — Er leerte den Becher und fuhr dann, sein listiges Auge unverwandt auf Rosen gerichtet, fort — „Der Tag wird bald kommen, meine ich, euer Herzog rückt an."

„So?" fragte der Weimarer unbefangen, „habt ihr Nachricht?"

„Es sollte erst gen Basel und nach den Vierwaldstädten gehen, das hat sich aber geändert, der Herzog ist schon durch das Thal von Befort gerückt und zieht auf Thann."

„Seyd ihr dessen gewiß?" fragte Rosen, die größte Verwunderung zeigend.

„So gewiß als ihr es seyd," erwiederte Johann von Werth — „Doch von etwas andern — ihr seyd ein Hausfreund des Freyherrn von Epp?"

„Ich bin oft in seinem Hause," erwiederte Rosen.

„Zieht dann, wie es sich nicht anders vermuthen läßt, an dem Siegeswagen der Dame Margarethe," fuhr er spöttelnd fort. „Um euch nun zu zeigen, wie freundschaftlich ich gegen euch bin, will ich euch einen Gefallen thun, und euch von einem gefährlichen Nebenbuhler befreyen, ich meine den Rittmeister meines Reiterregiments, den Grafen Ossa."

„O, laßt ihn nur hier, mir ist er nicht im mindesten lästig," bath Rosen.

„Steht ihr schon so fest, guter Freund?" fragte Johann von Werth hell auflachend „Weibergunst ist wie Flugsand, nur ein Thor baut sein Glück darauf — Aber fort muß der Bursche, am Putztisch der Frauen gibt es zwar keine Narben, aber auch keine Ehre, und es ist Zeit, daß er endlich einmahl unter seine Fahne tritt. — Seyd ihr heute bey dem Freyherrn zum Mahle geladen?"

„Ich werde dort seyn," erwiederte Rosen.

„Dieß sprecht ihr Alles so kalt, so einsylbig, daß ich an euch und der Fama irre werden könnte, die von euch sagt, daß auch ihr um den goldenen Apfel werbet — Nun Gott sey Dank, daß bey mir das Fieber vorüber ist, ich muß mich gar trollig dabey geberdet haben."

Rosen konnte sein Lächeln nicht unterdrücken.

„Lacht nur, Kriegscamerad, lacht nur immerhin. Ein Jeder, sey er noch so klug und gelenk, stellt sich bey solchen Possen lächerlich an. Die Reihe zum Lachen ist jetzt an mir, denn verbergt es so viel ihr wollt, ihr seyd in dem Netze dieser Hexe gefangen, so gut als ich es war. Wenn man nicht Muth hat, das ganze Netz zu zerreißen und so frey wie der Fisch im Wasser fort zu schwimmen, so ist es ziemlich gleich, ob man sich etwas mehr oder etwas minder gesträubt hat. Nun auf Wiedersehen bey der schönen Margarethe! Dort sage ich euch Lebewohl, denn morgen früh schon geht es wieder zurück über den Rhein, den ich bloß überschritt, euch in dem Netze zappeln zu sehen, und euch an unsere Wette zu erinnern."

„Das Erstere werdet ihr nicht!" erwiederte Rosen stolz, „das Letztere wäre überflüssig, dergleichen vergißt der Soldat so leicht nicht; doch freut es mich, euch gesehen zu haben und euch in meiner Nähe zu wissen."

Johann von Werth schüttelte ihm beym Abschied treuherzig die Hand, und sie trennten sich noch einmahl in Frieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jubelfeyer.

Flechten sich in's trübe Leben
Freundlich Ideale ein,
Bis zur Urne — klar und eben
Fließt des Daseyns Zauberschein!

„Rüstig, ihr Mägde, sputet euch, ihr Bursche, daß alles blank gescheuert sey, und reinlich die Hausflur und der Garten das Auge ergetze," rief Marthe, indem sie mit emsigem Arme den alten Sorgenstuhl und die Pölster an den Sitzen und Lehnen der Stühle durchklopfte; „denkt nur, heute noch kommt der Präsident, und morgen ist der guten Ältern Jubeltag; das wird eine Freude geben!" Und nun ging's in dem Bauernhofe an ein Fegen und Scheuern, daß die Lüfte erdröhnten. „Jetzt die Stube bereitet," befahl Marthe, „zum Empfang des gnädigen Herrn! Bereitet das Bett mit dem feinen, rothbebrämten Lacken, und dem weichen Kissen, wie er's gewohnt ist, bey uns zu finden; vergeßt auf den großen Spiegel nicht mit dem bunt bemahlten Rahmen, den einst die Großmutter selig zum Brautgeschenke erhalten, und den eichenen Tisch mit künstlich gedrechselten Füßen, und den Sorgenstuhl stellt hinein, hängt die großblumigen Gardinen an's Fenster, und auf den Schrank die Figuren von Gyps, den züngelnden Löwen und den Hund und den Jäger, auf dem thönernen Hute Federn vom nächtlichen Käuzchen, daß auch zierlich, wie sich's geziemt, das Gemach und Geräth sey!"

Martin, ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, Marthens Vater, wankte am Knotenstock hinaus in das Gärtchen, setzte sich auf die Birkenbank unter den breitschattichten Apfelbaum, und blickte frohen Sinns in die Weite, betrachtete das Sinken der wohlthätigen Sonne hinter das ferne Gebirg, indem Thränen der Rührung und Wehmuth in seinen Augen perlten. Mutter Anne hatte sich neben ihn gelagert, und plauderte Vieles von den schönen Tagen ihrer Jugend, und klagte mitunter wehmüthig über die Abwesenheit ihres Sohnes Franz, der vielleicht todt sey, oder in weiter Ferne im Elende umherirre.

Derselbe war seit seiner frühen Jugend vom väterlichen Hause abwesend. Er hatte das Maurerhandwerk erlernt, und von Wißbegierde angetrieben das Ausland besucht; oft hatte er den betagten Ältern sein Befinden, und welche Vortheile er aus den Reisen gezogen, kundgethan; aber schon seit drey Jahren erhielten sie keine Nachricht mehr von ihm, und manche stille Zähre floß dem Lieblinge ihres Herzens. — Plötzlich erscholl der Freudenruf: „Der Präsident! der Präsident!" Ein Wagen hielt am Rückausgang des Gartens; ein ziemlich bejahrter, schlicht gekleideter Mann mit einem einfachen Ordensbande, tritt den beyden Alten, die zitternd vor Freude einige Schritte vorwärts gegangen waren, rasch entgegen, biethet beyden die Hand, und drückt den alten Martin an seine Brust, indem aus dem Munde des ehrfurchtsvoll herumstehenden Landvolkes ein vielfacher Jubelruf ertönte!

Einst vor einer geraumen Reihe von Jahren an einem heißen Sommertage mußte Martin über das eine Stunde von seinem Dorfe entfernte Alpengebirg wandern, und war noch nicht auf die höchste gangbare Stelle gelangt, als der Himmel sich umdunkelte, und schwarze Wolken des Tages helles Licht zur schauerlichen Dämmerung verdüsterten. Martin eilte nach Kräften, die nächste Sennenhütte zu erreichen, doch vergebens; auf den Flügeln des Sturms rückte das Gewitter näher, Blitze zerrissen das verderbendrohende Gewölk, und furchtbar rollte des Donners Brüllen, dreyfach verstärkt durch der Felsen Riesenwände. Die Wolken senkten sich tiefer; Martin war plötzlich von den schwarzgrauen Nebeln umschlossen, rings um ihn durchkreuzten sich die zuckenden Blitze und rauschender Regen ergoß sich aus der Wolken Schooß. Der Wanderer, von Grauen ergriffen, suchte lange vergebens nach einem Zufluchtsorte, endlich entdeckte er an einem Abhange in dem Felsen eine kleine Höhle, wohin er flüchtete. Das Gewitter zog indessen mit wachsendem Grimme näher, das Feuer der Blitze leuchtete heller, und des Donners Stimme brüllte unaufhörlich. Da zuckte hart am Eingang der Höhle des Blitzes gräuliche Feuerschlange, ein betäubender Donnerschlag folgte plötzlich, der Boden schien mit bläulichten Flammen bedeckt, und ein dichter Schwefelqualm drang in die Höhle. Martin, der vor Angst kaum stehen konnte, ward betäubt, es schwindelt ihm vor den Augen, seine Sinne vergehen.

Wie aus einem schweren Traume erwachte er wieder, und es verging eine geraume Weile, ehe er seiner Sinne ganz mächtig wurde. Allein statt der frühern Angst fesselte ihn Staunen; denn freundlich strahlte ihm die Sonne ins Angesicht, kein Wölkchen trübte des Himmels heiteres Blau; eine blumenreiche Alpenwiese dehnte sich neben ihm aus, und an seiner Seite stand ein fremder Mann, im grünen zierlichen Jagd-

kleide, dessen hohe Stirne und der Augen sanfter Ernst den Adel seiner Seele verrieth. Auf die Flinte gestützt ruhte theilnahmvoll sein Blick auf Martin, der in eine andere Welt sich versetzt glaubte, und lange zweifelte, ob er noch lebe. — Der Fremde hatte in der Gegend gejagt, und, wie jener, vom Gewitter überrascht, in den Felsen Schutz gesucht. Der Blitz zerschmetterte das Gestein, wo Martin sich verborgen, das weiche Erdreich löste sich los, und jener stürzte mit demselben den nahen Abhang hinunter. Zum Glücke war die Höhe nicht beträchtlich, unten eine kleine moosbewachsene, vom Regen vollends erweichte Stelle, so daß er keinen Schaden nahm; nur drohte das allmählig herabrollende Gestein ihn zu zerschmettern, oder das abschießende Wasser ihn in die ungeheure Kluft hinabzuspühlen, die neben jener Stelle heraufgähnte. Der Fremde, der unweit davon den Vorfall beobachtet, und die drohende Gefahr erkannte, eilte zum Wohle seines Nächsten, sich selbst vergessend, an den gefährlichen Platz, und riß den Bewußtlosen hinweg, indem er nahe daran war, selbst in die ungeheure Tiefe hinabzustürzen. Er schleppte ihn nach der Grotte, die er aufgefunden, und versuchte es, wiewohl vergeblich, den Unglücklichen ins Leben zurückzurufen. Als das Gewitter nachließ, trug er ihn weiter abwärts auf die reizende Wiese, und da Martin nicht verletzt, sondern nur betäubt war, so beschloß jener, es der Natur zu überlassen, die schlummernden Lebenskräfte wieder zu wecken. Auf den Knien unter lautem Schluchzen dankte ihm der Gerettete, und Thränen des Entzückens netzten die Hand des edlen Retters, der ihn liebevoll aufhob und durch Worte des Trostes und der Theilnahme zu beruhigen suchte. Die ehrliche Miene des Landmannes, die rührende Weise, wie er die dankglühenden Augen und gefalteten Hände bald zum Himmel, bald zu seinem Retter erhob, bewogen letztern, ihn nach seiner Hütte zu begleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Nothpfennig.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Die Aufführung von Rossini's „Semiramis" zum ersten Mahle in deutscher Sprache, zeigte die Talente der Dlle. Heinefetter im schönsten Lichte. Diese großartige Parthie liegt ganz in ihrer Stimme und Repräsentationsart. Sie wurde mehrere Mahle gerufen und machte im eigentlichen Sinne die Honneurs der Oper; denn was um und neben ihr sich bewegte, war ihr nicht ebenbürtig und überhaupt der Aufgabe nicht gewachsen. Bey allen Schönheiten dieser Rossinischen Musik finden sich doch auch Längen und Dehnungen, welche eine unangenehme Wirkung machen und verhindern, daß diese Musik in das Mark und Blut eines deutschen Publicums übergehe. — Unter den Reprisen, welche die Gunst der Zuhörer sich erwarben, gehört auch der „Freyschütz," worin Dlle. Sabine Heinefetter das Annchen mit schalkhafter Laune gab, und durch die reizende Volubilität ihrer Stimme Alles zum Beyfalle hinriß. Auch ihre Schwester Clara gab als Agathe unverkennbare Anzeichen einer inneren Begabtheit; nur scheint ihr Organ keiner großen Anstrengung fähig. Noch muß der braven Mitwirkung des Hrn. Binder als Max Erwähnung geschehen, welche den schönen Eindruck, den die beyden Sängerinnen und das treffliche Chorpersonale hervorriefen, mächtig verstärkte, und dieser alten Oper mehrere ergiebige Einnahmen verschaffte. Der freundliche Joconde zeigt sich fortwährend als ein Liebling des Publicums, welches sich bey den letzteren Vorstellungen zahlreicher einfindet, als bey den ersteren, weil die Besetzung dieser Oper seinem Geschmacke vollkommen zusagt. Betrachtet man die Wirkung, welche hier das einfache Lied hervorbringt, so kann man sich überzeugen, daß der Geschmack an dem wahrhaft Schönen unter uns noch nicht geschwächt sey, und das Herz immer noch seine gerechte Obmacht über das Ohr behaupte. Aller Aufwand von Blechinstrumenten und Janitscharenmusik, kann nicht mehr Hände in Bewegung setzen als z. B. das kleine Strophenliedchen zwischen Hannchen und Joconde oder die Romanze des letzteren, welche beyde Musikstücke stets unter allgemeinem Applause da capo gefordert werden. So lange ein Wild, Forti und Mad. Fischer die Hauptrollen im „Joconde" geben, wird diese Oper ein Schatz des Repertoirs bleiben; nur wäre des Ensembles wegen wünschenswerth, die Rolle Mathildens bald wieder anderen Händen zu übertragen, da die unsichere Intonation der Sängerinn, welche in den letzten Vorstellungen darin erschien, in solcher Umgebung nur um desto störender einwirkt. — Den Freunden gediegener Musik stehen zwey Hochgenüsse bevor; nähmlich die Aufführung von Cherubinis „Tagen der Gefahr," welche vielleicht noch früher Statt haben wird, als diese Anzeige in die Hände des Publicums kommt, und worin die Hauptrollen von Hrn. Wild (Armand) Forti (Mikeli) und Mad. Ernst (Gräfinn) gesungen werden; und dann jene des unsterblichen Meisters Beethoven „Fidelio," welcher von Dlle. Heinefetter dargestellt wird, die dabey in durchaus würdiger Umgebung erscheinen soll. Die Freunde Terpsychorens können wir mit der Anzeige der nahe bevorstehenden Ankunft des Hrn. Samengo und seiner Gattinn, geborne Brugnoli, erfreuen. Ihr Debut wird vermuthlich in dem großen Ballete: „das befreyte Jerusalem" erfolgen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

Februar.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

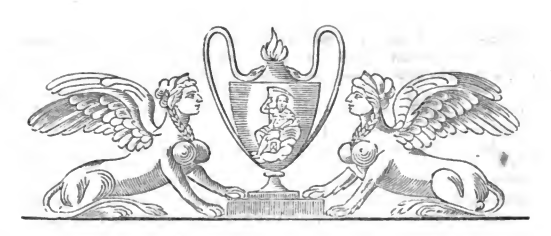
Drey und zwanzigster Jahrgang.

1831.

März.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.



Der Sammler

Dinstag, den — 26 — 1. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

V.

Margarethe von Epp stand kurz vor dem Mittagsmahle im Garten, an dem nähmlichen Rosenstock die Blumen betrachtend, wo Rosen sie an dem Hochzeittage ihrer Schwester überrascht hatte, da trat in gewählter, kostbarer spanischer Kleidung der junge Graf Ossa feyerlich auf sie zu, und störte sie in ihrem Sinnen. Dem Fräulein mochte dieß unangenehm seyn, oder sie mußte es ahnen, weßhalb er komme; denn sie empfing ihn ernst und unmuthig und erwiederte seine tiefe Verbeugung kaum durch ein leichtes Kopfnicken. Er aber ließ sich davon nicht abschrecken, ging mit steifem Anstand auf sie zu und wollte ihre Hand ergreifen, die sie jedoch unzart zurückzog.

„Was wünscht ihr von mir, Graf Ossa?" fragte sie den jungen Mann, der weder durch den scharfen Ton dieser Frage, noch durch den stolzen Blick, der ihn hiebey traf, verlegen wurde.

„Ihr waret bis jetzt stets so gütig gegen mich, holdes Fräulein," begann er mit Zuversicht, „daß mir Muth und Hoffnung ward. Ich nahe mich euch, durch euer zuvorkommendes Benehmen aufgemuntert, durch den Wunsch eures und meines Vaters berechtigt, um das Schönste, das Edelste der Erde zu werben."

„Wollt ihr darum werben, Graf Ossa," unterbrach ihn Margarethe schnell, „so müßt ihr es nicht bey mir suchen. Im Feldlager, wo die Ehre des Mannes Scheitel mit dem Lorbeer krönt, da werbt um das Edelste, Schönste, was nur der Muth dem Manne reichen kann, nicht bey mir." Sie wandte ihm den Rücken und wollte sich entfernen, aber er hielt sie zurück.

„Habt ihr mich auch recht verstanden, Fräulein?" fragte er jetzt, doch in etwas verlegen. „Ich komme um eure Hand zu werben, sie meinte ich, als ich von dem Edelsten, Schönsten der Erde sprach."

Margarethe lächelte. — „Ihr seyd sehr kühn, Graf," sagte sie nach kurzem Schweigen, „ihr werbt um meine Hand, ehe ihr um mein Herz geworben?"

„That ich das nicht?" fragte er verwundert, „warb ich nicht schon mondenlang, und hat mir, und ich glaubte nur mir allein, dieß stolze Herz nicht freundlich die Pforte seines Paradieses geöffnet? — Wenn Oberst Rosen keines Blickes von euch gewürdigt wurde, wendetet ihr euch freundlich nach mir, wenn er euch langweilte, fandet ihr Zerstreuung in meinem Gespräch."

„Glücklicher Mensch!" sagte Margarethe mitleidig lächelnd.

„Ja wohl dünk ich mich der Glücklichste der Erde," fuhr der Graf fort, „ja wohl ist der glücklich, dem solch ein Himmel offen steht!"

„Armer Mann!" unterbrach ihn das Fräulein von

Neuem, „euer Auge trügt euch, der Himmel und seine Pforten sind euch verschlossen! — Müht euch ferner nicht, werbt ferner nicht um meine Hand, sie wird euch nie zu Theil.“

„Nie?“ rief er, aus dem Traume seiner Eitelkeit erwachend — „nie! — Ihr scherzt,“ fuhr er in seinem Wahne fort — „Wie? — Ich sollte ein Loos mit Rosen theilen, ich?“

„Nein, Graf Ossa,“ erwiederte Margarethe sich vergessend, „dieß sollt, dieß werdet ihr nicht! Mit Oberst Rosen habt ihr nichts zu theilen, nicht Ehre, nicht Kriegsruhm, nicht mein Herz — Von ihm,“ fuhr sie erschrocken über das, was sie eben gesagt, schnell einlenkend fort, „von ihm spricht die Welt. Den Anführer der weimarischen Reiterey nennt Deutschland, Frankreich und Hispanien, wenn man von dem Herzog Bernhard und seinem gefürchteten Heere spricht; der Nahme Rosen und seine Kriegsthaten werden im Munde der Nachwelt leben, wenn der eure lang verhallt ist.“ Sie wandt' ihm verächtlich den Rücken und ließ ihn stehen.

Mit Ingrimm biß der Beleidigte die Unterlippe blutig, riß in kindischer Wuth die blühenden Rosen vom Stock und streute sie zerpflückt umher. — „So sollst auch du vergehen, stolze Dirne!“ rief er, „du und der Elende mit seinem Kriegsruhm!“

Margarethe eilte nun zur Gesellschaft. Unzufrieden mit ihrem Benehmen, welches das Geheimniß ihres Herzens viel zu laut verrathen hatte, wurde sie es noch mehr, als sie in das Besuchzimmer trat, und dort Johann von Werth erblickte. Es hatte früher ihrer Eitelkeit wohl gethan, diesen wilden Kriegsmann, dessen Herzensneigung sich wohl noch kein Weib rühmen konnte, an ihrem Triumphwagen ziehen zu sehen. Sie hatte in jener Zeit, so lange die Neuheit der Sache ihr eine Art Reiz gab, seine Bewerbungen nicht unfreundlich abgewiesen, wohl aber, da ihr seine Rohheit lästig ward, ihn mit so viel Hohn behandelt, daß sie jetzt, wo zuweilen eine reifere Überlegung sie zu einiger Vorsicht mahnte, und ein dunkles Gefühl ihr eine gerechte Vergeltung ahnen ließ, bey seinem Anblick unwillkührlich erbebte.

Aber Johann von Werth, weniger mit ihr, als mit seinem Gegner beschäftigt, schien das Vergangene gänzlich vergessen zu haben. Er hatte während des Mahles seinen Platz neben dem Hausherrn, dem Fräulein gegenüber erhalten, die wieder Rosen und den zudringlichen Freyer an ihrer Seite sah; und obgleich Johann von Werth es sich trefflich schmecken ließ, beobachtete er dennoch Rosen scharf und sah zu seinem Verdruß, wie kalt, wie gleichgültig er an der Seite dieser Gefeyerten saß, die sich heute in nicht geringer Verlegenheit befand, da sie gegen ihre beyden Nachbarn, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, ziemlich einsylbig seyn mußte.

Der junge Graf Ossa verbarg meisterhaft seine Wuth. So sehr ihn seine Eitelkeit verlockt hatte, gab sie ihm doch auch Kraft zur Verstellung — Rache kochte in seinem Herzen, Rache an der Stolzen, die ihn auf so höhnende Weise abgewiesen hatte, und an ihm, den Margarethe als den gefeyerten Kriegsmann mit einer Wärme geschildert hatte, die den Verdacht in ihm erweckte, Rosen sey von ihr begünstigt.

Dieser, da er sich von Johann von Werth beobachtet wußte, war heute mehr noch als je auf seiner Hut und sammelte alle Kraft, die Empfindungen seines Innern zu verbergen. Er wußte durch die Frau von Gemmingen, daß der Graf Ossa, dessen Abreise auf den andern Tag bestimmt war, heute um Margarethens Hand werben würde, oder es schon gethan habe. Dieß beunruhigte ihn, noch mehr aber Margarethe selbst, die zwar heute weniger gesprächig war, als sonst, über deren Antlitz aber ein Zauber lag, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte. Still sah sie vor sich hin, ihr Blick ruhte gedankenvoll auf einer Stelle, und wenn irgend eine Frage, die er an sie that, sie aus ihren Träumereyen weckte, traf ihr Auge, wenn auch nur für einen Augenblick, mit Innigkeit das seine. Dieß beunruhigte ihn noch mehr, er glaubte, der Schritt sey schon gethan, seine Hoffnung zerstört, oder der nahe Augenblick der Entscheidung mache sie nachdenkend. Der Graf Ossa hingegen, dem dieß stille Sinnen der sonst so Lebhaften auch nicht entgangen war, deutete es endlich sogar zu seinen Gunsten; Beyde irrten sich.

Indessen war der Pokal fleißig in die Runde gegangen, und der Freyherr von Epp hatte nicht versäumt, seinem Nachbar zuzutrinken, der auch immer gesprächiger und lauter wurde, ohne jedoch seine Beobachtungen ganz einzustellen. Er wendete sich jetzt öfters an Margarethe, neckte sie, nicht immer auf die feinste Weise, mit ihren beyden Nachbarn, ließ selbst sein früheres Verhältniß zu dem Fräulein nicht unberührt und kam so durch sonderbare Ideenverbindung auf seine Wette mit Oberst Rosen. „Ja,“ sagte er, sich zu diesem wendend, „ja Oberst Rosen! hättet ihr das Fräulein von Epp gekannt, als wir uns in Bellevue trafen, ich hätte einen andern Preis gestellt. Statt der 200 Doublonen und

der Streitrosse wäre die stolze Dame der Preis des Sieges gewesen —"

„Aber General," unterbrach ihn Rosen schnell, der den Unmuth auf Margarethens Antlitz deutlich bemerkte, „wie hätte der Besiegte diesen Preis zahlen können, da er nicht in seiner Macht stand?"

„Ja, ja!" fiel Johann von Werth ihm lächelnd in die Rede, „euch würde es freylich schwer geworden seyn, das Fräulein dahin zu vermögen, denn wahrlich, ich glaube, sie würde sich eher dem Schwarzen übergeben, als mir. Aber ich meine, mir würde es leichter geworden seyn, mit solch seltener Münze zu zahlen; denn obgleich ich mich besser auf ein gutes Schwert und ein tüchtiges Roß, als auf ein Weiberherz verstehe, scheint es mir doch, als ob ihr auf dem Schlachtfelde hier glücklicher seyd, als ich. — Doch ich sehe ein Ungewitter heranziehen. Nichts für ungut, Fräulein Margarethe, treibt mich nicht mit dem Hagel eurer verwundenden Pfeile, nicht mit dem groben Geschütz eures Spottes zurück, ich weiche gern freywillig, und erkenne mich, euch gegenüber, stets für überwunden."

Dieser unfeine Scherz hatte das Fräulein fast außer Fassung gebracht. Ohne daß es Johann von Werth vielleicht ahnete, hatte er die verwundbare Stelle getroffen, und dankbar nickte sie der Schwester zu, die ihre Verlegenheit bemerkend, sich zu Johann von Werth wandte und dem Gespräch eine andere Wendung gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sterndeuter und Astronomen.

Aus den Gestirnen lasen Gelehrte in grauester Vorzeit
Mit prophetischem Geist künftige Dinge heraus.
Leider doch wurd' die prophetische Sag' auch manchmahl zu Schanden,
Und nur durch künstliches Dreh'n stellten ihr Anseh'n sie her.
Nicht mit prophetischen Sagen befassen sich uns're Gelehrten,
Aber sie wissen genau, wie das Gestirn sich bewegt.
Jahrlang voraus bestimmen sie jeglichen Lauf der Planeten,
Finsterniß und der Komet, Alles erscheinet zur Stund'.
Gleichwohl standen die Erstern im höheren Anseh'n beym Volke,
Aber den Letztern genügt Lob vom gebildeten Kreis.

J. B. v. Rellich.

Das Brautgemach einer jungen Javanerinn.

Wie es in dem Brautgemache einer javanischen Schönen aussieht, erzählt uns X. Pfyffer, welcher sich längere Zeit auf Java befand, und die Sitten und Gebräuche der Bewohner näher kennen lernte, in seinen interessanten Skizzen von der Insel Java, wovon bis jetzt drey Hefte erschienen sind.

„Ich wurde einst" — sagt er — „von einem vornehmen Edelmanne in meiner Nachbarschaft zu dem Trauungsfeste seiner Tochter eingeladen. Bey meiner Ankunft in dem festlich verzierten Hause führte mich der Vater in das Brautgemach, an dessen Eingange mich eine alte Frau mit Rosenwasser besprengte. Auch meine Hände mußte ich ihr hinhalten, um dieselben mit einer andern wohlriechenden Essenz zu waschen. Es schien mir, als habe man alle Schätze und Kostbarkeiten des ganzen Hauses in diesem Zimmer zusammengehäuft, denn ich konnte mich wirklich kaum bewegen, ohne etwas Schönes oder Seltenes zu berühren. Die jugendliche Braut saß auf einem köstlichen Teppiche, in Gesellschaft von zwey Frauen, wovon ihr eine mit einem großen Fächer von Pfauenfedern Kühlung zuwehte; die andere bereitete Betel, oder ordnete den Anzug ihrer Gebietherinn, welcher sehr auffallend war. Sie glich vollkommen einer Göttinn, nach der Religion von Buddha, wie ich solche früher in Abbildungen gesehen hatte. Diese Ähnlichkeit war um so größer, da sie mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein Wort zu reden, unbeweglich da saß. Ihr Kopf war mit einem Kranze von Blumen und goldenen Verzierungen umgeben; ihre Arme waren mit Spangen vom edelsten Metall geschmückt; in den Ohren trug sie ebenfalls schwere, goldene Zierrathen. Dieses alles nahm sich sehr gut aus; daß aber ihr niedliches rundes Gesicht mit einer weißen Farbe angestrichen war, mißfiel mir im höchsten Grade. Gern hätte ich mich in diesem Zimmer länger aufgehalten, um einen vollkommenen Begriff von den Mysterien des Festes zu bekommen; allein es war mir einerseits der Anständigkeit, andererseits der betäubenden Wohlgerüche und der außerordentlichen Hitze wegen unmöglich, länger daselbst zu verweilen. Vorhänge schlossen die kleinen Fenster und ließen beynahe keine frische Luft in das durch Geräthe aller Art verengte Gemach hinein. Der Hausvater begleitete mich hierauf in das Zimmer des Bräutigams, welcher in seinem seltsamen Anzuge ebenfalls einem indischen Götzenbilde glich. Sein Kopfschmuck war noch größer und schöner, sein Gesicht ebenfalls weiß bemahlt. Bis an den Gürtel war er nackt, und trug um den Arm goldene Spangen; um seinen Hals schlang sich eine schwere goldene Kette, an welcher eine Platte vom nähmlichen Metalle, in Gestalt eines Halbmondes, beynahe die ganze Brust bedeckte. Auch er war unbeweglich und wurde von alten Frauen bedient."

„Braut und Bräutigam bleiben auf diese Weise einige Tage abgesondert, und werden einzeln durch Gebethe und Reinigen auf ihren künftigen Stand vorbereitet."

Es sollen überhaupt sehr viele lästige Ceremonien von der Verlobung bis zu der Einsegnung eines Ehepaares bey den vornehmen Javanern Statt finden, so daß man dem Ende derselben immer mit Ungeduld entgegensieht.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. H o f t h e a t e r n ä c h s t d e r B u r g.) Zum ersten Mahl der „Fürst und der Minnesänger, oder das Zauberthal," romantisches Lustspiel in vier Aufzügen, als Seitenstück des „Turniers zu Kronstein," von Franz von H o l b e i n.

Prinz Adolar, Erbe der Provence (Hr. F i c h t n e r), vom Herzoge von Asturien zum Gemahle seiner Tochter Isabelle (Dlle. G l e y) bestimmt, die, wie ein Gerücht geht, geheimen zauberischen Verkehr mit dem Alten vom Rothfels treibt, der im Zauberthal haust, wechselte bey seiner Ankunft vor dem Jagdschlosse des Herzogs mit seinem Troubadour (Hr. H e r z f e l d) die Kleider, und um die Neigung seiner bestimmten Braut zu prüfen, will er, alles äußern Schmuckes entblößt, bloß Herz um Herz um sie werben. Bald darauf entsteht ein Tumult im Forste. Arno, Hochgraf von Vitalbo, genannt der Bär (Hr. L ö w e), ein Mann vom besten Herzen, doch von ungestümer Gemüthsart, wo es darauf ankommt einen verwegenen Wunsch zu realisiren, stürzt hervor, die junge Herzoginn, die sich eben auf der Jagd befand, und nach der er ein unbändiges Verlangen trug, mehr aber aus stolzem Übermuth als aus reiner Liebe, mit Gewalt zu entführen. Er geräth mit dem Gefolge der Herzoginn ins Handgemenge, Adolar als vermeinter Troubadour kämpft um ihre Befreyung, befreyt sie, verwundet Arno, wird aber von den Leuten des Hochgrafen gefangen. Der Hochgraf, von Adolars Muth und Geistesadel gerührt, läßt ihn gebunden wie er ist vor sich bringen, und muß von diesem derbe Wahrheiten über sein entehrendes Beginnen vernehmen. Er zankt, wüthet, drohet, sieht aber doch seinen Fehler ein, befreyet Adolar, schlägt den heldenmüthigen Spielmann zum Ritter, und wird endlich sein bester Freund. Wer der tollkühne Entführer war, wird von Adolar verheimlicht. Die Herzoginn wird durch das, was vorgefallen, dem Troubadour des Prinzen gut; ein Streit zwischen ihrer Neigung und ihrem Stolze entsteht in ihrem Herzen, bis endlich im sogenannten Zauberthal, wohin er ihr geheim gefolgt, sich der Knoten löst. Der Alte vom Rothfels ist kein Andrer, als der vor der Empörung seines Volkes geflüchtete Fürst von Navarra; der Engel, der einst der Herzoginn auf Bergeshöhe in azurblauem sternengeschmücktem Gewande erschienen — wie man sich erzählt — Stella, seine Tochter, die mit ihm geflohen. Der Hochgraf, der der Herzoginn und seinem Freunde auf die Spur gefolgt, erscheint, wirbt rasch und glühend wie er ist, um Stella's Hand, erhält sie, und auch Prinz Adolar hat das Glück, als Troubadour die Liebe der Herzoginn ganz zu gewinnen, dann erst wird seine Verkleidung durch den Herzog von Asturien, der anscheinend den Liebesbund bedrohend hinzukommt, bekannt. Der Fürst von Navarra wird in sein nunmehr ruhig gewordenes Land freudig zurückberufen.

Hrn. v. H o l b e i n's dramatisches Talent und Bühnenkenntnisse sind in Deutschland genugsam bekannt, und die Gränzen, in denen seine Bretterhelden sich gewöhnlich bewegen, genau bestimmt. Das Publicum, das mit einem unbestimmten Verlangen vor den Vorhang zu treten pflegt, bringt überhaupt zu den sogenannten Ritterdramen schon größten Theils die Schattenrisse mit von alten, längstvermoderten oder verschollenen Gestalten, und findet sich selten mehr überrascht, neuen Gestalten mit bekannten Zügen zu begegnen. Die Formen der bis zur Übersättigung uns vorgeführten Ritterhelden sind gleichsam stereotypisch geworden, und die dramatischen Rüstungen, aus welchen der lebende Kern irgend eines verjährten Rührstückes herausgestiegen, warten sehnsüchtig bis ein neuer gleichgearteter Held von sterblicher Natur wieder hineinsteige, und die routinirten eingeübten Bewegungen und Gesten brausend beginne. — Indessen muß man zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß Holbein oft überraschende, sinnig überdachte Situationen in seinen Dramen anzubringen wußte, die dem darstellenden Künstler Gelegenheit verschaffen, sich zu zeigen, und sein Talent geltend zu machen. Auch das zu besprechende Stück hat in dieser Hinsicht viel Gutes und Effectvolles, wie z. B. die Zusammenkunft des Hochgrafen Arno mit seinem Gefangenen Prinz Adolar, wo der aufbrausende aber nicht destoweniger kerngesunde gute Charakter des Hochgrafen, so wie die heldenmüthige Geradheit des Prinzen, sich sehr wirksam und energisch offenbaren. Auch die Liebeserklärung Adolars, welche zu einem innern Kampfe zwischen Liebe und Sitte von Seiten der Herzoginn Anlaß gibt, ist keineswegs stillschweigend zu übergehen. Die Aufnahme dieses Lustspiels war ziemlich günstig. Auch dürfte sich dieses Stück wahrscheinlich auf dem Repertoire erhalten.

Was die Darstellung betrifft, so verdient vorzüglich Hr. L ö w e höchst rühmliche Anerkennung. Dergleichen Rollen, wo die innere bildende Gluth sich freyen Spielraum bahnen darf, ist das reiche Talent dieses Künstlers vollkommen gewachsen. Dlle. G l e y stand ehrenvoll an ihrem Platze. Hr. F i c h t n e r, Dlle. P e c h e (Stella) und Hr. H e u r t e u r (der Alte vom Rothfels) wußten wirksam anzusprechen. Ihre Umgebung war angemessen und befriedigend.

L e t t e r i s.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Donnerstag, den 3. März 1831. — 27 —

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Die Frauen verließen nun bald die Tafel, mit ihnen der junge Graf, der seine morgende Abreise vorschützend, sich empfahl. Die Männer blieben noch bey ihren Pokalen sitzen, und so unangenehm es auch Rosen war, den besonders des Grafen Ossa Abwesenheit beunruhigte, mußte er doch bey dem Trinkgelage bleiben, wo Johann von Werth nach gewohnter Weise fast allein das Wort führte.

Erst spät am Abend brach dieser auf. Trotz dem, daß er die ganze Zeit über wacker gezecht, mehr noch gesprochen hatte, war ihm der Wein nicht zu Kopf gestiegen, er hatte ihn wohl offener und redseliger, aber nicht trunken gemacht, und so wanderte er mit festem Schritt, Rosen begleitend, still nach Hause.

„Schade ist es um euch," sagte Johann von Werth endlich, als sie durch die engen Straßen Straßburgs schlenderten, „Schade, daß ihr, ein so wackrer Kriegsmann, so schlechter Sache und gegen Deutschland dient. Zwar seyd ihr so wenig als ich ein Deutscher, aber wir fechten doch beyde auf deutschem Boden und für eine deutsche Sache."

„General!" erwiederte ihm Rosen unmuthig, „wohl dem Soldaten, der glaubt, er streite für die gerechte Sache; in diesem Glauben liegt das Vertrauen zum Siege."

„In Gottes Nahmen!" sagte Johann von Werth treuherzig. „Und da ich eben jetzt vor der Thür meiner Wohnung stehe, so wollen wir wenigstens hier als Freunde von einander scheiden, können wir es auch nicht auf dem Schlachtfeld. Oberst Rosen!" fuhr er fort, ihm die Hand reichend, „ich will euch wohl; sind wir gleich verschieden in Glauben und Meinung, setzt ihr gleich zierlich eure Reden und haltet eure Zunge gebunden, wenn ich mit plumpen Worten, was ich denke, unverhohlen aller Welt sage, so treffen wir doch in Einem zusammen: Wir sind beyde brave Kriegsleute, und ihr ein Ehrenmann, den ich achten und schätzen gelernt, deßhalb reich' ich euch meine Hand von Herzen, und freue mich der Erwiederung meines Händedrucks — Nun Ade! Unter Kugelregen sehen wir uns wieder!"

Rosen hatte diese herzlichen Worte auf gleiche Weise erwiedert, und wollte sich eben mit dem ihn begleitenden Diener entfernen, als ihn Johann von Werth zurückhielt. „Irr' ich nicht, so sehe ich dort, wo die Gasse sich verengt, verdächtige Gesellen hin und her schleichen," sagte er, — „mir war es früher schon, als ob sie uns immer vorangegangen wären, und während wir hier sprachen, sind sie dort stehen geblieben. Habt ihr vielleicht irgend einen Feind hier in Straßburg, denn mir scheint, daß es euch gilt; nehmt lieber meine Diener zur Begleitung mit, Vorsicht kann nie schaden."

„Wer sollte auf offener Straße, in dieser friedfer-

tigen Stadt es wagen, mich meuchlings anzufallen?" erwiederte Rosen, indem er sich jede Begleitung verbath. „Überdieß wüßte ich Niemanden, der mein Feind und solcher schlechten That fähig sey. Lebt wohl, General, dießseits oder jenseits des Rheines sehen wir uns bald wieder." Er verließ seinen Gegner und ging getrost weiter.

Kaum einige Schritte gegangen, erblickte er deutlich mehrere in Mäntel Gehüllte, die in der engen Strasse mit einander plauderten. Er kümmerte sich wenig um sie, und befahl dem Diener, der die Fackel trug, und der bey ihrem Anblick stutzte, nur getrost an ihnen vorbeyzugehen. Der Diener gehorchte, als er jedoch eben an ihnen vorübergehen wollte, wurde ihm die Fackel aus der Hand geschlagen und Rosen umringt, der aber schnell sein Schwert zog, sich Luft machte und ein Haus erreichte, an dessen Mauer gelehnt, er sich gegen die Andringenden vertheidigen konnte, die den Diener entwaffnet hatten und nun mit Ungestüm auf den Obersten eindrangen. Aber nicht lange blieb Rosen in dieser gefahrvollen Stellung, denn im Rücken der Angreifenden fiel Hieb auf Hieb, sie flohen, nur ein Schwerverwundeter blieb auf dem Platze liegen, den Johann von Werth — er war der Freund, der zu Rosens Rettung mit seinen Dienern herbeygeeilt war — in seine Wohnung zu bringen befahl.

„Sagte ich es euch nicht, Oberst, daß ihr der Gefahr entgegenginget?" begann er nun zu Rosen, der verdrießlich das Schwert in die Scheide stieß. „Schändlich, wenn man gegen solch Lumpengesindel sein gutes Schwert ziehen muß! Morgen sollt ihr schon erfahren, wer der saubere Bursche ist, der im Dunkel der Nacht seine Heldenthaten beginnt, bis zum Verhör wird der Verwundete doch noch leben. Es freut mich nur, daß Johann von Werth dießmahl vorsichtiger war als ihr, und noch zur rechten Zeit ankam — Nun gute Nacht! — Auf Wiedersehen! Meine Diener mögen euch begleiten."

„Johann von Werth!" sagte jetzt Rosen, mit Wärme des Generals Hand ergreifend, „laßt uns unsere Wette aufheben! Dem Freunde, denn als solchen habt ihr euch an mir bewährt, möchte ich nicht gern auf so feindliche Weise entgegentreten. Führt uns der Zufall zusammen, treffen wir uns in offener Feldschlacht, dann hat uns das Schicksal einander gegenüber gestellt, nicht unser eigner Wille; laßt uns die Wette aufheben!"

„Nein, Oberst Rosen, nimmermehr willige ich darein!" entgegnete Johann von Werth, „was ich einmahl ausgesprochen, was mein Handschlag bekräftigt hat, das bleibt unabänderlich!"

„So will ich die Wette verloren haben, will den Preis bezahlen," sagte Rosen.

„Beleidigt mich nicht!" fuhr Johann von Werth heftig auf. „Glaubt ihr, der Doublonen, der Rosse wegen setzte ich meine Ehre daran, und forderte das Glück heraus? — Der Ruhm ist es, nicht der Gewinn, der mich treibt, eine Lanze mit euch zu brechen. Drum Basta und gute Nacht, es bleibt beym Alten!"

Am andern Morgen wurde Rosen auf eine unsanfte Weise aus seinem Schlafe gestört, denn kaum daß der Tag graute, stand schon Johann von Werth vor seinem Bette und rüttelte ihn auf. „Oberst Rosen!" rief er dem noch Schlaftrunkenen zu, — „ich versprach euch heute Kunde zu geben, wer der saubere Bursche sey, der Meuchelmörder gegen euch ausgesendet hatte; ich kann nicht Wort halten, obgleich ich ihn kenne; ich muß das Geheimniß in mir verschließen, und komme deßhalb selbst, mich zu entschuldigen, und da die Rosse schon gesattelt stehen, muß ich eilen. Lebt wohl! — Auf Wiedersehen!" — Dieß sagend verließ er eilig das Zimmer, und ließ Rosen in nicht geringer Verwunderung über den kurzen Besuch und die geheimnißvollen Worte zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

(Dreysylbig.)

Beseligt blüht im Wunderland der Lieder
Das erste Pärchen, freundlich anzuschaun,
Der Genius des Friedens schwebt hernieder,
Und spielt mit ihm voll schmeichelndem Vertrau'n.
Des Wortes Hauch auf lispelndem Gefieder
Trägt Liebestöne durch die Frühlingsau'n,
Zur Halle wölbt sich grüner Bäume Schatten,
Als Teppich blühn sich blumenreiche Matten,
Und tiefe Armuth bringt nicht Schreck, noch Grau'n.

Doch anders mußte sich das Heut' gestalten,
Als Mißlaut schrillt die zarte Melodie,
Wir sehn die Zwey in einem andern Walten,
Kein Götterlächeln küßt und schmucket sie,
Der Charis Farbenschimmer muß erkalten,
Zur Prosa wird des Bildes Poesie
Als sich in kühner Heldenepopäen.
Das Seyn verwandelt, strebend nach den Höhen,
Schwand der Idylle rosige Magie.

Die dritte Sylbe hat, von Glanz umgeben,
Oft einen Marschall sich zum Bund erwählt
Bedrauend winkt des Wörtchens dunkles Streben,
Armida's Zauber räthselhaft vermählt.
Es hält den Müden, trennt sich Kraft vom Leben,
Wenn schon die Zeit verwelkte Blüthen zählt;
Hat streng und schwer das Recht sich ausgesprochen,
Wird meine Sylbe schonungslos gebrochen,
Oft auch im Wort von Unbedacht beseelt.

Einst klagten innig meine Ersten beyden
Dem treuen Freunde in Apollo's Hain
Der Sehnsucht Qual, verschmähter Liebe Leiden,
Der tiefgeschlagnen Herzenswunde Pein.
Bald, rief das Pärchen, wiegt auf Blumenheiden
Der Parze Hand mich Ärmsten tröstend ein,
Dann winde dunkeln Epheu mir zum Kranze;
Dein soll dafür zum Lohn und Dank das Ganze,
Als Erbe, und Erinn'rungsgabe seyn.

Emmy...

Die Jubelfeyer.

(Fortsetzung.)

Angst und Sorge hatte indessen Martins Angehörige gequält, da sie bey dem grauenhaften Gewitter in dem felsichten Gebirge das Schlimmste für ihn fürchteten; um so größer war ihre Freude, als sie ihn an der Seite des stattlichen Jägers heimkehren sahen, und seine wundervolle Rettung vernahmen. Man empfing den Fremden freundlichst, liebevolle Zudringlichkeit hemmte seine Schritte, da sich jedes Glied der Familie glücklich pries, seine Hand oder sein Kleid zu küssen, und er sich diese Ausbrüche der Freude gern gefallen ließ, da die ungekünstelte Natur des Herzens tiefste Regungen ohne Verstellung und Schmuck, so wie sie's fühlt, an Tag legt. Mutter Anne, damahls noch kräftig und jung, bereitete geschäftig ein ländliches Mahl, und ordnete die niedliche Kammer, wo das große Bett stand mit den langen Gardinen, das sie einst zur Aussteuer von der Base bekommen. Indeß plauderte der Fremde mit Martin über das überstandene Abenteuer, und allerley die Gegend und das Land betreffende Gegenstände, wobey jener an des Landmanns Klugheit und natürlicher Urtheilskraft viel Vergnügen zu haben schien. Bald trug Anne das Mahl herbey, schmackhaft bereitet, eine Keule von Schöpsen, und Kuchen aus Eyern, Birnen und Aprikosen in reinlichen Körbchen, und bath bescheiden um Nachsicht der einfachen Bewirthung. Der Gast genoß reichlich den Imbiß, den Herzlichkeit und Freude würzten, und freundlich lobte er der Wirthinn behagliche Gabe. Erschöpft von den Gefahren und Beschwerden des Tages verlangte er nun der Ruhe, und betrat gefällig lächelnd das ländlich geschmückte Gemach, wo süß erquickender Schlummer seine müden Augen schloß, während Martin, sein Weib und die Kinder auf den Knien lagen, im brünstigen Gebeth dem edelmüthigen Retter Segen vom Himmel zu erflehen.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als Anne lauschte, ob der Fremde noch schlummre; da sich nichts regte, ging sie auf den Fußspitzen sorglich ab und zu, und warnte die Magd, nicht zu klappern mit dem Geschirr und Geräthe, die Ruhe des freundlichen Gastes ja nicht zu stören. Aber wie staunte die Geschäftige, als der Fremde im vollen Staate eines Jägers mit einigen Dienern aus dem Garten trat; kaum traute sie ihren Augen. — „Staunt nicht, lieben Leute," begann der Fremde, „mit dem frühesten Morgen, so bin ich's gewohnt, schlich ich mich vom Lager durch den Garten ins Freye, traf meine Diener, die mich ängstlich suchten, und muß nun von euch Abschied nehmen. Gott segne euch!" Er drückte Martin und seinem Weibe, die fruchtlos mit der Schürze die Thränen zu verbergen suchte, herzlich die Hand, und schritt rasch über die Schwelle. Lautes Schluchzen erfolgte; alles drängte sich herzu, seine Hand zu küssen, und nochmahl seine edlen Züge zu schauen. Gerührt wendet er sich zu Martin: „Mir thut es leid, so schnell scheiden zu müssen, doch mich rufen höhere Pflichten; ihr verdient aber auch zu wissen, wer ich bin. Ihr habt den Präsidenten — bewirthet! Bleibt ihr redlich, und schuldlos bey einfachen Sitten, so sehen wir uns wieder, und so Gott will, noch oft." — Eine Pause ehrfurchtsvollen Schweigens entstand auf diese Worte, dem ein weithallender Freudenruf folgte; eine große Schaar der Dorfbewohner begleitete jubelnd den edlen Mann, den kunstlose Ehrlichkeit und Unschuld mehr anzog, als blendender Schimmer eingebildeter Vorzüge.

Der Präsident blieb dem Versprechen getreu; alle Jahre, wenn er einige Zeit sich von den ernsten Geschäften zurückzog, besuchte er den ehrlichen Gebirgsbewohner, und nie schied er, ohne von den Segenswünschen Aller begleitet zu seyn, die er durch seine Gegenwart beglückte. Für Martins Familie war die Ankunft des vornehmen Gastes ein Freudenfest, dem sie mit großer Sehnsucht entgegensahen; zwischen den beyden Männern entstand sogar mit der Zeit eine Art bescheidener Vertraulichkeit, und in freundschaftlichen Gesprächen saßen sie oft stundenlang bey einem gemeinsamen Imbiß, oder sie strichen jagend stundenweit im Gebirge umher.

Am frühen Morgen verkündete der Schall der Glocken den Anbruch des festlichen Tages; die jungen Bursche des Dorfes, die Hütte mit grünen Mayen, oder Kränzen und Bändern geschmückt, traten unter fröhlicher Musik vor Martins Haus, und verscheuchten ihn und seine Ehehälfte vom Lager, von welchen durch der hohen Freude Vorgefühl der Schlaf geflohen war. Des Präsidenten Diener überreichte ihnen neue, vom fein-

sten Stoffe, dem Stande des Jubelpaares gemäß geformte Kleider; Martin dankte schweigend, die Augen fromm zum Himmel gehoben; das alte Mütterchen lachte und weinte bald, während Marthe, die das Amt eines Kammermädchens vertrat, lobpreisend die Schönheit und den Reichthum des Stoffes anrühmte, und öfters seufzend ausrief: „Ach, wäre mein Bruder hier!“

Nun trat der Präsident herein, und wünschte mit herzlichen Worten seinen beyden alten Freunden, wie er sie nannte, Glück zu dem froh erlebten Tage, zu dessen Verherrlichung er sich auch einige Anstalten erlaubt habe. Beyde wollten im Gefühle des Dankes für die seit Jahren ihnen erwiesenen Ehren ihm zu Füßen fallen, doch schnell erhob er sie an seine Brust und rief: „Ihr habt mich, gute Leute, die schöne Wahrheit gelehrt, daß „Glück, Redlichkeit und Tugend nicht immer in Pallästen, daß sie häufiger noch in stillen Hütten wohnt; Zufriedenheit nicht den Sonnenglanz der Hoheit sucht, sondern unter dem Laubendache des Anspruchslosen ihren Tempel hat.“ Unter euch war ich bloß Mensch, den ich so oft im Geräusche der großen Welt vergessen mußte. Ich lernte euch schätzen und lieben, und euer Glück war bis diesen Augenblick meine Sorge; ich gab euch zwar nicht Geld und Gut, denn das hätte eure Sitten verderbt, und euch nicht glücklicher gemacht; aber seht, ob ich so nicht besser sorgte.“ — Somit öffnete sich das Nebenzimmer; ein wohlgebildeter Mann stürzte herein, und den beyden Ältern zu Füßen. Es war Franz, ihr lange vermißter Sohn.

(Der Schluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Die Vorstellung von Cherubini's classischem Werke: „Die Tage der Gefahr,“ zog ein äußerst zahlreiches Auditorium herbey, welches an dieser hochherrlichen Oper sich neuerdings enthusiasmirte. Konnte etwas den Eindruck dieses Anhörens einigermassen schmerzlich machen, so geschah dieß durch die dadurch gewonnene Überzeugung, daß der Tonsatz in den letzten Jahrzehenden nur Rückschritte gemacht habe; denn keines der neueren Werke aus italienischer, selbst französischer Schule, kann diesem auch nur entfernt zur Seite gestellt werden. Hier schwelgt nebst dem Ohre auch das Herz; hier ist neben Entwickelung des gründlichsten Tonsatzes, der reinsten Harmonie auch dafür gesorgt, daß die Charakteristik der Handlung und der Handelnden nirgend verletzt werde, daß kein Effect eine andere Basis habe, als die Wahrheit der zu schildernden Empfindung. Auch hier findet sich ein bedeutender Aufwand in der Instrumentirung; aber wie ist sie mit den Singstimmen verschmolzen; wie verstärkt und ergänzt sie dort, wo jene allein nicht ausreichen würden! Hier ist wahre Meisterschaft, nichts Überflüssiges, nichts Regelwidriges, nichts Gedehntes. Tändeleyen, die sich auf dem Clavier gut vortragen lassen, oder Gesangstücke, mit denen ein etwas begabter Dilettant Furore machen kann, sucht man hier freylich vergebens. Hier erscheint die Kunst in ihrer Verklärung und nur wahre Künstler vermögen sie anschaulich zu machen. Die Mittelmäßigkeit tödtet sich selbst und zugleich das Werk. Von diesem Grundsatze ausgehend, hat die Administration dieses Hoftheaters bey Besetzung und Einstudierung dieser Oper die rühmlichste vom Publicum auch allgemein anerkannte Fürsorge bewiesen. Noch nie haben wir die Rolle des Grafen Armand mit so begeisternder Kraft vortragen gehört, als dieß von Hrn. Wild geschah. Hr. Forti spielte und sang den Wasserträger mit einer Virtuosität, die ihm und der Bühne, auf welcher er gastirt, gleich große Ehre macht. Sein feuriges, beseeltes Spiel machte uns diesen Sänger schon seit lange werth; aber daß er auch ein so richtiges Gefühl zu entwickeln vermag, hat uns eben so erfreut als überrascht. Auch die Rolle des Antonio hat man wohl nie in besseren Händen gesehen als in jener des Hrn. Cramolini; die Weichheit seines Organes und Vortrages eignet ihn ganz vorzüglich zur Darstellung dieses empfindungsreichen Charakters. Mad. Ernst sang die Constanze ebenfalls beyfallswürdig, und legte mit Recht ihre Force in das Duett mit Armand, wo sie nebst Hrn. Wild mit Beyfall überschüttet wurde. Dlle. Henkel war eine allerliebste Marcelline. Alle Nebenpartien waren genügend besetzt, und die Soldatenchöre gingen mit einem Feuer und einer Präcision, daß man glauben konnte, jeder Einzelne habe etwas von der Weihe des erhabenen Tonwerkes erhalten. Das Orchester, auf dessen Mitwirkung hier so viel ankommt, leistete unter der Leitung des wackern Capellmeisters Lachner Ausgezeichnetes; schon der Vortrag der Ouvertüre erweckte die freundlichste Stimmung, welche das Orchester in der ganzen großen Aufgabe zu erhalten und zu rechtfertigen wußten. Wir schätzen an Hrn. Lachner einen der geschicktesten und thätigsten Capellmeister, zu dessen Besitze jeder Opernbühne Glück zu wünschen ist. — Die „Tage der Gefahr“ fanden die ihnen gebührende glänzende Aufnahme. Das Haus war sehr stark besetzt; der Werth jedes Musikstückes wurde gewürdiget, und die Künstler nach allen drey Acten vorgerufen.

Concert-Anzeige.

Sonntag, den 6. März wird Signora Garcia-Vestris, erste Sängerinn der italienischen Oper in Paris und Mailand und Kammersängerinn Sr. Majestät des Königs von Spanien, im k. k. großen Redoutensaale um die Mittagsstunde ein Concert geben, worin sie eine Arie aus Gazza ladra, Variationen über ein Thema aus der Molinara, und Variationen aus der Oper Cenerentola vortragen wird. Die übrigen Musikstücke bestehen aus dem ersten Satz, dem Scherzo und dem Marcia funebre aus Beethoven's Simfonia eroica; Hr. Friedrich Chopin spielt auf dem Fortepiano ein von ihm componirtes Concert. Der Eintritt in die Gallerie kostet 1 fl. 36 kr., jener in das Parterre 1 fl. 12 kr. CM. Eintrittskarten erhält man an der Casse des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore und am Concerttage am Eingange des großen k. k. Redoutensaales.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 28 — 5. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

VI.

Durch mehrere Bürger, welche der Lärm und das Waffengeklirr am vergangenen Abend an das Fenster gelockt hatte, war die Nachricht schnell in der Stadt verbreitet, daß Oberst Rosen meuchelmörderisch angefallen sey; dieß erregte allgemeine Theilnahme. Des Obersten freundliches, einnehmendes Betragen, hatte längst schon die Gemüther für ihn gewonnen. Es geschahen nun von Seiten des Magistrats die strengsten Nachforschungen, um die Thäter auszumitteln, allein jede Bemühung blieb vergebens.

In dem Hause des Freyherrn von Epp hatte die Nachricht von dem nächtlichen Angriff eine allgemeine Bestürzung erregt, selbst Margarethe war in dem ersten Augenblicke nicht ganz Herrinn ihrer Empfindungen geblieben, und hatte ihre Theilnahme nicht verbergen können. Aber es bedurfte nur Augenblicke, um ihr die Besonnenheit wiederzugeben. Sie spöttelte über den Vorfall und meinte, die ganze Sache wäre wohl nur darauf angelegt, Aufsehn zu erregen; doch empfing sie Rosen freundlicher und mit mehr Wärme als gewöhnlich und es schien, als ob von diesem Augenblicke an etwas in ihr vorgehe, das ihr Gemüth tief bewege. Sie blieb auch hierbey, wie immer, gegen Jedermann, selbst gegen die theilnehmende Schwester, verschlossen.

Der Tag von Rosens Abreise rückte unterdessen heran. Schon war der Herzog bis Thann vorgerückt, und hatte seinem Freunde und Kriegsgefährten den Befehl zugeschickt, ihn in Mühlhausen zu erwarten, wo der Herzog, Thann vorbeyziehend, in einigen Tagen einzutreffen gedachte. Rosen hatte seine Geschäfte, so gut er es bey obwaltenden Umständen vermochte, beendet, nichts stand seiner Abreise mehr entgegen, und so verließ er am Abend seine Herberge, um noch einen schweren Gang zu thun. Noch einmahl wollte er jenes Haus betreten, wo sie wohnte, wo ihm der süßen Hoffnungen so manche geworden, so manche aber auch schnell wieder entrissen worden waren; wollte hin, Margarethen Lebewohl zu sagen, von der, wenn das Schicksal die ungestümen Wünsche seines Herzens erhört hätte, ihn nichts getrennt haben würde. In sonderbar bewegter Stimmung trat er nun mit dem festen Vorsatz in das Haus, seine Empfindungen auch heute standhaft zu unterdrücken, und das Geheimniß seines Herzens mit in das Feldlager zu nehmen.

Als ein alter Bekannter, der ohne Förmlichkeiten das gastfreundliche Haus betreten darf, schritt er die Treppe nach dem Theile des Hauses hinauf, welchen der Freyherr von Gemmingen bewohnte. Hier fand er niemand, der kühle Abend hatte die Familie ins Freye

gelockt, auch der Freyherr von Epp war abwesend und ein unangenehmes Gefühl ergriff ihn, als er durch das einsame Haus wieder nach der Treppe zurückgehen mußte.

„Soll ich denn ohne Lebewohl von hier scheiden?" dachte er, als er sinnend vor der Thüre von Margarethens Zimmer stand. — „Sie wußten es doch, daß ich morgen abreise und blieben nicht daheim? — Ob auch sie?" — Seine Hand erfaßte unwillkührlich die Klinke — „Sie, — gewiß nicht!" rief er sich vergessend unmuthig aus, und in der Heftigkeit, mit der er dieß sprach, mußte seine Hand die Klinke gedrückt haben, denn die Thüre sprang auf, und vor ihm saß, den Rücken nach ihm gewendet, Margarethe von Epp im Armsessel, den blonden Lockenkopf auf ihren Arm gestützt. Er wollte zurück, noch war es Zeit, da sie ihn noch nicht bemerkt hatte; aber trotz dieses Vorsatzes blieb er wie fest gebannt an der Thüre stehen. — „Warum auch fliehen?" dachte er, „warum sie vermeiden? — Hin, hin zu ihr! — Blick ihr noch einmahl in das Flammenauge, unterdrücke muthig, was in deinem Busen glüht, und presse dein klopfendes Herz zurück, daß es nicht laut und stürmisch tobe!" Er blieb am Eingange stehen, und als das Fräulein plötzlich aufsprang, unmuthig den Wocken, den ihre Hand hielt, auf einen Sessel warf, sich nach der Thüre wandte, erblickte sie Rosen und war überrascht. — Auch sie mochte in Träumen versunken gewesen seyn, aus denen sie sich gewaltsam gerissen hatte, denn sie konnte, vielleicht noch gar zu sehr mit ihnen beschäftigt, nicht gleich Worte, nicht gleich Fassung finden.

„Ich komme euch Lebewohl zu sagen, Fräulein von Epp!" begann Rosen nach langem Schweigen mit kaltem, berechnetem Tone, „verzeiht, daß ich euch störe."

„Lebt wohl, Oberst!" erwiederte Margarethe sich neigend, während Rosen ihr näher tretend, eine Thräne in ihrem Auge bemerken konnte, — diese Thräne deutete er für sich — in ihr glaubte er der Hoffnung lieblichste Farben sich brechen zu sehen — „Ihr habt geweint, Fräulein?" fragte er mit Theilnahme, „euer Auge ist naß, ich sehe eine Thräne!"

„Ein heftiger Kopfschmerz erpreßte sie mir," erwiederte Margarethe nicht ohne Erröthen.

„Thränen sind der Jungfrau schönster Perlenschmuck," fuhr Rosen mit Wärme fort, „Thränen sind die milden Bothen des Herzens, sie entrollen dem Auge, wie Thautropfen der Blume. Wie diese den heitern, reinen Tag verkünden, verkünden jene die Empfindungen eines reinen, zarten Gemüths. Schämt euch ihrer nicht, Margarethe von Epp! Ich freue mich, sie in euerm Auge zu sehen, denn wahrlich, ich glaubte ihren Quell in euch vertrocknet."

„Und warum glaubtet ihr dieß?" fragte das Fräulein, die Kränkung verbergend, welche diese Frage ihr verursacht hatte.

„Ja!" erwiederte Rosen, und sein Gefühl ließ sich nicht länger von der Vernunft unterdrücken, — „ja, ich hielt euch der Thränen nicht fähig. Euer kaltes, abgemessenes, abstoßendes Betragen, der scharfe Witz, dieser ewig verwundende Pfeil, mit dem ihr jeden, auch den Wohlwollendsten von euch abhaltet, ließ mich glauben, euer Gefühl sey in der Eitelkeit erstorben, und wo Gefühl in des Weibes Busen fehlt, da entrollt die Himmelsthräne nicht dem Auge; wo dieses fehlt, da betrachtet der Mann das Köstlichste der Erde, das schönste Weib nur mit wehmüthigem Blick, sein Herz klopft stürmisch, die Empfindungen möchten sich so gern zu Worten gestalten, aber ihre Gluth erstarrt an dem eisigen Hauch, der ihnen entgegenweht; er verschließt die Pforten seines Herzens und sollt' es auch gewaltsam geschehen!"

Margarethe hatte, während er sprach, kein Auge von Rosen gewendet, nur an das, was er sprach, denkend, hatte sie die Thräne wegzuwischen vergessen, die immer noch ihr Auge umflorte, das mit einem Ausdruck an Rosen hing, der ihn Vorsatz und Alles vergessen ließ. „Ja, Margarethe!" rief er mit Wärme, „eure Thräne, euer inniger Blick entlockt mir das Geständniß. Der eisige Hauch, der euch umwebt, hat auch mich bisher zu schweigen gezwungen; aber jetzt muß ich reden, jetzt, wo ich mich nicht schäme zu gestehen, daß auch ich euch bewundern mußte, daß auch ich mich nach euch hingezogen fühlte, aber auch beklagen mußte, daß das Herrlichste der Erde durch sich selbst zerstört, in Stolz und Eitelkeit untergehen konnte."

Aufmerksam hatte das Fräulein auf jedes Wort gelauscht, in ihrem hocherrötheten Gesichte mahlten sich lebhaft ihre Empfindungen. Anfangs flammte die Freude in ihrem Auge: Jetzt, jetzt, beugt sich der Stolze und liegt zu meinen Füßen! schien es zu sagen, triumphirend leuchtete es; aber bald umwölkte sich ihr Blick, ihr Triumph war nur kurz, die Freude wich dem Schmerz. „Ihr verkennt mich, Oberst Rosen," sprach sie leise, ihre Hand, die er unbewußt ergriffen, bebte in der seinen und ihr Auge senkte sich vor dem Kriegsmanne, der würdevoll und ernst in diesem verhängnißvollen Augenblick vor ihr stand. „Lebt wohl und gedenkt mei-

ner zuweilen — mit Schonung! —“ Dieß sagend, eilte sie in ein Nebenzimmer und ließ Rosen erstaunt zurück, der ihr nacheilen wollte, plötzlich aber stehen blieb. — „Ruhig Herz!“ sprach er vor sich hin — „Ruhig! — War es Wahrheit, was sie dir sagte,“ meinte er, „so wird die Zeit schon die Blüthen für dich pflücken; sollte es aber bittre Täuschung seyn, so vernichtest du ihren Triumph.“

Er hatte den Muth zu gehen; aber noch einmahl das Haus zu betreten, wagte er nicht. Er empfahl sich der sanften Josephe von Gemmingen schriftlich und die wenigen Worte, die sie ihm zur Antwort sandte: „Reist glücklich, werther Freund, und nehmt die Hoffnung zur Begleiterinn mit euch!“ waren ihm tröstend. Fortan, wenn er Margarethens gedachte, sie vor ihm schwebte, oder ihm zur Seite stand, sah er sie nur, die Thräne im Auge, ihn bittend, ihrer zu gedenken. Ein freundlicheres, lieblicheres Bild erschien sie ihm fortan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Wegweiser.

(Zweysylbige Vexir-Charade.)

Ein Wandrer ging auf falschem Pfade,
Sein Ziel war meines Ganzen Wort;
Da kam zu rechter Zeit noch grade
Ein Landmann aus dem nahen Ort.
„Herr! wollt ihr wie die Zweyte gehen,
So blicket nach der Ersten hin,
Das Ganze wollt ihr doch besehen?“
„Ganz recht, mein Freund! dort will ich hin!“

F. W. J . . . l.

Die Jubelfeyer.

(Beschluß.)

Der Präsident hatte vor mehreren Jahren den jungen Mann aus der Fremde zu sich berufen, hatte ihm genügende Kenntnisse in der Architektur und in Sprachen verschafft, ihn neuerdings zur weitern Bildung auf Reisen geschickt, und nach seiner Rückkehr ihm die Stelle eines Bauinspectors auf den Staatsgütern verschafft. Als solchen erst führte er ihn an dem festlichen Tage in die Arme seiner überglücklichen Ältern. Groß war die Freude, unaussprechlich das Entzücken; bald hielt der Vater, bald die Mutter den Sohn umschlungen, ihre Freudenthränen netzten seine Wangen; Marthe schluchzte und der Präsident blickte seelenfroh auf die wonnige Gruppe. „Noch ist euer Glück nicht vollständig,“ sprach letzterer, „noch fehlt jemand, der in den Kreis der Glücklichen gehört.“ Er öffnete die Thür und es erschien ein junges holdes Frauenzimmer, das schüchtern mit ehrfurchtsvoller Miene sich näherte. „Meine Braut,“ rief Franz, indem er sie rasch bey der Hand faßte, und sie mit sich zu der Ältern Füßen zog, „ein Mädchen arm an Glücksgütern, aber reich an schönen Tugenden, ich hoffe mit ihr glücklich zu werden; Vater, euern Segen!“ Martin hob segnend die zitternden Hände über die Knienden, und sank dann erschöpft auf einen Stuhl zurück; Anne lag halb ohnmächtig in den Armen der schmucken Schwiegertochter, und von Außen erscholl rauschende Musik und ein vielfacher Freudenruf. Der Präsident ließ der beglückten Familie Zeit sich zu erhohlen, in Liebkosungen und in freundliche Worte der Liebe und des Entzückens auszubrechen; endlich ordnete er den Zug nach der Kirche an.

Der Weg bis dahin war mit Blumen und duftenden Kräutern bestreut, und die Häuser mit Laubwerk schön verziert. Musiker und die gesammte Dorfjugend eröffneten den Zug, eine Anzahl weiß gekleideter Mädchen streuten aus zierlichen Körbchen Rosen und andere Blumen; hierauf folgte Franz mit seiner Braut, dann das Jubelbrautpaar auf den stattlich geschmückten Präsidenten gestützt, und an dieß schloß sich jubelnd die übrige Bevölkerung des Dorfes an. Ein feyerlicher Gottesdienst erhob die rührende Handlung, das junge Brautpaar erhielt den priesterlichen Segen, das Jubelpaar, vom Präsidenten selbst an die Stufen des Altars geleitet, zerfloß in Thränen unaussprechlicher Rührung und Freude; die Augen aller Anwesenden waren naß und heiße Dankgebethe flossen brünstig zum Allmächtigen über des Himmels unermessenen Raum.

Aus dem Gotteshause verfügte sich der Zug in derselben Ordnung nach Martins Wohnung, wo neue Freude auf eine überraschende Weise das Herz der Anwesenden erschütterte. Das Gemach war festlich geschmückt, allenthalben hauchten liebliche Blumen erquickenden Duft, und an der Wand hing ein großes mit Blumenguirlanden verziertes Bildniß, die Rettungsscene Martins durch den Präsidenten vorstellend. Regungslos starrte die Familie nach diesem schönen Bilde und fand keine Worte ihre Gefühle kund zu thun, sie hatte nur Blicke des heißesten Dankes und — Thränen. „Zur ewigen Erinnerung an diesen festlichen Tag,“ unterbrach der Präsident das schweigende Staunen, „und zum Gedächtniß an die einfachen Sitten und trefflichen Tugenden ihres Ahnherrn soll dieß Bild von Enkel auf den Enkel

bis ins späteste Glied sich vererben und zur Nachahmung das Herz erwärmen!“

In einer zierlichen Laube ward nun ein einfaches, aber äußerst geschmackvolles Mahl eingenommen, während dessen auf Veranstaltung des Präsidenten auch alle Bewohner des Dorfes hart an Martins Garten unter freyem Himmel ein Freudenmahl genossen. Der Präsident brachte zuerst dem Jubelpaar, zwischen welchem er saß, dann den Neuvermählten einen fröhlichen Toast aus und Musik und Jubelgeschrey der Dorfbewohner wiederhohlten denselben vielfach wieder. Martin und seine Ehhälfte konnten so viel Freude und Ehre nicht fassen, sie waren wie Kinder, und weinten fast unaufhörlich; die Jugend des Dorfes erfreute sich erheiternder Musik und des Tanzes bis spät nach Mitternacht, und der Präsident, hoch entzückt bey dem allgemeinen Jubel, dessen Schöpfer er war, fühlte, daß nur Tugend wahre Freude gebe und die Beglückung seines Mitbruders die reinste Seligkeit auf Erden schaffe.

L. Schlecht.

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Schäferstab.

Notizen.

Musikalische Academie zum Vortheile des Versorgungshauses von St. Marx im großen Redoutensaale am 21. Februar 1831.

Wenn man eintritt in den festlich erleuchteten Saal, und die reiche Menge versammelt sieht, welche die Wohlthätigkeit hier vereinigt, in ihrer Mitte unsere hohe, allgeliebte Herrinn, das reizendste und erhabenste Beyspiel unendlicher Milde; wenn man tausend Hände in edler Geschäftigkeit sich regen, tausend Börsen sich öffnen sieht, um der Wohlthätigkeit zu huldigen, möchte man da nicht anbethend niedersinken vor dem holden Genius der Menschenliebe, der seine Seraphsflügel erquickend und belebend über unsere Kaiserstadt entfaltet!

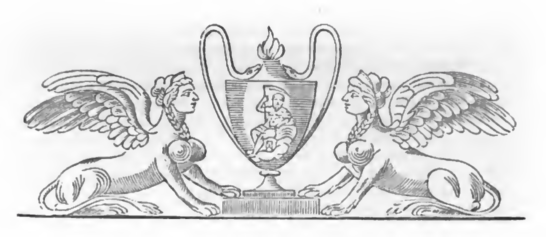
Dieß waren die herzerhebenden Betrachtungen, mit welchen Referent bis zum Beginnen des Concertes sich beschäftigte, und welche ihm das Ganze in einem Rosenlichte erscheinen ließen, das, seines Erachtens, der strengen Kritik noch immer weit weniger Nachtheil bringt, als die jetzt, leider! so gewöhnliche Brille der Parteylichkeit und Lobhudeley. — Übrigens muß diese Academie abgesehen von ihrem Zweck, zu den interessantesten und vorzüglichsten gerechnet werden.

Die beyden Abtheilungen eröffneten zwey Ouverturen, von denen die erste aus „Egmont“ von Beethoven, die zweyte aus der neuen Oper „der Bergkönig“ von Lindpaintner war. Beyde wurden mit Liebe und Feuer von dem stark besetzten Orchester ausgeführt. Letztere, welche Referent heute zum ersten Mahle hörte, macht dem Geschmacke Elb-Athens, wo die Oper mit vollem Beyfall aufgenommen worden ist, alle Ehre. — Unter den Künstlern, welche durch ihre Talente dieses Concert verherrlichten, muß Fräulein Weiß und Hr. Wild zuerst und auszeichnend angeführt werden. Erstere trug eine Arie von Pacini und ein Rossinisches Duett mit Hrn. Wild vor. Überdieß mußte sie wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit der Mad. Kraus-Wranitzky ein Duett mit Hrn. Siebert ex abrupto übernehmen. Fräulein Weiß ist seit längerer Zeit in unseren gesellschaftlichen Zirkeln als eine der ersten Sopransängerinnen Wiens bekannt. Eine herrliche, glockenreine Stimme voll Metall und Biegsamkeit, ein vollkommner, mit den geschmackvollsten Figuren geschmückter, und zugleich ausdrucksvoller Vortrag geben ihr das Recht auf diesen Titel, und lassen uns um so mehr bedauern, daß sie sich mit so seltnen Eigenschaften und einem so ansprechenden Äußern nicht der Bühne gewidmet hat, deren Zierde sie gewiß geworden wäre. Ein hoher Genuß wurde uns durch die Indisposition der Mad. Kraus zerstört, da das Zusammenwirken von zwey solchen Künstlerinnen Gelegenheit zu höchst interessanten Vergleichungen dargebothen hätte. — Hr. Wild sang, wie Referent schon erwähnte, ein Duett mit Fräulein Weiß und die famöse Cavatine: O reggia aborrita aus dem Corradino. Referent wurde durch die vollendete Art und Weise, wie Hr. Wild als dramatischer Sänger diese beyden Stücke ausführte, mehr als vollkommen befriedigt, kann aber deßungeachtet nicht umhin zu wünschen, daß der ausgezeichnete Künstler sein Talent und seine Mühe fürder nicht mit solchen halsbrechenden Capricen verschwenden möge. Hr. Wild ist unbestritten der erste deutsche Sänger, und wird seine Zaubermacht auf deutsche Herzen noch ausüben, wenn der ephemere Ruf jener Kehlengurgler längst untergegangen ist. — Hr. Siebert trug eine Arie von Rossini und ein Duett mit Fräulein Weiß vor, und wurde beyfällig aufgenommen. — Unter den Instrumentalproductionen glaubt Referent Hrn. Benesch zuerst erwähnen zu müssen. Hr. Benesch trug Variationen von seiner Composition auf der Violine vor, und bewährte sich auch heute als einen tüchtigen, von Nachahmung und Übertreibung gleichweit entfernten Künstler. Die Composition ist, nahmentlich in der dritten und letzten Variation, originell, und das Thema auf eine höchst ansprechende Weise durchgeführt. — Hr. Uhlmann, Mitglied des k. k. Hofopernorchesters, producirte sich mit Variationen von Hummel auf der Hoboe, und überraschte durch die Geläufigkeit und Kunst, welche er auf diesem schwierigen Instrumente entwickelte. Ehrender Beyfall wurde ihm zu Theil. Minder gelungen war ein Violoncellduett, ausgeführt von den HH. Bauer und Hartinger, woran wohl größten Theils die Composition, welche verwirrt und durchaus nicht brillant ist, Schuld seyn mochte. Indessen wurde auch ihnen Aufmunterung zu Theil. Der Glanzpunct des heutigen Abends jedoch war das Finale aus Zelmira, eines der gelungensten Rossinischen Ensemblestücke, welches von Fräulein Weiß, den HH. Wild, Siebert, Tietze und dem Chorpersonale des Hofoperntheaters unübertrefflich schön vorgetragen wurde. Referent schied höchst befriedigt aus dieser glänzenden Versammlung, welche, wie oben erwähnt wurde, Ihre Majestäten die Kaiserinn und der König von Ungarn sammt mehreren Mitgliedern der kaiserlichen Familie durch Höchstdero Gegenwart zu dem lautesten Jubel hinrissen.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 29 — 8. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

VII.

In Mühlhausen traf Oberst Rosen den Herzog Bernhard, und stattete ihm hier Bericht von seinen Unterhandlungen in Straßburg ab. Der Herzog hatte zu wenig von der vorsichtigen Stadt erwartet, um nicht mit den Versprechungen, die Rosen ihm brachte, zufrieden zu seyn. Von manchem, was diesen persönlich betraf, wohl schon unterrichtet, meinte der Herzog scherzend, daß es ihm schiene, seine Werbung bey dem ehrbaren Rathe sey glücklicher gewesen, als bey den Straßburger Schönen, und der Freyherr von Epp habe sich bereitwilliger zur Erfüllung seiner Wünsche gefunden, als dessen schöne Tochter. Rosen, des Herzogs Vertrauter auch in dem, was das Herz seines fürstlichen Freundes betraf, theilte ihm Alles mit und verbarg ihm auch seine Hoffnung nicht. Dieser schüttelte bedenklich das Haupt. „Du weißt, Rosen," sagte er, „wie oft die Hoffnung trügt, selbst da, wo sich die Herzen treuliebend fanden; hoffe nicht zu viel, hänge dieser Leidenschaft nicht zu sehr nach, und denkst du an das Fräulein von Epp, so möge sie dir zugleich Johann von Werth herbeyrufen, du hast den Wolf auf dich gehetzt. Hüte dich! Mit ihm spielt man stets ein gefährliches Spiel."

„Gnädiger Herr!" erwiederte Rosen, „spielen wir dieß nicht Beyde?" Der Herzog lächelte. „Erst die Pflicht, dann die Liebe!" fuhr er dann lebhaft fort. „Sorgt nicht für mich, mein gnädiger Herr. Ehe ich Margarethe von Epp sah, hing ich schon mit ganzer Seele an euch; euch habe ich mich im Leben geweiht, und so soll es auch bleiben bis zu meinem Tode!"

Der Herzog drückte ihm schweigend die Hand und dieser Druck sagte Rosen mehr als Worte.

Am andern Tage setzte das Heer seinen Marsch auf Ensisheim, welches die Kaiserlichen noch besetzt hielten, fort. Diese Stadt war dem Herzog zur Verbindung mit der Schweiz und seiner ohnfern Basel stehenden Heeresabtheilung nothwendig. Rheingraf Philipp mußte daher mit einem Theile des Heeres davor stehen bleiben, während der Herzog über Colmar, welches noch von seinen Völkern besetzt war, weiter vor nach Bennfeld rückte. Hier machte er Halt, gab den wenigen Regimentern, die er bey sich hatte, einige Tage Erhohlung, und traf indessen alle Anstalten zu dem beabsichtigten Übergang über den Rhein.

Ihm gegenüber, am rechten Ufer, bildete Johann von Werth indessen ein kleines Heer, aus einigen Regimentern Reiterey, die er in Eilmärschen aus dem Darmstädtischen herangezogen hatte. Der Herzog von Savelli blieb indessen ruhig im Breisgau und gegen Basel in seinen Quartieren und ließ sich von dem französischen General du Hallier dort festhalten, der mit

kaum 1500 Mann in der Gegend von Hüningen über den Rhein zu gehen Miene machte. Der Herzog benutzte die Unthätigkeit dieses Generals, und obgleich kaum 4000 Mann seines Heeres versammelt waren, rückte er doch schnell nach Rheinau, welchen Ort er zum Übergang bestimmt hatte. Keine Gegend war auch hierzu geeigneter, denn zwey Inseln, die hier im Rheine lagen, erleichterten das Übersetzen des Heeres. Die Örter Wittenweyer und Kappel am rechten Ufer bildeten zwey Stützpuncte, und ein von dem Doppelarme der Elz umflossenes Viereck both einen vortrefflichen Landungsplatz dar.

In dem Augenblicke, als der Herzog mit seinem Volk an dem Rheinufer anlangte, kamen drey große Straßburger Schiffe nebst einem Floß von Basel her. Sie wurden durch einige Kanonenschüsse an das linke Ufer anzulegen gezwungen, und sogleich in Stand gesetzt, um zur Überfahrt der Truppen zu dienen, das Holz der Flöße aber zur Schlagung der Schiffbrücke verwendet. Dieß war die Unterstützung, welche die Stadt Straßburg dem Herzog ins Geheim angedeihen ließ, und da die Schiffe zum Theil Pulver, Lunten und Bley, das für die Stadt in Basel aufgekauft war, mit sich führten, so war dieser Fang für Herzog Bernhard und sein Heer von Bedeutung.

Mit Hülfe dieser Schiffe wurde nun der Übergang unternommen und bald war so viel Fußvolk an das jenseitige Ufer gebracht, daß man die dort vom Feind nur schwach besetzten Schanzen nach kurzer Gegenwehr nehmen, und sämmtliches Fußvolk hinüberführen konnte, das nun schnell Wittenweyer zu verschanzen begann. Während dem wurde mit größter Thätigkeit an der Brücke gearbeitet, die auch bald vollendet ward, so daß schon am folgenden Tage auch die Reiterey sich am jenseitigen Ufer befand.

Johann von Werth war eben in Freyburg bey dem Herzog von Savelli, diesen Unthätigen aus seinem Schlaf zu wecken, als er die Nachricht von dem Übergang des Herzogs erhielt. Schnell eilte er nach Offenbach, das er seinen Regimentern zum Sammelplatz bestimmt hatte, zog die in Eile Heranrückenden an sich, und blieb dort vor der Hand noch in scheinbarer Unthätigkeit stehen.

Mehrere von Rosen ausgeschickte Streifcorps, die bis in die Gegend von Offenbach drangen, brachten nun die Nachricht mit, daß Johann von Werth hinter der Kinzig seine Reiterey sammle, nur wenig Posten jenseits des Flusses vorgeschoben habe, und Fußvolk und Geschütz noch erwarte. Diese anscheinende Ruhe seines so thätigen Gegners schläferte Rosens Vorsicht nicht ein, er verdoppelte seine Wachsamkeit, schickte täglich Abtheilungen in die Gegend von Offenbach, und erfuhr nun, daß Johann von Werth an 3000 Reiter und 1000 Mann Fußvolk beysammen habe, sich in Offenburg verschanze, und, wie es sich verlauten ließ, nicht eher etwas unternehmen würde, bis die ihm von Rheinach dem Commandanten von Breysach, versprochene Verstärkung eingetroffen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ruhm der Physiker.

Ängstlich verbargen sich Griechen und Römer vor Blitz und vor Donner,
Zürnend glaubten sie Zeus, brachten die Opfer ihm dar.
Spätere Völker zogen im Wahn' an den Strängen der Glocke,
Dachten sich klüglich zu wahr'n, lockten die Blitze herbey.
Doch im letzten Jahrhundert, Dank sey's dem menschlichen Geiste!
Haben die Physiker schon — jene Entstehung erforscht.
Ruhig bleibt man im Hause, trotzt dem electrischen Feuer,
Denn es gleitet der Strahl machtlos am Eisen hinab.
Weiter noch bracht' es der forschende Geist, man führet auch künstlich —
Bloß durch Electricität, Blitze, die zünden, herbey.

J. B. v. Rettich.

Die Cascade des Velino bey Terni in Umbrien.

Bruchstück aus der „italienischen Reise"

von K. Fr. Scholler.

Am 28. März tranken wir Morgens in der nächsten Botega unsern Kaffeh, und erkundigten uns nach dem Wege, der zu dem Wasserfall führe, um dessentwillen Terni in allen Ländern weit und breit berühmt sey. Der Weg dahin betrage fünf Miglien, sagte man, sey aber vortrefflich gebahnt und höchst unterhaltend. Wir brachen ohne Zögern auf.

Ein junger Mann, uns Allen widerwärtig, war hartnäckig der Meinung, uns zu begleiten, und konnte sich auf keine Weise einreden, daß er uns lästig sey, so oft und aufrichtig wir's ihm auch betheuerten. Er schritt unerschütterlich voran und begann jeden Augenblick lange Reden, obgleich kein Mensch ihm Antwort und Gehör gab. Wir nahmen zuletzt keine Rücksicht mehr auf ihn; nichts desto weniger ging er den ganzen weiten Weg mit, wie wenn es sich von selbst verstehe, daß er dabey seyn müsse.

Es war ein heiterer, warmer Tag, die Sonne schien über Berg und Thal. Wir gingen von der Stadt nach Osten, an einer fetten Wiesenflur hin, die unter frischer

Wässerung stand. Alle Felder sind auf's Beste unterhalten; die Leute müssen fleißig, müssen tüchtig seyn. Diese Triften waren aber auch schon im Alterthum ihrer Fruchtbarkeit wegen gepriesen, viermahl im Jahre ließ sich das Gras hier mähen, und sogar ohne daß man die Wiesen wässerte, während man in den meisten Gegenden nur dreymahl mähen konnte. Noch jetzt scheint der Boden den alten Ruhm zu behaupten.

Wir gingen nicht lange, so waren wir in Öhlhainen, die sich über dem Wege zusammenneigen. Nun bogen wir aus der weiten Thalgegend, in welcher Terni liegt, etwas rechts in ein engeres Thal; leider ließen es die Olivenbäume, unter deren Schatten so angenehm zu wandeln ist, zu keiner allgemeinen Übersicht der Landschaft kommen.

Ein Rauschen zur Linken lockte uns von der Straße weg. Wir traten unter den Bäumen heraus und sahen, daß wir auf einer vorgeschobenen Erhöhung standen, die sich an die Berge anlehnt. Vor uns lag der Grund des Thales mit seinen Wiesen, und durch dieselben hin brauste die schwefelgrüne Nera über Felsentrümmer. Auf allen Anhöhen Öhlwälder und im Hintergrunde Berge. Es ist eine ganz mahlerische Ansicht, aber wir eilten weiter. Nachdem wir an dem Dörfchen Papigno vorbeygekommen, ging es den nördlichen Abhang de Monte Eolo hinauf und in beträchtlicher Höhe an der steilen Seite des Berges hin. Die Straße ist gut; es ist noch nicht lange her, daß der Papst sie anlegen ließ; sie ist auch in der That ein tüchtiges Stück Arbeit, denn streckenweise hat man sie in die Felsen des Berges hauen müssen, der fast ganz aus Marmor besteht. Es gibt Stellen, wo neben dem Wege der Berg fast senkrecht in die Tiefe abstürzt, in welcher man die Nera hört.

Im Thale sieht man anfangs einige Häuser zerstreut, dann wird es enger, wilder und die Nera füllt den ganzen Grund. Die Berge sind hoch und ihre obersten Gipfel kahl, wie die meisten Spitzen in der Kette der Apenninen. Von der Naturerscheinung, die dem Monte Eolo seinen Nahmen gegeben zu haben scheint, haben wir weder etwas gesehen, noch gehört *); wir gingen einer größeren entgegen.

*) Es befindet sich am Monte Eolo eine Höhle, deren Eingang ein altes Thor verschließt, durch dessen Spalten der Wind stets mit hörbarem Rauschen dringt, und man bemerkt dort einen Eingang zu einer zweyten Höhle, aus welcher der Luftstrom kommt, der nach der Beobachtung von Mathiews so stark ist, daß er bey geöffnetem vorderen Thore die Fackeln ausbläst. Die entfernteren, mit dieser Höhle in Verbindung stehenden, Abgründe und Felsenklüfte sind noch nicht untersucht.

Der Weg dreht sich etwas südlich in eine kleine grünende Fläche, auf welcher Öhlbäume wachsen. An dem südlichen Ende dieser Fläche gehen die Berge, von welchen sie in Ost und West begränzt wird, nahe zusammen, und bilden ein kleines Thal, das nach Süden streicht; nach Norden hin senkt sich die Fläche merklich abwärts, dem Thale der Nera zu, das sich tief unten in östlicher Richtung fortzieht.

Sobald wir um den Berg in die Ebene einbogen, sahen wir lichten Dampf aus derselben aufsteigen, und vernahmen fernes, hohles Getöse. Ein kühler Luftstrom fiel die Erwärmten an, und jetzt sprang ein glänzender Wasserstrahl über den Öhlbäumen auf. Aus dem Thälchen im Süden fließt der Velino herunter, und wir sind an Ort und Stelle.

Wir eilten an den Rand des Waldbachs, der mit erschreckender Hast hinstürzt. Das Auge vermag kaum dem Strome zu folgen, ein hineingeworfener Stein kaum unterzusinken. Die beyden Ränder des Bettes sind dicht mit Gesträuch verwachsen, daß man nur mit Mühe und Vorsicht dahin gelangen kann, den Bach fließen zu sehen. Das Bette selbst ist ein tiefer, gerader, in Felsen gebrochener Canal.

Wir gingen durch Eichen- und Piniengebüsch am Rande hinunter. Der Rauch duftet näher empor, erschütterter tost der Katarakt, und wir treten hinter den letzten Bäumen heraus.

In den Rauchwolken überm Thale der Nera strahlt es in sieben Farben, und unter dem luftigen Bogen fährt der wüthende Velino aus seinen bebenden Felsen. Mit unermeßlicher Kraft wühlen die Gewässer in einander, indem sie versinken; sie reiben sich selbst auf, um mit ihrem Staube den Sonnenbogen in den Lüften zu sprengen. Und so sieht man das farbige Wolkenspiel auch nur so lang, als man nicht den ganzen Kampf der Wogen, nur den Dampf erblickt, der aus ihm wie ein Siegesopfer emporweht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eyer der Riesenschildkröten.

Auf den unfruchtbarsten Küsten Südamerika's hat man noch oft seine Mahlzeit von den Eyern, welche die aus dem Meere auf's Gestade herauf kriechenden großen Riesenschildkröten (von zwey bis drey Ellen, Länge) in den Sand legen. Eine solche Schildkröte legt wohl zehn bis zwanzig Dutzend in wenigen Minuten. Ihr Geschmack ist allerdings etwas fischartig, sie geben

aber dessen ungeachtet eine gute und gesunde Speise ab, wenn sie gekocht sind, und werden dem zu jedem Widerstande unfähigen Thiere oft in dem Augenblick geraubt, wo es dieselben in den ausgehöhlten Sand legt. Da das Thier eine breite Spur im Sande zurückläßt, wenn es aus dem Wasser kriecht oder wieder nach demselben zurückeilt, so ist der Ort, an dem es seine Eyer legte, auch dann nicht zu verfehlen, wenn man die Schildkröte nicht selbst beym Legen überrascht, und so fehlt es niemahls an Menschen, die an der Küste oder an den Ufern bedeutender Ströme Jagd darauf machen. Auch die Eyer des Krokodils und des Alligators sucht man in Amerika in ähnlicher Weise auf, und genießt sie mit gutem Appetit.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Vermählungsfeyer. — Gastrollen des Hrn. Ign. Schuster. Fortsetzung. „Alte Nüsse in neuer Schale.“

Den 26. Februar, als am Vorabende der für jedes treue österreichische Unterthanenherz so erhebenden und jubelreichen Vermählungsfeyer unseres allgeliebten Kronprinzen, wurde hier ein Festgedicht: „Der Liebe Lohn,“ gegeben, und von der in der frohesten Stimmung und der höchsten freudigen Aufregung schwebenden Menge mit Enthusiasmus aufgenommen. Herrlich zeigte sich heute die reine, schlackenlose Liebe des Österreichers zu seinem Kaiserhause; jeder bezugvolle Moment, deren das Stückchen sehr viele darbiethet, jede, auch die leiseste Anspielung wurde mit zartem Sinne aufgefaßt und allgemein gewürdigt. Und als am Schlusse ein der Melodie des Volksliedes untergelegtes, auf die heutige Feyer passendes Lied von dem gesammten Theaterpersonale angestimmt, und dem zahlreichen Publicum im freudigen Chorus gesungen wurde: da bedurfte es wahrlich nicht des blendenden Brillantfeuers, um dem entzückten Zuschauer den Genuß einer in überirdischem Lichte verklärten Scene zu gewähren.

Das Stückchen ist bereits im Druck erschienen, und wir glauben uns daher die Inhaltsanzeige um so mehr ersparen zu können, da man bey Gelegenheitsgedichten gewöhnlich nur fordert, daß sie mit der Thür nicht gar zu sehr ins Haus fallen, und voll passender Beziehungen seyen. Übrigens ist auch die Sprache ziemlich edel gehalten, und der Würde des Festes angemessen. — Die Ausführung war, im Ganzen genommen, befriedigend. Es wäre ungerecht, hier einen großen Maßstab anlegen zu wollen, wo alle Kräfte zu ganz andern Zwecken berechnet sind. Hr. Schaffer gab die Hauptrolle. Er faßte den Charakter des schlichten Bürgers im Sinne des Dichters auf, wie es von einem so denkenden und routinirten Schauspieler zu erwarten stand; aber die äußern Mittel wollten mit dem Willen nicht harmoniren. Der Vortrag einer, auf Effect berechneten Beschreibung der letzten Überschwemmung, unglückseligen Andenkens, ging am ersten Abende ganz verloren. Außer einer gewissen unnatürlichen Manier wurden auch in der Scansion, und nahmentlich von der Stelle an: Immer höher stieg die Fluth, sehr bedeutende Fehler sichbar. Indessen bewährte Hr. Schaffer auch hier seine Vielseitigkeit und Brauchbarkeit, wodurch er für diese Bühne unentbehrlich geworden, und bereits bey der dritten Vorstellung, welche Referent abermahls besuchte, entsprach er den Anforderungen der Dichter besser. — Recht lobenswürdig war Dlle. Horn als Martha. Sie trug die Verse richtig und ohne Übertreibung vor. — Hr. Kemetner verdarb die schöne Stelle: „Sanft und schön wie die Natur“ durch falsche Betonung und nachlässige Declamation ganz, und Hr. Windisch würde, nach unserer Ansicht, diese Rolle besser gegeben haben. Dlle. Schadetzky war als Fritz recht brav. Besondere und imposante Wirkung machte das höchst originelle Schlußtableau, dessen Anblick, so wie überhaupt die überraschende Pointe, ihren Eindruck nicht verfehlte. Das Stückchen wurde mit stürmischem Beyfall aufgenommen, und bereits auf Verlangen zum dritten Mahle gegeben. Die lieberale Unternehmung hat die zweyte Aufführung bey freyem Theater veranstaltet, und sowohl dadurch, als auch durch die prachtvolle Ausstattung des Festspieles vor andern gezeigt, daß sie kein Opfer scheue um ihre Anhänglichkeit an die allgeliebte Herrscherfamilie und ihre echt patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Hr. Ign. Schuster setzt seine Gastrollen auf dieser Bühne unter allgemeiner Theilnahme fort, und ist seit unserem letzten Bericht bereits in den „Bürgern in Wien“ im „Kirchtage in Petersdorf“ und im „Leopoldstage“ aufgetreten. Diese Stücke, welche während seiner Entfernung verwaist lagen, üben nun durch ihn wieder ihre wohlthätige Macht auf die Freunde echter Komik, und glänzen als Fixsterne am theatralischen Horizonte, an welchem Schuster in allem Glanze als Komus Stellvertreter strahlt. Sein Staberl ist ein bis in die kleinsten Züge treuer Kopist des gemüthlichen Wienervolkscharakters, wie er eigenthümlich und unvergleichbar dasteht. Wir sehen mit wahrer Sehnsucht seinen künftigen Leistungen entgegen, welche uns manches Neue, aber darum nicht minder Vorzügliche zu biethen versprechen.

Novitäten both uns die letzte Zeit keine, wenn wir nicht einige alte Kleinigkeiten mit neuer Besetzung dafür annehmen wollen. Dahin gehört eine einactige Pantomime: „die Zaubermosaik“ welche aber außer der possirlichen Spiegelscene nichts Neues enthält. Insbesondere ist der Waffentanz am Ende schon bis zum Ekel gesehen worden. Auch die allerliebste „Männertreue“ erschien zur Freude der Damen wieder auf dem Repertoir. Dlle. Fröhlich gab die Doctorinn mit anmuthiger Laune und im Ganzen recht gut. Auch Hr. Schaffer und Dlle. Horn führten ihre Rollen mit lobenswerthem Fleiße durch.

The Veritable.

Concertanzeige.

Am 13. März um die Mittagsstunde wird im großen landständischen Saale zum Besten eines höchst bedrängten erwerblosen Familienvaters und seiner acht unmündigen, unversorgten Kinder ein Vocal- und Instrumental-Concert Statt finden, wozu die Eintrittskarten zu 3 fl. W. W., ohne jedoch der milden Wohlthätigkeit Schranken zu setzen, in den Kunsthandlungen der HH. Diabelli, Haslinger, Bermann, Mechetti, und am Tage des Concerts an der Kasse zu haben sind. Dieses Concert dürfte sich in jeder Hinsicht vor vielen andern auszeichnen; ein neues Gesangs-Talent, dem Vernehmen nach mit einer seltenen Stimme begabt, wird daselbst neben schon bewährten Meistern des Gesanges und der Declamation auftreten; sechzehn der vorzüglichsten Künstler und Kunstfreunde werden auf acht Pianoforte's, welche Hr. Conrad Graf aus Rücksicht des wohlthätigen Zweckes dazu liefert, die Meisterstücke von drey der größten Compositen, durch Hrn. Carl Czerny arrangirt, vortragen, und die Wirkung dieser ganz neuen Art der Zusammenstellung dürfte, wegen des kleineren Raumes, jene eines im vorigen Jahre bey einer das allgemeine Interesse anregenden Gelegenheit gemachten Versuches, vielleicht noch übertreffen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.





Donnerstag, den — 30 — 10. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Die Verschanzungen am Brückenkopf bey Wittenweyer und Kappel waren nun beendet, und der Herzog damit beschäftigt, die Inseln in Vertheidigungsstand zu setzen, auch war du Hallier mit 2000 Franzosen und der Rheingraf zu ihm gestoßen, so daß der Herzog sich jetzt an der Spitze von 7000 Mann befand. Seinen Rücken deckte Bennfeld und Colmar, die Straßburger hinderten nicht den freyen Verkehr, und so war jeder Noth im Lager vorgebeugt, und Lebensmittel waren voll auf. Der Herzog nahm nun sein Quartier in Wittenweyer, und Rosen legte seine Reiterey in die umliegenden Dörfer.

„Gnädiger Herr!“ sagte dieser, als der Herzog dort eintraf, „weßhalb seyd ihr nicht in Rheinau geblieben, warum setzt ihr eure Person so rücksichtslos jeder Gefahr aus? — Oft begreife ich euch nicht!“

Der Herzog lächelte. „Wie ich mich seit Jahren nach diesem Rheinufer gesehnt habe, mein treuer Kriegsgenoß,“ erwiederte er dann, „weißt du; ist es mir doch, als könne ich erst von hier jene Berge begrüßen, erst von hier über sie meiner Heimath entgegenziehen; dünkt es mir doch, als stände ich erst hier auf deutschem Boden. Was jenseits liegt, das umgibt Spanien und Lothringen, und ist kein echtes deutsches Land; auch treibt mich meine Sehnsucht immer ostwärts, immer weiter von jener Hauptstadt Frankreichs. — Seit der Nördlinger Schlacht,“ fuhr er dann mit finsterm Blicke fort, „hat mich mein guter Geist verlassen, — ich meine nicht die Victoria, sie blieb mir zur Seite und wird mich noch oft und überall begleiten; aber der Schutzgeist meines Vaterlandes, der mir von Kindheit an zur Seite stand, verließ mich, denn als ich bey Mannheim diesen Fluß überschritt, da war es mir, als müßte ich dem Vaterlande Valet sagen. — Nein, Rosen! ich fühle es, das hohe Ziel ging mit der Nördlinger Schlacht verloren! — Meinen Kriegsruhm werde ich wieder gewinnen, aber mein Ziel ist und bleibt verfehlt!“

„Und habt ihr euch nicht bis jetzt rühmlich den französischen Absichten entgegengesetzt?“ tröstete der Freund, „ist es euch nicht gelungen, den langersehnten vaterländischen Rhein wieder zu überschreiten? Was hindert euch die alte Bahn von Neuem zu betreten?“

„Ich habe mich gegen die Politik Richelieu's männlich gestemmt,“ fuhr der Herzog fort, „ich habe oft meine Existenz aufs Spiel gesetzt, aber nichts gewonnen, nur die Achtung meiner selbst aus diesem Strudel gerettet. Sieh Rosen! ich gemahne mir oft wie ein kühner Waghals, der mit eisernem Willen sein Ziel erreichen will, und hierzu sogar die Hülfe Satans nicht verschmäht.

Er unterschreibt zwar mit seinem Blute keinen Pact, bewahrt mit ängstlicher Vorsicht seine Freyheit ungefesselt, und seine Seele rein; sein guter Geist verläßt ihn nicht ganz, aber auch der dämonische Einfluß nicht, dem er sich hingab — überall ist er umgarnt, überall umgeben ihn die finstern Mächte, unwillkührlich ist er in ihren Zauberkreis gebannt, und seinem großen Ziele weiter entrückt — Der edle Wille, die Kraft bleibt ihm, aber der Thatenflug ist gelähmt, und wohl ihm, geht er endlich in Reinheit unter!"

„Vaterland!" rief er dann, und streckte die Arme nach den östlichen Bergen des Schwarzwaldes, „dir weihte sich der Knabe, für dich blutete der Jüngling, für dich stirbt mit Freuden der Mann, dich will ich nicht verläugnen. — Du schüttelst mißbilligend dein Haupt?" wandte er sich jetzt zu Rosen, „du belächelst vielleicht die Gefühle, die mich von einer glänzenden Laufbahn abziehen? — Stelle dich mir nicht gleich, — du bist der Sohn des Krieges, ich der Sohn eines deutschen Fürsten; du stehst auf fremdem Boden, ich auf heimathlicher Erde; dir ist Ruhm und Beute Alles, mir Nichts, ohne meinem Vaterlande genützt zu haben. Darum kann Oberst Rosen Herzog Bernhard nicht verstehen, wenn er die Nichte Richelieu's und mit ihr ein Fürstenthum ausschlägt, zehnmahl größer als sein kleines väterliches Erbe."

„Ihr thut mir Unrecht, gnädiger Herr!" unterbrach ihn Rosen.

„Wohl dir, wohl mir!" fiel ihm der Herzog in die Rede, „du bist dann reicher an edlem Sinn, und mir ist der Freund geblieben. — Aber laß uns jetzt davon schweigen," fuhr er, sich gewaltsam von diesem Unmuth erregenden Gedanken losreißend fort — „Sey mir willkommen auf dem rechten Ufer des Rheins. Ich fürchte, ich fürchte, die Dämonen ziehen mich wieder zurück, und es wird unsers Bleibens nicht lange hier seyn — Du aber," sprach er weiter, und die Wolken, die seine Stirn umgaben, waren verschwunden, — „du aber hüte dich vor dem Werth; die träge Ruhe, mit der er in Offenburg sitzt, ist mir bedenklich, und um Alles möchte ich nicht, daß er die Wette gewinne, selbst um deiner stolzen Donna in Straßburg nicht, die dich dann wohl mitleidig belächeln könnte. Ich habe heute Nachricht bekommen," fuhr er dann fort, „daß Johann von Werth Miene zum Aufbruch macht, auch in Breysach regen sie sich; schicke doch einen Haufen auf Kundschaft gegen Offenburg und Gengenbach, suche Gefangene zu machen und schicke sie mir zu. Nun geh," sagte er dann freundlich, Rosen die Hand reichend, — „ich will sehen, ob ich im Schwabenlande noch so gut schlafen kann, wie sonst. Gute Nacht!" Rosen verließ seinen fürstlichen Freund, und sprengte nach seinem Quartier zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Als Städtchen ist die Erste aufgebaut,
Den mächtigen Donaustrom zur Seite,
Dem mancher seine Waare anvertraut,
Mit ihr zu schiffen in die Weite.

Die Letzten seh'n in großen Städten wir,
Wo sie als Meisterwerke stehen
Aus grauer Zeit in hocherhab'ner Zier,
Wo oft der Andacht Seufzer wehen.

In Österreichs Gauen prangt das Ganze schon
Uralt von Thassilo gegründet;
In seiner Hallen Bau der Musensohn
Des Wissens reiche Schätze findet.

J. Schöner.

Auflösung
der zweysylbigen Vexir-Charade in Nr. 28:
Dortrecht.

Die Cascade des Velino bey Terni in Umbrien.
(Fortsetzung.)

Um die Cascade in ihrer Größe zu sehen, folgen wir einem schmalen, sichern Pfade bergab, und treten auf einen Felsenvorsprung, der mit unsäglicher Kühnheit über dem Abgrund vor die stürzende Wassersäule selbst hereinragt. Hier steht eine kleine Hütte von Stein, die Pius VI. erbauen lassen. Sie hat nur Dach und Brustlehne für den Schauenden, sonst ist sie durchaus offen, und das ist gut. Man hat ihr den Nahmen Belvedere gegeben.

Da gingen wir hin und legten uns unter die Bogenfenster, und ließen uns von den Staubwolken durchnässen, die der Sturz über uns herüberschauerte. Auf Augenblicke ist der ganze Abgrund mit undurchdringlichem Dampf erfüllt, wann ein starker Zug des Windes darüber hinwegbläst, und den emportreibenden niederhält. Dann sieht man nur in graue, feuchte Finsterniß, hört nur, wie es unten rast und kracht, fühlt, wie die Erde zittert unter der Wucht der Gewässer.

Sind aber die Wolken aufgeflogen, so hängt das Auge mit Entzücken an der furchtbaren Erhabenheit des Anblicks. Die Felswand gegenüber mag eine Höhe von

zweyhundert Fuß haben; sie ist von graubrauner Masse; einzelne Riffe daran grünen unter Moosen und Flechten. Auch großblättrige Saftpflanzen von mancherley Gattung ranken an den Zacken herum und aus den Spalten. Auf der Stirne der Felswand ragen Pinien und Eichen über geringerem Gebüsch, und rechts und links an dem Berge fort zweigen und spinnen zusammen unzählige selten und nie gesehene Sträuche, und Hecken und Bäume als eine düstere, mahlerische Wildniß.

Und in der Mitte die Cascade. Als eine breite, hochspringende Woge rollt oben der Velino unter dem Strauchwerk heraus, und gießt blank auf eine tiefere Platte, wo Tropfe mit Tropfe zu ringen scheint. Einzelne Strahlen spritzen indeß schon weit über die Platte weg, und suchen allein den Weg in die Tiefe. So weit läßt sich der Katarakt an der Stelle sehen, wo man den Regenbogen erblickt.

Aber die Platte schwillt über, und die ganze Macht des Stromes fliegt in die Luft, und fällt mehr als zweyhundert Fuß tief senkrecht in die Felsen. Oben unterscheiden sich noch in der wundersam belebten Prachtsäule einzelne blinzende Wasserstreifen, tiefer bricht Alles in weichen Schaum auf, und in den Felsenkessel unten quillt nur leichter staubender Nebel. Den Schwall des Kessels faßt das Auge nicht, dort ist überwältigende Thätigkeit, dort rast und tost es, als ob's die Bergwand einschmettern wollte.

Aus dem Kessel fließt nun der grünliche Bach ruhiger; ein großes Felsstück, das im Wege liegt, wird zierlich überspühlt. Dann breitet sich das Wasser aus, plätschert über Steintrümmer, und fällt noch einmahl in einem breiteren Guße über zwey Klippenabsätze von bedeutender Höhe. Gesammelt rauscht es hierauf ins tiefere Thal, und mischt sich mit der langsam von Osten herfließenden Nera.

Vom Belvedere gingen wir den Pfad hinunter ins Thal durch dichtes Gebüsch. Ehe wir's uns versahen, waren wir über der Nera, die zum Theil ungesehen unter Felsen wegeilt. Drüben verfolgten wir den Pfad nach Osten, bis wir dem Katarakt gegenüberstanden.

Hier hatte an der schönsten Stelle ein alter Mann mit seinem Enkel aus grünen Eichenzweigen eine Hütte gebaut, worin man, gegen die Sonne geschützt, des Wasserfalls bequem genießen konnte. Den Alten empfahl ein Zeugniß seiner Obrigkeit der Milde reisender Naturfreunde; er wird an dieser Stelle schwerlich jemahls eine Fehlbitte thun.

Da lagerten wir uns nun im Grase, unter dem heiligen blauen Himmel. Im Umkreis erscheint das Thal als geschlossen; überall wildes Gebüsch, feinere Straucharten, junge Eichen darunter, und am höchsten ragend einzelne alte Pinien. Alles dunkles Grün und dazwischen hier und da Felsenzacken und abgerollte Trümmer. Und in dieser großen Natur weit über Baum und Strauch weg der Waldstrom von der furchtbaren Bergwand brausend, und dann durch Felsenbrocken, über Klippenlager breiter ergossen, in die Nera schäumend, die zu unsern Füßen fließt. Das ist die Ansicht der Cascade vom Thal aus.

Der Velino ist dem größten Theile seiner Wassermasse nach Ausfluß eines See's und kommt von Rieti herunter. Er führt ungemein viel erdige Theile mit, so daß der Staub seines Falles die nahe liegenden Dinge, gewöhnlich in sehr regelmäßigen, oft wunderlichen Formen, mit Kalksinter überzieht. Plinius zählt diese Eigenschaft des Wassers vom Velino, Körper zu überkrusten, unter den sonderbaren Erscheinungen auf, die an Flüssen vorkommen. Wir suchten unter den auffallendsten Steinen der Art einige zusammen, um sie mitzunehmen. Es finden sich viele darunter, an welchen die feinsten Krystalle angeschossen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Es sollte allgemein bekannt seyn, daß ein Mannshut in vielen Fällen das Leben der ins Wasser Gefallenen eine Zeit lang erhalten kann. Der Verunglückte braucht bloß seinen Hut mit beyden Händen zu fassen, den Deckel dicht unten an dem Kinne anzudrücken, das Kopfloch aber unter das Wasser zu bringen. Die in dem Hute eingeschlossene Luft reicht hin, den Kopf einige Stunden, oder bis Hülfe kommt, über dem Wasser zu halten.

Cobbet, Carlile und O'Connell. Diese drey Oppositionsmänner wurden neulich in mehreren englischen Zeitschriften zusammengestellt, und das Resultat ist folgendes: Cobbet ist wohlbeleibt, pausbackig und von massiven, habgierigen Gesichtszügen; Engbrüstigkeit drückt ihn nieder. Er opponirte immer heftiger, je weniger man Lust zeigte, auf ihn zu hören und ihn — mit einer Pension abzufinden. — Carlile ist klein, finster von Züger, und es zeigt sich darin eine vollkommene Abgestumpftheit. Man sieht ihn nie in Eifer, nie fröhlich; unbegränzte Eigenliebe hat eine bleibende Stätte in seinem Gesicht genommen, und deutlich genug ist da zu lesen: Mein Vortheil steht mir über Kirche und Vaterland. O'Connell ist groß von Gestalt, sein Kopf klein; aber die Züge sind voll Leben und Geist, gefügig für jeden Eindruck; sein Auge spricht so rasch und durchdringend wie sein Mund, der in jedem Winkel Sarcasmus zeigt.

Linné wollte einst die Cochenille in Europa ziehen, und erhielt endlich nach langem fruchtlosen Bemühen durch Einen seiner Schüler, der sich in Mexico befand, einen nopal (eine Art Feigenbaum,

auf welchem das Insect lebt) voll cochinelles. Das Bäumchen kam zu einer Zeit in Upsala an, wo er sehr beschäftigt war; der Gärtner pflanzte es augenblicklich, reinigte es aber vorher so genau von dem Ungeziefer, wofür er die Cochenille hielt, daß Linné, als er eilte, das seltene Geschenk zu besehen, nicht ein einziges Insect mehr am Leben fand.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Berlin.

Fräulein von Hagn hat ihre Gastspiele auf der königlichen Bühne fortgesetzt, und in allen Rollen bestätigt, daß ihr die reichhaltigsten Mittel und Fähigkeiten verliehen sind, die nur eines gepflegten geistigen Wachsthums bedürfen. Bis jetzt denkt die junge Künstlerinn noch viel zu viel nur an die Bühne, und was sich in solcher Beschränkung von Andern lernen läßt, das wird sie sehr rasch begriffen haben. Aber die Eigenthümlichkeit findet sich auf diesem Wege nicht, und doch gestattet sie allein der Kritik, Schauspieler zu Künstlern zu erheben, wie dieß übrigens bey jeder Kunst nicht anders ist. In allen Aufgaben, wo die Dichter selbst zu viel an die Bühne dachten, verbirgt sich ein Mangel an innerer Kraft bey einer jungen, schönen Schauspielerinn leicht; dieß ist z. B. der Fall bey der „Königinn Christine," „Jungfrau von Orleans," ja selbst, wenn auch in minderem Grade, bey der „Thekla," die Fräulein von Hagn dem Berichterstatter am meisten zu Dank gab. Am schwächsten schien uns ihre „Emilia Galotti;" hier kommt man nicht anders auf die rechte Bahn, als wenn man Lessings practische Psychologie durchschaut und zur Seite hat, was uns bey dem so viel versprechenden Gast nicht einleuchten wollte, indem ein Ringen nach Effect den Charakter in seinen Grundzügen verletzte, bis die Schlußscene sich der Individualität des Fräulein von Hagn wieder mehr näherte. — Am 8. Februar wurde zum ersten Mahl die, vorher schon oft besprochene „Räuberbraut," Oper in drey Acten, Musik von F. Ries, bey vielem Beyfall aufgeführt, der durch mehrere Einzelnheiten und durch das Gastspiel der Mad. Schröder-Devrient (Laura) gerechtfertigt ist. Da wir über dieses Werk etwas mehr zu sagen haben, als der Raum für jetzt erlaubt (heißt es im „Berliner Gesellschafter," dem wir diese Notiz entnehmen) wir auch in den Motiven für unsere Ansicht durch öfteres Hören der Oper sicherer werden wollen, so versparen wir unser Urtheil, bis wir es zugleich entschiedener belegen können.

Auf dem Königstädtischen Theater ist Klingemann's „Moses," mit vortrefflicher Musik von Seyfried, aufgeführt worden und hat zum Theil durch diese, dann aber auch durch eine wirkungsvolle, von Einsicht und Geschicklichkeit zeugende Ausstattung Glück gemacht. In den Situationen, die freylich nicht biblisch-idyllisch, sondern theatralisch benutzt sind, hat das Stück, wird gleiche Pracht angewendet, wie hier, erstaunenswerthe Effecte, so daß die Poesie sich unterordnet, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß sie in einzelnen Momenten hervorleitt. Ob ein solcher Stoff auf die Bühne gehört? — Diese Frage mögen wir nicht näher erörtern, da sie uns zu weit führen würde, und wie in dieser Zeit der Kämpfe nicht noch einen alten Hader zu einem neuen machen wollen. Wir möchten übrigens weniger gegen die Wählbarkeit des Stoffes als gegen die Art, wie er hier benutzt wurde, einzuwenden haben, obwohl wir frey bekennen, daß er nach unserer Anschauung sich zu einem Theaterschaustück für die Menge nicht besonders eignen würde. Die Darstellung war genügend; doch wünschen wir, daß Hr. Wegner (Sesostris) seine Tyrannenkraft durch Momente innerer Betroffenheit unterbreche, damit nahmentlich die Liebe zu seinem Kinde minder schroff seiner sonstigen steten Gefühllosigkeit sich gegenüberstelle. — Dlle. Hähnel, vom Hofoperntheater in Wien, ist bey der Königstädtischen Bühne engagirt und debütirte am 9. Februar als „Italienerinn in Algier," nachdem sie früher schon auf dem königlichen Theater mit Beyfall Gastrollen gegeben hatte. Bey einer angenehmen Gestalt und Gewandtheit im Spiel zeichnet sich die junge Künstlerinn aus durch eine, besonders nach der Höhe sich ausdehnende umfangreiche Altstimme. Die Intonation ist sicher und rein, der Vortrag ausgebildet nach der besten Schule; erwärmteres Gefühl wäre indeß wünschenswerth.

Mayland.

Im Theater kam die Oper: „Rosamonda," von dem erst zwey und zwanzig Jahre alten Majocchi componirt, zur Aufführung, welcher letztere dadurch Beweise eines ihm inwohnenden seltenen Talentes ablegte, und große Hoffnung für die Zukunft erweckte. Im ersten Acte wurde die Introduction, die Arie Rubini's, jene der Dlle. Roser, und das Finale am meisten beklatscht. Im zweiten gefiel die Romanze des Baßsängers Schober, die Preghiera eines Quartetts und die Schlußarie des großartigen Rubini. Das letztere Musikstück ist so schön, daß es einem Meister von erstem Range Ehre machen würde; in den Duetten war Majocchi minder glücklich; doch sind seine Cabaletten brillant und seine Chöre vorzüglich. — Von Rubini muß man nicht sprechen; glücklich der Tonsetzer, welcher für ihn schreibt. Dlle. Roser und Mad. Laroche hielten sich wacker: letztere hat eine viel deutlichere Aussprache, als man sonst bey Ausländern zu hören gewohnt ist. Der Baßsänger Schober war eine für uns neue Erscheinung; er erhielt viel Beyfall, und täuschte die von ihm gehegten Erwartungen keineswegs. In Aussprache und Action scheint er weder Ausländer noch Anfänger zu seyn, denn in beyden ist er ausgezeichnet brav. Signora Baillou-Hillaret hatte zwar die kleinste Parthie in der Oper, aber sie zeigte sich einer größeren würdig. In der Romanze, welche sie mit Dlle. Roser sang, trug sie nicht wenig zum Effecte dieses Gesangstückes bey.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.





Sonnabend, den — 31 — 12. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

VIII.

Es begann zu dämmern, die Nacht senkte sich nach einem heißen Tage des Julymonaths kühl und erquickend auf die dürstende Erde, als ein bedeutender Haufe Croaten bey Gengenbach über die Brücke der Kinzig zog; zwey Regimenter Arquebusirer, ein Reiter- und ein Dragonerregiment, an deren Spitze Johann von Werth sich befand, folgten mit drey Compagnien Fußvolk. In ruhiger Ordnung zogen sie immer weiter dem Städtchen Lahr zu, und der ganze Haufe, wohl an 3000 Mann, war fröhlichen Muthes, denn es galt gewiß einen Hauptstreich, dieß zeigten die Vorkehrungen. Schon am Morgen war Offenburg geschlossen, und sie hatten in aller Stille ihren Marsch nach Gengenbach antreten müssen, dort wurden wieder die Thore und die Passage über die Brücke gesperrt. Sie mußten hier unter freyem Himmel rasten, und die Pferde füttern, und obgleich Quartiermacher nach Zell und Hornberg vorausgeschickt waren, und das Gerücht verbreitet wurde, daß sie nach dem Breisgau zum Herzog von Savelli zögen, glaubte es doch Keiner, da Jedermann den General zu gut kannte, um nicht einen geheimen Anschlag zu ahnen. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn als es zu dämmern begann, brachen sie in aller Stille auf, und rückten, statt nach Zell, dem Rheine zu.

Sie mochten wohl schon mehrere Stunden marschirt seyn, als Johann von Werth seitwärts bog, und die Reiterey an sich vorüberziehen ließ, bald jedoch sprengte er wieder vor zu seinem Regimente, das an der Spitze marschirte, und rief im Vorbeyjagen: „Rittmeister Ossa!" Der junge Kriegsmann verließ auf den Ruf des Generals seinen Platz, und folgte diesem, der sich wenig um ihn kümmernd, immer vorwärts jagte, bis er seiner Reiterey eine bedeutende Strecke vorangeeilt war. Hier hielt er das Pferd an, schickte sein Gefolge zurück, und ritt nun allein mit dem Grafen im ruhigen Schritte weiter.

Lange schon war der junge Mann ihm gefolgt, Johann von Werth hatte noch kein Wort mit ihm gesprochen, dieß mochte seine Eitelkeit kränken, er sprengte an ihn heran, „ihr habt mich zu euch gerufen, General," sagte er, „was ist euer Begehr?"

Johann von Werth wandte sich, und sein Auge ruhte ernst auf dem Rittmeister, dann fragte er gleichgültig: „Wißt ihr, wohin wir ziehen?"

„Ich vermuthe, dem Feind entgegen," erwiederte Graf Ossa, über diese Frage verwundert.

„Auf wen werden wir treffen?" fuhr Johann von Werth im nähmlichen gleichgültigen Tone fort.

„Ich glaube auf den Oberst Rosen, der die feindliche Vorhut befehligt," war des Grafen Antwort.

„Junger Mann!" fuhr der General immer noch ruhig fort, „nur um eures Vaters willen nahm ich euch mit, sonst hätte ich euch nach Offenburg zurückgeschickt."

„Wie meint ihr das, General?" fragte der Graf beleidigt.

„Wie ich es meine?" fuhr Johann von Werth wild auf, — „könnt ihr Oberst Rosen unter die Augen treten? Habt ihr Lust, mit ihm anzubinden, so hättet ihr es in Straßburg thun sollen, statt Meuchelmörder zu dingen." — Der Graf erbleichte. — „Eures Vaters wegen habe ich die Schandthat nicht aufgedeckt, sonst hätte ich euch aus meinem Regiment gestoßen! Wischt durch eine kühne Waffenthat den Schandfleck wieder aus; denn bey Gott, zeigt ihr heute so wenig Muth, wie in Straßburg, so mögt ihr morgen ziehen wohin ihr wollt, meinethalben zum Teufel! — Nun reitet zu eurer Schwadron."

Graf Ossa wendete eben zähneknirschend sein Pferd, um zurückzureiten, als sich in der Ferne Schüsse hören ließen. „Wartet!" befahl Johann von Werth, — das Schießen wurde immer stärker, — „das ist ein unangenehmer Vorfall," brummte der General vor sich hin — „Sie sind auf ihrer Hut! Aber wir wollen sehen, ob es dennoch nicht gelingt. Jagt hin, wo das Gefecht ist," befahl er jetzt dem Grafen, „ihr werdet bald die Croaten im Handgemenge finden, bringt dem Oberst Saradesky von mir den Befehl, das Gefecht, wo möglich, noch eine Zeitlang zu unterhalten, dann seine Retirade in aller Eile auf dem nähmlichen Wege zu nehmen, den er gekommen ist, hier würde er mich schon finden." Dann sprengte der General zu seiner Reiterey zurück, ließ 100 Kürassiere auf der Straße Posto fassen, rückte weiter vor, und stellte dann die Regimenter seitwärts hinter einer Höhe. So erwartete er den Feind.

Das Gefecht kam immer näher, schon sprengten Verwundete zurück, deren Aussage, daß die ganze feindliche Reiterey im Anzug sey, von Johann von Werth bezweifelt wurde. Ihnen folgten gleich darauf ganze Haufen in wilder Unordnung, den Befehl nicht achtend, sich hinter den aufgestellten Kürassieren zu sammeln. Jetzt jagte Oberst Saradesky selbst, von den weimarischen Dragonern verfolgt, in voller Flucht mit den übrigen Croaten heran, warf sich auf die aufgestellten Kürassiere, riß sie mit fort, und die Flucht war nun allgemein.

Aber da brachen die Schwadronen hinter der Höhe hervor. Rosen, an der Spitze seines Regiments, machte schnell Halt, und ließ zum Rückzug blasen; aber zu spät. Die Dragoner des Rheingrafen, durch das Verfolgen aufgelöst, konnten sich nicht mehr sammeln, sein eignes Regiment verlor bey dem Anblick des ihn in der Seite angreifenden Feindes den Muth, ließ die Rheingräflichen im Stich, und zog sich, zwar noch mit einiger Ordnung, zurück. Vergebens bemühte sich Oberst Rosen, die Fliehenden aufzuhalten, sie rissen ihn mit fort, denn Johann von Werth's Arkebusiere waren ihnen auf den Fersen, brachen schon durch die Glieder und lösten jetzt die Schwadronen zur völligen Flucht auf.

Rosen gedachte in diesem kritischen Augenblick seiner Wette und schäumte vor Wuth. Seine einzige Hoffnung setzte er noch auf Herzog Bernhards Leibregiment, das zum Rückhalt an der Waldspitze hielt. Hinter diesem glaubte er die Flüchtigen sammeln zu können. Aber dieß Regiment zog sich bey dem Anblick der kaiserlichen Regimenter, der Übermacht ausweichend, mit Ordnung auf Wittenweyer zurück, und den Weimarern blieb nichts übrig, als ihr Glück in der Schnelligkeit ihrer Pferde zu suchen. Während nun Alles in wilder Unordnung zurückjagte, Freund und Feind untermischt sich vorwärts drängte, dieser mit seinem Schlachtschwerte Hiebe austheilte, jener sie parirte, mancher brave Reitersmann, durch einen Pistolenschuß getroffen, vom Pferde sank, hatte Rosen vollauf zu thun, sich selbst gegen die Andringenden zu vertheidigen. Besonders schien ein Mann, den er, trotz des Getümmels, für einen Officier erkannte, es auf ihn abgesehen zu haben, denn unverwandt nestelte er sich an ihn an, hatte schon mehrere Mahle sein Pistol, jedoch ohne zu treffen, auf ihn abgedrückt, und sprengte jetzt von Neuem, einen Streich nach ihm führend, auf ihn zu. Rosen wich dem Hieb aus, sein Schwert spaltete des kecken Feindes eisernen Hut, das Blut strömte herab, und da dessen Pferd im Handgemenge einen Schuß bekommen hatte, jagte es unaufhaltsam, mitten durch die weimarische Reiterey, Wittenweyer zu.

Unfern dieses Ortes hatte des Herzogs Leibregiment Halt gemacht, schwenkte ein und erwartete den Feind. Rosen setzte sich an seine Spitze, während sein Regiment und der Rest der Rheingräflichen sich hinter demselben wieder zu ordnen suchten. Das erste Anprallen der in wilder Unordnung Verfolgenden hielt das Regiment standhaft aus; aber jetzt rückte Johann von Werth mit den übrigen Regimentern in Ordnung heran, und

bildete die Angriffslinie. Klein war nur der Haufe, den ihm Rosen entgegenzusetzen hatte, aber groß die Hoffnung auf die nahe Hülfe, die er vom Herzog aus dem nahen Wittenweyer erwartete, von wo er schon die Trompeten zum Satteln blasen zu hören glaubte. Ruhig den Angriff erwartend, sprach er eben den Seinen Muth ein, als er einen Fähndrich seines Regiments mit flatterndem Fähnlein vom Feind her auf sich zusprengen sah. „Oberst!“ rief ihm dieser entgegen, „mein Pferd stürzte, ich war gefangen und zu dem feindlichen General geführt, der ließ mir ein anderes Roß und meine Fahne zurückgeben, befahl mir zu euch zu reiten und euch zu sagen, daß er sich für die Fahne seine gewonnene Wette ausbäthe.“ — Rosen knirschte vor Wuth, er hielt dieß für Hohn, und kam noch mehr außer sich, als in diesem Augenblick ein Officier ihm den Befehl des Herzogs Bernhard brachte, in keinem Fall den Angriff des Feindes abzuwarten, sondern sich seitwärts in der Richtung nach Nonnenwerth zurückzuziehen und jedes Gefecht so viel als möglich zu vermeiden. Er mußte gehorchen, befahl den Rückzug, aber kaum hatte er dem Feinde den Rücken gewendet, als Johann von Werth, der eben seine Schlachtlinie gebildet hatte, mit den Regimentern hervorbrach. Rosen beeilte nun seinen Rückzug, aber der Kühne verfolgte ihn in vollem Jagen. — Schon war er dicht hinter ihm, da übermannte Rosen die Wuth; seines Herrn Befehle vergessend, rief er verzweifelnd ein donnerndes „Halt! — Soll ich denn vor dem Manne immer nur fliehen?“ dachte er ingrimmig, schwenkte ein, und ließ zum Angriff blasen. — Wenig würde dem geschmolzenen Häuflein der Braven ihr guter Wille, ihr Muth genützt haben, wenn nicht in dem Hohlwege, der von Wittenweyer nach der Waldecke führt, die blanken Helme der weimarischen Küraßiere in der Morgensonne funkelnd sichtbar geworden wären. Johann von Werth, der sie gleichfalls erblickte, ließ halten, seine zweyte Linie gegen sie einschwenken, und wies mit kaltem Blute den heftigen Angriff Rosen's zurück, der nun seine Wette nicht mehr verloren gab, die Zurückgeschlagenen ordnete und den Angriff des Herzogs abwartete, der auch schnell hervorbrach, die ihm entgegenstehenden Schwadronen zurückwarf, und Johann von Werth nöthigte, sich auf der Straße nach Offenburg mit bedeutendem Verluste zurückzuziehen.

Und mit gleichem Maße zu bezahlen, wie der liguistische General, schickte Rosen vom Wahlplatz aus einen gefangenen kaiserlichen Officier ohne Ranzion zurück, und ließ durch ihn Johann von Werth sagen, er möchte bey einer andern Gelegenheit die Zahlung der Wette hohlen, dießmahl hielte sich Oberst Rosen so wenig für den Sieger, als für den Besiegten.

Während der Herzog mit seiner Reiterey den Feind auf der Straße nach Offenburg bis nach Friesenheim verfolgte, marschirte Rosen mit seinem und dem Reste des rheingräflichen Regiments, von welchem am andern Tage noch viele sich wieder um ihre Fahnen sammelten, in sein Standquartier zurück. Auf seinem Wege fand er unter einer Eiche einen verwundeten Officier neben seinem todten Rosse mit blutigem Haupte sitzen. Er ritt zu ihm und erkannte den Grafen Ossa und in ihm den Mann, der ihm während des Gefechts mit so stäter Beharrlichkeit zugesetzt hatte. Rosen ließ ihn verbinden, gab ihm eines seiner Pferde und nahm ihn mit sich.

Während sie neben einander ritten, war der Graf verschlossen, erwiederte die wenigen Fragen, die Rosen an ihn that, nur kurz und abgebrochen, sah starr vor sich hin und blickte nur zuweilen seitwärts auf Rosen. Er mochte wähnen, diesem wäre der Anstifter des meuchelmörderischen Angriffs nicht unbekannt geblieben, und fürchtete seine Rache, fürchtete Mißhandlungen, wohl gar den Tod. Wie erstaunte er aber, als Rosen ihm noch am nähmlichen Tage seine Freyheit, jedoch unter der Bedingung gab, eidlich zu versichern, während sechs Monathen nicht wider den Herzog und seine Verbündeten zu dienen, und zur Heilung seiner Wunden nach Straßburg zu gehen, und dort zu bleiben. Diese Großmuth hatte der Unedle nicht erwartet, der in diesem Augenblick diese Handlung Rosen auch wohl viel zu hoch anrechnete; denn sie entsprang mehr aus Stolz als aus Edelmuth. Rosen wollte Margarethe von Epp, wollte Johann von Werth zeigen, daß er seinen Nebenbuhler nicht fürchte, darum schickte er diesen, während er bey dem Heere stritt, nach Straßburg, und gab ihm so Gelegenheit, Margarethe zu sehen, und um das Herz des schönen Mädchens zu werben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gnome.

Lieb' und Haß! Wie kurz ist das Gesicht!
Eins sieht die Fehler, eins die Tugend nicht.

— ch —

Anekdote.

Als im Jahre 1818 die Draisinen erfunden worden, fragte Jemand:

Was ist denn eigentlich mit den Draisinen gewonnen worden?

„Ein Artikel für's Conversationslexicon,“ war die Antwort.

Zweysylbige Charade.

So angenehm die Erst' aus frohem Munde
Sich hören läßt und Beyfall auch erwirbt,
Führt heitern Sinn sie ein in düst'rer Stunde:
Sie dennoch in der Zweyten plötzlich stirbt.

In Alpen wird sie ohne erstem Zeichen,
Wenn Elemente toben, oft verlegt;
Doch wer das Ziel der Reise will erreichen,
Sie vorher in die Wandertasche steckt.

Wird noch das zweyte Zeichen ihr genommen,
Dann kann man ohne Mühe ein Gewicht
Und auch zugleich den Kunstausdruck bekommen,
Den mancher Kartenspieler laut ausspricht.

Der Ersten Antipode steht die Zweyte —
Gefürchtet zwar als Sitz der Traurigkeit —
Doch stets mit vollem Rechte an der Seite,
Wenn heut der Stoff des Ganzen — Heiterkeit.

J. Schöner.

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Kremsmünster.

Notizen.

Schauspiele.

Aus Anlaß der höchst erfreulichen Vermählung Sr. Majestät des Königs Ferdinand von Ungarn mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessinn Maria Anna Carolina von Sardinien, waren am 27. Februar beyde k. k. Hoftheater dem Publicum unentgeldlich geöffnet. So groß der Zudrang bey Freyspectakeln immer zu seyn pflegt, und auch dießmahl war, verdient um so gerechtere Anerkennung die Ordnungsliebe des Publicums selbst aus den untersten Volksklassen, welche bey diesem Anlasse im glänzendsten Lichte erschien. Die Theater füllten sich, ohne daß die mindeste Unordnung, noch weit weniger irgend ein Unglücksfall vorfiel. Während der Voestellung beobachtete man mit Vergnügen, daß das Volk zwar an den komischen Scenen grossen Antheil nahm, aber sich übrigens so still und ruhig verhielt, daß zwischen diesem und den gewöhnlichen Theaterabenden kein grosser Unterschied bemerkbar wurde. In früherer Zeit war es in dieser Hinsicht auch in Wien anders; ein Beweis, wie sehr die Cultur selbst in den unteesten Volksclassen vorgeschritten ist, obschon bey uns kein marktschreyerischer Journalist auf den Einfall kommt, uns andeen Völkern als Muster der Civilisation vorzustellen, die doch gewiß in allen Fällen, wo es darauf ankommt, Ordnungsliebe und ein anständiges Betragen zu zeigen, sich den biedern Östereicher zum Vorbild nehmen könnten. — Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserinn, der König und die Königinn von Ungarn, so wie die übrigen Peinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses geruhten in beyden Hoftheatern zu erscheinen, und eine geraume Zeit zu verweilen. Dee Jubel des Publicums war gränzenlos und schien kein Ende nehmen zu wollen. Das erhabene kaiserliche und königliche Paar erwiederte die Acclamationen des Publicums mit der Ihm eigenen herablassenden Güte und Freundlichkeit. Es war ein Festabend, der in den Herzen derjenigen, welche ihm beywohnten, mit unverlöschbaren Zügen eingegraben bleiben wird.

Im k. k. Hofoperntheater wurde am 5. d. M. Scribe's und Auber's komische Oper: „Fiorella,“ übersetzt von J. F. Castelli aufgeführt. Diese Nahmen sind sämmtlich von gutem Gehalt, aber sie vermochten dießmahl nicht einen Dämon zu bannen, der sich gleichsam von vorn herein gegen das Werk und dessen Ausführung verschworen zu haben schien. Zwar ist das erstere selbst wirklich nur mittelmäßig; die frivole Sentimentalität der Hauptperson kann kein grosses Interesse anregen und es ist dem Zuseher daher ganz gleichgültig, daß ein günstiger Zufall Fiorella zur rechtmäßigen Frau macht. Ihr beglückter Liebhaber wußte sich auch so wenig zu insinuiren, daß man seinen Nebenbuhler, der ganz vortrefflich spielte, weit lieber als begünstigten Adorateur gesehen hätte. Die Musik ist im leichten Style, wie er der komischen Oper zukommt; nichts ist schlecht darin, aber auch nichts tritt bedeutend hervor. Daß daher diese Oper kalt ließ, war natürlich; aber die mißgünstige Aufnahme, welche sie erhielt, schien nicht ganz verdient zu seyn, da von mehreren Mitgliedern, z. B. von Mad. Ernst, Dlle. Henkel, den HH. Binder und Hauser im Gesange, von den HH. Cramolini und Gottdank im Spiele recht Gutes geleistet wurde. Auch sprach Mad. Ernst ihre Prosa mit solchem Feuer und Gefühl, daß sie das Publicum zu Beyfallsbezeugungen hinriß. Von den Musikstücken fanden nur die Strophengesänge der HH. Binder und Cramolini, ein Duett der Mad. Ernst mit Hrn. Binder und ein zweytes zwischen Dlle. Henkel und Hrn. Hauser einigen Beyfall. Alles Übrige, die Ouverture und Introduction mit eingeschlossen, blieb unbemerkt.

Berichtigung zu dem im Nr. 21 dieser Blätter enthaltenen Referate über das Schauspiel: „Domi, der amerikanische Affe.

Aus Versehen wurde bey Erwähnung der Mahler, welche die Decorationen zu diesem Stücke verfertigten, der Nahme des Hrn. Martinelli nicht genannt, und derselbe wird daher zur Steuer der Wahrheit hiermit nachträglich bekannt gemacht.

Eucharis.

Erklärung.

Da sich sehr vielfältig die Meinung verbreitet hat, als ob das in dem Leopoldstädtertheater kürzlich gegebene Stück: „Der Nimmersatt“ mich zum Verfasser hätte (welcher Irrthum wahrscheinlich aus dem meiner litterarischen Chiffer ähnlichen Pseudonahmen Ermin, den der Verfasser gewählt hat, entsprungen ist); so finde ich mich veranlaßt, dieser Meinung hiermit öffentlich zu widersprechen.

Fr. Pietznigg, genannt Ermin.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.





Dinstag, den — 32 — 15. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

IX.

Margarethe war auch nicht wenig erstaunt, als sie die Ankunft des Grafen Ossa vernahm. Sie hatte, als sie früher den nächtlichen Angriff auf Rosen erfuhr, keinen Augenblick gezweifelt, daß dieser der Anstifter des meuchelmörderischen Überfalls gewesen sey. Trotz jugendlicher Schönheit war ihr der junge Mann immer zuwider gewesen; jetzt aber, nach dieser That, war er ihr verhaßt. Als er nach einigen Tagen, da sie sich eben bey dem Vater befand, in dessen Zimmer trat, empfing sie ihn mit schneidender Kälte, fast mit Verachtung, doch ließ er sich dadurch nicht irren. „Fräulein," sagte er mit pathetischem Tone, „Oberst Rosen, wahrscheinlich einer der Ritter von König Arthurs Tafelrunde, sendet mich, den ein Zufall in seine Hände gab, als Gefangenen zu euch, der Dame seines Herzens — Ich soll so glücklich seyn, in eurer Nähe zu weilen, und mich der Wonne eures Anblicks zu erfreuen, während er im Kriegslager, fern von seiner Dame sich langweilt. Ihr sollt mir, euerm Sclaven, die Ketten anlegen, die noch keiner zu brechen vermochte, während er, so wie es mir schien, bis jetzt euern Fesseln entgangen ist."

„Ritter!" erwiederte Margarethe im nähmlichen Tone, obgleich von dieser frechen Anrede empört — „ich schenke euch mit Freuden eure Freyheit, denn ich wüßte euch wahrlich, selbst als Sclaven, nicht zu gebrauchen. Zu nächtlichen Abenteuern, wo der feigste den bravsten Kriegsmann meuchlings niederstoßen kann, würdet ihr bey mir keine Gelegenheit finden — deßhalb verlaßt mit Gott diese Stadt; euer Bann ist gelöst!"

Bleich wie der Tod, zähneknirschend vor Wuth, stand Ossa vor der Zürnenden; er wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben, aber es gelang ihm nicht. Zu tief beschämt, schlug der Gedanke, daß man von jener unedlen Handlung unterrichtet sey, anfangs seine Frechheit nieder, doch bald ermannte er sich. „Fräulein," erwiederte er, und sein Auge blickte heimtückisch auf Margarethe, „ich habe zwar eure weise Antwort nicht ganz verstanden, aber so viel ist mir dennoch daraus klar geworden, daß ihr mir Bittres, Unfreundliches, ja Beleidigendes sagen wolltet. Euern Hohn zu ertragen, dünk' ich mich zu groß, ihr seyd jedoch für meine Rache nicht zu klein. — Lebt wohl, vergeßt den Grafen Ossa nicht ganz — doch das sollt ihr nicht, er wird schon wissen, sich gelegentlich in eure Erinnerung zurückzurufen. — Euch, werther Freyherr, aber frage ich, ob ihr vielleicht auf euern Gütern in Schwaben etwas zu besorgen habt; gern soll es auf freundschaftliche Weise durch meinen Vater geschehen. Gott befohlen!" Dieß sagend verließ er mit höhnischem Lächeln das Zimmer.

„Was hast du gemacht?“ zürnte der erschrockene Vater.

„Einen Buben gezüchtigt, dessen Drohung ich verachte,“ erwiederte sie stolz.

„Und was kann dir dergleichen nützen?“ fuhr der Alte fort, „er ist der Sohn eines bedeutenden Mannes, unsere Güter jenseits des Rheines sind in seiner Gewalt. Wie leicht kann des Sohnes Rache alle meine bisherigen Aufopferungen bey dem Vater unnütz machen. Ein Wort von ihm, und meine Schlösser gehen in Flammen auf, meine Heerden werden weggetrieben — ich bin ein Bettler, und Niemand kümmert sich mehr um uns.“

„Ihr würdet ein Bettler?“ wiederhohlte sie in Nachdenken versunken vor sich hin, „und Margarethe Epp wäre dann ein armes, unbedeutendes Mädchen, dem der Himmel nichts gelassen hätte, als ihren Stolz, als ihre jugendliche Gestalt? — Ob er dann wohl noch um mein Herz sich bewerben würde? — ob ihn dann noch meine Hand beglücken könnte?“

„Von wem sprichst du?“ unterbrach der Vater ihr Selbstgespräch.

„Von wem ich sprach?“ wiederhohlte sie erröthend — „Von wem könnte es seyn,“ sagte sie feurig, „als von Oberst Rosen; er ist ja der einzige Mann, dem meine Achtung ward.“

„Wunderliches Mädchen!“ sagte der Vater lächelnd; „wenn auch meine Güter in Schwaben verwüstet würden, blieb mir doch noch genug Geld und Gut, um für einen armen Kriegsmann die Tochter hinlänglich auszustatten, die überdieß von der Natur mit so viel Schönheit begabt ist.“

„Und wenn auch sie verginge?“ sprach sie wieder halbleise für sich, „wenn der Sturm an einem rauhen Frühlingstage die Blüthe knickte, und sie dahin welkte, würde er auch dann noch? — Ich glaube!“ rief sie leidenschaftlich — „Ja, er würde mich um meiner selbst willen lieben, ohne Schönheit, ohne Gut! — Ja, ich fühle es in diesem Augenblick lebendig, die Natur gab dem Weibe noch Köstlicheres, als Schönheit und Reichthum — Ein neuer Himmel thut sich mir auf, eine neue Welt gestaltet sich mir — Hier, hier!“ rief sie, die Hand an's Herz drückend, „hier, wo es klopft, wo es so stürmisch klopft, wenn ich an ihn denke, da knospet eine unvergängliche Blüthe, die nimmer verwelkt, und für das ganze Leben herrliche Früchte biethet. Im Herzen, nicht in äußerm Glanze suche fortan deinen Himmel, thörichte Margarethe! —“

„Das thue, herzliebe Schwester!“ unterbrach sie die Frau von Gemmingen, die eben eintrat und schloß die Erschrockene in ihre Arme. „Sieh, wie glücklich ich bin, wie glücklich sich mein Gatte an meiner Seite fühlt, und der Himmel versagte mir jeden Liebreiz. Gelobt sey Gott, daß du dieses Sinnes wurdest, und deinen wahren Werth zu schätzen weißt.“

„Ich verstehe euch nicht,“ sagte jetzt der staunende Vater, da er die Thränen seiner Kinder unaufhaltsam fließen sah. „Weßhalb weint ihr denn? Es ist ja noch nichts verloren, noch stehen die Schlösser an der Donau, und du, meine liebe Margarethe, blühst noch wie die schönste Rose in meinem Garten. Warum vor der Zeit weinen, und sich über Dinge härmen, die erst kommen sollen? — Hört nur auf,“ bath er, die Töchter beruhigen wollend, „ihr wißt ja, daß ich keine Thränen sehen kann, ohne mit zu weinen;“ dieß sagend entfernte er sich schnell.

Aber Margarethe achtete nicht auf seine Worte, nicht auf sein Gehen, sie lag sprachlos in den Armen ihrer Schwester und weinte. Zum ersten Mahle hatten die so lange verborgenen Gefühle ihren Kerker durchbrochen, und einmahl von ihren Banden befreyt, stürmten sie unaufhaltsam fort. Sie barg nicht allein der Schwester ihr Inneres nicht mehr, auch vor sich selbst hob sie den Schleyer, und ward sich ihrer Empfindungen deutlich bewußt. Sie gestand es Josephen, daß es nicht die gereizte Eitelkeit, daß es lange schon wahre innige Liebe gewesen sey, die sie zu Rosen hingezogen habe.

„Darf er es wissen, darf ich ihm Hoffnung senden?“ fragte die Frau von Gemmingen, von ihrer Freude verlockt.

„Nein, nein!“ rief Margarethe nach langem innern Kampfe, „glaube mich nicht ganz umgeändert, Josephe! Um alles möchte ich nicht vor ihm meinen Stolz beugen. Edel, wie ein schätzbares Gut, um das der wackere Ritter kämpft und ringt, so muß ich vor ihm stehen, ein Preis, an den man Gut und Leben setzt. Deßhalb lasse selbst vor deinem Manne, was dir in dieser Stunde mein Herz vertraute, ein Geheimniß seyn; mag es der Zufall Rosen enthüllen, oder das Unbewachte selbst, nur will ich es nicht freywillig. Aus meinem Blicke mag ihm die Hoffnung winken, aber der Mund wird schweigen — und sollte dieß Herz auch brechen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Cascade des Velino bey Terni in Umbrien.

(Beschluß.)

Diese Steine machen einen kleinen Erwerb der Bewohner des Thales aus; am Wasserfall wurden uns ausgesuchte seltene Stücke von Groß und Klein zum Kauf angebothen. Das mag angehen, es kann den Fremden freuen, ein schönes Andenken zu besitzen; zum Unglück hat es aber hier dabey nicht sein Bewenden, die Leute wollen mehr Gewinn, und es könnt' einem beynahe den Katarakt verleiden, wenn er nicht so gar schön und groß wäre.

Durch den ganzen Berg nähmlich, an dem Falle herunter, stehen überall, wo nur ein Blick aufs Wasser zu werfen ist, zudringliche Menschen, welche die Hand aufheben.

Die Umwohner nennen den Fall des Velino die Marmorcascade. Seine ganze Höhe vom obersten Punct bis zum Spiegel der Nera soll gegen tausend Fuß betragen. Er gehört also, eben so durch seine Höhe wie durch seinen mahlerischen Charakter, unter die ausgezeichnetsten Katarakte, die bekannt sind. Einige sind höher, haben aber bey weitem nicht die Fülle seiner Gewässer; andere haben des Wassers mehr, sind aber weder so mächtig hoch, noch in so glücklicher Natur belegen.

Und diese bewunderte Naturerscheinung ist nicht ursprünglich das Werk der Natur. Der römische Feldherr M. Curius Dentatus ist der Schöpfer der Cascade: er grub gegen Ende des fünften Jahrhunderts nach Roms Erbauung das Bett, in welchem jetzt der Velino fließt, durch den Felsengrund des Berges und leitete den Bach in die Nera. Länger als zwey Jahrtausende strömte dieser nun durch den Römercanal in das Thal hinab. Am Hauptfall scheint sich wenig zu ändern; das Wasser hat aber nebenbey ein Paar Löcher durch die Felswand gebohrt, und springt auch aus ihnen zu Tage, und diese kleineren Güsse werden sich zuweilen ändern; denn man sieht Öffnungen im Felsen, durch welche jetzt kein Wasser mehr fließt, mit den Spuren früherer Durchströmung.

Während wir im Thale der Cascade gegenüber saßen, änderte sich die Beleuchtung. Eine schwarze Wetterwolke zog von Süden her, und blieb gerade über dem Falle ruhen. Unten lag das Thal in warmem Sonnenschein. Nun war die Wirkung des landschaftlichen Bildes noch furchtbarer; die Felsenzacken schienen höher und schroffer geworden zu seyn, da sie auf den großen Schattenmassen schärfer vortraten, die ungeheuer schimmernd weiße Wassersäule schien aus der schweren Wolke selbst zu rauschen, und der steigende Dampf das Gewitter oben fort und fort zu nähren.

Endlich dachten wir an den Rückzug. Den hohen Berg hinaufzusteigen bis zur Straße, auf welcher wir gekommen, schien doch zu beschwerlich; man hielt auch den Weg durchs Thal darum für angemessener, weil der andere denn doch schon gekannt war. Und so schlugen wir also ohne langes Überlegen den Pfad ein, der das rechte Ufer der Nera entlang sich durch Gebüsch und Hecken das grünende Thal hinunter zog.

Zur Rechten hatten wir eine hohe, gähe Felsenwand, zur Linken die Nera, deren Lauf durch das ganze Thal bis nach Terni und weiter ein fortgesetzter, reißender Sturz ist. Nicht rechts, nicht links konnte vom Pfad abgegangen werden, und nachdem wir eine Viertelstunde zurückgelegt, standen wir vor einer hohen Mauer, die vom Flusse bis zum Felsen reichte, und das Thal ganz und gar zuschloß.

Guter Rath war theuer, eine Thür zwar vorhanden, aber mit aller Anstrengung nicht zu öffnen. In der Verzweiflung entwarfen wir allerley gewagte Plane, und, um mit Anstand zu rathschlagen, ließen wir uns einstweilen unter einem Baume nieder.

Da kam der Alte von der Laubhütte den wilden Pfad herunter; er hatte unsere Verlegenheit vermuthet und war uns nachgegangen, um zu helfen. Der Gärtner der Villa, die hinter der Mauer liege, sagte er, wohne eine halbe Miglie entfernt, er wolle bey ihm den Schlüssel hohlen.

Er watete durch die Nera um die Mauer herum, und kam nach einer Weile mit einem Gärtnerjungen von innen an die Thür. Wir waren erlöst und traten in den Garten. Rechts ging die Felsenwand fort, links die schäumende Nera, der kleine Landstreif in der Mitte war aber köstlich; da standen Feigenbäume, deren Früchte gerade anfingen aus den Zweigen zu knospen, dort an Spalieren die Felsenwand hin Citronen- und Orangenstämmchen mit reifenden Früchten; Kirschenbäume blühten und unter ihnen farbige, würzige Blumengeländer.

Wo das Thal sich erweitert hat, steht ein niedliches Wohnhaus im Garten. Auf den entfernteren Hügeln sind Olivenpflanzungen. Die frühere Wilde des Thals ist abgethan, und davon keine Spur mehr.

Einige Inschriften berichten, die Anlage rühre von einem Grafen Castelli und seinen Nachkommen her. Unser Wohlgefallen an derselben deutete sich der junge Gärtner auf eine ganz eigene Weise: „der Aufenthalt

der Königinn ist allerdings schön," rief er auf einmahl „und es kommen auch viele englische Herren, ihr Zimmer zu sehen." Wir sahen ihn verwundert an, was er sagen wollte, hörten aber bald: die Königinn Caroline von England, Georgs IV. Gemahlinn, hatte einige Zeit in der Villa gelebt.

Nun folgten wir einem Pfad über die Wiesen, immer am linken Ufer der Nera. Ein neues Abenteuer gab eine Schlange, die vor den Füßen der Reisegefährtinn durchs hohe Gras schoß. Die Öhlhügel wurden niedriger, die Gegend offener, Terni lag wieder in der Ebene.

Auflösung
der zweysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Spaßhaft.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Den 4. März die „Schuld," Trauerspiel in vier Aufzügen, von Dr. Müllner.

So oft dieses tragische Meisterwerk, dem der verewigte Dichter seinen poetischen Geist ganz eingehaucht, an uns wieder vorüber geht, werden wir von der Wahrheit, welche Lamartine seinem Freunde zuruft:

Franchissant d'un seul trait tout l'empire céleste,
Le genie est un aigle, et ton vol nous l'atteste *).

aufs neue durchdrungen. Und wie die Phantasie in ihren Schöpfungen ewig jung bleibt, so bleibt auch die Wirkung, die sie aufs empfangende Gemüth ausübt, ewig jung und neu; jedes wiederhohlte Anschauen führt uns nur neue Reize vor. Selbst die Kritik, die sich, wie Viele wünschen, der Herzenswärme gänzlich entäußern soll, um unbefangen und besonnen den Verstand allein walten zu lassen, wird nicht selten so vom Zauber des Kunstwerkes hingerissen, daß sie anstatt eines ruhigen Urtheils, vielmehr, wie der verewigte Schlegel von jedem Beurtheiler dichterischer Producte fordert, einen Reflex des im Innern aufgenommenen Gedichtes biethet. Dieses diene so manchem Kritiker zur Entschuldigung, wenn in seinen Beurtheilungen die objective Darstellung nicht immer vorherschend bleibt. Genau genommen ist am Ende jedes Kunsturtheil, mehr oder weniger, eine, der Eigenthümlichkeit des im Kunstgenuß begriffenen Geistes entsprechende Reaction.

Die Reprise der Schuld war den Kunstkennern der Kaiserstadt um so erfreulicher, als ihnen der Genuß dieser Darstellung schon lange nicht gegönnt war. Die gegenwärtig zum Theil neue Besetzung veranlaßt Referenten sich über die Darstellung in Kürze auszusprechen. Dlle. Gley als Elvire ließ im Verlaufe ihrer lobenswerthen Leistung den Fluch der Leidenschaft, in der sie befangen, vorherrschen. Und da das ganze Gewicht dieses Charakters auf der ungestümen, von höllischen Mächten angefachten Liebe beruhet, — anstatt daß bey Hugo das schreyende Bewußtseyn der grauenvollen That seine Liebe gleichsam übertäubt — so kann das Zurücktreten der zarten Weiblichkeit, der Grazie, die im Frauenbusen lebt, in ihrem Spiele nicht befremden. Schlangen aus der Furien Busen, vertreten bey Elvira die Stelle des Anmuthgürtels, den die Grazien hüten. In diesem Sinne führte die Künstlerinn den Character vorzüglich in den Scenen mit Jerta, und in der Eifersuchtsscene mit Hugo, mit wahrer Meisterschaft durch, und kann der großen Schröder, deren Leistung als Elvira unvergeßlich bleiben muß, nicht unwürdig zur Seite gestellt werden.

Dlle. Peche, als Jerta, ließ in Betreff dessen was diese milde Gestalt Zartes und Versöhnendes in sich hat, nichts zu wünschen übrig. Die Würde und Hoheit einer nordischen Jungfrau hingegen wurden zum Theil von der siegenden Milde gleichsam verdrängt; welches aber seinen Grund in der sanften Individualität der lieblichen Darstellerinn haben mag.

Noch ist Auguste Anschütz als Otto lobend zu erwähnen, welche Referent ebenfalls zum ersten Mahl in dieser Rolle sah. Die spanische Gluth, und ein stolzes Selbstbewußtseyn, das die Knabenjahre weit überragt, sprach in ihrem Spiele sehr wirksam an. Auch Hr. Weber in der gelungenen Scene des Jäger Holm, erhielt würdigende Anerkennung.

Auf das classische Spiel der gefeyerten Choryphäen Hrn. Anschütz (Don Valeros) und Hrn. Heurteur (Hugo) nochmahls zurückzukommen, wäre wohl überflüssig, da es bereits unzählige Mahl nach Verdienst beurtheilt worden ist. Letteris.

Literarische Anzeige.

Hr. Benedict Freyherr von Püchler hat zur allerhöchsten Krönungsfeyer Sr. Majestät des jüngern Königs von Ungarn einen Krönungsalmanach herausgegeben. Das Verdienstliche dieses Bestrebens verdient eine ehrenwerthe Anerkennung.

An J. G. Seidl.

Nach der ersten Aufführung seines dramatischen Gedichtes: „das erste Veilchen," auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg.

Als Mittler steht der Sänger da,
Die Zunge längst verklungner Tage;
Und was in Fernen er ersah,
Im unbestimmten Laut der Sage,
Bringt liebend er dem Leben nah.

Vom Herzen weiß er viel zu sagen,
Nach Jenseits kann den Flug er wagen,
Die Schwingen in die Nacht sich tauchen,
Um Menschen schreckend anzuwehen
Die bange vor dem Richter stehen *).
Auch kann er sie zum Jubel brauchen
Die Freude jauchzend hinzuhauchen **);
Wie alles Todte aufersteht,
Ein Liebesherz in Lust zergeht,
Wie auch der Mensch zum Cherub wird,
Die Lust die Höllenflamme schürt:

Der Sänger weiß es anzukünden;
Er kann es singend nachempfinden;
Ein Byron sang der Hölle Lieder,
Und Klopstock schwang sein Lichtgefieder.

Dir ist ein heitres Loos beschieden!
Denn Liebe nur, und Seelenfrieden,
Ein klarer Sinn, und Bürgertreue,
Entflammen dich zur Dichterweihe.
Was Menschenherz zu Gott bewegt,
Der Wille reif zur That gehegt,
Was groß gedacht, und groß gehandelt,
Wird lieblich dir zum Lied verwandelt.
Doch heute einst du alte Strahlen
Die klar in deinem Lied sich mahlen,
Wie es in weiter Welt bekannt:
Des Bürgers Glück im Vaterland.

Max. Letteris.

*) Lettre à M. Casimir Delavigne, qui avait envoyé à l'auteur son école des vieillards.

*) Die Kraniche des Ibycus.
**) Die Freude, von Schiller.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.
Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 33 — 17. März 1831.

Die seltsame Wette.
(Fortsetzung.)

X.

Hätte Rosen dieß Alles gewußt, er würde nicht so mißmuthig auf seinem Schlachtrosse gesessen, und mit seinen Schwadronen dem fliehenden Feinde nachgejagt seyn, der schon wieder einen Rittmeister und achtzig Reiter von des Herzogs Leibregiment, die er auf Kundschaft ausgesandt, aufgehoben hatte. Die Aussage einiger Gefangenen, daß Oberst Rheinach mit 5000 Mann von Breisach, Johann von Werth zu verstärken, im Anmarsch sey, war eben auch nicht geeignet, seinen Unmuth zu verscheuchen; überdieß stiegen so manche trübe Wolken an seinem Horizonte auf und bekümmerten sein Gemüth. Richelieu hielt die versprochene Hülfe an Mannschaft und Geld zurück, der Herzog wurde täglich mißmuthiger und seine Gesundheit schien zu leiden; dieß Alles und manches kleine, unglückliche Gefecht, wobey seine Reiterey oft Nachtheil gegen die Johann von Werth's gehabt hatte, verstimmten ihn schon seit einiger Zeit, und der heutige Verlust, welcher des Herzogs Leibregiment betraf, wirkte um so mehr auf ihn, da ihm der Feind mit seiner Beute entwischt war.

Aber im Kriegsleben wechseln die Loose, heute lächelt das Glück, morgen wendet es tückisch den Rücken. Verloren hatte Rosen seine Wette noch nicht, so wenig als Johann von Werth, der eigentlich wohl im Vortheil war, und es auch den Umständen nach seyn mußte, da dem Herzog weniger an Eroberung, als nur an der Behauptung des Rheinübergangs lag, weßhalb Rosen sich zu keinem Unternehmen von den Schanzen entfernen, und nur vertheidigungsweise handeln konnte. Überdieß hatte die Nachricht, daß die 5000 Mann Verstärkung im Anzug wären, dem Herzog das Zusammenhalten seiner Streitkräfte nöthig gemacht, und deßhalb ging er auch nicht in Rosen's Vorschlag ein, mit dem Fußvolk die Schanze besetzt zu halten, und mit der sämmtlichen Reiterey Johann von Werth bey Gengenbach anzugreifen, ehe er die Verstärkung an sich gezogen. Aber schon am andern Tage mußte Rosen einsehen, daß des Herzogs Vorsicht weise gewesen war, denn in aller Frühe überfiel Johann von Werth die weimarischen Quartiere; dießmahl jedoch galt es nicht Rosen, sondern dem Quartiere des Oberst Schönbeck. Er fand zwar die Weimarer auf ihrer Hut, drang aber dennoch mit solcher Übermacht vor, daß der Herzog genöthigt war, die Reiterey zurückzuziehen, die Dragoner absitzen, die übrigen aber auf die Rheininsel übergehen zu lassen; Rosen blieb mit den Dragonern zur Vertheidigung der Wittenweyer Schanzen zurück, auf welche der Angriff gerichtet zu seyn schien. Der Herzog hatte sich nicht geirrt, Johann von Werth entwickelte so bedeutende Streitkräfte, daß man Gewißheit bekam, die Verstärkung von Breisach sey zu ihm gestoßen, und heute gelte es nicht die Wette zu gewinnen, sondern den Herzog auf das jenseitige Ufer zurückzuwerfen.

Der Angriff begann; Johann von Werth führte sein, durch ausgetheilten Wein berauschtes Fußvolk selbst gegen die Schanzen, das sich mit beyspielloser Wuth auf den Feind stürzte, durch die tiefsten Wassergraben watete und die Schanzen hinaufklimmte, wo sich die Piken der Weimarer ihm entgegenstellten. Oft kämpfte Mann gegen Mann auf der Brustwehr, schon sprangen die Berauschten in die Schanzen, brüllten ihr jauchzendes: Victoria! und fanden im Siegestaumel den Tod. Dreymahl zurückgeworfen, führte Johann von Werth die Wüthenden von Neuem zum Sturm, aber nichts vermochte die Ruhe und Beharrlichkeit Herzog Bernhards zu erschüttern, auch ließ er, um sie im Fall der Noth zu Fuß zu gebrauchen, die Reiterey wieder nach Wittenweyer rücken und um den Seinen jede Hoffnung des Rückzugs zu nehmen, einen Theil der Brücke abbrechen.

Noch zweymahl stürmte Johann von Werth. Schon füllten die Todten die Gräben aus, und über sie bahnten sich die Stürmenden den Weg zu den Schanzen, aber mit kalter Entschlossenheit warf Rosen jeden Angriff zurück, und angefeuert durch die Gegenwart des Herzogs, der sich überall hinbegab, wo Gefahr drohte, schlugen sich die Weimarer mit beyspiellosem Muthe. Da ergriff Johann von Werth das Letzte, seinen blutigen Zweck zu erreichen. Das Haslangsche Regiment, eine in Waffen ergraute Schaar, die stets ihren alten Kriegsruhm sich rein erhalten, war noch übrig und hatte noch nicht gestürmt; 500 Kürassiere mußten diese 1500 Veteranen decken, und so rückten sie mit gesenktem Haupt und gesenkter Pike im Kugelregen unaufhaltsam auf die Schanzen los, durchwateten den Graben, erstiegen die Brustwehr — aber hier fanden sie ihre Gegner kampfgerüstet, zur muthigen Gegenwehr bereit. Mit Schwert, Kolbe und Pike begann nun ein mörderisches Gefecht, und nach langem harten Kampf blieb der Sieg dem Herzog, das ganze Regiment ward vernichtet. — Johann von Werth mußte zum Rückzug blasen lassen, und zog sich, von seiner Reiterey gedeckt, von der Reiterey des Herzogs verfolgt, nach Schuttern zurück. Tausende deckten den Wahlplatz, aber auch der Herzog hatte durch das feindliche Geschütz manch braven Kriegsmann verloren, mancher war in dem letzten Handgemenge verwundet worden. Auch Oberst Rosen, durch eine feindliche Pike, obgleich nicht gefährlich, am Schenkel verwundet, mußte sich am andern Tage nach Bennfeld bringen lassen.

XI.

In banger Erwartung hatten die Straßburger den Kanonendonner aus der Ferne gehört; ängstlich erwarteten sie die Nachricht von dem Ausgang des Treffens. Ihre Wünsche waren für Herzog Bernhard und sein Heer, denn sie wußten recht gut, daß Elsaß, würde der Herzog über den Rhein zurückgeworfen, noch fernerhin der Schauplatz des Krieges bleiben würde, und nur sein weiteres Vorrücken nach Schwaben könne sie aus der stäten Unruhe reißen, in welche die Nähe beyder Heere sie versetzen mußte.

Niemanden aber schlug bey dem Kanonendonner das Herz stärker, als Margarethen. Sich ganz ihren Gefühlen hingebend, verbarg sie jetzt ihre Unruhe nicht mehr. Eben so bekümmert um Rosen's Ruhm, da sie Johann von Werth ihm gegenüber wußte, als um sein Leben, war ihr nicht allein seine Person, auch der Ausgang des Treffens wichtig. Ihr Schwager mußte daher auf ihr Bitten einen seiner Diener, einen kecken Burschen, in die Gegend von Rheinau schicken, um dort über das Treffen Erkundigungen einzuziehen. Er kehrte schon am Abend mit der frohen Nachricht zurück, daß die Kaiserlichen geschlagen, und in vollem Rückzug begriffen wären, worüber ganz Straßburg jubelte, aber er brachte auch die Trauerpost für Margarethen, daß Rosen verwundet nach Bennfeld gebracht worden sey.

Schon am andern Morgen ritt der Freyherr von Gemmingen nach Bennfeld, seinen Freund zu besuchen, um Margarethen, wo möglich, tröstliche Nachricht von ihm zu bringen. Er fand Rosen heiter und ziemlich wohl, nach errungenem Siege schmerzt ja den Kriegsmann die Wunde nur wenig! auch schien es ihn zu freuen, Gemmingen hier zu sehen, und Kunde von Margarethen zu erhalten. Wie staunte er aber, als ihn dieser im Nahmen des Freyherrn von Epp ersuchte, zu seiner Heilung nach Straßburg zu kommen, wo er in dessen Hause Wartung und Pflege finden würde.

„Und was würde Margarethe sagen?“ erwiederte Rosen, den dieser Antrag überraschte, „sie würde mir zürnen, und das möchte ich um keinen Preis!“

„Sie wird nicht auf euch zürnen, sie wird Krankenwärterinn seyn, und so das Unrecht gut machen, das sie euch gethan,“ erwiederte Gemmingen. — „Kommt nur, Oberst Rosen, ihr werdet nirgends einen so guten Wundarzt finden, als Margarethe von Epp euch seyn wird.“

Rosen, den das Herz nach Straßburg zog, säumte keinen Augenblick, an den Herzog zu schreiben, und ihn um die Erlaubniß zu bitten, sich zur Heilung seiner Wunde dorthin bringen zu lassen. Der Herzog antwortete ihm:

„Mit Freuden geb' ich dir die Erlaubniß, mein braver Waffengefährte, nach Straßburg zu gehen,

wo du mir nützlicher seyn kannst, als in Bennfeld. Möge dich dort der Sieg und das Glück begleiten, wie er es gestern bey Wittenweyer gethan. Johann von Werth ist bis Offenburg zurück, sein tolles Unternehmen kostete ihm 2000 Mann; hätte er gewußt, was ich ahne, er hätte das geflossene Blut auf ein anderes Mahl gespart. In Paris sieht es trübe für uns aus; ich fürchte, meine dortigen Feinde werden mich eher vom Rhein treiben, als der tolle Werth. Aber ich lasse mit Gott den Muth nicht sinken, morgen brechen wir hervor, stürmen Ettenheim und Mahlberg, und dann auf Kinzingen; bekommen wir dieß in unsere Gewalt, so steht uns Schwaben und das Würtemberger Land offen. Laß dich indessen von der Hand der Liebe pflegen, und kehre bald wieder zurück zu mir."

Schon am andern Abend traf Rosen in Straßburg ein, wurde als ein lieber Gast freundlich in dem Hause des Freyherrn empfangen, nur Margarethe erschien nicht, und er mußte sich zur Ruhe legen, ohne sie gesehen zu haben.

Mit Rosen's Eintritt in das Haus hatte eine unnennbare Unruhe sie erfaßt. Vorher hatte sie mit Sehnsucht seine Ankunft erwartet, es hatte ihr so angenehm, so reizend gedünkt, an seinem Krankenlager zu sitzen, ihm das Kissen zu rücken, die Arzeney zu reichen, zu jeder Hülfleistung bereit zu seyn; jetzt aber, wo alle diese freundlichen Phantasiebilder sich verwirklichen sollten, überfiel sie eine Art Scheu. — Ihr Stolz, ihr weibliches Zartgefühl sprach dagegen, und selbst als sie Rosen die Treppe hinauftragen sah, das schöne, bleiche, männliche Gesicht, sein mattes Auge erblickte, das forschend, sicher sie suchend, umhersah, fühlte sie sich zwar tief bewegt, fühlte sie der Liebe mächtige Flamme sie durchglühen, aber doch hielt der Stolz den schon gehobenen Fuß zurück — „Keinen Schritt ihm entgegen," sagte sie vor sich hin, „und sollte das Herz in Sehnsucht vergehen!"

Ihre Schwester, ihr Schwager zürnten auf sie, nannten ihr Betragen kindische Eitelkeit, und meinten, daß es mehr dem Stolz, als dem wahren sittlichen Gefühl entspränge; aber all ihr Bitten, ihr Zürnen konnte sie nicht bewegen. „Laßt mich meinen Weg allein gehen," sagte sie ernst, „und faßt die Überzeugung, daß ich den rechten wandeln werde; laßt mich, und seyd meinetwegen unbesorgt!" Erst am andern Nachmittag trat sie in das Krankenzimmer, begrüßte Rosen freundlich, erkundigte sich mit Theilnahme nach seinem Befinden, freute sich des errungenen Sieges bey Wittenweyer, und übernahm schon am nähmlichen Abend manch kleines Geschäft zu seiner Pflege.

Von diesem Tage an schien sie an seinen Sorgenstuhl gebannt und wartete ihn; doch verrieth nicht Wort, nicht Blick, was in ihrem Innern glühte. Auch Rosen blieb auf seiner Hut, er äußerte zwar unverhohlen seine Dankbarkeit für den kleinsten Dienst, den ihm Margarethe leistete, seine Worte waren innig, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, aber er wußte auch die Neigung, die mit jedem Tage immer mehr und mehr zur Leidenschaft ward, gleich ihr zu zügeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues System der Erleuchtung.

Eine nicht uninteressante Erscheinung im Felde der Erfindungen und Verbesserungen ist die neue Erleuchtung der Pariser Theater von Hrn. Locatelli, einem venetianischen Ingenieur. Es war allerdings schon lange wünschenswerth, daß in größeren Räumen, Sälen, Schauspiel- und Opernhäusern eine Verbesserung der Erleuchtung die Übelstände heben möchte, welche dabey augenscheinlich sind. Referent bemerkte z. B. oft, nachdem er den Abend vorher im Theater oder in einem hell erleuchteten Saale, dessen Beleuchtung meist von hundert verschiedenen Lichtströmen ausfließt, am andern Morgen einen empfindlichen Schmerz, ja eine Art inflammatorischen Zustandes in den Augen, der sich gewöhnlich erst gegen Mittag verliert. Er weiß nicht, ob die verschiedene Brechung der Lichtstrahlen, oder die zu große vorhandene Anhäufung der Lichtmaterie, die auf die Sehnerven so stark einwirkt, oder vielleicht Beydes Grund dieser Beschwerde ist. — Doch abgesehen von dem Schaden, der den Augen dadurch zugefügt wird, so mag die theilweise Dunkelheit, die durch die Bauart der Theater nothwendig bedingt ist, und der für Manchen unangenehme Umstand, daß die in das magische Dunkel der Logen zurückgedrängten Damen sich seinen Blicken, ja seinen Augenwaffen und Forschungstrieben entziehen, so daß die Hauptunterhaltung in den Zwischenacten dadurch sehr an Interesse verliert, nicht mit Unrecht getadelt werden, wie auch das zu sehr auf die Bühne concentrirte Licht. Hr. Locatelli hat nun sein neues System versucht, und der Erfolg hat den Erwartungen ganz entsprochen, die man davon gehegt. Das Geheimniß desselben besteht vorzüglich in eigenthümlicher Art der neuen Zusammenstellung der Lampen und der Reflecteurs, die an jeder Seite des Theaters angebracht sind, und ein sehr helles und lebhaftes Licht auf die Bühne werfen. Um besser über den Effect urtheilen zu

können, hat man eine Scene, natürlich eine solche, welche scharfer Beleuchtung am meisten bedurfte, Ballets aus der „Stummen von Portici,“ in diesem Lichte versucht. Es schien, als wenn die Vorstellung zu Neapel auf dem Markte in vollem Tageslichte vor sich ginge. Natürlich würden dadurch die vielen Lampen hinter den Coulissen und im Vordergrunde der Bühne unnöthig gemacht, das System der Erleuchtung vereinfacht, und die Veränderungen des Lichtes, das in Schnelligkeit und Wechsel meist den größten Effect hervorbringt, erleichtert und ohne unangenehme Störung bewerkstelligt werden können. Leider aber haben die Pariser, wie das bey allen neuen Versuchen, Entdeckungen und Erfindungen zu gehen pflegt, sogleich auch die Schattenseite dieses Systems herausgefunden, die es im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Das Publicum wird nähmlich offenbar zu sehr bey dieser Erleuchtung in den Schatten gestellt, während die Bühne in übermäßigem Lichte das Halbdunkel noch merklicher erscheinen läßt, in welchem sich die Zuschauer befinden. Damit können nun bekanntlich die wenigsten — nahmentlich die Damen nicht — zufrieden seyn, deren Toilette dadurch ziemlich überflüssig gemacht wird, und die sogar mit ihrer Schönheit und dem Glanze ihrer Edelsteine die unedle Dunkelheit zu zerstreuen unfähig seyn dürften. Hr. Locatelli ist, wie man sieht, kein Franzose, sonst würde er schwerlich so ungalant verfahren seyn, vielmehr vor Allem auf die schönen Decorationen der Logen Rücksicht genommen haben. Trotz der großen Verschönerungen, die er durch farbige Mittel beym Licht angebracht hat, die einen höchst imposanten Eindruck nicht verfehlen können, werden es die Damen, welche ins Theater gehen, ihm schwerlich verzeihen, daß er auf ihre Reize ein so unvortheilhaftes Licht hat werfen lassen; ihnen ist ja — versteht sich nicht ohne lobenswerthe Ausnahmen — Alles, was auf dem Theater vorgeht, vor dem sie sitzen, so gleichgültig, daß sie nur bemüht scheinen, Brillen auf sich zu ziehen, und Herzen einzupacken, um nach dem Tode des Helden des Stückes zu Hause die Trophäen ihrer Siege aufzupflanzen, und sich am nächsten Morgen durch dieselben zu neuen Toilettenunternehmungen zu entflammen. Signor Locatelli wird also vor allen Dingen, wenn sein Unternehmen Fortgang haben soll, dafür sorgen müssen, daß die Logen im glänzendsten Lichte erscheinen, weil das Publicum doch bekanntlich nicht Neben-, sondern gerade Hauptperson bey dem Schauspiel ist, damit die Theaterdirectionen nicht nöthig haben, den Mangel an Zuschauern verschämt durch den Mantel des Halbdunkels zu verdecken, wie manche Dame ihre Schönheit durch den Schleyer.

B.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Den 1. März zum Vortheile des Hrn. Weiß: „der Nimmersatt.“ Lustspiel mit Gesang in drey Aufzügen von Ludwig Erwin (!) Musik vom Capellmeister Adolf Müller.

Ich soll dir referiren, lieber Leser! d. h. ich soll dir den In- und Gehalt, und somit auch den Maßstab angeben, welchen du an die erwähnte Erscheinung zu legen hast. Eine grausame Verlegenheit für einen armen Referenten, der nicht — lügen kann. Denn was zuvörderst den Inhalt betrifft, so komm' ich mir vor, wie jener arme Geheimschreiber eines morgenländischen Kalifen, als ihm die sonderbare Laune seines Herrn befahl, aus einer Chronik vorzulesen, die — noch gar nicht existirte. Ich wünschte mir jetzt die Phantasie eines morgenländischen Erzählers, welcher aus Nichts doch wenigstens Etwas zu machen versteht. Aber auch sie könnte mir nichts nützen; denn eine phantastische Kritik ist ein Unding. Und der Verstand? du lieber Himmel! was nützt der Verstand bey einer Sache, die ganz und gar unverständlich ist? Laßt uns hören! Ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen (also nicht poetisch genug) ist damit nicht zufrieden, und ärgert sich so lange, bis der Überfluß erscheint, und ihm in ganz überflüssigen Versen alle Sinne doppelt gibt. Dieser doppelsinnige Mensch macht dann mit seinen Attributen so viel dumme Streiche, bis er zuletzt ganz sinn- und geschmacklos (also dem Charakter des Ganzen consequent) und die ganze Handlung ein completer Unsinn geworden ist. Endlich erscheint der Überfluß abermahls, gibt dem Helden seine fünf Sinne wieder (die er auch ganz nöthig hat, um nicht von dem Mischmasch betäubt zu werden) und schickt den armen Zuschauer, der nicht weiß ob er seine Sinne noch hat oder nicht, nach Hause.

Wenn unser Autor jeden „Nimmersatt“ unter den Zuschauern bessern wollte, so ist sein löblicher Zweck vollkommen erreicht; denn alle waren schon am Ende des ersten Actes des Galimathias übersatt. Und als nun endlich die Kraft des Meisterstückes sich zu entfalten begann, als der Held einen Nebenbuhler im Kasten sitzen hört (?) das Wasser im verfälschten Weine sieht (wie originell) wegen seines Zwillingsgeschmackes Pappelsamen ißt (sollte man das für möglich halten?) als er stufenweise aller Sinne beraubt werden soll — denn seine Handlungsweise verträgt sich keineswegs mit dieser Voraussetzung — da stieg diese Übersättigung bis zum Überdrusse. So schwach, wie die Handlung selbst, waren auch die Charaktere. Bis auf die Hauptperson waren alle übrigen ganz unwesentlich, außer dem Überflusse, welcher die Mängel des Stückes wohl in Etwas hätte decken können, wenn er dem Helden statt doppelter Sinne lieber etwas Witz geschenkt hätte, da der sparsam vorhandene einer exotischen Pflanze glich, d. h. weit übers Meer hergehohlt war.

Die Mitwirkenden hatten heute einen harten Stand. Der Beneficiant (Hr. Weiß) als Nimmersatt nahm alle fünf Sinne zusammen, um den Unsinn zu etwas zu gestalten, aber vergebens. Man würdigte jedoch seine Bemühungen, und rief ihn am Ende, wiewohl nicht ohne Opposition, hervor. Möge ihn dieß Ereigniß künftig in der Wahl seiner Beneficestücke behutsamer machen. Die fleißige und vielseitige Mad. Rohrbeck war auch in dieser undankbaren Rolle nicht ohne Bedeutung, und trug das Duett mit Nimmersatt voll Laune und Humor vor. Dlle. Jäger theilte die Verstimmung des Publicums, und konnte selbst mit ihrem beliebten Jodeln nicht durchdringen. Dlle. Horn (Überfluß) trug die schlechten Verse vor, wie sie es verdienten. — Die Musik ist recht brav gearbeitet; schade! daß sie an solch' ein Machwerk verschwendet wurde.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.



Der Sammler

Sonnabend, den — 34 — 19. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

XII.

Während dem war Herzog Bernhard vor Kinzingen gerückt und belagerte es. Schon war Bresche geschossen und alles zum Sturm bereit, als Johann von Werth, der sich mit Savelli und Isolani vereinigt hatte, auf ihn anrückte. Bernhard gab die Belagerung auf, ging dem Feind bis Ettenheim entgegen, wo es zu einem zwar harten, aber nichts entscheidenden Gefechte kam, da Johann von Werth weislich jede Feldschlacht vermied, und sich wieder in sein befestigtes Lager bey Schuttern zurückzog. Auch der Herzog gab nun die Eroberung Kinzingens auf, und rückte wieder in seine Verschanzung von Wittenweyer ein.

Glücklicher als sein fürstlicher Freund war indeß Oberst Rosen. Dem klopfenden Herzen kann man wohl zuweilen für Tage Ruhe gebiethen, doch für immer dauern die Fesseln nicht, die man dem sträubenden anlegt, es zerbricht sie, und Augen und Mund sind die lauten Verkünder seiner Freyheit. Eines Abends, als Frau von Gemmingen das Zimmer verlassen hatte, Margarethe sinnend, ihr Haupt gestützt, am Fenster saß, und den Verwundeten neben ihr auf seinem Lehnstuhl nicht zu achten schien, mochten mancherley Gedanken sie erfassen, denn sie seufzte tief, und durch diesen Seufzer aus ihren Träumen geweckt, sprang sie erschrocken auf und eilte der Thüre zu, doch Rosens sanfte Worte, „warum wollt ihr mich verlassen, Fräulein? mir war so wohl in eurer Nähe!" hielten sie zurück. Sie wandte sich, ihr Auge ruhte wohlwollend auf ihm — „Ach könnte ich zu euch, könnte ich euch meine Hand reichen," rief er, in ihrem Anschau'n versunken, „daß ein leiser Druck euch der freundliche Dolmetscher meines Herzens seyn könnte!" Da trat sie bebend, als sey sie sich einer Schuld bewußt, ihm näher. „Ist es möglich!" rief er und streckte seine Arme nach ihr, „ihr gewährt meine Bitte?" — und sie reichte ihm hocherröthend die Hand, die Abendgluth vermochte den Purpur ihrer Wangen nicht mehr zu erhöhen, — ihre Stunde schlug, die Liebe siegte, dieser Augenblick entschied, und einte ihre Herzen für immer!

Wenn die Jungfrau, erröthend, wie die zarte Lilie im rosigen Morgenlichte, neben dem Manne ihres Herzens steht, wenn das erste leise Geständniß der Liebe mit jungfräulichem Sträuben der wogenden Brust sich entringt, der erste feurige Blick einen Himmel voll Seligkeit erleuchtet, da haucht der schützende Engel des Menschen ihn mit dem Odem der Liebe an, Wonne durchschauert ihn, und freudig lächelnd fühlen die Himmlischen mit ihnen, denn was die Glücklichen empfanden, gehört dem Himmel an. So beglückt fühlten sich Beyde und standen Hand in Hand, als die eintretende Josephe, von diesem Anblick überrascht, ausrief: „Dank sey dem

Himmel! Dank, daß die eisige Rinde geborsten, daß du ihm dein fühlendes Herz gezeigt hast, wie ich es schon lange erkannte." — Sie theilte ihr Glück, eilte mit der frohen Kunde zu dem Vater, und dieser, der nie gewohnt war, seinen Willen dem Willen seiner Tochter entgegenzusetzen, und dem diese Verbindung übrigens wünschenswerth schien, ertheilte gern seinen Segen, und so fehlte dem Glücke der Liebenden nichts mehr.

Tage, Wochen vergingen in kaum geträumter Lust, und Rosen würde sich in dieser Zeit der Hoffnung und Sehnsucht so glücklich gefühlt haben, als Margarethe es zu seyn schien, die ihre Empfindungen nicht mehr barg, sie mit glühenden Worten aussprach, und mit jeder Minute der Gegenwart die verlornen Stunden wieder abgewinnen zu müssen glaubte; aber die Nachrichten, welche Rosen von Zeit zu Zeit aus dem Feldlager erhielt, stimmten ihn oft ernst und besorglich. Der Herzog, Frankreichs Politik durchschauend, sah nun wohl ein, daß man ihn in der Nähe der französischen Gränzen festhalten wollte, damit er ganz abhängig bliebe. Hierüber mißmuthig, vielleicht auch den großen Plan, den er späterhin ausführte, schon vor Augen, beschloß er sein Heer wieder auf das linke Ufer des Rheines zu ziehen, ließ deßhalb eine genugsame Besatzung in den Schanzen zurück, schlug sein Hauptquartier in Benufeld auf, und legte das Heer zwischen Molsheim und Straßburg in die Quartiere. Überdieß kränkelte er schon seit einiger Zeit, und die Ärzte riethen ihm Ruhe und Vermeidung aller Strapazen. Oft umwölkten diese Nachrichten Rosen's Stirn, und stimmten ihn, selbst in Margarethens Gegenwart, ernst, dann theilte er ihr seinen Kummer und seine trüben Ahnungen mit, und fand in ihrem muthigen Sinne Theilnahme und das schwindende Vertrauen auf sein Glück wieder; denn Natur hatte sie, bey hoher Schönheit, auch mit Muth begabt.

Eines Tages, als Rosen die Nachricht von dem Herzog erhielt, daß er den Commandanten von Colmar, Manicamp, nach Paris gesendet habe, und der Erfolg dieser Sendung über sein Schicksal entscheiden müsse, da er sich nicht länger mit leeren Versprechungen hinhalten lassen wollte, ward Rosen ernst, eine trübe Zukunft enthüllte sich vor ihm, und er glaubte auch hierüber offen mit Margarethen sprechen zu müssen. Er machte sie mit dem Gefährlichen der Stellung des Herzogs bekannt. „Und sieh, liebe Margarethe," fuhr er dann fort, „an sein Schicksal knüpft sich das meine. Sinkt Herzog Bernhards Stern, so würde ich der Diener eines Dienenden, oder müßte heimziehen nach Liefland, wo mir wahrlich des Glückes nur wenig blüht."

„Und fürchtest du, daß dich die Schweden für diesen Fall nicht mit offenen Armen aufnehmen würden?" unterbrach ihn Margarethe.

„Zu ihnen mag ich nicht!" erwiederte Rosen finster. „Sie sind Lieflands stolze, drückende Eroberer und mit dem Oxenstierna, der da meint, er habe König Gustav Adolphs Geist ererbt, mit ihm mag ich nichts zu schaffen haben; wir lieben uns Beyde nicht."

Rosen schwieg, seine Stirne furchte sich.

„Du scheinst mit so unwandelbarer Treue an deinem Herrn zu hangen, daß ich fast fürchten muß, ich habe nur den zweyten Platz in deinem Herzen."

Er reichte ihr bey diesen Worten die Hand, drückte sie innig, sein Blick verneinte, was Margarethe eben gesagt, aber sein Mund schwieg dennoch.

„Sprich offen, lieber Freund!" fuhr das Fräulein fort, „sey wahr! Könntest du Herzog Bernhard um meinetwillen verlassen? — Rede!"

„Stets werde ich meiner Pflicht folgen!"

„Das heißt?" — fragte Margarethe schnell.

„Daß ich meinen fürstlichen Freund nie, am wenigsten in der Noth verlassen, daß ich nie ehrlos neben dir stehen könnte. — Zürne mir nicht!" sagte er rasch, da sie ihn eben unterbrechen wollte, „zürne dem Manne nicht, dem die Ehre, die Pflicht, eine so lang geprüfte Freundschaft über Alles werth ist; du bist der Engel meines Lebens, dein Blick die Sonne, die in der finstersten Nacht meinen Pfad zu erleuchten vermag. — Er ist der Geist, dem ich mich weihte, dem mein verwandter Geist sich hingab für ewig, der Stern, der bey meiner Geburt mein Schicksal bestimmte."

„Reinhold!" nahm Margarethe das Wort und über ihr ganzes Seyn hatte sich ein neuer Glanz gebreitet, und würdevoll stand sie, nicht stolz, vor dem Manne ihrer Wahl, „könnte ich dir zürnen, so müßte es seyn, weil du so wenig meinen Gesinnungen vertrautest. Lieber, werther bist du mir von diesem Augenblicke an, die Treue für deinen Herrn ist mir ein sicherer Bürge für die Zukunft, denn ich erkenne in dir den Mann, der selbst im Sinnenrausch der Wahrheit treu bleibt. — Zieh' hin zu ihm, kämpfe für ihn, ich will ruhig harren, bis die Morgenröthe des Tages für mich aufgeht, der uns für immer vereint, will die Trennung ruhig ertragen, und die Tage der Entbehrung als gerechte Strafe für die erdulden, die mein Stolz mir und dir getrübt hat. Heute fühle ich ganz, daß hohe Achtung für dich

meinen eitlen Sinn umwandelte, nicht Sinnenrausch, nicht Schwärmerey!“

Rosen schloß sie dankbar in seine Arme; nun glaubte er seines Glückes ganz gewiß zu seyn, ihm nichts mehr daran zu fehlen, denn er hatte überdieß heute ein Schreiben des Herzogs erhalten, worin ihm dieser zu seiner Verbindung Glück wünschte, und ihm den Rath gab, den für ewig bindenden Tag nicht weit hinauszuschieben, da das Schicksal oft tückisch in das Leben eingriffe. Seine Wunde war fast geheilt, der Tag seiner Vermählung bestimmt, und nur noch Wochen trennten ihn von seinem Glück, die man dem Freyherrn zur Vorbereitung gönnen mußte.

So durchlebte er schöne Tage, als ihn eines Morgens Kanonendonner weckte, den man von der Seite von Rheinau vernahm. Rosen zweifelte keinen Augenblick, daß Johann von Werth die Abwesenheit des Herzogs benutze, und die Schanzen bey Wittenweyer angreife. Schnell sprang er vom Lager auf, ließ seine Rosse satteln, sagte Margarethen ein kurzes Lebewohl, und sprengte, von seinem kriegerischen Sinn getrieben, davon.

Je stärker das Feuer wurde, desto mehr spornte er sein Roß; unbekümmert, ob ihm in dieser gefahrvollen Zeit Feindliches begegnen könne, sprengte er mit seinen Dienern immer längs dem Rheine dem Kampfplatz zu. Aber kaum war er in der Gegend von Ehrstein angelangt, als er auch schon auf allen Straßen Kriegsvolk anziehen sah, das seinen Kampfbrüdern zur Hülfe eilte. Bey Rheinau begegnete er der Carosse Herzog Bernhards, der, so krank er auch war, die Regimenter von Benfeld selbst herbeygeführt hatte. Herzlich bewillkommte der edle Fürst Rosen, bestieg hier sein Streitroß und jagte, sich wenig um das ihn schüttelnde Fieber kümmernd, über die Brücke den Schanzen zu.

Noch zur rechten Zeit traf er hier ein, um den sinkenden Muth der Seinen zu heben. Schon waren die kleinen Schanzen an der Elz in den Händen der Feinde, und Oberst Ehm hatte alle Mannschaft in die Hauptschanze an der Brücke zusammenziehen müssen, um die ununterbrochen wiederhohlten Angriffe Johann von Werth's abzuschlagen. Seine Krieger waren ermattet, ihr Muth war gesunken, und nur die Ankunft des Herzogs belebte ihn von Neuem. Johann von Werth, der die zur Hülfe herbeyeilenden Regimenter anrücken sah, fühlte nun wohl, daß ihm nur noch ein kurzer Augenblick zur Entscheidung übrig blieb. Er wollte ihn benutzen, setzte sich selbst an die Spitze des Fußvolks und begann von Neuem zu stürmen. Aber des Herzogs Gegenwart machte jede Anstrengung nutzlos, ein Pistolenschuß streifte den feindlichen General den Backen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Stürmenden anzufeuern, und sie nochmahls gegen die Schanzen zu führen. Aber auch hier unterlag zum zweyten Mahle sein stürmischer Muth, er mußte weichen und verließ, trotz seiner Wunde, den Kampfplatz nicht eher, bis er den Rückzug angetreten und sein kleines Heer in Sicherheit wußte. Noch einmahl waren die Schanzen gerettet, und dem Herzog der freye Übergang des Rheines gesichert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendgeläute.

Von Elise von Hohenhausen.

Die Abendglocken in der Dämm'rung Hülle
Beschwichtigen des Lebens Sturm und Drang;
Vor mir erschließt sich süßer Träume Fülle,
Erinn'rung naht wie Aeolsharfenklang.

Die Schatten meiner schönen Lebensstunden
Erscheinen mir, gehüllt in Rosenduft,
Und was so tief und wahr mein Herz empfunden,
Umweht mich jetzt wie laue Abendluft.

Und du kehrst auch zurück, die in dem Tosen,
Im Kampf des Lebens nur entschlummert war,
Du heiße Sehnsucht nach dem Nahmenlosen!
Die, ewig jung, so manchen Traum gebar.

Die Träume schwanden, und du bist geblieben
Gefährtinn mir seit meiner Kinderzeit!
Mir treu allein, wenn Leben schwand, und Lieben,
Und um mich her war kalte Einsamkeit.

Du führtest mich aus frohem Kinderleben
Zum fernen Wald, an blauen Stromes Rand;
Erklang drin Ton, wo Lust und Jubel schweben,
Dann wurde bleich des Lebens Festgewand.

Oft hab' ich dich, o Heil'ge, mißverstanden,
Ein irdisch Ziel, wähnt' ich sey dir genug;
Des Herzens Wahn schlug dich in enge Banden,
Doch du zerreißest sie mit Zornes Fluch.

O anders ist's. Vom Niedern und Gemeinen
Hieltst du mich fern, ein mächt'ger Talisman;
Doch füllt kein Glück, kein irdisches Erscheinen,
Den Freudebecher bis zum Rand mir an.

Es kann kein irdisch Ziel dich je erfüllen,
Du meine Sehnsucht, heiß und nahmenlos!
Der Erde Wonne kann dich nur umhüllen,
Denn es gebar dich nicht ihr kalter Schooß.

Du bist geboren über allen Sternen,
In Reichen, die des Herzens Ahnung kennt;
Doch die dem Geist sich immer mehr entfernen,
Je mehr er doch, sie zu umfassen, brennt.

Du, meine schmerzlich süße Herzenswunde!
Was wird aus dir, wenn dieß Herz brechen muß?
O tritt hervor in meiner letzten Stunde,
Und führe mich, ein milder Genius.

Hoher Gedanke.

(Buchstäblich wahr.)

Eine Dame in Hannover las jüngst in den Zeitungen von dem im südlichen Frankreich in den Pyrenäen Statt gehabten Orkane, und theilte der ihr gegenübersitzenden Haushälterinn diese Begebenheit mit.

„Was meint Sie, Marie, da sind mehr denn hundert Dörfer vom Sturme vernichtet worden, das ist doch ein Bischen ärger als der Sturmwind bey uns im vorigen Herbste?“

„Ja wohl!“ — entgegnete die ehrliche Einfalt — „das sind aber auch gewiß dort weit größere Gegenden als hier bey uns.“

Georg Harrys.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Dieses Theater hat unter Hrn. Carls Leitung, wenn auch kein selbstständiges Leben, doch wieder erneuerte Thätigkeit erhalten. Eine Menge junger Talente haben seither daselbst gastiert und debutiert; von den Meisten ist in diesen Blättern auch bereits Erwähnung geschehen. Unter diesen Kunstjüngern ist Dlle. Weiß am häufigsten beschäftiget worden, und verdiente auch durch ihr — i[illegible] weit man es bey Anfängern nur immer bestimmen kann — h[illegible]ragendes Darstellungstalent diese Begünstigung. Zwey vorzügliche Eigenschaften zeigten sich in jeder, auch der kleinsten Parthie, welche Dlle. Weiß darstellte, und diese sind Gemüth und ein klangvolles Organ. Solche Vorzüge aber sind, wenn man noch eine schöne, imponirende Gestalt hinzurechnet, allein schon geeignet, die günstigste Vorbedeutung für Entwicklung eines ungewöhnlichen Talentes zu begründen. An Gefühl besitzt Dlle. Weiß einen solchen Reichthum, daß der Drang desselben bisweilen, was bey Anfängern sehr natürlich ist, die Herrschaft besonnener Mäßigung zu übersteigen schien. Jedoch sprach sich dieses Übermaß mehr durch Innigkeit als durch eine nach Außen strebende Kraftäußerung aus. Das tragisch-sentimentale Fach dürfte daher, schon nach ihren Mitteln zu schließen, das passendste für Dlle. Weiß seyn. Für dieses ist ihr Organ im hohen Grade geeignet, weil es in den Mitteltönen einen wunderlieblichen Schmelz besitzt. In der Tiefe, und überhaupt in den kräftigeren Anklängen muß noch die Übung das Ihrige thun; obgleich kein Zweifel ist, daß der Erfolg günstig seyn wird. Der Umfang eines Organes kann nie groß genug seyn; aber nicht so muß der jeweilige Gebrauch stets den ganzen Umfang benützen. Was noch die Meinung des Referenten für Dlle. Weiß besonders günstig stimmt, ist das stumme Spiel, wodurch sie in jeder Rolle ihre Theilnahme auch an dem, was Andere thun und sprechen, gezeigt hat; so wie die richtigen Actionen mit den Armen, welche mit aller, bey einer Anfängerinn nur immer möglichen Unbefangenheit bemessen waren. Nicht so glücklich ist Dlle. Weiß mit ihrem Gange auf der Bühne. Es ist unsere Pflicht sie darauf aufmerksam zu machen, und ihr eine größere Sicherheit darin zu empfehlen. Die Tritte am Theater müssen schön und sicher seyn. Das Erstere aber sind sie nur, wenn sie auch das Letztere sind. Man mache keinen Schritt, den man wieder zurücknehmen und durch einen anderen ersetzen müßte. Dieß stört die Harmonie und Bestimmtheit außerordentlich. Aufmerksamkeit auf diesen Übelstand wird ihn bald beseitigen. — Dlle. Weiß trat, nebst ein Paar kleineren Parthien, im Theater an der Wien als Amine in Raimunds „Diamant des Geisterkönigs,“ und in der Josephstadt als Leocadia in den „Räubern auf dem Culmerberg,“ als Helene im „Faust“ und zuletzt als Zulima im „Schloß Greifenstein“ auf. Die letztere Rolle war wohl die vorzüglichste. Schließlich müssen wir noch erwähnen, daß die Methode des Hrn. Directors Carl, junge Talente (unbemerkt, und ohne sie durch den Theaterzettel dem Publicum pomphaft oder um Nachsicht bittend anzukündigen) auf practischem Weg auf die Bühne einzuführen, für sie und das Publicum die beste sey.

Cemin.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Mailand.

Horschelt's neues Ballet, am 2. März im Theater alla Scala aufgeführt, sind die in Wien schon bekannten „Portraits.“ Auch dem besten Mahler gelingen nicht alle seine Portraite gleich gut und das neue Ballet lieferte davon den Beweis. Horschelt hat in zwey früheren Balleten: „Die beyden Nebenbuhler,“ welches sehr graziös, und „Emma,“ eine wahre Meisterarbeit, einen Beyfall erhalten, welchen ihm das Publicum dießmahl vorenthielt. Unstreitig [illegible]ßteres ein Recht, sich auszusprechen, was ihm gefällt, was nicht: alle Vernunftschlüsse können gegen dessen Entscheidung nicht aufkommen; daher begnügen wir uns auch mit der Anzeige, daß sich in den „Portraits“ einige schöne Tänze befinden, welche sehr lebhaft beklatscht wurden; daß aber eine Reihe langer, zu [illegible]n die triviale Buffonerie fallende Scenen den Sturz des [illegible]rkes verursacht habe. Durch einige Verkürzungen dürfte es erträglicher werden.

— Mad. Carradori-Allan, welche an diesem Abende abermahls auftrat, hat eine silberreine, nur etwas schwache Stimme; sie singt aber mit Ausdruck und Geschmack und ist eine verständige Schauspielerinn. Jugend und Gestalt dienen ihr zu kräftiger Empfehlung. Sie und die Grisi wurden gerufen. Man gab die Oper: „Die Capulets und die Montecchi,“ worin die genannten Sängerinnen die Rollen der Julie und des Romeo ausführten.

Neapel.

Pacini's Oper: „Der Connetable von Chester“ errang einen Triumph, welchen der Tonsetzer mit den Sängern theilte. Tamburini sang die Rolle von Lablache, die Galzerani jene der Tosi und die Boccabadati blieb an ihrem Platze und brach sich frische Lorbeeren zu den schon früher erworbenen. Tamburini bestand ehrenvoll den ungeheuern Kampf gegen Lablache; die Grazie und die schönen Manieren seines Gesanges brachten ihm große Beyfallsspenden ein. Weniger glücklich war die Galzerani, der Tosi gegenüber; doch muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß auch sie sich gut aus der Affaire zog, und Beweise des Wohlwollens vom Publicum empfing.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.





Dinstag, den — 35 — 22. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

XIII.

Rosen kehrte nicht wieder nach Straßburg zurück, denn seine Wunde hinderte ihn nicht mehr, thätig bey dem Heere zu wirken, und der Herzog bedurfte seiner in diesem Augenblick. Im höchsten Grad auf Richelieu aufgebracht, der erst nach langem Zögern 600,000 Livres zur Zahlung des Heeres sandte, und 6000 Mann Verstärkung zu schicken versprach, durch körperliches Leiden niedergebeugt, wohl auch durch Mangel an Unterhalt in dem ganz ausgesogenen Elsaß gezwungen, beschloß der Herzog den Rückzug. Er übergab dem französischen General Manicamp 1500 Mann und die Vertheidigung der Brücke, ließ nur schwache Besatzung in Colmar und Bennfeld zurück, und zog mit dem Überrest, kaum 5000 Mann, in das Bisthum Basel, das bisher von jeder Kriegslast verschont geblieben war, und wo er in dem fruchtbaren Dellsbergerthal und durch seine zu Mömpelgard aufgehäuften Magazine den Truppen gute Winterquartiere zu geben hoffte. Johann von Werth's Verwundung ließ ihn um so mehr Ruhe für seine Brücke und Schanzen hoffen.

Nur auf einen kurzen Augenblick eilte nun Rosen nach Straßburg, seiner Verlobten Lebewohl zu sagen. Margarethe war bey dieser Trennung standhaft. „Wer an einen Kriegsmann sein Herz gehangen," sagte sie mit festem Muthe, „der muß die Launen des Schicksals ertragen lernen, und im Sturm des Lebens, wie der Krieger selbst, wenn er auch von dem sichern Hafen weit weggetrieben wird, das Steuer unverzagt lenken, und der Hoffnung vertrauen."

Sie hätte, wenn es der Anstand erlaubt, Rosen gern nach Bennfeld begleitet, um den Mann zu sehen, an dem ihr Geliebter so leidenschaftlich hing, vielleicht auch aus weiblicher Eitelkeit, dem Herzog die schöne Braut seines Freundes zu zeigen; aber sie unterdrückte ihren Wunsch, und trennte sich mit standhafter Ergebung von Rosen.

Dieser fand bey seiner Rückkehr ein Schreiben Johann von Werth's vor, über dessen Inhalt er nicht wenig erstaunte. So verschieden auch beyde Männer in Charakter, Sitten und Handlungsweise waren, hatte doch Johann von Werth's offenes, fast freundschaftliches Benehmen Rosen's Achtung erworben, und stets, wenn er seiner erwähnte, sprach sich dieß aus. Um desto mehr mußte ihn dieser Brief, den der liguistische General freylich nicht eigenhändig geschrieben, doch unterschrieben hatte, verwundern.

„Oberst Rosen!" lautete er.

„Ehe ihr von hier zieht, muß ich, ein alter Kriegsmann, euch ein ernstes Wort sagen. In fröhlichem Übermuth, und im Gefühl, daß ihr mein würdiger Gegner wäret, both ich euch in Bellevue eine Wette an; ihr nahmt sie an und ich gestehe, daß ich mir

viel Mühe gegeben habe, sie zu gewinnen, läugne nicht, daß ich 100 Doublonen dem versprochen habe, der euch lebend und unverwundet gefangen nähme, aber auch die strengsten Befehle erließ, euch wo möglich, selbst im Gefechte zu schonen. Was ich in Straßburg an euch that, erwähn' ich nicht, denn ich hätte es Jedem gethan, nur konnt' es euch beweisen, daß ich euer persönlicher Feind nicht war. Nun erfahre ich aus sicherer Quelle, daß ihr nicht allein verächtlich über mich, meine Sitten und meinen Kriegsruhm gesprochen, sondern auch einen bedeutenden Preis auf mein Leben gesetzt habt, und dem, der mich beym Angriff der Wittenweyerschanzen verwundete, meine Person gezeigt und ihm befohlen habt, mich aufs Korn zu nehmen, was ihm denn auch ziemlich geglückt ist. Dieß ist nicht brav gehandelt, und nicht, wie zwey Feldherren einander gegenüber thun sollten; und somit sag' ich euch alle Freundschaft auf, und unsere Fehde gehe von jetzt ohne Schonung auf Leben und Tod. Ich mache euch damit bekannt, daß ihr euch darnach achten könnt!"

Rosen antwortete mit dem Bothen, der ihm dieß Schreiben gebracht:

„General!

Schlösse euer Brief nicht mit einer Drohung, so würde ich es für Pflicht halten, eure ungerechten Anschuldigungen zu widerlegen, so aber schweig' ich im Gefühl meines Rechts, und erwarte mit Ruhe, was euch zu thun belieben wird!"

Als er späterhin Margarethe von diesem sonderbaren Brief unterrichtete, warnte sie ihn vor dem Grafen Ossa, den sie sowohl für den Anstifter des nächtlichen Überfalls, als für die Ursache dieses Briefes hielt. Dieß aber kümmerte Rosen weniger, als ihm der Gedanke wehe that, daß Johann von Werth ihn zu solcher Handlung fähig glaube. Der Rückzug war ihm jetzt doppelt unangenehm, da er ihn von seinem Gegner entfernte, und gern hätte er den Herzog gebethen, ihn zur Vertheidigung der Brücke zurückzulassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, dieser könne glauben, die Nähe Straßburgs, nicht Johann von Werth, sey der Grund seines Gesuchs.

Der Rückzug aus dem Elsaß ward nun angetreten. Unter tausend Mühseligkeiten wurden die von dem Landvolk und den Völkern Carls von Lothringen vertheidigten Engpässe genommen, und so gelangte endlich das Heer in ruhige Quartiere.

Aber kaum in Dellsberg angekommen, befahl der Herzog Rosen, nach Straßburg zurückzukehren, dort seine Heirath zu vollziehen, und zugleich ein wachsames Auge auf die Wittenweyer Schanzen und das zu haben, was bey dem Heerhaufen Johann von Werth's und Savelli's vorgehe, da er der Vorsicht Manicamp's und der Franzosen überhaupt nicht sehr vertraue. — „Ich würde dich gleich zu diesem Zweck dort gelassen haben," fuhr er fort, „aber ich bedurfte deiner, die Reiterey bey diesem beschwerlichen Kriegszug bey guter Laune zu erhalten. — Nimm zwey Schwadronen Reiter, die du in Bennfeld zurücklassen kannst, mit dir, sey auf dem Marsche auf deiner Huth, suche die Straßburger für mich zu stimmen, und sey überzeugt, daß, ehe ich von hier zu irgend einem Unternehmen aufbreche, ich dich wieder zu mir beordern werde."

Obgleich er seinem höchsten Glück entgegenging, trennte sich Rosen dennoch mit schwerem Herzen von seinem Feldherrn, und traf nach einigen, mit dem lothringischen Volk gehaltenen Scharmützeln in Bennfeld ein, von wo er sogleich nach Straßburg eilte.

Hier überraschte er Margarethe, die seine so schnelle Zurückkunft nicht erwartet hatte, auf freudige Weise. Ohne Rückhalt willigte sie in seinen Wunsch, den Tag ihrer Vermählung nicht weiter hinauszuschieben. Der Freyherr von Epp aber verlangte acht Tage Zeit zur Vorbereitung des unumgänglich nothwendigen Festes, und da man sich ihm in diesem billigen Verlangen nicht entgegensetzen konnte, so wurde der 31. October zum Hochzeittage angesetzt.

XIV.

Die Stunden der Sehnsucht und Hoffnung gingen den Liebenden schnell vorüber, der Vorabend nahte, ein großes Fest sollte ihn verherrlichen. Alle Freunde und Bekannte waren dazu eingeladen, und halb Straßburg strömte am Abend auf den Platz, wo das Haus des Freyherrn von Epp stand, die Mummereyen und Masken zu sehen, die, eine Nachahmung Venedigs, sich zur Feyer des Festes herzudrängten. Zahlreich war die Versammlung, die unter ihrer Verkleidung dem Brautpaare oft werthvolle, oft nur neckende und belustigende Geschenke brachte, und alles überließ sich dem Frohsinn und der Freude des Tages. Auch Rosen, seinem Ziele nun so nahe, saß beglückt Hand in Hand mit Margarethe, die ihm nun unverhohlen gestand, wie glücklich sie sich fühle, als einer seiner Diener ihm ein kleines Kästchen brachte, das ihm eine der Masken, seinem Herrn zu übergeben, eingehändigt hatte.

Rosen öffnete das sonderbare Geschenk. In dem Kästchen lag eine künstlich vergoldete Rose, um deren Stiel ein Zettel gewunden war; Margarethe rollte ihn ab und las:

„Laßt eure Reiter sogleich von Bennfeld bis an das Weichbild der Stadt rücken, und eurer dort harren, euch droht sonst Gefahr. Achtet meiner Warnung!"

Der Inhalt dieses Schreibens beunruhigte Margarethe, Rosen schien es entweder ein unzeitiger Scherz, oder eine Falle zu seyn, um die zwey Fahnen, kaum 100 Pferde stark, so weit wie möglich von Bennfeld zu locken. Er gedachte des Grafen Ossa, dessen Vater sich eben jetzt wieder in Straßburg befand, und suchte eine böse Absicht darunter; Margarethe aber war anderer Meinung, und bath ihn, die Warnung als eine freundliche zu nehmen, und sogleich einen Diener mit den nöthigen Befehlen nach Bennfeld zu schicken.

Rosen erfüllte endlich, wohl eigentlich wider Willen, Margarethens Wunsch, und schickte mit dem Befehle, daß die zwey Cornetten sogleich aufbrechen, mit der größten Vorsicht marschiren und an der Brücke der Ill ihn erwarten sollten, einen Diener ab. Auch an der Brücke sollten sie noch solche Vorkehrungen treffen, als ob der Feind in ihrer Nähe sey, und im schlimmsten, unvorhergesehenen Falle sich unter die Wälle Straßburgs zurückziehen.

Indessen hatte das Fest mit seiner fröhlichen Mummerey, die zu allerhand Scherz Veranlassung gab, bis spät in die Nacht seinen ungestörten Fortgang. Rosen und Margarethe nahmen wenig Theil daran, obgleich er die Sache mit der Warnung weniger ernst nahm, als seine Verlobte. Doch theilte sich ihm nach und nach ihre unruhige Stimmung mit, so daß er glaubte, den Brigadier Manicamp, der von Wittenweyer zu dem Feste eingetroffen war, von dem Vorfall benachrichtigen zu müssen. Manicamp belächelte die Sache.

„Ich weiß gewiß, Johann von Werth hat sich seiner Wunde wegen nach Breisach bringen lassen, und liegt dort schwer darnieder," sagte er zuversichtlich, „und gegen die Schanzen steht nur noch Enkvorth mit 2000 Mann, was hätten wir denn zu befürchten? Schlaft ruhig, träumt von eurem Liebchen, und laßt durch dergleichen neckende Warnungen euer Glück nicht stören. Ich wundere mich nur, wie ihr euch habt verleiten lassen, die 100 Pferde von Bennfeld hieher zu beordern, an eurer Stelle schickte ich Gegenbefehl."

„Das werde ich nicht thun!" sagte Rosen nach einigem Nachdenken, „ich widerrufe das einmahl gesprochene Wort nicht gern. — Schlaft wohl, Brigadier! Auf Wiedersehen bis morgen!"

Lange währte es noch, bis die Gäste alle heimgegangen waren, und es mochte wohl um die dritte Stunde des Morgens seyn, als Rosen Margarethe in seine Arme schloß und ihr gute Nacht sagte. Des Mädchens Stirn war umwölkt, ihr Auge ruhte schmerzvoll auf Rosen. „Ist mir doch, als ob wir uns auf lange trennen müßten," sagte sie, ihrer Bangigkeit wegen auf sich zürnend, „ich habe immer über Ahnungen gespottet, und doch hat mich jene Warnung so sonderbar ergriffen, hat eine Furcht in mir erweckt, der ich nicht Herr werden kann, ich schäme mich ihrer, und doch kann ich sie nicht überwinden. Nun, wie Gott will!" Sie drückte ihn noch einmahl stürmisch an ihr Herz, dann schieden sie.

Rosen ging in seine alte Herberge, wo er dießmahl, des Anstands und der Sitte wegen, abgestiegen war. Zu sehr aufgeregt, um sich zur Ruhe legen zu können, trat er ans Fenster, schaute in die sternenhelle, kühle Nacht hinaus, und blickte hinüber nach dem Hause des Freyherrn, wo jetzt ein Licht nach dem andern verlosch, ein Fenster nach dem andern dunkel wurde. — „Morgen, morgen!" rief er aus und an dieses Wort knüpfte sich eine Reihe Gedanken, eine Folge süßer Träume, daß er, alles um sich vergessend, nur diesem Gedanken nachhing. Aber wie die Lichter in jenem Hause, schwanden auch jetzt vor dem hervorbrechenden Tage die Sterne, er bemerkte ihr Scheiden nicht, die Morgenluft begann kalt zu wehen, doch weckte sie ihn nicht aus seinen Träumen, wohl aber der eintretende Diener, den er nach Bennfeld geschickt hatte, und der ihm jetzt die Meldung brachte, daß Rittmeister Brandenstein an der Illbrücke halte und seiner weitern Befehle gewärtig sey. Auch stehen eure Rosse schon im Hofe gesattelt, hier ist Küraß und Helm und Alles ist zum Aufbruch bereit."

„Zum Aufbruch?" fragte Rosen erstaunt, „wohin?"

„Weiß ich das?" erwiederte der Diener, „wir glaubten nur, weil ihr die Reiter an die Illbrücke beordert hättet, so würdet ihr mit ihnen zu irgend einem Unternehmen ausziehen."

„Narr!" fuhr Rosen den Diener unwillig an, — „was sollt, ich heute? weißt du nicht, daß heute mein Hochzeittag ist?"

„Herr!" unterbrach der Diener Rosen's heftige Rede, — „Hört ihr nichts?"

„Was soll ich hören?" fragte der Oberst mißlaunig.

„Horcht," fuhr der Diener, näher ans Fenster tretend, fort — „horcht — ist es mir doch, als hörte ich Schüsse — tretet nur her."

Während der Diener eilig nach dem Küraß griff, trat Rosen ans Fenster. Deutlich konnte er jetzt aus der Gegend von Rheinau her Kanonenschüsse hören. Unwillkührlich duldete er nun, an die Warnung von

gestern denkend, daß der Diener ihm den Küraß umschnallte, und da die Schüsse sich mehrten, erfaßte er hastig Helm und Schwert, eilte die Treppe hinunter, schwang sich auf sein Roß, und in diesem Augenblick nur an seine Pflicht denkend, jagte er der Illbrücke zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Den 11. März zum ersten Mahle: „Die Kathl von Hollabrunn," Parodie des „Kathchens von Heilbronn," mit Gesang, Tableaux und Gruppierungen in drey Aufzügen von C. Meisl. Musik von N. J. Nidetzki.

Es war die erste erfreuliche Erscheinung für die neue und veredelte Gestaltung unserer Volksbühne, als die heitere Parodie ihren Wohnsitz hier aufzuschlagen begann, wo das bekannte: ridendo corrigantur, mit einer Kraft und Energie, wie sonst nirgends aufzutreten vermag. So wie das Gefühl für das Heilige, Edle und Wahre den bessern Menschen begeistert und erhebt, wie er alles, was die verwandte Saite in seinem Herzen anschlägt, mit Liebe und Wärme umfaßt, so eigenthümlich steht auch die Behaglichkeit da, mit welcher er den trugerischen Nimbus, den Zeit und Mode um eine frappante Erscheinung gewoben, unter Scherz und Lachen weggezogen sieht. Daher ist auch die Parodie so alt als die Ausbildung des Menschen selbst, und so lange es Lustspiele und Satyrendichter, Epigrammatisten und Bonmotsfabrikanten gibt, wird auch sie, wenn gleich unter mancherley Masken, und oft nur schalkhaft hervorblickend, nicht fehlen.

Das feinere, so wie das niedere Lustspiel hat einen und denselben Zweck, nähmlich: die grassirenden Thorheiten und Gebrechen der Lächerlichkeit und dem Spotte bloß zu stellen. Nun aber wird nicht leicht ein Individuum, viel weniger ein gesellschaftlicher Verein, sich in einer Gestalt zeigen wollen, welcher der Stempel der Albernheit und Verkehrtheit schon im vorhinein aufgedrückt ist; man gibt dem Bajazzo einen klingenden Nahmen, und allenfalls eine goldbetreßte Mütze, und spaziert dann in selbstgefälliger Einbildung mit ihm durch die Straßen. Da erscheint die Parodie, in eine Comödie oder Satyre gewickelt, und zieht den artigen Harlekin ganz säuberlich aus; die Menge lacht, und schickt ihren Cicisbeo fort, oder behält ihn noch einige Zeit, bis der Reiz der Neuheit gänzlich abgestreift ist. Wenn nun also die Parodie, nach der Behauptung eines geistreichen französischen Schriftstellers, die Auskleiderinn ist, welche die Theaterhelden ihres Schmuckes entledigt, so macht sie natürlich das Fundament und die conditio sine qua non jeder echten Comödie aus. Die Parodie „im engern Sinne des Wortes," aber fußt auf einem bestimmten flitterglänzenden Gegenstand als Mittelpunct, von welchem sie dann um so sicherer die Strahlen ihres Spottes nach der Peripherie versendet. Auch sie ist keine Erfindung von heute, und wie hätte sie auch dem Neide und der Mißgunst, die sie nur zu oft mißbrauchten, verborgen bleiben können! Schon Aristophanes trug ihre Farbe, und erfocht ihr in seinen „Vögeln" und andern seiner unsterblichen Comödien manch glänzenden Sieg; in mannigfach verjüngter Gestalt zog sie den genialen Plautus an sich. Nur wenig Raum gönnte ihr die Sentimentalität Goldoni's und Lope de Vega's, und mit wechselndem Glücke focht sie in verschiedenen Rüstungen auf den Bühnen der Neuern, bis sie Bäuerle und Meisl in der jüngsten Zeit in ihrer eigenthümlichen Gestalt und mit entschiedenem Erfolge auf die Volksbühne brachten.

Aus dem Gesagten geht von selbst hervor, daß nur das Zeitliche und Allgemeine Gegenstand der eigentlichen Parodie seyn kann. Daher waren die gerngesehenen: „Fee aus Frankreich," „Gespenst auf der Bastey," „Gispert und Fispert," als Parodieen des Volksgeschmackes ganz an ihrem Platze, und die „falsche Prima Donna" verdankt den Enthusiasmus den sie erregte, gewiß der Zeit in welcher sie auftrat, obschon der Umstand, daß sie noch jetzt auf dem Repertoire sich erhält, für ihren echten Humor und innern Gehalt zeugen kann. Geht nun die Parodie auf einzelne Werke über, die eben in ihrer Großartigkeit den Keim des Lächerlichen bergen, so thut sie am besten, wenn sie sogenannte Steckenpferde wählt, auf welchen eben das Publicum ganz behaglich herumtrabt. Und in dieser Hinsicht schien uns das „Kathchen" nicht geeignet, eine allgemeine Wirkung hervorzubringen, so daß der glückliche Erfolg, welchen sich die Parodie errungen, und welchen sie noch immer zu steigern weiß, wirklich ganz allein der Fülle von Witz und Bonmots, welche der Verfasser darin entwickelte, zugeschrieben werden muß. Die auf den höchsten Gipfel des Romantismus gesteigerten Pointen des Originals wurden auf's überraschendste benutzt, der Dialog ist voll schlagender Witzfunken, und bildet mit den originellen Liedertexten, und den manchmahl höchst überraschenden und ungenirten Wendungen des Dichters ein äußerst ergötzliches Feerkogemahlde. So ist schon die Vehmgerichtsscene glücklich ausgeführt und voll Humor, die Waldscene, wo Donnerwetter die feindlichen Ritter abzutreten bittet, damit der Köhler ihm ihre Geheimnisse verrathen könne, höchst komisch, und der Gedanke Kathi, statt eines Engels durch einen Rauchfangkehrer mit Flügeln retten zu lassen, gewiß sehr frappant. Das Stück hat sich bereits drey Mahl, bey stets vollen Häusern, des allgemeinen Beyfalls erfreut, und wir glauben demselben eine längere Dauer auf dem Repertoire versprechen zu können.

Hr. Nidetzki, ein noch sehr junger Mann, und Zögling des Warschauer Musikconservatoriums, hat eine Musik geschrieben, welche uns zu sehr günstigen Erwartungen berechtigt. Irren wir nicht, so scheint sein Genius sich mehr zum Seriösen hinzuneigen; doch mag ihm vielleicht die ungewohnte Sphäre, in welcher er sich bewegte, diesen Charakter aufgedrückt haben. In jedem Falle aber müssen wir den Fleiß und die Originalität, welche bereits die durchaus im edlen Styl gehaltene Ouverture beleben, und sich in jeder Nummer mehr oder minder zeigen, rühmend hervorheben. Die Chöre, unter welchen jener der Köhler im zweyten Act sich besonders auszeichnet sind sehr brav und die einzelnen Arietten, vorzüglich das Terzett im zweyten Acte, und das Lied der Mad. Rohrbeck im dritten sehr melodiös und ansprechend. Wenn Hr. Nidetzki fortfährt, wie er angefangen, und sich vor dem leidigen Schlendrian hüthet, welcher stets ein Begleiter der „Sorglosigkeit und Vielschreiberey" ist, so wird er bald einen bedeutenden Platz unter unsern hiesigen Compositeurs einnehmen.

Die Ausführung ist nur zu loben. Hr. Fermier gab die Rolle des „Donnerwetter" mit jener Gravität, welche zur Bildung des Contrastes eben nothwendig ist. Mad. Rohrbeck spielte und sang, wie immer, sehr brav. Diese fleißige Schauspielerinn bewährt ihre Brauchbarkeit und ihr Talent immer mehr, und steht nun in der Gunst des Publicums fest. Hr. Schuster machte seine an sich unbedeutende Rolle, welche er mit seltener Gefälligkeit übernahm (spiegelt euch, ihr Anfänger!) durch sein köstliches Spiel zu einer Glanzparthie. Auch Dlle. Jäger, die HH. Landner und Tomaselli trugen durch ihr ergötzliches Mitwirken zum Gelingen des Ganzen wesentlich bey.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 36 — 24. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

Schon unterweges begegnete ihm ein Officier, der ihm von dem Schießen, das man jetzt deutlicher hören konnte, Meldung brachte. Rosen säumte keinen Augenblick, sandte einen Diener nach Straßburg an den Freyherrn und seine Tochter, ließ das Vorgefallene melden, sich entschuldigen und bitten, die Feyerlichkeit bis zum andern Tage aufzuschieben, wo er wieder einzutreffen gedenke, und trabte nun mit seinen Reitern den Schanzen zu. Bald ereilte ihn Manicamp, der durch den Kanonendonner geweckt, sogleich ahnete, was vorging, und den Angriff auf Wittenweyer vermuthend, mit verhängtem Zügel den Schanzen zusprengte, um wo möglich durch seine Gegenwart die Absicht des Feindes zu vereiteln. Er wollte auch jetzt Rosen voraneilen, doch dieser hielt ihn zurück. „Herr Manicamp," sagte der Bedächtige, „Johann von Werth leitet sicher den Angriff und eure Nachrichten, daß er in Breisach an seiner Wunde darnieder läge, waren falsch. Wir müssen deßhalb auf unserer Hut seyn. Gedenke ich der Warnung von gestern, so scheint sie mir eine Falle, mich mit meinen Reitern herbeyzulocken. — Hört nur den Kanonendonner, der Angriff ist auf dieser Seite, nicht bey Wittenweyer, wir kommen zu spät! — Bleibt bey mir, jagt nicht unvorsichtig der Gefahr entgegen!" Manicamp folgte seinem Rathe und blieb. Als sie gegen Gerstén kamen, sandte Rosen eine Abtheilung voraus, die sich durch den Busch, der sich längs dem Rhein heraufzog, schleichen, und was sich dort begab, ausspähen sollte, er selbst folgte ihnen auf der geraden Landstraße. Je näher sie kamen, desto deutlicher zeigte ihnen die Richtung, in der sie das Feuern hörten, daß der Angriff den Schanzen des linken Rheinufers gelte, und als sie in das, von allen Einwohnern verlassene Obenen einritten, kam ihnen auch der zum Ausspähen ausgeschickte Haufen mit einigen Gefangenen entgegen, von welchen Rosen erfuhr, daß ein Regiment kaiserlicher Dragoner sich durch den Wald geschlichen habe, um die Brücke von Kraft zu nehmen, und ihm so den Rückzug nach Straßburg abzuschneiden, daß die Brücken von Rosfelden und Hülzheim besetzt, und es unmöglich sey, nach Bennfeld oder Schlottstadt zu kommen. Auch erfuhr er, daß schon die äußeren Schanzen fast ohne Gegenwehr genommen wären, und Johann von Werth mit einer bedeutenden Macht auf dieser, Enkvorth auf der andern Seite stehe. Es war ihnen nun durch diese Aussage jede Hoffnung genommen, die Schanzen zu gewinnen, sie mußten sie ihrem Schicksal überlassen, und nur darauf denken, wie sie sich und die Reiter retten könnten. Das Gewagteste schien Rosen das Beste. Er verfolgte seinen Weg, verließ ihn erst da, wo er von Rheinau aus bemerkt werden konnte, und hoffte über Neukilch sich hinter der

Höhe weg nach Zelsenheim zu schleichen; aber schon vor dem ersten Orte fand er 200 Croaten zu seinem Empfange aufgestellt. Er griff sie mit Ungestüm an, warf sie auf den ersten Anfall gegen Bennfeld zu, und statt nun seinen Weg in Eile fortzusetzen, mochte ihn in diesem Augenblick der Verdruß über Johann von Werth's Unternehmen, auch wohl der Gedanke an die Wette zu dem kühnen Wagstück verführen, sich rasch nach Rheinau zu wenden, um vielleicht, da er vermuthete, daß alle Mannschaft mit dem Angriff der Schanzen beschäftigt seyn würde, dort Johann von Werth zu überfallen.

Allein dieser setzte eben an der Spitze der Reiterey durch den Rhein, um die Verschanzungen auf der Insel anzugreifen. Rosen's fast tollkühnes Unternehmen hatte daher keinen weitern Erfolg, als daß er die Constabler einiger am Ufer aufgestellten halben Karthaunen niederhieb, mehrere Gefangene machte, und durch sein plötzliches Erscheinen für eine kurze Zeit den Angriff auf die Insel verzögerte, und sich dann schnell auf die Flucht begab.

Aber fast hätte Rosen seine Tollkühnheit theuer bezahlen müssen. Johann von Werth ließ ihn durch mehrere Schwadronen verfolgen, sein Pferd stürzte, und bald wäre er hier dem Feinde in die Hände gefallen; doch sein Glück rettete ihn, er bestieg schnell ein anderes Roß und entkam mit Verlust von zwanzig Pferden der Gefahr. Besser beritten, als seine Gegner, gewann er einen Vorsprung, warf sich in die Gebüsche der Ischer und gelangte, jedoch erst am dritten Tage, mit siebenzig Pferden in Colmar an.

Hier erfuhr er die schmachvolle Vertheidigung und den Verlust der Rheinschanzen, und daß Johann von Werth Bennfeld eingeschlossen, und selbst Schlottstadt bedrohe, und so schmerzhaft es ihm auch war, sich von Straßburg zu entfernen, beschloß er doch unter diesen Umständen zum Herzog nach Dellsberg zu ziehen.

Unter den bey Rheinau Verlornen war auch Rittmeister Brandenstein. Sein Pferd wurde ihm erschossen und er gefangen genommen; Rosen schmerzte sein Verlust sehr. Wie erstaunte er aber, als er ihn am andern Tage in Colmar bey sich eintreten sah. Johann von Werth hatte ihn mit dem Auftrag zurückgesandt, Oberst Rosen ein Schreiben folgenden Inhalts zu überbringen:

„Oberst Rosen!

Ich glaube wohl nun die Wette gewonnen zu haben, da ich die, auch euch anvertrauten Schanzen überrumpelt und genommen habe, und euch vor mir fliehen sah. Mehr aber als die gewonnene Wette macht es mir Freude mich auch zugleich an Margarethen von Epp, dieser Stolzen gerächt, und ihr den Hochzeittag verbittert zu haben. Warum hat sie nicht Wort gehalten, und mich zur Hochzeit geladen, wie sie mir einmahl in ihrem stolzen Übermuthe versprach? Also Oberst Rosen, wenn ihr anders die Wette für verloren haltet, wollet ihr mir Rosse und Doublonen gelegentlich schicken. Glaubt ihr aber, ich habe noch kein Recht an den Preis, so laßt es nur gut seyn, ich will schon eine Gelegenheit finden, wo ihr mir mein Recht nicht disputiren könnt. — Gott befohlen!

Johann von Werth."

Unten stand noch als Nachschrift:

„Wollt ihr vielleicht, ehe ihr von Colmar zu eurem Herrn, diesem Verräther seines Vaterlandes zieht, eurem Liebchen ein tröstendes Schreiben senden, das sie zur Geduld und zur Treue ermahnt, so schickt es mir nur, ich werde es getreulich durch den Grafen Ossa ihr überreichen lassen."

Rosen lächelte bey Durchlesung dieses Briefes. „Kann doch der gezähmte Wolf nicht von seiner wilden Art lassen, wie sollte es Johann von Werth? Er zeigt sich mir jetzt in seiner ganzen plumpen Rohheit," sagte er zu Manicamp, den dieses Schreiben empörte, da es dem Franzmann gegen alle Courtoisie zu seyn schien, „die Wette halte ich noch nicht für verloren, mich hat er nicht überfallen, mir nicht die Schanzen abgenommen, und daß ich mich mit so geringem Verlust zurückgezogen habe, gereicht mir mehr zur Ehre, als ihm, der mich entwischen ließ." Er ranzionirte nun die wenigen Gefangenen, die er gemacht, schickte sie zurück, um in nichts Johann von Werth nachzustehen, und antwortete mit wenigen Worten, daß er die Wette noch nicht verloren zu haben glaube, und selbst Mittel finden würde, Briefe an seine Verlobte gelangen zu lassen.

XV.

Als Margarethe am Morgen ihres Hochzeittages erwachte, brachte ihr der Vater die niederschlagende Nachricht, daß Rosen nicht mehr in Straßburg sey, und ihn habe ersuchen lassen, die Trauung bis zum andern Tage aufzuschieben. — Margarethe, an die Warnung von gestern denkend, fühlte zwar eine gränzenlose Unruhe, hatte aber Kraft genug, sie zu verbergen. „Wenn die Pflicht ruft," sagte sie mit Ergebung zu dem Vater, „so muß alles Andere schweigen."

„Und du kannst dabey so gelassen bleiben?" fuhr der Freyherr wider Gewohnheit auf, „ist es dir so gleichgültig,

da alle Freunde und Verwandte geladen, alle Speisen und köstliche Sachen angeschafft und bereitet sind, daß die Sache aufgeschoben wird?“

„Vertröstet die Geladenen auf morgen,“ erwiederte sie ruhig.

„Und wenn er morgen nicht kommt?“ unterbrach sie der Freyherr, dessen empfindlichste Saite dieser Vorfall berührt hatte.

„So verzehrt das Mahl ohne uns, und es wird den Gästen eben so gut schmecken.“

„Gleichgültige!“ zürnte der Vater, „fürchtest du nicht die Reden der Stadt, wenn sie die an ihrem Hochzeittage verlassene Braut verspotten werden?“

„Mein Verlobter folgte dem Ruf der Ehre und seiner Pflicht. Wie hätte er dem Ruf der Liebe folgen, wie in der Stunde des Kampfes mit mir vor den Altar treten können? Was kümmert mich der Spott, wenn er nur vor mir gerechtfertigt steht?“

„Und wenn er gar nicht wiederkehrte?“

„Wie meint ihr das, Vater?“ fragte sie mit Hast.

„J nun!“ erwiederte der Freyherr, „Männer und besonders Soldaten sind oft treulos, überall steht ihnen die Welt und das Herz der Frauen offen — wer weiß?“

Margarethe lächelte mitleidig, „wen ich einmahl an mein Herz drückte,“ sagte sie mit Zuversicht, „wen einmahl meine Lippen berührten, wer einmahl das Wort der Liebe aus meinem Munde vernahm, den halten diamantne Ketten fest. — Für seine Treue bangt mir nicht!“

„Und wenn er aber nicht wiederkehren könnte?“ begann nun der Vater!

„Dann!“ sagte Margarethe und die Wehmuth sprach sich in ihren Zügen deutlich aus, „dann würde das Hochzeitmahl zum Todtenmahle. — Aber überlaßt das der Zeit, Vater, und geduldet euch bis zum Abend.“

Der Abend nahte, und Rosen kam noch nicht, aber Gerüchte verbreiteten sich, die Schanzen seyen, bis auf die große Schanze bey Wittenweyer, von den Kaiserlichen genommen. — Die Nacht senkte sich nieder und brachte nicht Kunde von ihm, der Angstvollen keinen Schlummer. Der Morgen fand sie noch wach, und nur Kanonendonner vernahm sie, das erneute Gefecht verkündend, aber Rosen brachte er nicht zurück. Als es Mittag wurde und mit ihm die Nachricht, daß auch die Wittenweyerschanzen genommen seyen, ankam, ließ der Freyherr den Gästen absagen, schickte die bereiteten Speisen dem Hospital zu, und verschloß sich voll Unmuth in sein Zimmer.

Margarethe ertrug ihr Schicksal standhaft, ihr Stolz erhob sie über ihr Geschick, und sie verstand wenigstens ihren Kummer zu verbergen, so daß die Schwester fast an ihrem Herzen irre wurde. Die Bothen, welche der Vater schon am vorigen Tage nach Bennfeld und in die Gegend von Rheinau geschickt hatte, kehrten ohne Nachricht von Rosen zurück, Niemand wollte ihn gesehen haben, und so nahte auch dieser Abend ohne Trost zu bringen; nur den jungen Grafen Ossa brachte er.

Anfangs wollte ihn Margarethe nicht sehen, aber die Hoffnung, er könne ihr doch vielleicht Nachricht von Rosen geben, bestimmten sie, ihn vorzulassen.

„Zu zeigen, Fräulein von Epp,“ begann er im Hereintreten, „wie sehr ich es mir angelegen seyn lasse, euch zu verbinden, eile ich, kaum aus dem Gefecht zurückgekehrt, hieher, euch Kunde von dem Oberst Rosen zu bringen.“

„Was wißt ihr von ihm?“ fiel ihm die Frau von Gemmingen schnell in die Rede, während Margarethe ruhig und fast gleichgültig, was er zu sagen habe, erwartete.

„Er kam, während wir die Insel angriffen, mit wenigen Pferden gen Rheinau,“ berichtete nun der Graf, „beschäftigte sich unser Gepäck zu plündern, und als Johann von Werth mich mit den Arkebusieren gegen ihn schickte, floh er in die Moräste der Jscher, weiter haben wir nichts von ihm gehört.“

„Waret ihr bey dem Gefecht?“ fragte Margarethe ernst.

„Habe ich es euch nicht gesagt, Fräulein von Epp!“ erwiederte der Freche, „und ich glaube, Oberst Rosen hat es empfunden, daß ich sein Gegner war.“

„So muß ich euch bitten, Graf Ossa, uns mit eurem Besuche ferner nicht mehr lästig zu fallen.“

„Wie so?“ fragte er bestürzt.

„Ich sage euch dieß im Nahmen meines Vaters, der ein Ehrenmann ist, und Niemand gern in seinem Hause sieht, der ehrlos vor ihm stehen müßte.“

„Fräulein!“ fuhr der Rittmeister auf.

„Graf Ossa!“ sprach sie mit Stolz, „wer Meuchelmörder dingt, als Gefangener sein Wort verpfändet, binnen sechs Monathen nicht gegen den Feind zu fechten, und es bricht, selbst den, der ihm auf edle Weise die Freyheit gab, feindlich aufsucht, — dem kann ich nur den Rücken wenden. Komm Schwester,“ sprach sie dann und verließ mit der Frau von Gemmingen das Zimmer und ließ den Grafen, von Wuth und Rache entbrannt, stehen.

„Prallt denn jeder Pfeil der Rache an deiner Brust

ab!“ rief der Graf zähneknirschend, „kann mir Satan keinen Gedanken eingeben, der bis zu deinem Herzen verwundend dringt? — Ich hoffe es!“ Mit diesen Worten verließ er das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Nach zwey angstvoll durchlebten Tagen erhielt Margarethe endlich Nachricht von Rosen selbst, und fühlte sich nun hochbeglückt. Es hätte nicht dieses Schreibens bedurft, ihn vollkommen zu entschuldigen; sie fand es recht von ihm gehandelt, daß er, seinen Waffenbrüdern zu Hülfe eilend, das Streitroß, selbst an seinem Hochzeittage bestiegen hatte. Sie fand es eben so recht gehandelt, daß er von Colmar zum Heere zog; denn für Rosen's Ruhm entbehrte sie gern die Tage der Wonne. „Nun fühle ich, daß er meiner ganz werth ist,“ sagte sie mit edlem Stolze, „und ich will durch wahre, treue Liebe diesen ritterlichen Mann zu verdienen streben.“ Johann von Werth hatte, indem er auf eine eben nicht edle Art die Verbindung zu stören glaubte, Margarethens Herz nur noch fester an Rosen geknüpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Am 7. März sahen wir, bey Beleuchtung des äußern Schauplatzes, zum ersten Mahle: „Das erste Veilchen,“ dramatisches Gedicht in einem Aufzuge, von J. G. Seidl. Nachher ebenfalls zum ersten Mahle: „Die Pflegetochter,“ Lustspiel in einem Aufzuge von F. A. v. Kurländer.

Das erste Veilchen, eine zarte Blüthe des beliebten vaterländischen Dichters, war an diesem Abende, wo, beym Anblicke des neuvermählten Herrscherpaares die freudigsten Gefühle im Herzen der zahlreich versammelten Volksmenge aufs neue rege wurden, gleichsam das melodische Organ, das die jubelnden Freudentöne der treuesten Unterthanen, in Harmonie ordnete, und mit der lieblichsten Sangesweihe aussprach.

Der Hergang der Handlung ist ungemein einfach und zart, von tiefer poetischer Bedeutung. Harald von Wildon, Minnesänger Leopold des Glorreichen Herzogs von Österreich und Steyer, unbekannt als Gast im Hause Kuno's, Förster in der Au, nächst Wien, bringt als Unterpfand seiner treuen Liebe zu Jutta, des Försters Tochter, einen Veilchenstrauß, den er mühevoll und sorgsam am Morgen des ersten Mays gepflückt, wie es Kuno neckisch bedungen. Schon meinten die Liebenden den süßen Preis am Traualtar zu empfangen, als der Förster erklärte: er sey allerdings geneigt, sein gegebenes Wort zu halten, doch habe er jenes erste Veilchen beabsichtigt, welches der Herzog zuerst erblicken werde, der jährlich am ersten May, mit diesem holden Kinde Florens die Feyer der Natur zu begehen pflegt. Wer dieses von dem Herzog muthig und vertrauend zu erbitten wagen mag, der, meint er, müsse ein wackerer Mann für seine geliebte Tochter seyn. Nun beginnt das Fest. Die Glocken hallen, das Volk versammelt sich, der Herzog erscheint, kniet nieder, und pflückt ein Veilchen mit liebevoller Weihe. Der Fremde tritt vor, und der Herzog erkennt freudig seinen Sänger, und bestimmt ihm das verlangte Veilchen und die zu gewinnende Liebe als Preis eines Liedes. Harald singt ein Lied an das Veilchen, und steckt endlich den duftenden Gewinn der Geliebten an den Busen. So entfalten Fürstenhuld, treue Liebe, und ein weihevolles Sängerherz abwechselnd ihre zarten Bilder in dieser sinnigen Dichtung. Frey von aller Überladung ist es nicht der Prunk der Worte, sondern der re[illegible] romantische Geist, der hier so wohlthuend zum Herzen spricht. [illegible] Charaktere sind edel gehalten, und das lyrische Feuer wirkt [illegible] den raschen Gang des Dialoges nicht störend ein.

Mit ve[illegible]ienstlicher Wärme wurde das Stückchen gespielt. Hr. Anschütz gab den Herzog mit ungemein vielem Adel. Seine Apostrophe an die Natur, der er seine Länder, Auen und Triften gleichsam zum Leben gibt, ward mit einer declamatorischen Meisterschaft durchgeführt, wie man es nur von einem Anschütz erwarten kann. Nicht minder war Hr. Löwe als Sänger ausgezeichnet, dessen echtes Feuer, wie ihn der Förster charakterisirt, sein meisterhaftes Spiel belebte. Mad. Fichtner gab die Jutta mit einer liebenswürdigen Naivetät, und erwarb sich allgemeinen Beyfall. Hr. Heurteur, (Förster) der solche Rollen mit einer eigenen Würde und Treuherzigkeit zu geben pflegt, both auch heute eine vollendete Leistung.

Da die „Pflegetochter,“ durch die Unpäßlichkeit des Hrn. Herzfeld den andern Tag nicht wiederhohlt werden konnte, so behalten wir uns vor in einem unserer nächsten Berichte, über dieses neueste Product des bewährten Lustspieldichters zu referiren.

Letteris.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Äußerst merkwürdig für die Kunstfreunde der Kaiserstadt war das Violinspiel des Hrn. Bernard Molique, Orchesterdirectors am königl. würtembergischen Hofe, welches in diesem Theater Statt fand. Hr. Molique spielte ein Concert von Lafont und eine Phantasie mit Orchesterbegleitung, in Thematen aus „der Stummen von Portici“ bestehend. Hr. Molique war früher Mitglied des Orchesters im Theater an der Wien. Dem Vernehmen nach hatte er den berühmten Rovelli zum Lehrer auf seinem Instrumente und Spohr ertheilte ihm Unterricht in der Composition. Der Samen dieser beyden großen Meister fiel hier auf einen fruchtbaren Boden. Hr. Molique vereiniget Alles, was den eminenten Virtuosen ausmacht: Schönheit und Fülle des Tones, eine großartige Behandlung seines Instrumentes, sichere Bogenführung, musterhafte Tactfestigkeit und einen so gefühlvollen Ausdruck, daß seine Geige zur Singstimme wird. Sein Adagio ist dem gelungensten was geleistet worden ist, und werden kann, an die Seite zu stellen. Daß er alle Schwierigkeiten mit Kraft, Leichtigkeit und einer seltenen Ausdauer zu überwinden versteht, merken wir nur nebenbey an, da es bey einem Künstler von solchen Vorzügen vorauszusetzen ist. Hr. Molique machte im eigentlichen Sinne des Wortes Sensation, und sein ruhiges grimassenfreyes Spiel erhöhte die Behaglichkeit an seiner Kunstleistung. Sein Spiel wurde oft durch die Ausbrüche freudiger Überraschung unterbrochen, und als es geendet war, schien auch ein zweymahliges Vorrufen dem Publicum noch keine genügende Anerkennung für das reine Vergnügen, welches der treffliche Künstler ihm verschafft hatte. Man sieht einer Wiederhohlung mit Sehnsucht entgegen. Nebst ihm ließ sich der königl. bayerische Kammervirtuose Hr. Faubel an diesem Abende auf dem Clarinette hören. Auch der gute Künstler verliert, wenn er neben dem besseren steht. Hr. Faubel hat unläugbare Verdienste, sein Ton ist stark, voll, er exequirt auf seinem Instrumente was irgend ein Anderer. Auch er fand Beyfall, und wurde gerufen. Das Orchester spielte als Einleitung zu diesem Concerte Webers Ouverture zum Oberon gelungen, obwohl im Eingange weniger als gegen den Schluß, welcher mit begeisternder Energie vorgetragen wurde.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 37 — 26. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

XVI.

Mit Rosen zugleich traf ein Mann im Hauptquartiere des Herzogs ein, der späterhin auf den Gang der Kriegsoperationen viel Einfluß gewann. Es war dieß Ludwig von Erlach, Oberst in schweizerischen Diensten, der schon unter Gustav Adolph ein alter Waffengefährte des Herzogs gewesen war. Durch ihn hatte der Fürst im Geheim um freyen Durchzug bey den protestantischen Cantonen unterhandeln lassen, und jetzt kam Erlach selbst zum Heere, das Nöthige mit dem Herzog zu verabreden. Nach langem Berathen wurde der Angriff der vier Waldstädte beschlossen, und Erlach wirkte nun ins Geheim von der Stadt Basel die Erlaubniß aus, ungehindert durch ihr Gebieth zu ziehen.

Das weimarische Heer bestand nur aus 6 bis 7000 Mann. Mit der größten Mühe war die Reiterey wieder beritten gemacht, und es fehlte immer noch an Bespannung für das nöthige Geschütz. Aber dennoch ließ die Uneinigkeit der feindlichen Feldherren ein glückliches Resultat hoffen. Dem Herzog von Savelli, diesem trägen, stets unglücklichen Feldherrn, war der Befehl über alle kaiserlichen Regimenter in Oberdeutschland gegeben, Johann von Werth war ihm mit den liguistischen Truppen zugesellt. Feldmarschallieutenant Rheinach, ein ausgezeichneter Krieger, fand sich dadurch zurückgesetzt, er haßte den Italiener, und konnte Johann von Werth den Sturm auf die Wittenweyer Schanzen nicht vergeben, wobey die ihm untergebenen Regimenter am meisten gelitten hatten. So waren die drey Feldherren gegenseitig in feindlichem Verhältnisse, und überdieß alle in der festen Meinung, Herzog Bernhard würde mit seinem schwachen Heere den Krieg nicht nach dem Rhein zu spielen wagen, sondern es nach der Franche Comté führen. Johann von Werth war überdieß zur Herstellung seiner Wunden, auch wohl um die Früchte seiner Thaten zu ernten, nach München gegangen, der Herzog von Savelli aber zu Carl von Lothringen nach Burgund, die künftigen Kriegsoperationen zu besprechen; bloß Rheinach war in Breisach auf seinem Posten.

Am 7. Jänner 1638 rückte Herzog Bernhard mit 1000 Reitern und eben so viel Fußvolk aus dem Dellsbergerthale dem Rhein zu, die andern folgten. — Klein war sein Heer, aber groß das Vertrauen, das es auf seinen Heerführer setzte. Niemand, nur seine vertrautesten Officiere ahneten, wohin es gehe, [illegible] selbst für den französischen Hof war es ein Geheimniß. [illegible] möglichster Eile ging er Rheinfelden vorbey, auf Ste[illegible] zu; hier setzte er in Kähnen über den Rhein, nahm Seckingen fast ohne Widerstand und zog den andern Tag auf beyden Ufern des Rheins gegen Laufenburg, eroberte es während der Unterhandlung mit Sturm, und erhielt nun

einen festen Punct und eine gute Brücke zum Übergang. Auch Waldshuth wurde gleich darauf genommen, und als nach wenigen Tagen der übrige Theil des Heeres am Rhein eintraf, wurde die Belagerung Rheinfeldens beschlossen, dessen Besatzung indessen, von Breisach aus, bedeutend verstärkt worden war.

Gleich nach der ersten Nachricht, die Maximilian von Bayern von dem Marsche des Herzogs nach dem Rhein erhielt, verließ Johann von Werth die Hauptstadt und eilte in das Hauptquartier nach Villingen. Alle Besatzungen, die er unterwegs antraf, ließ er folgen; Rheinach sammelte gleichfalls die zerstreuten Krieger im Breisgau und Elsaß und sandte sie ins Hauptquartier, wo bald darauf der Herzog von Savelli und Johann von Werth eintrafen. Aber die Regimenter kamen später an, als man erwartete, und Herzog Bernhard ängstigte Rheinfelden von Tage zu Tage immer mehr. Schon war Bresche geschossen und die muthige Besatzung hatte schon einen Sturm abgeschlagen, als die österreichischen Heerführer beschlossen der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Sie brachen mit acht Reiter-, einem Dragoner- und vier Regimentern Fußvolk, kaum 9000 Mann stark, von der Donau auf, und rückten in forcirten Märschen zum Entsatz Rheinfeldens heran. An dem nähmlichen Tage, an welchem Herzog Bernhard einen Hauptsturm wagen wollte, standen sie am frühen Morgen unvermuthet vor seinem Lager bey Bücken.

Johann von Werth hoffte den Herzog unvorbereitet zu finden, und des Sieges gewiß, besetzte er sogleich den Weg nach Laufenburg, um den Weimarern, deren Krieger auf beyden Seiten des Rheins vertheilt waren, jeden Rückzug zu sperren, während Savelli aus dem Karschauerwalde hervorbrach, und sich nach Rheinfelden zog. Herzog Bernhard, wohl eigentlich überfallen, verlor doch die Besonnenheit nicht, er nahm alle Mannschaft, die er von beyden Rheinufern zusammenziehen konnte, und stellte sie auf der Straße, die nach Rheinfelden führte, auf. Graf Nassau und General Taupadel befehligten auf dem rechten Flügel, ihnen gegenüber stand Johann von Werth; der Herzog, unter ihm Rosen, befehligte den linken, und hatte den Herzog von Savelli sich gegenüber. Graf Nassau begann den Angriff mit solcher Heftigkeit, daß die bayerschen Regimenter in Unordnung geriethen; Johann von Werth that alles, sie zu sammeln, aber vergebens. Er schäumte vor Wuth, da er Rosen gegen sich zu haben glaubte, und suchte ihn im Handgemenge auf. Statt seiner traf er auf den Grafen von Nassau, auf welchen er sein Pistol abfeuerte und ihm den Hut durchschoß. Johann von Werth erhielt durch einen Pistolenschuß des Grafen eine Streifwunde, die ihn jedoch nicht das Gefecht zu verlassen nöthigte; er focht wie ein Verzweifelnder, und mußte demungeachtet der Flucht der Seinen folgen.

Indessen war Herzog Bernhards Flügel nicht so glücklich gewesen. Oberst Sperreuter brach in das weimarische Fußvolk ein, und trieb es nach dem Schlosse Bücken zurück; auch Rosen's Reiterey gerieth in Unordnung und nur das wohlgeordnete Feuer der Musketiere hinter den Mauern des Schlosses trieb den Feind zurück. Herzog Bernhard hielt hier Stand, da aber die Reiter Taupadels, statt Johann von Werth zu verfolgen, sich mit der Plünderung des Gepäckes beschäftigten, hatte dieser die Zeit benutzt, die zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln, und mit ihnen zum Herzog von Savelli zu stoßen. Nun wurde der Kampf auf dem Flügel, wo der Herzog befehligte, erneuert. Johann von Werth leitete den Angriff mit überlegener Macht, die Reihen des weimarischen Fußvolks wurden getrennt, sämmtliches Geschütz fiel in die Hände der Feinde, und sicher wäre der Herzog verloren gewesen, hätte ihm nicht Johann von Werth gleichfalls durch Plündern des Gepäckes Zeit gegeben, die Flüchtigen zu sammeln und von Nassau und Taupadel verstärkt, das Gefecht von Neuem zu beginnen. Ein Theil seines Geschützes wurde wieder erobert, und das Schlachtfeld behauptet, bis die sinkende Nacht die Streiter trennte. Weder der Herzog noch die Kaiserlichen konnten sich den Sieg zueignen, beyde hatten Gefangene gemacht und Geschütz verloren, beyde den Wahlplatz behauptet. Doch war der Vortheil mehr auf kaiserlicher Seite, denn sie hatten ihren Zweck erreicht, Rheinfelden war entsetzt, und sie blieben auch nach der Schlacht in Verbindung mit der Stadt, wohin sie sich vom Wahlplatz zogen. Überdieß waren sie noch bey gleichem Verluste bey weitem die Stärkeren, so daß sie sich, als Herzog Bernhard sich am andern Morgen nach Laufenburg zurückzog, den Sieg und wohl mit Recht zuschreiben konnten.

Rosen war während der Schlacht, so sehr er es auch gewünscht, nie mit Johann von Werth zusammengetroffen. Er hatte während des ganzen Treffens gegen seinen Landsmann und ehemahligen Waffengefährten, den Oberst Sperreuter gestanden, und konnte mit diesem Tage eben nicht sehr zufrieden seyn, denn seine Regimenter hatten fast bey jedem Angriff der Übermacht weichen müssen. Aber auch in Allem seinem fürstlichen Freunde gleich, hatte er die Hoffnung nicht verloren,

und nach jedem mißlungenen Angriff hatte er den Muth seiner Regimenter von Neuem zu heben gesucht. Von den Soldaten geliebt, die ihm unbedingt vertrauten und ihm willig in Kampf und Tod folgten, ward es ihm leicht, selbst während des Rückzugs, das Vertrauen zu dem Glück und der Einsicht ihres Feldherrn von Neuem in ihnen anzufachen, so daß das Heer sich unentmuthigt um Laufenburg vereinte.

Rosen hatte die Nachhut befehligt, traf daher von allen Kriegsobersten zuletzt dort ein. Er eilte zum Herzog, den er auf seinem Zimmer in Gedanken auf- und abschreitend fand, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn etwas Großes in seiner Seele vorging. „Nun Rosen," rief er dem Eintretenden freundlich entgegen, „wie steht's?"

„Gut!" erwiederte dieser.

„Gut? Hm! Vielleicht!" — sagte der Herzog vor sich hin. — „Hast du Nachricht vom Feinde?" fragte er dann schnell.

„Johann von Werth hat mich gegen seine Gewohnheit nur bis Wallbach verfolgen lassen," erwiederte Rosen, „die Abtheilung, die ich von Seckingen aus auf Kundschaft schickte, ist noch nicht zurück."

„Es war ein böser Tag," nahm der Herzog das Wort, „blutig und in seinen Folgen für uns unglücklich. Ich habe theure Freunde verloren, der Rheingraf blieb; der edle Herzog von Rohan, mir als Krieger und als Mensch so theuer, liegt hoffnungslos an seinen Wunden darnieder; der besonnene Erlach, Schaffelitzky und Bernhold sind gefangen, der größte Theil des Geschützes ging verloren. Es war ein böser Tag, und das geflossene Blut wohl eines bessern Erfolges werth. — Nun, mit Gott wird es schon besser werden! — Wie ist die Stimmung deiner Regimenter?"

„Gut! Sie sind treu, muthig, vertrauungsvoll wie immer! — erwiederte Rosen.

„Sie hielten gestern nicht guten Stand gegen die kaiserlichen Kürassreiter," sagte der Herzog. — „Doch diese Worte sollen ihnen und dir kein Vorwurf seyn," fuhr er fort, das Harte dieser Rede mildern wollend, „das Glück ist dem Soldaten nicht alle Tage günstig. Nun, sag' ihnen, sie sollten bald Gelegenheit haben, die Scharte auszuwetzen."

„Morgen!" rief Rosen rasch.

„Morgen?" fragte der Herzog, — „wie meinst du das?"

„Der Feind hat bedeutend verloren, der Siegestaumel macht ihn fahrlässig. Kehrt um, gnädiger Herr, überfallt ihn, wie er uns überfallen hat." — Der Herzog lächelte — „Ich habe überdieß mein Wort an Johann von Werth noch nicht gelöst, ihn will ich aufsuchen!"

„Rosen!" unterbrach ihn der Herzog, — „wie du sagtest, so wird es wahrscheinlich geschehen, unsere Gedanken haben sich begegnet. Ist der Feind, wie ich vermuthen muß, da er mich so ruhig ziehen ließ, ermattet und unthätig, ist er trunken von seinem Siege und nicht auf seiner Hut, so machen wir ihm einen Gegenbesuch auf gleiche Weise, wie er uns überraschte, doch morgen noch nicht. Das Heer muß einen Tag ruhen, ich muß die Stimmung der Soldaten genauer kennen, denn die kommende Schlacht bestimmt mein Schicksal! Mit ihr geht mein Stern unter, oder ein neuer steigt mir glänzend auf. Wie es auch Gott verhängt, der Tag wird für mich und meine Glaubensbrüder, obgleich ich nur mit einem kleinen Heere schlagen werde, so verhängnißvoll seyn, wie der unglückliche Tag von Nördlingen. — Du sollst an ihm Gelegenheit haben, deine Wette zu gewinnen, wie ich meinen verlornen Ruhm! — Oder hat es der Himmel anders beschlossen, dann Freund, dann auch haben wir sicher ein Ziel."

„Den Tod," fiel ihm Rosen in die Rede.

„Ja Rosen, den Tod!" fuhr der Herzog fort, — „wird mir aber der Sieg, dann faß' ich festen Fuß am Rhein, Breisach ist mein Ziel, und habe ich es erreicht, der Punct, auf dem ich sicher stehe."

„Was ich dir sagte, bleibe in dir verschlossen," fuhr er dann ruhiger fort, „nur Taupadel und Nassau kennen meinen Entschluß; erforsche die Stimmung der Regimenter, belebe ihren Muth, ich weiß, du vermagst es, denn dich lieben die Soldaten vor allen, und hauptsächlich schaffe mir sichere Kunde vom Feinde." — Als Rosen sich aber entfernen wollte, rief ihn der Herzog zurück. „Taupadel hat mir zwey Briefe Johann von Werth's gebracht, die man in seinem Gepäck gefunden; kaum hätte ich von ihm geglaubt, daß er solchen Briefwechsel unterhielt. Einer ist an den Churfürsten von Bayern, der andere an Rheinach nach Breisach gerichtet. Letzterer gibt mir Kunde über die Stärke des feindlichen Heeres; beyde aber sind voll Schmähungen auf mich. Sind wir auch nicht einerley Meinung, streiten wir auch nicht für eine Sache, so hätte ich doch geglaubt, Johann von Werth würde den Krieger und den deutschen Fürsten in mir ehren; ich habe mich geirrt, und er hat mich an meiner empfindlichsten Seite verwundet, da er mich einen Verräther des Vaterlandes nennt. Ich glaube kaum," fuhr der Herzog fort, und sein sonst so milder Blick glühte von Zorn, „gäbe ihn Gott in meine Gewalt, daß ich

dieß vergessen, ihm vergeben und ritterlich behandeln könnte. Nun geh und bringe mir bald Kunde vom Feinde."

Sie trennten sich, die verlorne Schlacht hatte den Muth des tapfern Fürsten nicht gebeugt, sie hatte ihn noch zu glänzenderen Thaten entflammt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beym Birken-Champagner.

(Nach dem Englischen.)

Birke, tyrannischer Baum! jetzt trifft dich gerechte Vergeltung:
Mein Blut trankest du oft; siehe, nun trinke ich deins.

Erdwin.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) In der Reprise des beliebten Ballets: „Das befreyte Jerusalem," von P. Samengo, trat dieser mit seiner Gattinn, geborne Brugnoli in den Rollen Rinalds und Armidens auf. Einige zweckmäßige Veränderungen hatten das Interesse an dieser schönen Composition noch erhöht, welche jedoch ihren vorzüglichsten Reiz durch das debutirende Tänzerpaar erhielt, das schon aus früherer Zeit so gerechten Anspruch auf die Gunst des Publicums hatte, und sich heute in derselben wo möglich noch fester setzte. Ein Pas, von Hrn. und Mad. Samengo getanzt, führte dem Auge lauter Zauberbilder vorüber, die man nur anstaunen konnte, ohne sie zu begreifen. Dieß gilt besonders von dem Tanze der graziösen Frau, welcher wahrhaft ätherisch genannt werden muß. Das Publicum folgte jedem Schritte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und der Beyfall, welchen es dem Einzelnen wie dem Ganzen dieses herrlichen Pas schenkte, sprach es aus, daß es sich auch in seiner hohen Erwartung noch übertroffen fand. Außer diesem Pas glänzte Mad. Samengo-Brugnoli noch in einem Pas de cinq mit vier Tänzerinnen; Dlle. Fanny Elßler mit ihrer Schwester Therese und Hrn. Crombé d. ä. in einem Pas de trois, wobey nur zu wünschen blieb, daß sich im Orchester ein sichererer Geleitsmann gefunden haben möchte. Weniger auf Effect berechnet war ein Pas der Dlle. Dupuy mit genanntem Hrn. Crombé. Die Entrees und Balladiles, welche bey diesem Ballete mit großer Sorgfalt ausgearbeitet sind, wurden eben so präcis durchgeführt, so daß diese Vorstellung, welcher auch kein äußerer Reiz mangelte, unter die sehenswürdigsten gehört. Ein gedrängt volles Haus, welches sich auch bey der Wiederholung erneuerte, zeugte von der Theilnahme den die Künstler und das Werk gefunden hatten.

Academie.

Am 13. März wurde im großen Saale der n. ö. Herren Landstände zum Besten eines armen Familienvaters ein Concert gegeben.

Die Hauptnummern desselben bildeten drey Ouverturen aus: „Semiramide," „Don Juan," und „Egmont," also Werke der verschiedenartigsten Meister, für acht Pianoforte zu vier Händen eingerichtet von Hrn. C. Czerny, und vorgetragen von den HH. C. Czerny, Franz Chotek, T. Döhler, Jos. Fischhof, G. Lickl, Albin Pfaller, Wenzel Plachy, Sigmund Thalberg und acht andern ausgezeichneten Dilettanten. — Ein Cyclus von vornehmen Personen produzierte, wenn Referent nicht irrt, dieselben Piecen ebenfalls zu einem wohlthätigen Zwecke im großen Redoutensaale; und theils der Reiz der Neuheit, theils der wahrhaft entzückende Anblick, wie die fürstlichen Dilettanten keine Mühe, kein Opfer zu groß fanden, um das entsetzlichste Elend zu mildern, mochte ihnen damahls den rauschenden Beyfall erringen, der ihnen dießmahl keineswegs zu Theil ward. Die oben angeführten Nahmen, welche in der hiesigen Kunstwelt sowohl, als auch im Auslande die höchste Achtung in Anspruch nehmen, bürgen für die möglichst vollendete Ausführung, welche auch wirklich meisterhaft war, so daß die Kälte, mit welcher diese Productionen aufgenommen worden, nur der Composition zugeschrieben werden muß. Wir wollen hiermit nicht etwa das Verdienst des Hrn. Czerny verkennen; wir sehen recht wohl die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ein, und gestehen gern, daß die gewaltige Aufgabe mit möglichster Vollkommenheit gelöst worden; aber eben die Aufgabe ist es, welche die Gränzen des Pianisten überschreitet. Ein großer Meister könnte es wohl der Mühe werth finden, Salvator Rosa's kräftige Figuren in treuen Schattenrissen wiederzugeben, und es wäre der höchste Beweis seiner Meisterschaft; aber er würde seinen Eindruck auf die Menge verfehlen, die gewohnt ist, sich wonnig in das glühende Farbenmeer des Unsterblichen zu tauchen. Deßwegen gingen auch die Ouverturen aus der Semiramis und Don Juan ganz spurlos vorüber, nur Beethovens Riesengeist drang auch durch diese Metamorphose, und erwärmte. Größere Theilnahme erregte das Quator concertant für vier Pianoforte, componirt von Hrn. Czerny und vorgetragen von demselben und den HH. Döhler, Pfaller und Thalberg. Die Composition ist, ihrer Länge ungeachtet, sehr ansprechend und brillant, und es war ein in seiner Art einziger Genuß, den wahrhaft olympischen Wettkampf vier Künstler vom ersten Range anzuhören, von denen Jeder auf die herrlichste Siegerpalme Anspruch machen könnte. Fräulein Nina von Lukacs, eine Dilettantinn, sang eine Arie von Rossini. Galanterie und der wohlthätige Zweck verbiethen uns einen zu großen Maßstab anzulegen. Doch glauben wir, daß die schwache Stimme der Sängerinn, obwohl nicht unangenehm, und eine gute Schule verrathend, sich schwerlich jemahls zu einer höhern Bedeutung erheben dürfte. — Mit unübertrefflicher Anmuth trug die liebliche Dlle. Müller das artige Gedichtchen „Na" von Saphir vor, und erntete den rauschendsten Beyfall, und unser trefflicher Tietze sang ein sehr gelungenes Lied von Worzischeck mit der ihm eigenthümlichen Virtuosität und voll Gefühl. Der Saal war beynahe überfüllt.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Ritt. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.



Der Sammler

Dinstag, den — 38 — 29. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Fortsetzung.)

XVII.

Die Nachricht, welche die ausgeschickten Parteyen brachten, stimmten alle darin überein, daß der Feind Rheinfelden gegenüber lagere, den Herzog in vollem Rückzug glaube und nur schwer Geschütz von Breisach erwarte, um Laufenburg anzugreifen. Auf diese Nachricht hielt der Herzog am Morgen Heerschau, und da alle Abtheilungen sich vereinigt hatten, und der Verlust des vorigen Tages kaum in einigen hundert Mann bestand, so fand er sein Heer noch 6000 Mann stark, größtentheils Reiterey. Er sandte noch am nähmlichen Tage den General Taupadel nach dem Schwarzwalde, um von dieser Seite den Feind wo möglich zu umgehen, er selbst rückte längs dem Rheine bis Oberschwerstadt, wo er die Nacht blieb, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, der unbegreiflicher Weise, selbst nach dieser Gegend, keine Kundschafter ausgeschickt hatte. Auch General Taupadel hatte seinen Marsch ungehindert fortgesetzt, so daß er am Morgen früh mit der Reiterey vor dem Schlosse Bücken zu dem Herzog stoßen konnte. Das vereinigte Heer rückte nun den Rhein entlang, wo jenseits Rheinfelden die Kaiserlichen zwischen Warmbach und Nollingen hinter einem Graben sorglos lagerten. Ein Haufen Croaten, auf welchen die weimarischen Reiter unfern dem Schlosse Bücken gestoßen waren, brachte Allarm ins Lager und die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes nach Rheinfelden, wo der Herzog von Savelli, Johann von Werth und alle Generale und Obersten sich in größter Sorglosigkeit befanden. Johann von Werth glaubte anfangs, es sey nur ein Streifcorps und nicht das ganze Heer Herzog Bernhards, dennoch begab er sich eiligst ins Lager, wo er die Regimenter in der größten Bestürzung fand, und die Überzeugung erhielt, daß das ganze feindliche Heer im Anmarsch sey. Schnell ordnete er die Zerstreuten hinter dem Graben, warf Musketiere in das Gebüsch am Rhein, und besetzte mit dem Wahl'schen Regiment einen Wald, der den linken Flügel des Heeres deckte; hier übernahm er selbst den Befehl und unter ihm Enkvorth. Savelli stand, wie am ersten Schlachttage, mit den kaiserlichen Regimentern, die auch eine Schlachtordnung gebildet hatten, auf dem rechten Flügel, dem Herzog Bernhard gegenüber. Dieser ließ dem Gegner keine Zeit, seine Anordnungen zu vollenden. Unter dem Feldgeschrey: „Gott mit uns!" stürzten sich seine Regimenter gegen den Graben, während Rosen, der sich auch heute wieder Sperreuter gegenüber befand, das Gebüsch von den Musketieren reinigte und sich auf die am Rhein aufgestellten Dragoner und Croaten warf, sie schnell in die Flucht jagte, und auf die Regimenter Neuneck und Gehling einhieb. Der Herzog von Savelli that alles Mögliche, das Treffen wieder herzustellen, aber weder sein Beyspiel noch seine Drohungen konnten die Fliehenden

zum Stehen bringen, die Weimarer überschritten den Graben, Rosen nahm Oberst Sperreuter gefangen, und das Geschütz Herzog Bernhards, welches an diesem Tage zum ersten Mahle im Vorrücken feuerte, und bis dicht an das feindliche Fußvolk rückte, riß ihre Reihen nieder; Alles floh.

Auf dem linken Flügel war Johann von Werth nicht glücklicher. Ein panischer Schrecken schien die alten Schaaren der Liga ergriffen zu haben, die Regimenter Goltz und Horst wichen in der größten Unordnung, und auch dieser Flügel wurde in allgemeine Flucht aufgelöst. Da rettete das Regiment Wahl die Ehre des Tages. Johann von Werth, vom Feinde umringt, zu Fuß, da sein Pferd unter ihm todtgeschossen war, gelang es, sich bis zu diesen Braven Bahn zu brechen; er setzte sich an ihre Spitze und vertheidigte den Wald, warf drey Angriffe Taupadel's zurück, widerstand dem erneuten Anfall des Fußvolks, und schlug mit standhaftem Muthe die Aufforderung, das Gewehr zu strecken, ab.

Oberst Rosen, durch Sperreuter unterrichtet, daß sein Gegner sich auf dem linken Flügel befinde, rief einige Schwadronen Dragoner vom Verfolgen zurück, und jagte, nur das Gefecht im Walde vor Augen habend, mit verhängtem Zügel dahin. Noch dauerte der mörderische Kampf, doch war das Wahl'sche Regiment schon im Weichen, und wollte sich, Johann von Werth immer noch an seiner Spitze, durch einen wohlgeordneten Rückzug retten, als Rosen in seinem Rücken erschien, und die Braven, nach tapferer Gegenwehr, zwang, das Gewehr zu strecken. Auch Johann von Werth mußte sich gefangen geben, doch wandte er, schäumend vor Wuth, Rosen den Rücken, und übergab sein sonst so getreues Schwert einem Rittmeister von des Grafen Nassau Regiment. Rosen, den beleidigenden Brief vergessend, den er ihm geschrieben, begrüßte ihn freundlich und erinnerte ihn nicht an seine in Le haut clocher so trotzig ausgesprochenen Worte: „lieber todt, als gefangen!“ Johann von Werth aber, über sein Schicksal ergrimmt, dankte ihm kaum, wandte sich zu dem Officier, dem er sich gefangen gegeben und sagte barsch: „Führt mich hin, wohin es euch beliebt, aber nur weg von hier!“

General Taupadel und Rosen verfolgten nun die Flüchtigen mit der Reiterey, der Herzog aber blieb mit dem Fußvolk auf dem Schlachtfelde zurück. Als die Gefangenen vorgeführt wurden, empfing er den Herzog von Savelli, so wie den General Enkvorth freundlich, den Oberst Sperreuter hingegen wollte er nicht sehen, und ließ ihn sogleich nach der Festung Hohen-Twiel bringen. Als sich ihm Johann von Werth nahte, sah man augenscheinlich, wie der Herzog sich zu bekämpfen und seinen Zorn zu unterdrücken suchte; der freundliche Ausdruck seines Gesichts war verschwunden, sein Auge blickte finster auf den trotzigen Kriegsmann, der, gleich als wäre er der Sieger, auf den Herzog mit mehr Keckheit als Würde zuschritt. Dieser faßte sich in diesem Augenblick und wurde Herr seines Zornes. „Ey! welch ein unvermuthetes Zusammentreffen!“ war Alles, was er ihm zurief.

„Es ist das Glück Ew. fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über das ich mich nicht zu rechtfertigen weiß,“ erwiederte Johann von Werth muthig, und neigte sich zwar vor dem Herzog, doch eben nicht auf verbindliche Weise. Der Herzog, ohne ihm Weiteres zu sagen, stieg vom Pferde, entblößte sein Haupt, kniete nieder und dankte im Beyseyn der gefangenen Generale Gott für den errungenen Sieg.

XVIII.

Rosen, vom Verfolgen der Feinde zurückgekehrt, wo ihm der Rittmeister Graf Offa zum zweyten Mahle in die Hände gefallen war, besuchte gleich nach seiner Ankunft in Laufenburg Johann von Werth, der sich dort in leidlichem Gewahrsam befand. Obgleich Herzog Bernhard wohl Ursache gehabt hätte, gegen ihn aufgebracht zu seyn, so hatte er ihm doch, gleich den andern gefangenen Officieren, nur ehrenvolle Haft gegeben. „General!“ redete ihn Rosen, die Hand biethend an, was Johann von Werth jedoch nicht bemerken zu wollen schien, „ich komme euch meine Wette zu zahlen.“

Johann von Werth fuhr bey dieser Anrede rasch auf, sein Auge blickte zornig auf Rosen, denn er hielt die Worte seines Feindes für bittern Spott. Rosen jedoch fuhr ruhig fort: „Ihr seyd nicht mein Gefangener, sondern der des Generals Taupadel, mich trieb nur die Begierde, euch gegenüber zu seyn, vom linken nach dem rechten Flügel, da habe ich bloß das, was Taupadel unternahm, ausführen helfen, und mithin habe ich euch keinen Streich gespielt, wodurch ich die Wette gewonnen hätte.“

„Wie mir der Herzog sagte,“ unterbrach ihn Johann von Werth, „so hättet ihr den kühnen Gedanken zuerst gefaßt, umzukehren und uns zu überfallen?“

„Ich hatte ihn, theilte ihn dem Herzoge mit, aber in dem Geist dieses großen Mannes fand ich ihn schon gereift, schon Alles zur Ausführung angeordnet,“ erwiederte Rosen.

„Wahrlich viel Bescheidenheit!“ brummte der General vor sich hin.

„Wegen der Gefechte um die Wittenweyer Schanzen stehen wir uns gleich, aber am 31. October vorigen Jahres, wo ihr die Rheinbrücke nahmt und, verzeiht, eben nicht auf sehr galante Weise meinen Hochzeittag störtet, habt ihr wohl eigentlich die Wette gewonnen."

„Die Wette gewonnen? — Ja und nein, wie ihr es nehmen wollt!" erwiederte Johann von Werth, „der Streich, den ich euch damahls spielte, traf mehr den Mann als den Soldaten, denn euch war nicht die Obhut, nur die Aufsicht der Brücke anvertraut, und deßhalb, dünkt es mich, habe ich kein vollkommenes Recht. Was die Störung eures Hochzeittages betrifft, so wählte ich diesen Tag aus mancherley Gründen. Ich wollte euch und Manicamp entfernt wissen, und konnte nicht glauben, daß ihr so ungalant gegen eure Braut seyn würdet, sie an ihrem Hochzeittage zu verlassen, um mit euern paar Reitern nach Rheinau zu kommen. Manches, was mir Graf Ossa, der Vater, hinterbracht, mußte mich feindlich gegen euch stimmen, und führt auch jetzt noch eine Scheidewand zwischen uns auf. Überdieß," setzte er spöttisch hinzu, „hatte das Fräulein von Epp mir das Wort gegeben, mich, wo ich auch sey, zu ihrer Hochzeit einzuladen."

„Und Wort muß und soll gehalten werden!" fiel ihm Rosen in die Rede. „Aber wegen eures Schreibens und dessen, was Graf Ossa, der Sohn, euch von mir gesagt, glaub' ich, daß ich mich jetzt bey euch entschuldigen muß. Was euch der Graf hinterbracht hat, ist erlogen, hier Hand und Wort, daß ich nie etwas Unglimpfliches über euch sprach, nie einen Preis auf euer Leben setzte."

„Bube!" murmelte, die Faust ballend, Johann von Werth vor sich hin.

„Ja wohl ist es ein ehrloser Bube, der sein gegebenes Wort, binnen sechs Monath nicht gegen uns zu fechten, bey Rheinau und hier zweymahl brach."

„Gab er das?" fuhr Johann von Werth auf.

„Mit Eid und Handschlag!"

„So laßt ihn aufknüpfen, den ehrlosen Schurken, er hat es zehnfach an euch verdient!" rief er mit Heftigkeit. Rosen erwiederte hierauf nichts, sondern sagte mit verbindlichem Tone: „Da ich nun meine Wette verloren habe, General, so komme ich zu euch, sie zu zahlen. Unten stehen zwey tüchtige Rosse für euch, beseht sie nur, sie werden euch gefallen; sie sind von echt spanischer Race und kommen vom Cardinal Infanten; und hier sind die 200 Doublonen."

Während Rosen das Geld aufzählte, trat Johann von Werth, von seiner Liebhaberey zu Pferden verlockt, ans Fenster, die Rosse zu besehen. Wie erstaunte er nicht, als er die zwey Leibrosse, die ihm der Cardinal Infant im vergangenen Jahre verehrt hatte, mit Sattel und Zeug unten stehen sah. „Wie soll ich dieß aufnehmen?" fragte er, mit sich selbst nicht einig, ob er über diese Galanterie zürnen, oder sie dankbar annehmen sollte.

„Nehmt sie freundlich an," sprach Rosen verbindlich, „ich habe sie einem Reiter, der sie erbeutet hatte, für ein Spottgeld abgekauft — und dieß Geld werdet ihr, für den Augenblick wenigstens, brauchen können, da ihr wahrscheinlich ohne Baarschaft seyd."

Johann von Werth besann sich einen Augenblick, dann sagte er, Rosen die Hand reichend: „Zwar hat man mich nicht ausgeplündert, man hätte auch nichts bey mir gefunden, denn ich jagte, ohne an dergleichen zu denken, nach dem Schlachtfelde; doch nehme ich Geld und Pferde dankbarlich von euch an, nicht als Bezahlung der Wette, sondern als ein Darlehen, das ich euch hoffentlich werde wieder erstatten können. Die Wette habt ihr nicht verloren; ich habe euch so eigentlich nicht an Thaten, wohl aber ihr mich an Edelmuth übertroffen." Er umarmte Rosen, aber mitten in der Umarmung fuhr er auf — „Laßt den Buben hängen, Oberst Rosen, laßt ihn an den dicksten Strick hängen, den Elenden, thut es mir zu Liebe!"

Rosen vermied auch jetzt darauf zu antworten und fragte dann plötzlich: „Kam das Warnungsschreiben an meinem Polterabend von euch?"

„Nein!" erwiederte Johann von Werth unbefangen.

Rosen erzählte ihm hierauf die Begebenheit. „Das ist gewiß ein Bubenstreich von dem Ossa," sagte Johann von Werth, „wofür er doppelte Züchtigung verdient;" dann versicherte er dem Obersten nochmahls, daß es ihm jetzt leid thue, das Ziel seines Glücks so weit entfernt, und seinen Hochzeittag gestört zu haben; Rosen nahm die Sache als Scherz auf, und so schieden sie Beyde versöhnt und freundschaftlicher als je.

(Der Beschluß folgt.)

Das Porträt.

Ein Mahler hatte das Bildniß eines Musikers zu mahlen. Als es fertig war, zeigte er es einigen Bekannten des Letzteren, um ihr Urtheil zu vernehmen. Einer derselben wollte eine vollkommene Ähnlichkeit schlechterdings nicht anerkennen. Da hüpfte plötzlich der vierjährige Knabe des Musikers ins Zimmer herein, stellte sich vor das Bild und rief händeklatschend aus: „Mein Papa! mein Papa!" Das schmeichelte dem Mahler außerordent-

lich. Er warf sich in die Brust und rächte sich mit einem triumphirenden Gelächter an dem Tadler. Dieser aber wandte sich zu dem Kinde mit der Frage: woran es denn in diesem Porträt den Vater erkenne. „Ey!“ erwiederte der Kleine: „da an der — Geige.“

S — l.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

— (K. K. Hoftheater nächst der Burg.) „Der Blitzstrahl,“ Lustspiel in Versen und einem Aufzuge, von Dr. Müllner. (Neu in die Scene gesetzt.)

Wie störend der Alexandriner und der Reim überhaupt in Conversationsstücken, wo die freye ungebundene Rede nichts aufhalten soll, einwirken muß, wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Nur der Gallier, der seit undenklichen Zeiten seine poetischen Gestalten in knappanpassenden Cothurnen und Socken eingezwängt, am Gängelbande mit monotonem Geklimper zu leiten gewohnt ist, läßt sich den verjährten Besitz dieses falschen Schmuckes nicht nehmen, ja er ist ihm einigermaßen unentbehrlich geworden, um mit diesem nicht selten die seichten Formen zusammenzuhalten. Was die Gewohnheit einmahl als schicklich befunden, ließ sich nicht so leicht mit Stumpf und Stiel ausrotten. Dem Deutschen hingegen muß immer dieses Schellengeläute im Lustspiel fremd bleiben; und es gehört nicht wenig Kunstfertigkeit und Routine dazu, in diesem den Conversationston vorherrschen zu lassen. — Ein erfreulicher Genuß war uns daher das in Rede stehende Lustspiel, von Dlle. Car. Müller (Rosalie) und Hrn. Korn (Fritz) gespielt zu sehen. Das Stückchen wurde heiter und frisch, wie es der Dichter hervorgebracht, von diesen Repräsentanten des Gesellschaftstones dargestellt. Der ominöse Pantoffel, vor dessen Herrschaft Fritz so sehr sich in Acht nehmen will, übt nichtsdestoweniger seine geheime unsichtbare Gewalt im ganzen Thun Rosaliens über ihn aus, die zehn Schritte noch vor dem Eingange zu Hymens Tempel, das fertigste Talent besitzt, ihn recht meisternd zu schwingen. Der Dichtung sowohl als dem Spiele ward einstimmiger Beyfall zu Theil.

„Des Mahlers Meisterstück,“ Lustspiel in zwey Aufzügen von Johanna Franul v. Weissenthurn, zum ersten Mahle.

Herrmann und Waldauer, zwey deutsche Mahler, die ihrer Kunst in Rom leben, verlieben sich, ohne daß einer von dem geliebten Gegenstand des Andern etwas weiß, in eine schöne Römerinn. Der erstere sah sie im Vatikan, der andre bey einem Bilderhändler. Das Mädchen, das sie immer in Gesellschaft einer Duenna gesehen, ist ihnen unbekannt. Girolamo, der Farbenreiber, ward von ihnen beauftragt, den schönen Tiberengel auszukundschaften. Dieser bringt Nachricht, und es ergibt sich, daß beyde in eben dasselbe Mädchen verliebt sind mit Nahmen Giulietta, Nichte der Signora Eusebia Merlini. Sie greifen von Eifersucht getrieben zu den Waffen, Girolamo tritt vermittelnd dazwischen, und der ruhigere Waldauer weicht endlich willig dem feurigen Freunde. Doch begaben sich beyde in das Haus der Signora und ersuchten diese um die Erlaubniß ihre reizende Nichte mahlen zu dürfen. Die Signora aber protestirte eifrig dagegen, indem das Bild der Nichte, wie sie meint, nur ihr künftiger Gatte besitzen könne. Herrmann aber läßt sich nicht abschrecken und erbittet sich auch die Gunst, die verehrte Tante zu mahlen. Das wirkt. Die Alte wird kirre. Nun, sagt Hermann zu Waldauer, bin ich dein Freund? Hast du nicht lange gewünscht, das verehrte Bild der Signora zu besitzen? Nun habe ich dir diesen Freundschaftsdienst geleistet. Waldauer fällt wie aus den Wolken, möchte bersten vor Ärger, diese alten Ruinen, wie er sich ausdrückt, mahlen zu müssen. Allein aus Freundschaft zu Herrmann entschließt er sich endlich zu dieser Herkulesarbeit. Giulietta erhält indessen von dem Abschied nehmenden Herrmann den Wink am Fenster zu verweilen. Während Waldauer das Gesicht der Alten auf die Leinwand wirft, mahlt Herrmann im Zimmer einer Mahlerswitwe, der Wohnung der Signora gegenüber, das Bild der Heißgeliebten. Die Alte findet ihr Porträt, wie es Waldauer gemahlt, nicht schön — folglich nicht ähnlich genug, und noch hat sie auf den armen Mahler zu schimpfen nicht aufgehört, als schon Herrmann mit dem herrlichen Bilde der Geliebten eintritt. Nun erklärt sich Giulietta offen und innig für Herrmann, und die Tante, welche die täuschende Zunge der nachbarlichen Witwe scheut, und ihrem vorigen Ausspruch getreu: die Nichte und deren Bildniß darf nur Einer besitzen, entschließt sich endlich, da nun einmahl das schöne Bild Herrmanns Eigenthum ist, in die Verbindung einzuwilligen. Nur muß Herrmann, der so schön mahlen kann, auch die verherrten Züge der Signora noch vor der Hochzeit mahlen.

Die verehrte Dichterinn hat in diesem Lustspiele, das seinen Nahmen mit vollem Rechte führt, einen neuen Beweis ihrer eminenten Verdienste an den Tag gelegt. Hier sind urkräftige Gestalten, keine Karrikaturen, die den heiteren Scherz und die Lachlust herbeyführen. Die deutsche Schlichtheit, die Gebrechen des Zeitgeistes, die selbstgefällige Eitelkeit — kurz die sinnig aufgefaßten Erscheinungen des Lebens, sind die Elemente, die hier Komus ins Daseyn gerufen. Dabey ist die Charakteristik der Römer, die treffend gezeichnet sind, nicht zu übersehen. Den Kunstsinn will sich selbst der arme Schelm, der Farben vergiftet, nicht nehmen lassen; und Signora Merlini findet sich höchlich beleidigt, daß ein deutscher Mahler ihr Raphaels Werke im Vatikan habe erklären wollen. Solcher feinen Züge finden sich mehrere im Verlauf der Handlung. — Referent kennt wenig deutsche Lustspiele, die so rasch, lebendig und unterhaltend ohne Raststellen für ermüdete und abgespannte Lust fortlaufen. Der Dialog wetteifert mit dem Besten, was die Franzosen hierin aufzuweisen haben. Sind die Charaktere auch nicht alle nach Innen durchaus komisch bedingt, so bietet uns doch ihr heiteres Bewegen nach Außen, und ihr Eingreifen in die ergötzlichen Verhältnisse, genugenden Ersatz. Und so sey die verehrende Anerkennung, die Referent schon lange der geschätzten Dichterinn zu bezeigen gewünscht, hiermit auf das innigste ausgesprochen.

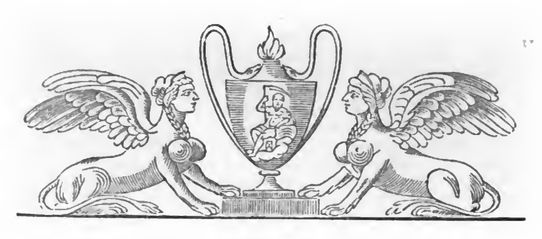
Die Aufnahme von Seiten des Publicums war höchst beyfällig. Die Dichterinn ward einstimmig gerufen, sie erschien, und dankte in gefühlvollen Ausdrucken.

Hr. Löwe (Waldauer), der das seltene Verdienst hat, eben so groß im Lustspiel, als in der Tragödie zu seyn, ließ auch in dieser Leistung seine Meisterschaft hervortreten. Die Scene wie er die alte Merlini mahlt, wirkte hinreißend. Hr. Fichtner gab den feurigen Herrmann sehr verdienstlich. Mad. Koberwein (Signora Merlini) ergötzte durch ihre natürliche, kunstreich gerundete Darstellung; Dlle. Peche (Giulietta) spielte diese minder bedeutende Rolle mit Zierlichkeit und innigem Gemüth, welches sich vorzüglich lebendig in ihrem Gesange im zweiten Acte aussprach. Hr. Wothe (Girolamo), ein wahrer komischer Proteus, überraschte heute ungemein durch sein vielseitiges Kunsttalent. Sein italienischer Dialect verdient besonders erwähnt zu werden. Das Zusammenspiel Aller war recht rasch und lebendig.

Letteris.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 39 — 31. März 1831.

Die seltsame Wette.

(Beschluß.)

XIX.

Der Herzog, welcher durch die zu seinen Fahnen übergetretenen Gefangenen sein Heer um 3000 Mann verstärkt hatte, schickte nach einigen Tagen Johann von Werth und Enkvorth, unter der Aufsicht Rosen's, nach Bennfeld und begann von Neuem die Belagerung von Rheinfelden, welches er auch nach kurzer Zeit eroberte.

Trotz der Flucht des Herzogs von Savelli, der sein gegebenes Wort gebrochen hatte, und von Laufenburg entflohen war, blieben Johann von Werth und Enkvorth auch in Bennfeld, wohin Rosen von Colmar aus vorangeeilt war, in anständiger Haft, so daß sie frey umhergehen konnten. Nur der Rittmeister Ossa, für den sein Vater schon ein bedeutendes Lösegeld, aber vergebens, gebothen hatte, ward auf dem Rathhause in finstern Kerker geworfen, und das Gerücht verbreitete sich durch die ganze Stadt, daß ihm der Prozeß gemacht, und peinlich gegen ihn verfahren werden sollte.

An dem Morgen nach seiner Ankunft wurde Johann von Werth in aller Frühe sonderbar überrascht. Oberst Rosen, stattlich gekleidet, trat zu ihm ein, und begrüßte ihn freundlich. — „General!“ redete er ihn an, „ihr habt meiner Verlobten den Vorwurf, und wohl mit Recht gemacht, sie habe nicht Wort gehalten. Diesen Vorwurf von sich abzuwälzen, schickt sie mich zu euch und läßt euch zu unserm Hochzeitfest einladen. — Habt die Güte euch anzukleiden, in einer halben Stunde werden die Glocken mich zur Kirche rufen, wohin ihr wohl Margarethe von Epp als Brautführer geleiten werdet.“

„Gern würde ich das schöne Fräulein zur Kirche führen, so wenig ich mich auch zu dergleichen Courtoisie tauglich fühle,“ erwiederte Johann von Werth, „wenn ein Schwert an meiner Seite hing. Zwar stand ich schon oftmahls, als ein Gefangener, vor ihr, aber da begleitete mich mein Muth und mein Schwert — Aber jetzt . . .“

„Nehmt einstweilen das meine,“ entgegnete Rosen, ihm sein Schwert reichend — „Gedenkt nicht mehr des Vergangenen, schlagt einer edlen Dame und einem wackern Kriegsmann seine Bitte nicht ab, und führt meine Braut zur Kirche.“

„Mit Freuden!“ erwiederte Johann von Werth.

„Nun so werde ich euch verlassen,“ sagte Rosen ihm dankend, „in einer halben Stunde, mehr Zeit gebraucht ihr doch nicht euch zu kleiden, kehr' ich zurück.“

„Das rasche Ankleiden habt ihr mir in Rheinfelden gelehrt,“ erwiederte Johann von Werth bitter lächelnd, „werde hier auch nicht mehr Zeit brauchen als dort, ihr sollt mich fertig finden!“

Als Rosen wieder zu ihm eintrat, fand er ihn reich

gekleidet, in echt soldatischem Glanz. „Weiß ich doch eigentlich nicht, ob ich recht thue," sagte er zu dem Eintretenden, „kommt mir die Sache wie ein Narrenspiel vor, das ihr aus Eitelkeit mit mir treibt; Hand auf's Herz, Wahrheit auf den Lippen, Oberst Rosen, was bewegt euch mich zum Brautführer zu wählen?"

„Der Wunsch meiner Verlobten war auch der meine," erwiederte Rosen mit Offenheit. „Wüßt' ich doch von allen Kriegern Deutschlands keinen, von dem ich mir lieber die Fortuna zuführen sähe, und das ist mir Margarethe von Epp, als von euch, durch dessen Gefangenschaft der Liga die Schwingen, mit denen sie uns so oft überflügelte, sattsam gelähmt sind."

„Nun dann, wenn dem so ist," sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd, „so führt mich zu eurer Braut, ich will mich so zierlich geberden, wie ein Hofschranz, nur muß ich mich hüten in des Fräuleins Auge zu schauen, sonst möchte mein Vorsatz scheitern. Kommt!"

Als sie in die Herberge traten, wo sie den Freyherrn von Epp, die Frau von Gemmingen mit ihrem Gatten und die Braut fanden, die heute eben so wie an jenem Tage, wo sie Rosen zum ersten Mahle sah, gekleidet war, nur daß heute ein Myrthenkranz statt der Orangenblüthe durch ihr Haar sich schlang, nahte sich ihr Johann von Werth mit steifer Zierlichkeit und redete sie an. „Fräulein," sagte er, „ihr meint, ich habe euch schwer beleidigt, aber dem ist nicht so. Man sagt, der glücklichste Tag im Leben einer Jungfrau sey ihr Hochzeittag. Seht! ohne mich wär' er für euch längst vorüber, da er euch nun heute noch so glückverheißend begrüßt, wie ich es in diesem Augenblick thue."

„Es sey euch vergeben, General," sagte Margarethe lächelnd, aber durch dieses Lächeln leuchtete doch ein wenig Freude, den gefürchteten Johann von Werth vielleicht als zweyfach Gefangenen vor sich stehen zu sehen. Sie reichte ihm die Hand, und schritt an seiner Seite mit königlichem Anstand in die Kirche, wo sie für ewig mit dem Manne verbunden wurde, der allein unter so vielen ihren Stolz zu beugen, ihr Herz zu gewinnen verstanden hatte.

Als die Glücklichen am Abend im traulichen Kreise der Ihrigen Hand in Hand saßen, Johann von Werth ihnen gegenüber, bald über den Ausbruch ihrer Empfindungen sich ärgerte, bald eine leise Stimme in seinem Innern kaum unterdrücken konnte, die Sehnsucht erweckend ihm zurief: — „Du entbehrst doch viel!" — sagte Margarethe schmeichelnd zu ihrem Gatten: „Lieber Rosen, ich fühle mich so unaussprechlich glücklich, und doch trübt etwas meine Heiterkeit. — Gewähre mir am heutigen, frohen, verhängnißvollen Tage eine Bitte, durch mein ganzes Leben werd' ich dir dafür dankbar seyn, — gib den gefangenen Grafen Ossa frey!"

Bey diesen Worten sprang Johann von Werth heftig auf und trat einen Schritt vor, während Rosen einen Augenblick sich bedachte, dann die Gattinn fest an sich drückend sagte: — „Er sey frey, wie du es wünschest. — Obgleich ich weiß, er hat nach meinem Leben getrachtet, er hat den Brief geschrieben, der mich ins Verderben locken sollte, so sey ihm vergeben, denn am heutigen Tage fühlt sich mein Herz zu glücklich, um nicht der Versöhnung geöffnet zu seyn."

„Das ist ein thörichter Edelmuth, Oberst Rosen!" fuhr Johann von Werth heftig auf, „einem solchen Schuft die Freyheit, und sogar ohne Ranzion zu geben; ich hätte ihn, so wahr ich Johann von Werth heiße, an den nächsten Baum aufknüpfen lassen, wie er es verdient!"

„Ihr Herr Feldmarschalllieutenant hättet recht gethan," erwiederte ihm Margarethe mit Stolz, „mein Gemahl aber hat gehandelt, wie die Welt von Oberst Rosen erwarten mußte."

Johann von Werth schien den Sinn dieser Worte nicht zu verstehen, war dadurch nicht beleidigt, und das gute Vernehmen zwischen diesen beyden so sehr entgegengesetzten Menschen wurde während Rosen's kurzem Aufenthalt in Bennfeld noch eher vermehrt, als gestört; — und als späterhin Johann von Werth als Gefangener nach Paris geschickt wurde, hatte Rosen oft Gelegenheit, ihm durch thätige Hülfe seine Freundschaft zu beweisen.

XX.

Margarethens Stolz, der aus einem eitlen — ein edler Stolz geworden war, fand in der glänzenden Laufbahn, welche ihr Gatte, selbst noch nach Herzog Bernhards frühem Tode, durchlief, sattsame Nahrung. Aber auch ihr Herz fühlte sich in dem Besitz Rosen's glücklich, nur das betrübte sie oft, daß sie während des verhängnißvollen, noch lange dauernden Krieges, auf den Genuß häuslichen Glücks Verzicht leisten mußte, denn nur selten konnte sie um ihren Gatten seyn. Erst als er nach dem Aufstand der weimarischen Reiterey, welche Türenne den Gehorsam aufkündigte, da er sie nicht unter Rosen's Befehl stellen wollte, von dem französischen Hof als vermeinter Aufwiegler der Truppen lange gefangen gehalten

wurde, konnte sie während eines ganzen Jahres seine Gefangenschaft mit ihm theilen. Nie gereute es sie, ihren Stolz vor ihm gebeugt, nie gereute es ihn, um dieß herrliche Weib gefreyt zu haben.

Johann von Werth vergütete späterhin durch einen prächtigen Schmuck für Margarethe und zwey stolze Andalusier die bezahlte Wette an Rosen. Oft noch standen sie sich während des Krieges gegenüber; aber nie mehr als erbitterte Feinde, denn die von keinem gewonnene Wette hatten sie längst aufgehoben.

Frühlingsmorgen.

Neu gestärkt sind unsre Glieder
  Durch den süßen Schlaf der Nacht,
  Und der goldnen Sonne Pracht
Strahlt in ihrem Glanze wieder,
  Jubelnd ist der Tag erwacht.
Segen thaut vom Himmel nieder,
Vögel singen frohe Lieder
  Und die ganze Schöpfung lacht;
Blumen hauchen in die Lüfte
Ihre nektarreichen Düfte,
  Bringen in dem Morgengruß
  Ihre Lippen uns zum Kuß.
Eilt in's Freye auf die Fluren,
  Schließt den Gram in eure Haus,
Bey der nahen Gottheit Spuren
  Weicht das Heer der Sorgen aus.
Horcht! in jedem Hauch der Lüfte
  Weht des Schöpfers Athemzug,
Der in Thäler und in Klüfte
  Frisch entsproßtes Leben trug.
Preiset Ihn, in Jubelliedern!
  Der die dürren Fluren tränkt,
Der den müden Erdenbrüdern
  Ruhe und Erquickung schenkt.

Janitschka, d. j.

Das Bandicut.

Dieß Thier ist etwas kleiner als ein Kaninchen, aber sehr fett und von weit besserem Geschmack. Die Bewohner von Neu-Südwales haben eine große Liebhaberey für dasselbe, und machen mit Eifer darauf Jagd. Es geschieht dieß auf folgende Weise: Wenn die Jäger einen Baum aufgefunden, an welchem die Tatzen des Thiers sichtbar sind, so klettert der Gewandteste von ihnen hinauf, um die weiteren Spuren zu verfolgen. Bey den Bäumen Australiens beginnen die Äste aber erst in einer bedeutenden Höhe des Stammes; daher machen sie sich während des Steigens durch Einschnitte in den Letzteren mit ihrem Tomahac (Jagdmesser) eine Art Leiter; oben angelangt bey der Höhle des Bandicut, welche gewöhnlich im Gipfel ist, nimmt der Jäger den langen Spieß, den er im Munde trägt, und stößt ihn in die Vertiefung hinab, wo möglich bis in den Grund. Ist der Spieß zu kurz, so steigt Jener bis zu der Stelle zurück, wo sich die Höhle endigt, was er dadurch ausmittelt, daß er an den Stamm klopft; hier arbeitet er dann ein Loch hinein, welches so groß ist, daß der Bandicut heraus kann. Oft bezeugt das Thier jedoch keine Lust seinen Sitz zu verlassen; in diesem Fall legt er Feuer in die Öffnung; nun springt es heraus, den Baum hinab, und die Hunde fallen darüber her. Hat eine Jagdgesellschaft fünf oder sechs Bandicuts gefangen, so werden die Thiere, welche man bloß ihres Felles entledigt, aber nicht ausweidet, in einen Haufen glühender Asche geworfen, halbroh wieder herausgenommen und verzehrt. Wozu die Männer nicht mehr Appetit haben, das bekommen die Frauen, und während diese sich die Überbleibsel schmecken lassen, schüren jene das Feuer von Neuem an, und umgeben es mit Tanz und lärmendem Gesang. Schon in der Entfernung gewahrt man, wo eine Bandicutsjagd gehalten wird, an den hier und dort brennenden Bäumen, aus welchen der Rauch wie aus Kaminen aufqualmt. Das Holz, welches in Neu-Südwales sehr trocken ist, entzündet sich mit reißender Schnelligkeit, und oft greifen die Flammen weit um sich her.

Ed.

Anekdote.

Der Dichter Thomson war bey seiner Ankunft in London in sehr beschränkten Umständen und bisweilen selbst um ein Mittagsbrot verlegen. Einer seiner Gläubiger benutzte daher das Erscheinen seiner Jahreszeiten, ihn setzen zu lassen, glaubend, auf diese Art am schnellsten zu seinem Gelde zu gelangen. Kaum hatte der Schauspieler Quin, der die Jahreszeiten gelesen, von der Verlegenheit des Dichters gehört, als er sogleich zu ihm eilte. „Wahrscheinlich kennen Sie mich nicht," redete er ihn an, nachdem der Gerichtsdiener ihn eingelassen hatte, „mein Nahme ist Quin." — Thomson erwiederte, daß er zwar der Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft sich nicht rühmen könne, wohl aber sein Nahme und seine Verdienste ihm nicht fremd wären, und bath Platz zu nehmen. Quin bemerkte hierauf, daß er gekommen sey, mit ihm zu Nacht zu speisen, das Essen bereits bestellt habe, und er solches entschuldigen möge. Als aber das Mahl beendigt und die Flasche dabey nicht geschont worden war, äußerte Quin, daß es nun Zeit sey, das eigentliche Geschäft abzumachen, und Thomson, der nicht anders vermuthete, als daß Quin etwas übers Theater mit ihm zu sprechen habe, versicherte, daß er im ganzen Umfange seiner Fähigkeiten ihm zu Diensten stehe. Allein Quin erwiederte, daß er sich irre. „Ich bin Ihnen hundert Pfund schuldig," sagte er, „und

heute gekommen, meine Schuld zu bezahlen.“ Thomson wurde verlegen und äußerte seine Verwunderung, wie ein Mann, den er wissentlich nie beleidigt habe, über sein Unglück spotten könne. „Nein, nein,“ versetzte Quin, „ich wiederhohle es, ich bin Ihnen hundert Pfund schuldig; hier sind sie.“ — Und dabey legte er eine Banknote von diesem Betrage auf den Tisch. Thomson bath um Aufklärung und Quin antwortete: „Als ich Ihre Jahreszeiten gelesen hatte, nahm ich mir vor, Ihnen in meinem Testamente hundert Pfund auszusetzen. Heute höre ich, daß Sie hieher gekommen sind. Da fiel mir bey, daß ich das Vergnügen, Ihnen die hundert Pfund auszuzahlen, ja eben so gut mir, als meinem Testamentsvollstrecker machen könne, zumahl Sie das Geld später vielleicht nicht so nöthig brauchen möchten als jetzt.

Ursprung des Wortes Capelle.

Das Wort stammt von Capa; von der „Kappe,“ und zwar von der Kappe, der Capa des heiligen Martinus, Bischofs von Tours. Das Kleid oder der Mantel desselben stand, wie der Heilige beym Leben, nach seinem Tode in solcher Achtung, daß er den Franken als Palladium galt. Die Könige reisten nicht und zogen nicht ins Feld, wenn nicht diese Capa, wie man seinen mit einer Kappe versehenen Mantel nannte, mitgenommen wurde. Wo sie rasteten, war gewöhnlich ein Bethhaus, Oratorium, und hier legte man, bis es wieder fortging, das Kleid des heiligen Martins nieder. — Davon erhielten allmählig diese Bethhäuser den Nahmen Capella, und die Geistlichen, welche den alten Mantel trugen und bewachten, wurden Capellani, Capelläne, genannt.

N o t i z e n.

Nachrichten von fremden Bühnen.

P a r i s.

Aus Anlaß des Concertes, welches P a g a n i n i am 8. März im Théâtre Royale de Musique gab, sagt die Gazette de France: „Wer P a g a n i n i nicht gehört hat, kann sich von seinem Talente keinen Begriff machen, und die, welche ihn höeten, bedürfen das Zeugniß ibeer Augen, um gewiß zu seyn, daß sie von ihren Ohren nicht geräuscht worden seyen. Es gibt in der That Augenblicke, wo die Violine unter seinen Fingern eine solche Ausgedehntheit annimmt, daß derjenige, der ihn hören würde ohne ihn zu sehen, sich übeereden möchte, es begleite ihn ein anderes Instrument. Diese Bemeekung machten während des Concertes mehrere Zuhörer, besonders als er eine militärische Symphonie auf einer (der G-Saite) vortrug. „Eine einzige Saite!“ rief eine junge Dame; „aber ich höre sie ganz deutlich alle vier.“ Diese Dame speach nur was sie fühlte, und doch konnte der ganze Saal bezeugen, daß Finger und Bogen des Virtnosen, (wir möchten ihn lieber einen Zauberer nennen) das G nicht einen Augenblick verlassen hatten.

Alle Notizen, alle Journale, alle Reisenden haben uns verschwenderisch mit allen Kunststücken P a g a n i n i's unterhalten; aber kaum Einer seiner Enthusiasten hat einee Eigenschaft erwähnt, die ee im höchsten Grade besitzt. Dieser Mann, welcher den ungeheueesten Schwieeigkeiten trotzt, und sie leicht, wie mit Kindeswaffen besiegt, besitzt Seele und Feuer. Er versteht wenn er will, sein Instrument singen zu machen, und auf diese Art erreicht er bey seinen Zuhörern jene geoße Wirkung, die sonst nur zu den Geheimnissen großer Sängeeinnen gehört. Sein Adagio, mit allem Rechte appassionato genannt, welches ee in der ersten Abtheilung des Concertes spielte, war ein waheer Leckerbissen für die Kennee. Obgleich lebhaft beklatscht, ist es doch gerade nicht dieses Genre, welches vom Publicum am meisten bewundert wird. Aber wer könnte den Enthusiasmus, das Entzücken schildern, mit dem es jeden Tact des zu oberwähnten militärischen Symphonie gehörenden Rondo briliant aufnahm!

Dieß war aber noch nicht genug. Nach diesem Strom von Beyfall und feeudigem Zurufe mußte er noch einmahl erscheinen, um die allgemeine Huldigung entgegenzunehmen. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Fremdartigkeit in seinen Manieren und seiner Aet zu danken bey uns Parisern nicht wenig zu dem großen Erfolge beytrug. Und doch, sagt man, scheute sich P a g a n i n i nach Paris zu kommen! Jetzt wied er waheschreinlich diese Stadt nicht mehe verlassen wollen.

Für den 20. Mäez ist sein zweytes Concert angekündigt.

L o n d o n.

Im „Morning“ Harald vom 21. Febeuar heißt es: „Kings Theater“ den 16. Febeuar „Richard und Zoraide.“ Diese Oper ist nicht besonders geeignet, die Fähigkeiten einer Prima Donna zu peoducieren, denn R o s s i n i legte zu wenig Inteeesse in die ihr zugetheilte Rolle. Demungeachtet gelang es der Mad. S i g l-V e s p e r m a n n, die Rolle der „Zoraide“ inteeessant zu machen, und wir sind immer mehe überzeugt von der Wahrheit unseeer eesten Bemeekung, daß nähmlich der einzige Defect in ihr ein Mangel an Stäeke der Stimme ist. Ihee Stimme ist rein, hell, zart und geläufig, mit allen andern Fähigkeiten und Aufwand. Ihre Ausführung ist schnell und richtig und in dieser Hinsicht gleicht sie viel der Stimme von D a v i d, ausgenommen, daß die Stimme der Mad. V e s p e e m a n n richtiger ist, doch weniger electrisch. Dann müssen wie ferner bemerken, daß der Geschmack der Mad. V e s p e r m a n n im Singen ganz mit den natüelichen Fähigkeiten ihrer Stimme übereinstimmt, Sie scheint ein feines Gefuhl für musikalischen Ausdruck zu besitzen, und die Seele in ihren Gesang zu legen, wie es der Componist sich gedacht hat. Dieses muß noch viel mehr in einem kleinern Raum bemerkbar weeden, als in dem hiesigen großen Opernhause. Die dritte und vierte Scene im ersten Acte waren die glänzendsten Momente dee Mad. V e s p e r m a n n. Als Schauspielerinn zeigte sie, daß sie ganz mit ihrer Kunst bekannt ist.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verlegee: A. S t e a u ß's sel. Witwe, Doeotheergasse Nro. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren vierteljährigen Pränumerationsbetrag mit 6 fl. W. W. zu entrichten.

Inhalt des Sammlers.

März.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Drey und zwanzigster Jahrgang.

1831.

April.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.



Der Sammler

Sonnabend, den — 40 — 2. April 1831.

Der Assassine.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

> Er steht, ein Fürst! Auf dieses Lebens Höhen
> Pflanzt er die Fahne, läßt sein Banner wehen.

Fünf Kreuzzüge, in welchen unermeßliche Schaaren des Morgen- und Abendlandes mit abwechselndem Glücke gestritten, hatten für die Christen mit dem Verluste der heiligen Stadt geendigt. Nur wenige Burgen an der Küste und in den Gebirgen Syriens wurden noch von einem Häuflein tapferer Templer vertheidigt, und längst würden diese den fruchtlosen Kampf um nackte, blutgetränkte Felsen aufgegeben haben, wenn nicht Gerüchte von einem sechsten Kreuzzuge im Orient erschollen wären. Bald ward die Sage, welche von jedem aus dem Abendlande ankommenden Schiffe erneuert worden, zu völliger Gewißheit, und eines Tages — es war an einem Dinstage, dem ersten Juny des Jahres 1249 — sahen die erschrockenen Muselmänner, von den Minarets von Damiette, das Meer, so weit das Auge trug, bedeckt mit Schiffen. Von dem Dschise von Damiette — der entferntesten Vorstadt, an der andern Seite des Nils, dem heutigen kleinen Dorfe Esbe gegenüber gelegen, und noch jetzt durch einen Stein- und Trümmerhaufen kenntlich — zählte Fakr Eddin, der Anführer der hier lagernden Reiterey, gegen achtzehnhundert feindliche Segel, ein Geschwader, dem an Größe gleich noch keines im Mittelmeer erschienen war. Ein Mann, nicht unwürdig, neben Gottfried von Bouillon, Balduin, Raimund und Tankred genannt zu werden, ein Feldherr von gleichem Seelenadel und gleicher Frömmigkeit, doch nicht von gleichem Glück, stand an des feindlichen Geschwaders Spitze. Dieser Mann war Ludwig der Neunte, Frankreichs heiliger König. — Drey Tage, während deren die, um das Cap Brûlos sich Bord an Bord versammelnden Schiffe eine schwimmende Meerstadt zu bilden schienen, vergingen; es rüsteten die Ägypter sich zum Kampfe; der heilige Ludwig versammelte seine Barone zum Kriegsrath. Endlich, Freytags den vierten Juny, begann die Landung. Alle die angekommenen Tausende begaben sich in kleine Fahrzeuge, und fuhren nach dem Ufer zu; sofort entbrannte der Kampf. — Als der König die Oriflamme entfalten sah, sprang er aus seinem Boote ins Meer. Bis an die Schultern im Wasser, stürzte er sich auf den Feind. Ihm folgten, dicht gedrängt, sein löwenkühner Bruder, Robert von Artois, der Fürst von Morea, der Herzog von Bourgogne und die Barone; hinter diesen das ganze Heer. — Fakr Eddin ward geschlagen, sein Heer zerstreut. Am andern Morgen fiel Damiette, die Stadt, welche noch vor ein und dreyßig Jahren eine Belagerung von sechzehn Monathen ausgehalten, ohne Schwertstreich den Kreuzfahrern in die

Hände, und Sonntags waren die französischen Fahnen bereits auf allen Thürmen aufgepflanzt.

Eine nur allzu nahe liegende, und vielleicht eben darum nicht in Anwendung kommende Klugheitsregel geboth jetzt, den in allen Richtungen fliehenden Feind bis nach Kairo zu verfolgen, und unter Begünstigung des Schreckens, welcher dem christlichen Nahmen voranging, sich der Hauptstadt der Kaliphen zu bemeistern. Leider war, in dem deßhalb gepflogenen Kriegsrath, der Graf von Artois der Einzige, der für die kühne Maßregel stimmte. Ludwig und seine Feldherren beschlossen den jüngern Bruder des Königs, den Grafen von Poitiers, der den Arrièrebann von Frankreich führte, zu erwarten, und sich bis dahin zu verschanzen. Auf diese Weise verstrichen drey Monathe nutzlos, und dieser Aufschub machte das Unglück des ganzen Feldzugs. Jener Arrièrebann — eine Art des Aufgeboths in Masse — ließ nur sehr schwer sich in Bewegung setzen, und die Vasallen Frankreichs zögerten mit ihren Contingenten von Woche zu Woche. — Noch einmahl schien indessen die Sonne des Glückes ihre Strahlen — es waren die letzten — den Kreuzfahrern zuzuwenden. Der Sultan von Ägypten, Nedsch Eddin, ein Fürst voll Tapferkeit und Klugheit, starb in der Blüthe der Jahre. Sein Tod entmuthigte das Heer. Ein rascher Angriff, und Kairo fiel ohne Widerstand. Aber auch dieser Zeitpunct ward versäumt.

Ein Weib durch Seelenkräfte weit über ihr Geschlecht erhaben, die Sultaninn Schegeret Eddur, rettete das Reich. Unter Beystand der Feldherren trat sie, bis Turanschah, ihr Sohn, aus Diarbekr angekommen, an die Spitze der Geschäfte. Alle Privatfehden einzelner feindlich gesinnter Stämme suchte sie zu schlichten, die Häupter der Gebirgsvölker vom Libanon und Sinai in das gemeinschaftliche Interesse zu ziehen.

Unter diesen Völkern ragte ein räthselhafter Stamm, dessen Überreste wir noch in unsern Tagen in den Schluchten des Libanons wiederfinden, hervor. Unter dem Iman Hassan Ben Sabbah hatte er 1090 in den Gebirgen Syriens ein kleines, aber dem ganzen Oriente furchtbares Reich gegründet. Auf dem Felsenschlosse Maszyad, oder wie es in den Miribüchern der Türken geschrieben wird, Meszyaf, dem Mesiade des Joinville, residirte der Emir — zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt — von den Kreuzfahrern, weil sein eigentlicher Nahme nie bekannt ward, gewöhnlich „der Alte vom Berge" genannt, obgleich das Alter des Häuptlings oft dieser Benennung widersprach. Der siebente Nachfolger Hassan's regierte in dieser Zeit den Stamm der „Bathenin," — Anhänger der innern Lehre — wie sie von den orientalischen Schriftstellern, oder der „Assassinen," wie sie von den Kreuzfahrern genannt wurden; sie selbst nannten sich „Ismailys," oder auch „Seïden." — Der Cultus dieses Stammes war fast gänzlich unbekannt. Unter den Kreuzfahrern herrschten hierüber wunderliche Meinungen, und auch bis heute noch haben viele europäische Reisende, ja selbst Eingeborne Syriens, vergeblich in die religiösen Geheimnisse des Ismailys, so wie der Drusen und der Anzheyris, einzudringen gesucht, und wahrscheinlich wird dieß noch lange der Fall seyn, da ihre die Kenntniß der geheimsten Glaubenslehren verschaffende Bücher, nur in dem Besitze weniger Auserwählten sind, die Masse des Volkes aber sich mit Beobachtung einiger äußern Gebräuche begnügt. Der Umstand, daß die Assassinen, wenn sie in den Heeren der Sultane stritten, den Gebräuchen des Islams folgten, unter Balduin dem Vierten aber, gegen den Erlaß eines kleinen Tributs, den sie an die Tempelherren zu zahlen hatten, sich erbothen, das Christenthum anzunehmen, läßt schließen, daß sie von der einen Lehre so weit wie von der andern entfernt geblieben, und wirklich besuchen noch heute die Ismailys, je nachdem sie in christlichen oder türkischen Städten sich befinden, bald die Moscheen, bald die Kirchen, in ihren Gebirgen aber keine von beyden. So wenig zahlreich auch die Krieger der Assassinen waren, so war doch schon in den früheren Kämpfen den Kreuzfahrern ein friedliches Verhältniß mit diesem Volke stets sehr erwünscht gewesen. Die Macht des Häuptlings dieses Volkes, wahrscheinlich erzeugt durch jene geheime Glaubenslehren, war unbegränzt. Ein Wort von ihm, und jeder Assassine ging in den gewissen Tod. Der feindliche Feldherr, so wie Jeder, den er dem Tode geweiht, er war verloren. In Mitte der Tausende, die ihn bewachten, fiel er vom Dolche des Assassinen, der sich, nach ihrem Ausdruck, „den heiligen Kampf" erwählt. Fast niemahls entfloh der Mörder; ruhig erwartete er den Todesstreich, und man bemerkte an ihm gewöhnlich einen Zustand von Trunkenheit, welcher, wie man behauptete, von dem unmäßigen Genuß einer berauschenden Pflanze — ungewiß, ob Hanf oder Bilsenkraut — arabisch Haschischeh genannt, herrühren sollte, und von der man jenen Begeisterten den Nahmen Haschischim ertheilte. Durch Verstümmelung dieses Wortes bildeten die Kreuzfahrer die Benennung: Assassinen.

Während das Christenheer, den Grafen von Poitiers erwartend, sich in seinem Lager immer mehr verschanzte,

hatten einzelne feindliche Trupps, auf eine fast unbegreifliche Weise, inmitten der Verschanzungen verschiedene kühne Streiche ausgeführt. Mehrere Hoffräulein der Königinn waren, auf einem Spaziergange vor den Thoren von Damiette, an hellen Tagen entführt worden. Fast jeden Morgen fand man angesehene Krieger in ihren Zelten von unbekannter Hand erdolcht. Unsichtbare Mörder waren bey Nachtzeit in das Zelt des Bannerherrn von Courtenay gedrungen; man fand den Ritter ohne Haupt in seinem Blute; in der Brust der am Eingange aufgestellten Schildwacht steckte ein arabischer Dolch. Gewöhnlich setzte man alle diese Thaten auf Rechnung der Assassinen, welche seit längerer Zeit schon mit den Templern, wegen einiger Vesten, so die letztern in der Gegend des Libanons besaßen, in Fehde lebten, und so war es kein Wunder, daß die Anführer des Kreuzheers mit diesem Gebirgsvolke vor Allen einen sichern Frieden zu schließen trachteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Geisterseher.

(Eine viersylbige Charade.)

Vater.

Schweig! sag' ich, du ewiger Widerspruchsgeist!
Wirst nimmer du enden zu streiten?
Dein Einwurf der ersten Zwey ledig beweist,
Du Trotzkopf woll'st Zank nur bereiten.
Ich sah das Gespenst mit drohender Hand,
Wie's grinsend dort schlich an des Kirchhofes Wand.

Sohn.

Euch zürnen, das bleibe in Ehrfurcht mir fern,
Doch sagt mir nur selbst, kann ich schenken
Dem Mährlein mein zweytes Paar Sylben wohl gern,
Muß ich nicht an's Ganze stets denken?
Die Todten mein Vater! sie schrecken uns nicht,
Drum glaubet, nichts war's, als des Traumes Gesicht.

F. W. J...l.

Anekdote.

Als West's Gemählde „der Tod des General Wolf," in der königlichen Academie zu London ausgestellt wurde, ging Garrick eines Morgens sehr früh dahin, um es ungestört zu besehen, indem während der spätern Stunden das Gedränge der eleganten Welt zu groß war. Allein dieselbe Ursache hatte bereits Mehrere zu gleichem Gange veranlaßt. Garrick fand daher die Gesellschaft ziemlich zahlreich und in ihr eine junge Dame, deren Schönheit nicht ihr einziger Vorzug war. Ihre Bemerkungen über einige Gemählde zeugten von ihrem feinen Geschmacke und von einer nicht ungewöhnlichen Kenntniß der Kunst. Alle, die ihr nahe standen, hörten sie mit Vergnügen, und Garrick, welcher den Meisten unbekannt war, sagte ihr manch' artiges Wort. Unter allen Gemählden gewann Wolf's Tod das vorzüglichste Lob. Auch die junge Dame stimmte darin ein, und belegte den Grund ihres Ausspruchs, meinte aber, der Ausdruck scheine ihr nicht vollkommen richtig, es fehle etwas in den Gesichtszügen des Generals, was sie nicht zu bezeichnen wisse, es liege, wie sie sagte, eine zu glücklich porträtirte Mattigkeit darin. Die Gesellschaft war damit nicht einverstanden, und die dießfallsigen Äußerungen machten die Freunde der jungen Dame verlegen. Allein Garrick hatte ihr aufmerksam zugehört, und auf diese Veranlassung das Gemählde noch schärfer durchdrungen. Er bath nun um Erlaubniß, die Meinung der jungen Dame unterstützen zu dürfen, in der Hoffnung, wie er sagte, die Gesellschaft von der Richtigkeit ihres Urtheils zu überzeugen. Ihre Bemerkung sey dahin gegangen, daß in den Gesichtszügen des Generals etwas fehle; er wolle nun suchen, von diesem Etwas die Idee anzugeben. Und sogleich nahm er die von dem Mahler gewählte Stellung, bath zwey Herren, ihn zu halten, und zeigte genau in seinem Gesichte die Züge des Gemähldes. Dann aber belebte er die Züge mit dem Ausdrucke des Entzückens, welches, nach der Erzählung, der sterbende General bey den Worten: „Sie laufen" — „Wer läuft?" — „Die Franzosen" — empfunden haben soll, und hielt diesen Ausdruck lange genug fest, um jedem Anwesenden Zeit zu lassen, ihn mit dem Gemählde zu vergleichen, und die unglaubliche Wirkung seiner Darstellung zu fühlen. Als jedoch alle Anwesende in lauten Beyfall ausbrachen, erklärte Garrick, daß dieser nur dem Urtheile der jungen Dame gebühre, welche vielleicht die einzige Verbesserung angegeben habe, deren das Meistergemählde fähig sey.

Spruch nach Volckhardt.

Nicht überspannt und nicht gemein —
So muß ein Lied beschaffen seyn.

S — t.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Dinstag den 22. März zum Vortheile des Hrn. Schaffer: „Der Mann vom Berge, oder: die Freundschaftsprobe,“ romantisch-komisches Phantasiegemählde mit Gesängen, Tableaux und Gruppirungen von Joh. Ed. Gulden. Musik von Hrn. Capellmeister Riotte.

Wolfgang Menzel bemerkt in seinen Streckversen: „So viel Einbildungskraft hat leicht jeder Mensch, daß er sich auf sich selbst etwas einbildet,“ und insofern kann auch die in Rede stehende Erscheinung den Nahmen Phantasiegemälde in Anspruch nehmen. Sonst haben wir kaum etwas Phantastisches, sondern nur ganz Alltägliches und Abgedroschenes auffinden können. Von Wilsen (Hr. Windisch), ein Güterbesitzer (sic!), muß durchaus von einem Bären grimmigerweise verfolgt werden, damit der Mann vom Berge (Hr. Schaffer) ihm erscheinen und ihm die wichtige Wahrheit mittheilen könne, daß Schmarotzer — keine Freunde sind; der arme unerfahrene Mensch (ein ausgetretener Schiffsoffizier) kann ihm dieß natürlich nicht so geradehin glauben — da streckt der Hohe die Hand aus und ein Gut geht in Flammen auf, das andere, welches eben ausgespielt werden soll und von welchem nur einige wenige Loose abgesetzt worden sind, muß durch eines dieser wenigen gewonnen werden — car tel est mon plaisir, — Wilsen steht da und die Freunde laufen dahin. Er sollte nun eigentlich die Trümmer seines Vermögens zu retten suchen, aber nein! — er schläft ein wenig, damit ein paar schöne Decorationen erscheinen und ein imposanter Actschluß herbeygeführt werden könne. — Der zweyte Act führt uns zu Flinzerl (Mad. Rohrbeck) Wilsens Verlobte, welcher er sein letztes Rittergut verschrieben hatte. Man sieht Leute herkommen und weggehn, ohne daß man recht weiß warum, bis endlich Wilsen erscheint, und von ihr das halbe Gut zurückbegehrt. Sie sagt nein! und er — zieht den Degen, um sich echt theatralisch zu rächen — da erscheint der vielerwähnte Mann, moralisirt uns ein langes und breites vor, und führt ihn in den Tempel der Freundschaft. Hier trifft Wilsen seinen vormahligen Gärtner (Hr. Fermier) welchen er verstoßen, und welcher durch ein in Compagnie mit dem Bader Schneidt (Hr. Ign. Schuster) von dem Deus ex machina gekauftes Loos das Gut gewonnen hat, der ihm aber nun nicht nur dieses zurück, sondern auch seine Tochter Marie (Dlle. Fröhlich), in welche sich Wilsen im Traume (!) verliebt hat, zur Frau gibt.

Der Inhalt ist so abgenützt und unbedeutend, daß sich vorzüglich in diesen Zeiten, wo das Publicum auch an dergleichen Producte höhere Anforderungen zu machen gewohnt ist, der Erfolg leicht voraussehen ließ. Das Stück hat die „Freundschaftsprobe“ schlecht bestanden; denn die Zuschauer konnten sich keineswegs damit befreunden. Die Charaktere sind mitunter recht ergötzlich, wohin wir nahmentlich jenen des Baders (woran jedoch wie wir glauben der geniale Darsteller das meiste Verdienst hat) Sturms und Muckis rechnen können, auch sind einige Scenen nicht übel, und hie und da einige Witzkörner gestreut, wie Stückchen Speck in einer Mausfalle; aber das Publicum läßt sich so leicht nicht fangen, und es ließen sich schon bey den nächsten Vorstellungen nur ziemlich unbeträchtliche Fragmente von dem „furchtbaren, vielköpfigen Richter“ blicken, welche noch überdieß mit den gewissen Dichtern und Schauspielern so angenehmen Schwingungen der Hände sehr ökonomisch zu seyn schienen. — Die Musik von Riotte ist fleißig gearbeitet, und melodiös. Als besonders gelungen müssen wir den ersten Chor, die Arie des Hrn. Schuster in der Kirchtagsscene, und die Arie der Mad. Rohrbeck im zweyten Acte erwähnen.

Nebst der, wirklich liberalen Ausstattung und der artigen Musik trug die, meistens gerundete Aufführung viel dazu bey, den lecken Nachen wenigstens am ersten Abend vor dem Sinken zu bewahren. Hier, wie überall, nimmt nun unser trefflicher Schuster den ersten Platz ein. Der Humor, welcher unerschöpflich aus diesem komischen Proteus hervorströmt, waltete auch heute in seiner wohlthuenden Frische und bewährte seine Kraft. Rauschenden Beyfall erwarb sich besonders der einzige Vortrag des artigen Liedchens im zweyten Acte. Hr. Sartory gab den alten Prahlhans mit vieler Wahrheit. Hr. Tomaselli konnte sich in den Böhmen nicht recht hineinschicken. Der beständige Wechsel seiner Aussprache ließ seine Unsicherheit unangenehm hervorstechen. Die Damen Rohrbeck, Fröhlich und Schack und die HH. Fermier, Landner und Kemetner sind lobend zu erwähnen. Der wackere Beneficiant, welcher sich mit Recht eines sehr vollen Hauses erfreute, erhielt mannigfaltige und nicht unverdiente Beweise der Theilnahme, und dankte, hervorgerufen, in sehr gewählten Ausdrücken.

The Veritable.

Concertanzeige.

Am Ostermontage, den 4. April, wird das schon früher angekündigte, eingefallener Hindernisse wegen verschobene große Vocal- und Instrumental-Concert der bekannten Sängerinn Mad. Garcia-Vestris, im k. k. großen Redoutensaale um die Mittagsstunde Statt haben. Dieses Concert dürfte dem Musikfreunde um so interessantere Genüsse biethen, da außer der Concertgeberinn die geschätzten Talente der Dllen. Sabine und Klara Heinefetter, des Hrn. Wild, des Fortepianospielers Hrn. Chopin, der H.H. Böhm, Helmesberger, Merk und Gebrüder Lewy mitwirken werden. — Eintrittskarten in die Gallerie zu 1 fl. 20 kr. C. M., in das Parterre zu 1 fl. C. M. erhält man an der Casse des k. k. Hofoperntheaters nächst dem Kärnthnerthore und am Concerttage bey der Casse am Eingange der k. k. Redoutensäle.

Anzeige.

Directionen, welche meine neueste, beyfällig aufgenommene, in der „Theaterzeitung“ und im „Sammler“ so günstig beurtheilte Parodie: „die Kathi von Hollabrunn,“ mit Musik von Riedezki zu überkommen wünschen, belieben sich mittelst portofreyer Briefe an mich zu wenden. Ich glaube noch bemerken zu müssen, daß selbe überall Eingang finden dürfte, wo das Original: „das Käthchen von Heilbronn,“ auf dem Repertoir sich befände.

Carl Meisl,
Josephstädter Glacis Nr. 8.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 41 — 5. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende des Junymonaths hatte sich das christliche Lager, umgeben von mächtigen Verschanzungen, schon ungemein erweitert. Der rechte Flügel desselben lehnte sich an den Nil, der linke endete, in der Entfernung einer Stunde, in dem flachen Gelände. Auf ersterem — dem gefährlichsten, wegen der nahen feindlichen Barken, und also dem Ehrenposten — lagerten die Tempelherren unter ihrem Großmeister, Wilhelm von Sannac, und eine Postenkette der Turcopolen, wie man die leichte Reiterey des Ordens nannte, bewachte, in der Entfernung dreyer Pfeilschüsse, die Außenseite ihres Lagers.

Wir finden in der Nacht des 30. Juny eine dieser Feldwachen, wie man sie in der Kriegersprache unserer Zeit nennen würde, ein Häuflein von etwa zwanzig Pferden, auf einem, von einer einzelnen Dattelpalme gekrönten, dicht an dem Ufer des Nils gelegenen Hügel aufgestellt. Die Hitze des Tages hatte ziemlich nachgelassen, und Mond und Sterne erleuchteten die Gegend mit einer Klarheit, von der sich der Nordlandsbewohner kaum einen Begriff zu machen im Stande ist. Weit und breit herrschte eine Todtenstille, und deutlich hörte man, sobald ein leiser Luftzug daherstrich, das Aneinanderschleifen der schilfartigen Blätter der Papyruspflanze, welche in großen Massen die sumpfigen Ufer des sich langsam daherwälzenden Flusses kränzte. Da die Mondeshelle erlaubte, jeden Stein der flachen Gegend, jede einzelne der leicht gekräuselten Wogen, auf denen der Strahl des Mondes zitterte, in großer Weite zu überschauen, so war die Mannschaft des wachhaltenden Haufens bis auf einige Wenige abgesessen, und auch der Anführer des Trupps hatte einige Schritte von seinen Untergebenen entfernt, am Fuße des Palmbaums, in halb sitzender, halb liegender Stellung Platz genommen. Der Ritter — es war ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren — schien, seinem Äußern nach, dem Tempelorden anzugehören; doch widersprach diesem das auf dem Leinenmantel, der die leichte Rüstung barg, ermangelnde rothe Kreuz. Der schwere, hochbefiederte Eisenhelm ruhte an des Jünglings Seite, und nur die dunkeln Locken beschatteten noch einigermaßen das sonst vom Mondstrahl hell erleuchtete Antlitz des jungen Mannes, welches französische scharfe, dabey aber ungemein edel gebildete Züge zeigte. Das große schwarze Auge des Ritters, das der Ausdruck eines tiefen, fast bis zur Traurigkeit gesteigerten Ernstes deckte, war auf einen zur Seite des Jünglings sitzenden Mann gerichtet, der, wie es schien, mit vieler Zufriedenheit den Inhalt einer mächtigen Kürbisflasche versuchte. Das Gesicht desselben, welcher beynahe über die Mitte des Lebens hinaus war,

erschien in der Form des Vollmonds, und eine ganz besondere selbstgefällige Behaglichkeit war über die, einen deutschen Ursprung verrathenden Züge des Mannes ausgebreitet. Das rothe Kreuz bezeugte, daß der, übrigens so friedlich Aussehende, die Beschwerden eines Feldzugs im Orient nicht gescheut.

„Eine angenehme Gottesgabe!" hob nach Verlauf einer langen Pause, in welcher er die Quantität des Restes in der Flasche durch Schütteln erkundet, der Mann zu sprechen an. „Verum donum Dei! bey dem das alte Sprichwort: Vinum delectat und so weiter, wohl anzuwenden! Bey alledem ziehe ich den Wein des Rheingaues, so wie ich solchen noch vor Jahresfrist in meiner Vaterstadt, dem edlen Straßburg getrunken, diesem Gewächs, welches ich jedennoch nicht verachten will, bey weitem vor. — Doch, lieber Erard, wo bin ich stehen geblieben?"

„Als ihr hörtet," — entgegnete der Ritter.

„Ja," sprach der Mann, „als der Marschall Renaud de Vichiers mir erzählte, daß Erard de Severy aus Accon angekommen, so könnt ihr denken, daß Jean de Vassey nicht eher Ruhe fand, als bis er seinen Zögling aufgesucht. — Beyläufig dürft ihr euch nicht wundern, daß ich den Nahmen Johannes Wasse in Jean de Vassey umgewandelt. Da ich aus dem Dienste des Seneschalls, wie ich euch bereits erzählt, in den des Patriarchen übergegangen, so glaubte ich dieses, um des Decorums willen, nicht unterlassen zu müssen. Es klingt besser und kostet nichts. — Aber ihr lächelt, Erard! Nun seht, mein, wie ich gern gestehe, geringes Ingenium hat mich auf einen nicht eben niedrigen Punct gestellt. Meine Latinität, über die ihr euch — als ihr, zuerst dem geistlichen Stande bestimmt, gleich einem Bücherwurm, in den Alten wühltet — oft lustig gemacht, sie ist es, die mich zu Ehren bringt. Mein Küchenlatein, wie ihr es oft genannt, es könnte mir, so Gott will, wohl noch weiter helfen. — Hic video te quassare caput, et audio te dicere: Hoc mihi est nimis rotundum! und gern glaube ich es euch. Hört aber nun den Grund, worauf ich meine Hoffnung baue. Der Erzbischof, ihr wißt es, ist ein wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter Mann. Als der Hochwürdige mich eines Tages bey meinem Herrn, dem Seneschall von Joinville, sah und fand, daß ich außer gründlicher Kenntniß der mit Recht in den Klöstern üblichen Latinität auch in der ciceronischen nicht ganz unbewandert sey, so geruhete er, nach eingezogener Erkundigung über meinen Wandel, mich bey der Hand zu fassen, und sagte: Du sollst mein Secretär seyn! — Und somit bin ich, mit Zustimmung des Seneschalls, denn dieß geworden."

„Hat er gealtert, der Seneschall?" fragte der Ritter mit einem Ausdruck, der auf schmerzliche Erinnerungen deutete.

„Nicht eben bedeutend," entgegnete Vassey, „er ist noch ganz derselbe, wie ihr ihn vor drey Jahren verlassen, kräftig, obwohl beynah ein Greis, rauh, stolz und kühn, doch groß und edelmüthig."

„So war er, ja!" erwiederte der Ritter mit tiefem Seufzer.

„Ach, lieber Erard!" hob Vassey, nachdem er noch einmahl der Kürbisflasche zugesprochen, wie im Andenken der Vergangenheit befangen, an: „Ach, hätte doch Ritter Humbert, euer seliger Herr Vater — sit illi terra levis — manchmahl auf eurer Mutter und meine Ermahnungen gehorcht! Hätte er an Pracht und Aufwand es nicht seinem Lehnsherrn, dem Seneschall, zuvorthun wollen, ihr säßet heute auf Severy, und wäret ein reicher Erbe."

„Reich vielleicht," entgegnete Erard mit dumpfem Tone, „doch glücklich nicht."

„Es war doch eine schöne Zeit auf Burg Severy!" fuhr Vassey, die Rede des Ritters überhörend, fort. „Ich meine nicht den Saus und Braus, ich meine die stillen Intervallen, welche freylich selten genug waren. Ihr, Erard, waret mein Lieblingsschüler, denn euer älterer Bruder wollte nichts von Wissenschaften hören. Schade, daß dieser auch so früh dahinstarb, und ihr die angetretene Bahn, als einziger männlicher Sproß, verlassen mußtet. — — Ja, wie gesagt," sprach Vassey nach einer Pause, in der er mit dem langen Ärmel sich eine der Erinnerung geweihte Thräne aus dem Auge wischte, „noch immer erinnere ich mich mit einem gewissen Heimweh jener Tage! Wißt ihr wohl noch, wie lieblich es in jener Laube war, in welcher ich euch an heitern Tagen in litteris unterrichtet? Man konnte aus dem grünen Kämmerlein die freundliche gesegnete Gegend von Joinville überschauen. Nun, meine alten Augen werden jene freundlichen Gefilde wohl niemahls wiedersehn! Fuit Ilium! lieber Erard — Und wenn wir dann," fuhr Johann wehmüthig fort, „dort etwas länger, als gewöhnlich, uns verweilt, so schickte Ritter Humbert nach mir. Ich wußte dann schon, daß der Prior aus Joinville angekommen, und es wurde in dem kleinen Erkerstübchen manch ein vernünftig Wort gesprochen. Nun, auch der gute Anafestus ist dahin! Als ich, bald nach dem Tode eures Vaters, und auf Befehl des Seneschalls,

eures Vormundes, in dessen Dienste ich getreten, nach Straßburg reiste, um dort, wo möglich, den Gläubigern Ritter Humberts etwas abzudingen, erhielt ich den letzten Brief des guten Priors.

„Waret ihr," fragte Erard, „seit jener Zeit noch einmahl auf Severy?"

„Bewahre," entgegnete Vassey. „Die Erinnerungen hätten allzu schmerzlich mich bestürmt. Was sollte ich auch in der unbewohnten, öde stehenden Burg?"

„Ich war dort!" sprach der Jüngling mit schmerzlich bitterm Tone. „Ich war dort an jenem Unglückstage, an welchem ich Joinville verließ, um mich nach Palästina zu begeben. Ich wollte die alte Halle, die mich gebar, die Burg, in welcher mein Geschlecht dreyhundert Jahr gehaust, den Garten, jedes Fleckchen, so mir in meinen Kinderjahren theuer war, bevor ich auf ewig von ihnen schiede, noch einmahl wiedersehn; ich wollte Abschied nehmen! — Johannes!" schloß der Ritter mit bitterm, wilden Lachen, „ihr nanntet den Steinhaufen unbewohnt! Ich fand ihn nicht so; im Gegentheil, es war Alles recht munter und belebt. In den Hallen, welche oft nicht die Menge der Gäste fassen konnten, tönte der Flügelschlag des Raubvogels; sein schrillender Ruf ersetzte den Lärm der Geiger und Pfeifer. Aus jener von euch erwähnten Laube führte das wilde Huhn die in dem kniehohen Unkraut ausgebrüteten Jungen mir entgegen. Auf der faulenden Zugbrücke heulte ein einsamer Fuchs."

Schweigend, und doch, als wolle er den Ritter bitten, in seiner Schilderung aufzuhören, reichte Vassey dem Jünglinge die Hand, während einige Thränen ihm über die dicken Wangen rollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Menschenwerth.

Es sitzt ein Mägdlein, wunderlieb,
Verklärten Blickes, still und trüb,
Und schaut hinaus in weite Ferne
Und blickt hinauf zum Glanz der Sterne.

Bist jung, und schön, und blühend sehr,
Was drückt dich Kind denn gar so schwer?
Was suchst du in der weiten Ferne,
So emsig forschend, und so gerne?

Das Herz das ist ihr gar so bang,
Das schlägt im vollen Lebensklang,
Drum sehnt es sich vom Staubgewimmel
Hinauf in Vaters Sternenhimmel.

Ein Engel selbst das süße Kind,
Möcht's hin auch, wo die Englein sind,
Daß es sich dem Staub enthebe,
Daß es licht im Schimmer lebe.

So sitzt das Mägdlein, wunderlieb,
Verklärten Blickes, still und trüb,
Und schaut hinaus in weite Ferne,
Und blickt hinauf zum Glanz der Sterne.

Da faßt es mich mit Allgewalt,
Zu nah'n der himmlischen Gestalt,
Mit zartem Wort, und stillem Beben,
Nur ihr zu weih'n mein ganzes Leben.

Dem Mägdlein wird so wohl und bang,
Sie staunet süß, und staunet lang,
Vergißt die Engel und die Sterne
Des Menschen wegen gar so gerne.

Siegfried Beer.

Das Essen zur See.

Wer auf der See mit Geschmack und Grazie zu speisen vermag, der allein kann erst sagen, daß er weiß, wie man bey Tische essen muß. Bey der Tafel auf dem festen Lande kommt es nur darauf an, die Speisen mit Anstand und Manier, reinlich und zierlich, sittsam und bescheiden zum Munde zu bringen, zu kauen, zu verschlucken, mit einem Trunke Wein zu begleiten und höflich eine Gesundheit herauszubringen. Auf der See muß man erst lernen, wie man es anfange, daß die Speisen nicht unter den Tisch fallen, denn bald fliegt, wenn sie hohl geht, ein Stück Fleisch auf den Schooß herunter, bald kommt der Pudding ins Gesicht geschossen und ergießt seinen ganzen saftigen Inhalt; jetzt hüpft der Bissen von der Gabel hinab, und will man einmahl nachtrinken, so läuft das ganze Glas in den Busen, statt daß es sich in den Mund entleert. Kurz, auf der See erst lernt man bethen, aber auch gehörig essen und trinken, wie es keiner von uns Allen kann.

Von englischen Dampfschiffen und zierlichen Fregatten 2c. ist allerdings dieses nicht gültig. Es sind da Vorkehrungen getroffen, wodurch der größte Theil solcher komischen Unfälle verhütet wird. — r.

Bestimmung des Mannes.

So wie das Weib nur durch Liebe, durch Sanftmuth zu herrschen versteht*),
Also muß es der Mann einzig durch klare Vernunft.
Nicht den eitlen Genüssen weih' er das kraftvolle Leben,
Sondern er greife mit Macht, thätig in's Triebwerk der Welt.
Nach seinen Kräften, Talenten erfüll' er die Pflichten des Bürgers
Und das gegebene Wort gleiche dem Fels in der See.
Strenge und ehrlich erklimm' er des Glückes goldene Berge,
Denn nur bey redlichem Sinn zollet ihm Achtung die Welt.
Zweyerley Lieb' erkennet das Weib — für Kinder und Gatten,
Aber es schließe der Mann König und Vaterland ein.

J. B. v. Rettich.

Auflösung

der viersylbigen Charade im vorigen Blatte:

Aberglaube.

---

*) Siehe: „Bestimmung des Weibes," Sammler Nr. 5 v. d. J.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Nach beynahe sechsjähriger Verborgenheit wurde Beethoven's „Fidelio“ wieder an das Tageslicht gezogen, in welchem es hell strahlte, und eine wohlthätige Wärme auf alle echt-musikalisch gebildeten Gemüther ausströmte. Wir wollen dieses Werk nicht loben; wer die wunderbaren, hinreißenden Schönheiten desselben fühlt, bedarf der kritischen Nachhülfe nicht; und dessen Herz dafür verschlossen ist, oder sich selbst verschließt, dem würden wir es nicht öffnen, wenn uns auch Merkur, der Gott der Beredsamkeit, die Gabe der Überzeugung eingeflößt hätte. Also nicht kritisch beleuchten, nur erzählen wollen wir. Die Oper wurde mit einem Enthusiasmus angehört, der um so unverdächtiger ist, da der Tonsetzer nicht mehr unter uns wandelt; da er leider! von einer großen Anzahl seiner ehemahligen Mitbürger so gut als vergessen ist, und da es eine gute Anzahl Musikliebhaber gibt, die gleich den Dandy's der Hauptstädte alles verketzern, was nicht nach dem letzten Modegeschmack ist. Aber wohl der Musik, daß die großen Schöpfungen ihrer Geweihten nie das Schicksal des Flitterstaates haben können, daß sie sich in jedem denkenden Kopfe, in jedem fühlenden Herzen einen Altar errichtet haben, worin sie wie ein Heiligthum verwahrt und als eine kostbare Erbschaft den kommenden Geschlechtern überantwortet werden.

Wenn man bisweilen versucht ist zu glauben, der Musikgeschmack sey in Wien auf Abwege gerathen, und habe einen gewissen Impuls empfangen, so darf man nur einer Vorstellung beywohnen, wie die in Rede stehende, um der Masse des Publicums das ihr zugefügte Unrecht im Stillen abzubitten. Es dürfte wohl schwerlich eine Hauptstadt angetroffen werden, dessen Publicum im Stande wäre, alle Schönheiten eines classischen Tonwerkes mit so richtigem Tacte und Verhältniß herauszufühlen, eine so edle Begeisterung zu zeigen, als Wien an jenem Abende. So war es nicht einmahl, als das Werk neu vor uns erschien. Wir waren damahls mehr gewohnt, unser Ohr an classischen Tondichtungen zu ergötzen. Mozart's Meisterwerke lebten noch frisch auf unsern Opernrepertoiren; Cherubini's, Vogler's, Mehul's Opern waren an der Tagesordnung. Wir fühlten wohl das geistige Rauschen der Schwingen des orpheischen Adlers; aber die Vergleichung mit anderen großartigen Erscheinungen lag uns noch zu nahe. Gerade jetzt hingegen, wo man uns fast täglich mit Zuckerbrot füttert, wo man uns nicht mehr rühren, sondern betäuben will, jetzt mußte Fidelio zur Aufführung kommen, um den Beweis herzustellen, daß man uns weder den Magen noch das Herz verdorben habe.

Die Administration dieses Hoftheaters hat zur Aufführung dieser Oper ihre edelsten Kräfte verwendet, und sich dadurch um die ganze musikalische Welt ein unbestrittenes Verdienst erworben. Nicht allein, daß alle Rollen gut, mehrere trefflich besetzt waren, so zeigte sich auch in den Leistungen des Orchesters und des Chores eine sehr fleißige Einübung, die hier um so verdienstlicher erscheint, da sie auf eine alte Oper verwendet wurde, deren Aufführungen mehr Ehre als reellen Vortheil bringen. Mad. Ernst überraschte in Spiel und Gesang; sie hat sich diese schwierige Rolle ganz eigen gemacht, und den rühmlichsten Fleiß auf deren Ausführung verwendet. Auch war sie dießmahl, was nicht immer der Fall ist, vom Glücke begünstiget; nicht die kleinste Nüance mißlang ihr, und so konnte sie [illegible] diesem Abende den reichen Lohn ihres Kunstbestrebens ernten. Hr. Wild gab den Florestan und man hatte bisher wohl noch keine Ahnung, wie wichtig diese Rolle, obschon erst im zweyten Acte beginnend und nur in drey Musikstücken thätig, werden könne. Der seelenvolle Accent dieser schönen Stimme findet in jeder Brust einen Wiederhall. Dlle. Henkel sang die Marcelline recht beyfallswerth. Hr. Forti spielte den Gouverneur ganz vorzüglich; nur war seine Stimme in den Ensembles weniger durchgreifend, als wir uns aus früheren Vorstellungen erinnern. Auch schien er diesen Abend nicht gut disponirt gewesen zu seyn. Hr. Binder (der Beneficiant) gab die kleine Rolle des Jaquino. Aber eigentlich ist in einer so großen Tondichtung nichts klein, und da auch diese Rolle einen tüchtigen Sänger fordert, so machte die Mitwirkung des Hrn. Binder einen sehr freundlichen Eindruck. Wir gestehen, daß sich unsere Stirne in Falten zog, als wir neben dem Nahmen des Kerkermeisters jenen des Hrn. Staudigel fanden. Dieser junge Mann war noch vor Kurzem im Chor, zu dessen Zierden er allerdings gehörte; aber außer dem Pietro in der „Stummen,“ eine Rolle, deren engbegränzter Charakter kaum eines Mißgriffes fähig ist, sahen wir ihn noch nirgend selbstthätig hervortreten. Aber unsere Stirne entrunzelte sich sehr bald, als wir wahrnahmen, daß Hr. Staudigel mit gefühltem Vortrage seine schöne Stimme geltend machte, in den Ensembles trefflich durchgriff, sein Lied sehr hübsch vortrug und auch in der Prosa weit mehr leistete, als billig zu erwarten war. Er wurde sehr ermunternd behandelt und wir dürfen von diesem noch in der Ausbildung begriffenen, sehr fest musikalischen Sänger für die Folge nur Gutes erwarten.

Alle Musikstücke, etwa das Duett im Kerker ausgenommen, wurden mit höchster Theilnahme wie alte gute Freunde empfangen; der Ouverture, dem schönen canonischen Quartette und dem in leidenschaftlicher Gluth hingehauchten Duette Florestans mit Fidelio wurde der einmahlige Besuch nicht vergönnt; sie mußten sich zum zweyten Mahle zeigen, um ihre Gönner zu befriedigen, die ihre lange Abwesenheit schmerzlich vermißt hatten. Die ersten Sänger wurden mehrere Mahle, theils nach ihren Musikstücken, theils am Schlusse gerufen. Das Haus war sehr gut besetzt.

Wenn wir einen Blick auf unser Operntheater richten, so bemerken wir, daß dieß an eigentlichen Neuigkeiten in letzterer Zeit wenig geliefert, sondern vorgezogen habe, sich aus älteren guten Werken ein tüchtiges Stammvermögen zu bilden, welches auch für den Fall ausreicht, wenn eine Neuigkeit, wie es z. B. bey „Fiorella“ der Fall war, nicht anspricht. Von nun an, wo die Liebhaber jeder Musikgattung durch ältere Werke und deren Ausführung zufriedengestellt werden können, wird die umsichtige Administration wahrscheinlich sich auch damit beschäftigen, die Freunde von Neuigkeiten zu befriedigen, und wirklich sollen, wie wir vernehmen, mehrere Werke zur Aufführung bereit liegen, von denen „die Braut,“ Buch von Scribe, Musik von Auber, im Einstudieren begriffen ist.

Folgendes sind die Nahmen der Meister, und ihrer Werke, welche letztere sich, größtentheils neu in die Scene gesetzt, auf unserm Opern-Repertoire befinden:

Von Auber: Fiorella. — Fra Diavolo. — Maurer und Schlosser. — Die Stumme von Portici.
» Beethoven: Fidelio.
» Boieldieu: Die weiße Frau.
» Cherubini: Die Tage der Gefahr.
» Herold: Marie.
» Isouard: Joconde.
» Mehul: Joseph und seine Brüder.
» Meyerbeer: Der Kreuzritter in Egypten.
» Mozart: Figaro. — Don Juan. — Titus.
» Rossini: Barbier von Sevilla. — Diebische Elster. — Othello. — Semiramis. — Wilhelm Tell.
» Spontini: Die Vestalinn.
» Weber: Der Freyschütz.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 42 — 7. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

„Ich habe," sprach nach langer Pause Johann, „obwohl ich mich über meinen ehemahligen Herrn, den Seneschall, keineswegs beklagen kann, doch seit dem Tage, an welchem Ritter Humbert begraben wurde, keine Stunde erlebt, die mit jenen auf Severy verglichen werden könnte; es müßte denn etwa der Augenblick seyn, an dem vor vier Jahren Blanka, des Seneschalls schöne Tochter, am Tage des Turniers, als ihr den Ritterschlag erhalten, die goldnen Sporen und die von ihrer Hand gestickte Schärpe euch überreichte. Aller Augen waren voll Theilnahme auf euch gerichtet, und als ihr, beym Empfange der Kleinodien, vor dem Fräulein euch auf ein Knie darnieder ließet, hörte ich die Herzoginn von Bourgogne deutlich zu der Marquise von Evreux sagen: Welch schönes Paar! Schade, daß der junge Mann ein Vasall ist, ein Lehnsträger des Seneschalls!"

„Ich bitte euch, schweigt!" sprach, schmerzlich berührt, der Jüngling, indem er sich, in sichtlicher innerer Bewegung, fester in den Leinenmantel hüllte.

„Der Seneschall," fuhr Johannes im Plaudern fort, „hätte, als euer natürlicher Vormund, als euer Lehnsherr, bey seiner Macht und großem Reichthum auch mehr für eure Zukunft sorgen können, als er gethan. Es war nicht edel, euch gleichsam so in die Welt hinauszustoßen."

„Ich kann mich," entgegnete Erard, „nicht über ihn beklagen; er handelte ganz seinem Charakter angemessen. Obgleich er niemahls meines Vaters Freund war, nahm er dennoch, nach dessen Tode, mich, den Verlassenen auf. An seinem Hofe erlangte ich Unterricht im Ritterwesen, und wenn er sich mir auch stets nur von der Seite des stolzen Gebiethers gezeigt, so hat mir dennoch niemahls etwas gemangelt. Jedes Jugendvergnügen, die Unterweisung in ritterlichen Übungen, ihr wißt es ja, ich theilte sie mit seinem eignen Sohne, dem guten Balduin, welcher in der Blüthe der Jahre starb. — Einmahl nur — doch dann — wie schrecklich — ließ er mich meine Lage fühlen. — Ach, guter Johannes, wie hätte ich den Grafen lieben wollen! Er wollte nur geehrt seyn."

„Ich war," sprach Johann, „gerade auf einer Wallfahrt zu unsrer lieben Frau von Laon, als ihr Joinville so schnell verließet. Ihr könnt euch mein Erschrecken denken, als ich von euch nichts als ein Brieflein fand. Niemand wollte mir über die Ursache eurer Entfernung Auskunft geben. Im Beyseyn des Herrn wagte es Niemand, euren Nahmen nur zu nennen. Ihr selbst hattet mir keine Gründe angegeben, und leise zischelte man

sich in die Ohren, es habe der Seneschall ein Liebesverständniß zwischen Fräulein Blanka und euch entdeckt."

„Wer wagte dieß zu behaupten?" rief Erard heftig, „mit Schwert und Dolch will ich noch heute ihm das Gegentheil beweisen."

„Nun, nun!" erwiederte Bassey, „**Possem nomina citare, sed nolo pungere in nidum vesparum.** Was ist es denn auch weiter? Ihr waret Beyde jung, sahet euch täglich, und so konnte schon etwas dergleichen sich ereignen. Ich könnte aus meiner eignen Jugendgeschichte etwas Ähnliches anführen, — in allen Züchten und Ehren versteht sich. — **Sed volo ab hac materia defringere, quia nullas aures habes pro tam terrestribus querelis.**"

„Blanka," sprach der Jüngling tief bewegt, „ist ein Engel an Unschuld und Seelenreinheit; doch warum sollte ich die Gefühle des Jugendherzens — mir selbst noch theuer, wenn der Leinenmantel mit dem rothen Kreuze, gleich einem Leichentuche, auch ewig decken wird — schnöde und feig verläugnen?! — Ja, Johannes, ich habe das Mädchen unaussprechlich, ich habe Blanka mit aller Seelenkraft geliebt! Doch — und ich schwöre es bey Gott und Ritterehre — niemahls kam ein Wort von Liebe über meine Lippen. — Bey alledem," fuhr Erard gefaßter fort, „spreche ich mich nicht frey von aller Schuld; ich habe meine Gefühle vielleicht nicht so verborgen, als ich gesollt. Mögt ihr indessen, damit ihr mich nicht schlimmer haltet, als ich gewesen, die Gründe meiner Entfernung von Joinville wissen. Wie euch bekannt ist, hatte damahls der Herzog von Bourgogne ein Turnier zu Dijon ausgeschrieben. Der Graf erlaubte mir, ihn dahin zu begleiten Wenige Tage vorher — es war am Morgen meines so unglücklichen Geburtstages — traf Blanka mich im Garten. Erröthend zog das Fräulein eine Schärpe mit schöner Stickerey, und von den Farben meines Wapens, aus ihrem Körbchen: „Nehmt sie Erard," sprach das Mädchen, „und schmückt euch damit zu Dijon." — Überwältigt von Gefühlen sank ich vor Blanka auf die Knie, und sprachlos drückte ich bald die Schärpe und bald die Hände des Mädchens an meine Lippen. Ein Schrey aus Blanka's Munde erweckte mich erst aus dem Taumel: der Seneschall stand mit zornglühendem Gesicht an unserer Seite. —„Fort!" rief er dem erblassenden Mädchen zu, „fort auf dein Zimmer! Wenn der niedere Dienstmann sich an die Tochter seines Herrn wagt, so trägt die Niedrigdenkende den größern Theil der Schuld! — Euch, Ritter," setzte er kalt hinzu, „ersuche ich, noch heute Jouinville zu verlassen." — Mit Verachtung kehrte er mir den Rücken."

„Und warum suchtet ihr nicht das Mißverständniß aufzuklären?" fragte Bassey.

„Ich that es schriftlich," erwiederte Erard; „doch dann erst, als ich Joinville verlassen hatte."

„Da ihr so eben erst aus Syrien angekommen," sprach Johann, „so habt ihr den Seneschall noch nicht gesehn. Ihr werdet ihn gewaltig verändert finden. Das Unglück mit dem Fräulein hat den stolzen Alten gar sehr gebeugt."

„Welch Unglück?" fragte Erard. „Ich weiß von nichts."

„Ihr wißt es nicht?" entgegnete der Andere betroffen. „Nun, so wollte ich, daß ich es nicht gewesen wäre, der diese Nachricht euch gebracht."

„Ich bitte euch, sprecht!" rief Erard mit ängstlicher Theilnahme.

„So viel," sprach Johann, „wird euch bekannt seyn, daß Fräulein Blanka unter den Damen sich befindet, welche die Königinn hieher begleiteten. — Nun dann, so wundert es mich, daß ihr es nicht erfahren, wie unser unglückliches Fräulein neulich, nebst einigen andern Damen, vor den Thoren von Damiette von einer herumstreifenden Sarazenenbande entführt worden."

„Es kann nicht seyn!" rief mit Entsetzen der Ritter, indem er sich in die Höhe richtete. „Es wäre allzu schrecklich."

„Schrecklich," entgegnete Bassey, „doch leider allzu gewiß. — Wie man sagt, geht morgen der Patriarch nach Syrien ab, um mit den Assassinen einen Frieden zu unterhandeln; der Seneschall will ihn begleiten, dieweil es heißt, daß die Frauen in die Hände jenes Volks gefallen. Er will versuchen, durch Gold und Schätze die Befreyung derselben zu bewirken."

Eben wollte der Ritter etwas der Rede entgegnen, als langsam von der Seite des Lagers her zwey Bewaffnete sich nahten, zuerst verschiedene Mahle, als wie versunken in den Genuß der schönen Mondnacht, am Ufer des Flusses stehen blieben, und endlich zu unsern Bekannten traten. Beyde Fremde waren Männer von einigen dreyßig Jahren, doch schienen sie um etliche Jahre im Alter verschieden. Die Rüstung, welche sie vom Haupt bis zu den Zehen deckte, deutete auf ritterlichen Stand; besonders war der jüngere der Fremden, nach der Mode damahliger Zeit, sehr elegant mit einem

Kettenpanzer, dessen Ringe wie Silber im Mondschein glänzten, angethan, auch schwankte ein Wald von weißen Federn auf dem geöffneten Helme. Der ältere der Unbekannten trug einen dunkeln Harnisch, welcher bloß durch eine blendendweiße Schärpe, so wie durch das, auf die Schulter geheftete rothe Kreuz von ziemlich beträchtlicher Größe in etwas verziert erschien. Das über den Kragen des Brustharnisches hervorstehende Haarhemd, der ungeschorne Bart, deuteten auf ein Gelübde. Die Züge der Fremden waren kühn und edel; auch sah man in ihnen eine gewisse Familienähnlichkeit, so viel nähmlich das nur wenig aufgezogene Visir und der beschattende Helmbusch dergleichen Bemerkungen zu machen erlauben wollte. Sehr auffallend war es unsern Bekannten, daß der Ritter im Silberharnisch, dessen Benehmen sonst ein besonderes Gepräge von Hochmuth trug, gegen seinen einfach gekleideten Gefährten eine an Unterwürfigkeit gränzende Aufmerksamkeit zeigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Emmy's Manen.

Zu früh enteiltest du dem Thale,
Wo du, ein Veilchen, zart geblüht,
Wo, gleich dem wärmend milden Strahle,
Uns deine Muse oft durchglüht;
Die, reich an farbig-duft'gen Bildern,
Ein Füllhorn heit'rer Dichtung both,
Das treulich dein Gemüth half schildern
Und trauern lehrt ob deinem Tod.
Der Dichtkunst Blüthen, die du streutest
Auf deiner kurzen Pilgerfahrt,
Womit du rührtest und erfreutest,
Sind deinem Ruhme treu bewahrt,
Und auf des Grabes düstre Stelle
Pflanzt dir, von Freundessinn erzeugt,
Der Anerkennung Immortelle,
Auf daß ihr Duft nach Jenseits steigt!

F. W. J...i.

Vorbereitungen zu einem Stiergefechte.

Ein Dutzend der gehörnten wilden Söhne des Waldes zu einer Stadtpromenade geschickt zu machen und zu bewegen, sich in einem Circus vor fünftausend Personen vorzustellen, ist keine Kleinigkeit, sondern ein Unternehmen, das ungewöhnliche Gewandtheit, Muth und Kühnheit erfordert; denn selbst die Mittel, die man zur Erreichung dieser Absicht anwendet, steigern die Wuth und die Wildheit dieser Thiere auf den höchsten Punct. Dennoch gelingt es und es ist ein Beweis, wie unermeßlich mehr menschliche Klugheit vermag, als thierische Kraft. Die Stiere werden zuerst aus der Heimath der Wälder durch zahme Kühe gelockt. Die Nacht vor dem Kampfe werden sie mit den Verführerinnen in die Stadt getrieben, wo sie aber, sobald sie sich von Häusern umringt und eingeschlossen sehen, wüthend werden und auf Alles stürzen, was ihnen in den Weg kommt. Um sie zu veranlassen, den rechten Weg nach dem Circus zu nehmen, reitet ein mit einer Lanze bewaffneter Picador dicht an die wuthentbrannten Thiere, und stellt sich, als wolle er sie angreifen. Die Stiere stürzen sogleich auf den Gegner zu; dieser dreht aber geschwind sein Pferd um, und galoppirt nach dem Circus zu, wohin ihn die ganze wilde Schaar verfolgt. Auf der andern Seite jagt er durch ein enges Thor wieder hinaus, das sich durch ein Fallgitter sogleich hinter ihm schließt, und seinen Verfolgern den Weg versperrt. Noch ist nicht Alles gethan; man muß auch jeden Stier in einen einzelnen Stall bringen. Diese Ställe befinden sich zu ebener Erde in einem länglichen Gebäude neben dem Circus. Jeder ist acht Fuß lang und sechs Fuß breit, und öffnet sich durch eine Fallthüre in den Circus. Diese unbändigen Thiere in diese Ställe hinein, und später wieder aus denselben herauszubringen, muß Jeder, der mit dieser Kunst nicht bekannt ist, für eine Unmöglichkeit halten. Jeder Stall ist eine Falle, die der Stier nur verläßt, um auf seinen Todfeind zu treffen. Ist er einmahl in dem Gange, in welchem diese Zellen liegen, so muß er vorwärts gehen, und sich in sein Schicksal ergeben. In verschiedenen Theilen des Ganges sind starke Gitter angebracht, die durch Kloben in die Höhe gezogen werden können; wenn der Stier hineintritt, sind diese Gitter alle aufgezogen, und wie er weiter geht, wird eins nach dem andern heruntergelassen. Die Zelle nun, in die er bestimmt ist, steht offen; er geht hinein, um der Gefangenschaft zu entfliehen, aber augenblicklich fällt die Thüre hinter ihm herunter und er ist eingeschlossen. Bey dieser ganzen Operation läßt sich kein Mensch vor ihm sehen; die Kraft, die ihn fest hält, geht von Maschinen an der Decke aus, wo so viele Seile, Kloben und Räder sich befinden, wie auf einem großen Schiffe.

Sieht der Stier sich gefangen, so bricht er in die rasendste Wuth aus; der Schaum steht ihm vor dem

Maule, er brüllt, daß das Gebäude bebt, zerwühlt den Boden mit seinen Hufen, und rennt mit den Hörnern wie wahnsinnig gegen die Thüre und die Wände. Aber überall stehen ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen, und seine Sieger sehen von oben durch die dazu angebrachten Löcher ruhig seinem ohnmächtigen Rasen zu.

Die Art, den Stier auf den Kampfplatz zu bringen, ist der, ihn in den Stall zu treiben, ganz gleich. Wenn der Director seine Wahl getroffen, und jedes Thier zu dem bestimmten Rennen bezeichnet hat — (das wildeste kommt gewöhnlich zuerst), so wird die nach dem Circus gehende Thüre in die Höhe gezogen, der Weg also frey, und der Stier stürzt auf einmahl auf den Kampfplatz hinaus, wo ihn der ungewohnte Anblick und das laute Geschrey der Menge entweder auf einen Augenblick betäubt, oder seine Wildheit zur äußersten Wuth reizt.

D.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Eine dem Publicum sehr erfreuliche Erscheinung auf dieser Bühne war das neue dreyactige Schauspiel der Mad. Carl: „Das Irrenhaus zu Dijon, oder: Wahnsinn und Verbrechen.“ — Der Inhalt desselben ist folgender: Duflos hat während der Abwesenheit des Obersten d'Orvilliers dessen Gemahlinn ermordet; auf den Advokaten Everard aber fiel, da er zufällig bey der Leiche angetroffen worden, der Verdacht dieses Verbrechens; er wurde daher verhaftet, und, da alle Umstände wider ihn zeugten, zum Tode verurtheilt. Nur der ihn überfallende Wahnsinn befreyte ihn von dieser Strafe, und er wurde im Irrenhause zu Dijon gefänglich verwahrt. Indeß war ein Papier, welches den Beweis von Duflos Schuld enthielt, und dessen sich Everard bey seinem Verhöre wahrscheinlich aus Liebe für Duflos Gemahlinn Ernestine, um ihr die Schmach zu ersparen, daß ihr Mann auf dem Schaffote sterben müsse, nicht bedienen wollte, noch in den Händen des Wahnsinnigen, und er vertheidigte dasselbe gegen jeden Angriff der es ihm entreißen wollenden Wächter mit solcher Gewalt, daß man es ihm nur mit seinem Tode hätte rauben können. Dieses Papier nun zu erhalten, bemüht sich sowohl Duflos als die nunmehr diesen des erwähnten Verbrechens für verdächtig haltende und ihn verfolgende Parthey, an deren Spitze der jetzt zurückgekehrte Oberst d'Orvilliers steht. Everard aber macht alle diese Bemühungen zu nichte, indem er selbst in einem Anfalle von Großmuth das verhängnißvolle Papier vertilgt, und so nun Duflos keinen Beweis seines Verbrechens mehr befürchten zu dürfen scheint. Der Doctor des Irrenhauses und Stadtgefängnisses aber, Hr. Roland, kömmt jetzt auf die Idee, den wegen neuer schlechten Streiche verhafteten Duflos durch eine geistige Folter zum Geständniß zu bringen. Er befördert ihn und den wahnsinnigen Everard nebst mehreren von diesen beyden ungesehenen Zeugen an den Ort, wo das Verbrechen begangen wurde, und läßt dort dasselbe pantomimisch von andern Personen wiederhohlen. Dieser Anblick bestürzt Duflos dermaßen, daß er den ihm entgegenkommenden Everard um Gnade für seine Gräuelthat anfleht, und als er auf diese Weise vor den nun hervortretenden Zeugen sich selbst verrathen sieht, sein eigener Mörder wird. Everard jedoch kömmt nach diesem ihn heftig erschütternden Ereignisse wieder zum Gebrauche seines Verstandes. — Die Hauptvorzüge dieses Stückes bestehen in der äußerst lebhaft sich fortbewegenden, in ihrem Interesse von Moment zu Moment höher gesteigerten Handlung, in der sehr zweckmäßig berechneten Vertheilung der Schlageffecte, in der ziemlich richtig entworfenen, wohl abgegränzten und mit frischen Farben vollendeten Zeichnung sämmtlicher darin vorkommender Charaktere, endlich in der zwar einfachen, aber deßhalb auf das Gemüth nicht minder kräftig einwirkenden Sprache. Als Hauptmängel fielen das Vorhandenseyn so mancher bedeutenden Unwahrscheinlichkeiten, und die sonst zwar recht ergötzliche, aber doch den ernsten Gang der Handlung zweckwidrig störende episodische Figur des stotternden Gefängnißwächters Lorenz auf. Übrigens hat Mad. Carl, durch ihre interessanten Erzählungen in der literärischen Welt bereits zu einem vortheilhaften Rufe gelangt, mit gegenwärtig besprochenem Stücke auch von ihrem Berufe zur dramatischen Dichterinn eine gute Meinung erzeugt, und Referent glaubt demnach den Wunsch als einen allgemeinen aussprechen zu dürfen, daß sie die Freunde dieses Theaters bald wieder mit einem neuen, eben so gelungenen Producte erfreuen möchte. — Die Darstellung dieser Novität both ein in der That herrliches Ensemble dar, denn jeder der Mitwirkenden führte seine Parthie nicht nur mit dem größten Eifer, sondern auch mit entsprechendem Erfolge aus. Als Anführer des schönen Reigens glänzten die HH. Kunst, Artour, Lucas, und Mad. Paun. Hr. Kunst stellte den wahnsinnigen Everard mit so tief studierter und innig ergreifender Wahrheit, mit so trefflicher Nüancirung dar, daß ihm in dieser Rolle schwerlich jemand die Meisterschaft absprechen dürfte. Hr. Artour verdient als Repräsentant des schurkischen Duflos alles Lob, daß er in dieser Rolle, wo die Möglichkeit zur Übertreibung so nahe liegt, gerade das rechte Maß fand, und ein wohl durchdachtes Spiel einer unverständigen Effecthascherey vorzog; Hr. Lucas bewegte sich in dem liebenswürdig geschilderten Charakter des eben so gutherzigen, als leichtsinnigen und muthwilligen jungen Menschen Darbois mit einer solchen Gewandtheit, daß er sich alle Herzen eroberte; Mad. Paun endlich hat das Verdienst, den von der Dichterinn etwas stiefmütterlicher behandelten Charakter Ernestinens durch die Rührung, welche sie in denselben zu legen wußte, in eine bedeutendere und beliebte Parthie umgeschaffen zu haben. Ungerecht wäre es, Hrn. Krones zu übergehen, welcher durch seine originelle Leistung als stotternder Wächter das Publicum sehr belustigte. — Da hinter der vortrefflichen Darstellung auch das äußere Arrangement dieses Stückes nicht zurückblieb, (Referent macht hier auf die von den HH. Martinelli und Jachimovich mit eben so viel Geschmack als Einsicht verfertigte schöne Decoration des Inneren des Irrenhauses aufmerksam), so dürfte dasselbe wohl recht lange ein Lieblingsstück auf dieser Bühne bleiben.

Eucharis.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 43 — 9. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

„Eine schöne Mondnacht!“ sprach freundlich der ältere der Unbekannten zu Erard, „wenn ihr es erlauben wollet, so genießen wir dieselbe noch einige Augenblicke in eurer Gesellschaft.“

Mit leichter Verbeugung rief Erard den Wappnern zu, einige Decken herbeyzubringen, und der Ritter im Silberharnisch breitete eine davon seinem Gefährten unter, und nahm dann auf der andern Platz, nachdem er die Kürbisflasche Vassey's, die ihm dieser, den Inhalt derselben anrühmend, dargebothen, ohne weitere Danksagung mit einem Winke der Hand zurückgewiesen.

„Ihr seyd vom Tempel?“ fragte er nach einer Pause, in welcher er den stolzen Blick von Erard auf die Reisigen gleiten lassen. — „Warum tragt ihr das rothe Kreuz nicht auf dem Mantel?“

„Schon seit Jahresfrist,“ entgegnete der Jüngling, „diene ich dem Orden; doch habe ich die Weihe desselben noch nicht erhalten.“

„Sonderbar!“ sprach der Vorige in wegwerfendem Tone; „der Orden ist eben sonst nicht scrupulös in der Wahl seiner Glieder.“

„Ihr würdet euch irren, Ritter,“ entgegnete Erard mit einiger Empfindlichkeit, „wenn ihr meiner Nichtaufnahme etwa Gründe unterlegen wolltet, welche auf meine Ehre einigen Schatten werfen könnten. Der Tempelmeister Wilhelm von Sannac ist mein Oheim; ich bin der Letzte meines Stammes, und er will nicht, daß man dem Sohne seiner Schwester das erloschene Wappenschild in die Gruft mitgeben soll. Seit Kurzem zeigt derselbe sich meinen Bitten indeß geneigt, und nach Beendigung des Feldzuges erwarte ich die Aufnahme.“

„Befindet ihr euch schon lange im Morgenlande?“ fragte der ältere Fremde.

„Seit einem Jahre etwa!“ erwiederte Erard. „Der Comthur Malatesta befehligte an der Gränze des Assassinenlandes; ich führte unter ihm ein kleines Geschwader der Turcopolen.“

„Kennt ihr die Wege von der Küste Syriens bis in das Innere der Gebirge?“ fragte der Vorige weiter.

„Ziemlich genau,“ entgegnete der Ritter. „Der zwischen uns und jenem Volke beynahe fortwährend geführte Krieg lehrte uns, wider Lust und Willen, fast alle Schluchten der Gebirge kennen.“

„Das läßt sich denken!“ bemerkte der jüngere Unbekannte mit kaltem ironischen Lächeln. „Auch stehen, wie man allgemein behauptet, die Tempelherren in häufigem Verkehr mit den verschiedenen Saracenenstämmen, so daß wohl leichtlich zu ermessen, daß auch die

Wege in das Land der Assassinen ihnen nicht unbekannt geblieben."

„Ich weiß," entgegnete Erard ernst, „von keinem Verkehr, als jenem, welcher mit dem Schwert geführt wird, und meint ihr diesen, so könnt ihr Recht haben. — Mich führte er fast bis an das Thor von Maszyad, wo mir vor Kurzem erst, ein höchst denkwürdiges Ereigniß begegnete, so zu der Kenntniß jenes merkwürdigen Volkes wohl einen Beytrag liefern könnte."

„Ganz recht!" fiel Johann dem Freunde in die Rede. „Der Presbyter eures Ordens erzählte mir davon, als ich mich nach euch erkundigte."

„Darf ich euch bitten?" — sprach der ältere Fremde.

„Ich machte auf Befehl des Comthurs," begann Erard sich verneigend, „einen Streifzug in die Gebirge. Da mein aus zwanzig Mann bestehendes Häuflein ziemlich gut beritten war, wagte ich mich auf abgelegnen Pfaden bis Angesichts der Veste, auf welcher der sogenannte „Alte vom Berge" haust. Es war schon längst mein sehnlicher Wunsch gewesen, die Felsenburg zu sehen, von welcher so viel unsinnige Gerüchte im Schwange sind. Wir hatten, von einem wenig bemerkbaren Platze aus, das Felsennest eine gute Zeitlang angestaunt; die Sonne ging eben auf — wie ihr leicht denken könnt, hatten wir zu dem gewagten Ritt die Nacht erwählt — und eben begaben wir uns auf den Rückweg, als das Thor der Burg sich öffnete und ein kleines Häuflein der Heiden ganz sorglos herniedertrabte. Wir sahen gleich, daß hier ein Fang zu machen sey, und stürzten uns, als sie in unserer Nähe waren, mit Blitzesschnelle auf dieselben. Die Assassinen kämpften wüthend, doch bald erlagen sie unserer Übermacht; einer fiel lebend in unsere Hände, zwey entkamen, die Andern wurden getödtet. Eben kam ich von der Verfolgung der beyden Entflohenen zurück, als ich bemerkte, daß einige meiner Söldner sich in Bereitschaft setzten, den Gefangenen, den sie bereits einiger Kostbarkeiten beraubt, danieder zu metzeln. Natürlich trieb ich die Elenden mit guten Schwerthieben zurück, und brachte den Heiden — welcher ein schöner junger Mann, wahrscheinlich auch ein Häuptling war — auf unsere Veste. Der Comthur Malatesta gewährte hier dem Gefangenen ritterliche Haft in einem über einem Abgrunde gelegenen Thurme, in welchem ein ziemlich gutes Zimmer war. Doch — könnt ihr glauben? — nach wenig Tagen war unser Gefangener auf eine unbegreifliche Art verschwunden. — Mehrere in dem Abgrunde liegende Körper bezeugten, daß es, obwohl mit vieler Aufopferung, endlich dennoch einer Rotte Assassinen gelungen war, den für unersteiglich gehaltenen Abhang zu erklimmen, und den Häuptling zu befreyen. — In der Zelle des Gefangenen befand sich ein mit flüchtigen Zügen beschriebener Zettel und dieser Demant," — hier zog Erard einen Ring hervor, welchen er dem ältern Fremden zur Ansicht reichte. — „Der Assassine dankte mir in ersterem für die Rettung seines Lebens, und bath mich, den Edelstein zum Pfande zu behalten, daß Jeder seines Volkes sich glücklich schätzen werde, nach Ansicht dieses Ringes einen von mir geäußerten Wunsch, wenn dessen Gewährung in seinen Kräften stehe, mit Freuden zu erfüllen. — Ich werde," schloß Erard, „das Kleinod so lange zum Andenken behalten, bis ich als Templer das Gelübde der Armuth abgelegt, dann aber zu Ehren unserer Frau von Sidon ein ewiges Licht in deren Kirche stiften."

„Euer Vorsatz," sprach der ältere Fremde, indem er den Ring zurückgab, „ist gar fein und löblich; auch dürfte, wenn ihr einen redlichen Käufer findet, noch ein schöner Betrag für andere fromme Werke übrig bleiben, dieweil der Stein sehr kostbar. Es scheint, es war der Heide von hohem Range."

„Dieß ging aus seinem Äußern nicht hervor," sprach Erard. „Er war gekleidet, wie die Andern, fein und reinlich, doch kostbar nicht. Sein Kleid war weiß, der Turban grün: der Säbel freylich war reich verziert; ich habe solchen dem Comthur geschenkt."

„Meint ihr," fragte der Vorige, „daß ein kleiner Trupp von Sidon aus bis zu dem Fürsten der Assassinen gelangen könnte, ohne von den streifenden Horden Thuranschah's gefangen zu werden?"

„Warum nicht?" erwiederte Erard. „Es kommt bloß darauf an, daß Jemand, der die verborgenen Pfade des Gebirges hinlänglich kennt, mit der Führung des Haufens beauftragt wird. Die Beduinen Thuranschah's wagen sich nicht leicht in das Gebieth der Assassinen."

Leise und ehrerbiethig sprach jetzt der Ritter im Silberharnisch einige Worte in das Ohr seines Gefährten, welche dieser erwiederte. Beyde erhoben sich sodann und gingen, der Ältere, nachdem er sich gegen Vassey verbeugt, und Erard mit den Worten: „Gute Nacht!" die Hand geschüttelt; der Jüngere aber nur leicht mit dem Haupte genickt, langsam, wie sie gekommen waren, dem Lager zu.

Der Ritter und sein Freund erschöpften sich in Muthmaßungen über Nahmen und Stand der Fremden; besonders konnte Vassey sich über diesen Gegenstand

um so weniger beruhigen, als, wie er behauptete, beyde Unbekannte ihm schon öfter zu Gesicht gekommen seyn müßten. — Die Nacht verging den Freunden endlich vollends in der Erinnerung vergangener Zeiten und unter Wechselgesprächen, die wir dem günstigen Leser um so leichter vorenthalten zu können glauben, weil dieselben, von Seiten Bassey's, größtentheils in jenem, ihm ganz besonders geläufigen Latein gehalten wurden, von welchem wir bereits einige Proben mitgetheilt.

Bassey hatte sich so eben entfernt, die Sonne stieg am Horizonte auf, und Erard war beschäftigt, einige der am besten berittenen Reisigen seines Haufens auf Kundschaft nach der feindlichen Seite zu entsenden, als ein junger Tempelherr eilig über das Blachfeld daher trabte, und in der Nähe des Hügels vom Rosse sprang, indem er den Zügel des letztern einem Wappner zuwarf.

„Mich sendet," sprach derselbe, Erard unter den Arm fassend und ihn einige Schritte abseits führend, „der Hochwürdige. Ich soll, befahl er, euren Posten übernehmen, dieweil der König euch zu sprechen verlange. Ihr könntet, sagte er, euch augenblicklich in Seiner Gnaden Zelt verfügen; er, der Meister, werde auch dort zugegen seyn."

„Es ist ein Irrthum, Bruder!" entgegnete Erard befremdet. „Der König kennt meinen Nahmen nicht einmahl."

„Das kann wohl seyn," erwiederte der Andere. „Euer Nahme wurde auch nicht genannt. Der Kämmerling, so die Bothschaft brachte, fragte nach dem Ritter, welcher diese Nacht den äußersten Posten der Turcopolen am Ufer des Nils befehligt habe; ihr sehet also, daß Niemand anders als ihr selbst gemeint seyn kann."

Ungläubig den Kopf schüttelnd, übergab Erard dem Tempelritter seine Schaar, und sprengte sodann in vollem Rosseslaufe nach dem Lager.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingsahnung.

Dieser letzte starre Hauch,
Der nun neu begonnen,
Und jedweden Baum und Steauch
Schneeweiß übeesponnen;

Dieses letzte Winterweh,
Das mit seinen Schauern,
Das mit Frost und blassem Schnee
Neu scheint fortzudauern:

Erde, fröhlich und getrost
Magst du seiner lachen,
Bald ist dieser Sturm vertos't,
Freuden Platz zu machen.

Diese wettervolle Zeit
Gleicht der Liebe Grollen,
Das der Liebe Zärtlichkeit
Uns verbergen sollen.

Ist nur erst der Sturm verrauscht
Und die Zeit des Schmerzes,
Weeden Küsse eingetauscht
Im Gekos' des Scherzes.

Erde, auch dein Frühlingskuß
Wird dich baid beglücken,
Und mit Liebesüberfluß
Die Geliebte schmücken.

Wie nach dem gelobten Land
Ein verreister Ritter,
Schickt er prüfend vor der Hand
An dein Witwengitter

Einen Bothen, ernst und trüb,
Seinen Tod zu melden,
Prüfend, ob noch treu verblieb
Sein Gemahl dem Helden.

Zittern muß die Liebe da
Und im Schmerze beben,
Ohne Ahnung, wie so nah'
Ihr ersehntes Leben.

Endlich nahet Glück und Licht:
Heil der Tiefbetrübten! —
Erde, trau dem Bothen nicht,
Harre des Geliebten!

Manfred.

Miscellen.

Der Handel mit Schnee auf dem Ätna setzt Hunderte von Menschen in Thätigkeit. Man versendet diesen Artikel nicht nur durch die ganze Insel, sondern auch nach Malta und dem ganzen Festlande Italiens. Neapel bezieht viele hundert Centner. Oben auf dem Ätna formt man den Schnee in Bälle von etwa hundert Pfund; tiefer unten werden diese Bälle mit Stroh umwickelt und in Packtuch eingenäht. So kommen sie nun zum Transporte. Jedes Pfund kostet, je nachdem die Jahreszeit ist, sechs bis achtzehn Pfennige, und der ganze Handel gibt dem Bischof von Catania, der das Monopol hat, eine Rente von 8 bis 10000 Silbeegulden.

Die wahee Kunstgärtneeey ist in Petersburg zu Hause. Im März speist man dort schon recht schöne Kirschen, freylich aber kosten sie Geld. Bey einem Diner steht oft gleich in der Mitte der Tafel ein solcher Baum, von dessen Zweigen man pflücken kann, wie man will, denn er ist bereits vielleicht mit 1800 Rubeln bezahlt woeden. Geüne Erbsen und Bohnen sind schon im Jänner bey jedem Souper; freylich kostet das Pfund 20 bis 30 Rubel, und da das russische

Pfund nur 26 Loth hat, so gehören zu einer Schüssel zwey bis drey Pfund, d. h. sie kostet 60 bis 90 Rubel. Es kann sich auch Einer eine Gurke herausnehmen: die kostet vier Rubel. Spargel wird den ganzen Winter über gegessen.

Die ersten Shawls, welche man aus dem Morgenlande erhielt, kamen durch den Baron Tott, den Renegaten, nach Paris an die Frau von Thessé. Als sie diese Geschenke in ihrem Cirkel zeigte, bewunderte jede Dame das schmeichelnde schöne Gewebe, aber Niemand wußte, wozu es dienen könne. Endlich kam man überein, daß sich — hübsche Fußdecken und Wiegenvorhänge daraus machen ließen. Erst durch die Feldzüge der Franzosen in Ägypten wurde dieser Luxusartikel allgemeiner.

N o t i z e n.

Über die Gastspiele des Hrn. G r u a, vom großherzogl. darmstädtischen Hoftheater, im k. k. Hoftheater nächst der Burg.

Zwey Hauptanforderungen sind an jeden darstellenden Künstler zu machen, wenn er als Repräsentant des Kunstproductes auftreten will, und die Barren Goldes, vom reichen Gemüthe des Dichters in seiner Dichtung niedergelegt, in geprägte Münzen in Umlauf bringen will. Erstens die Auffassung des darzustellenden Characters, nicht allein da wo er auffallend sich ausspricht — was wohl von einem jeden Schauspieler, der diesen Nahmen mit einigem Rechte führt, zu erwarten stehet — sondern auch, was nicht selten der wesentlichere Theil ist, wo er sich s c h w e i g e n d kund gibt. Und wie die Poesie überhaupt in so einem Stillschweigen oft die reichste Kraft das Gemüth zu erfassen, was der Ästhetiker e r h a b e n nennt, hineinzulegen weiß*), wie, um Ein Beyspiel statt vieler anzuführen: die schweigende Dido beym Anblicke des Äneas im „Orkus;" so die darstellende Kunst. Ja der M i m e ist sogar, vermöge der Mittel mit denen er ausgerüstet, in viel höherem Grade im Stande, im Stillschweigen seine Kunst zu zeigen. Er besitzt alles womit die Seele sich nach Außen offenbart: den Blick, das Mienenspiel, die Bewegung, und die lebende Rede. — Die zweyte Anforderung ist freilich mehr ein Geschenk der Natur, doch bleibt es auch dem Fleiße vorbehalten sie zur nöthigen Stufe zu steigern; wir meinen die äußern Mittel: die Kraft und Milde im Sprachorgan; die Gestalt; die Fähigkeit den Ausdruck im Gesichte der jedesmahligen Gemüthsstimmung anzupassen. Das Mehr oder Weniger all dieser Gaben ist es aber noch nicht allein, was den großen oder minderbedeutenden Künstler ausmacht, sondern hauptsächlich ihr E i n k l a n g, die Harmonie. Diese ist nur durch Klarheit zu erlangen, durch ein selbstständiges Heraustreten a u s der darzustellenden Gemüthslage, nachdem der Künstler lange genug in dieser Lage verweilt, und sich diese mit empfänglicher Theilnahme angeeignet. Denn nichts kann so sehr die rein künstlerische Darstellung trüben, als wenn der Künstler im Moment der Darstellung hingerissen ist. Die Beherrschung der äußern Mittel muß gestört und vernachläßigt werden, sobald das Gefühl zu dieser Zeit überhand nimmt.

Diese Bemerkungen erachtet Referent für nöthig der Beurtheilung der Gastspiele des Hrn. G r u a vorausschicken zu müssen, weil dadurch der Gesichtspunct leicht bestimmt werden könnte, aus welchem seine Leistungen betrachtet werden sollen. Im Allgemeinen scheint Hr. G r u a, was seinem künstlerischen Streben zum Lobe gereichen muß, ein denkender Schauspieler zu seyn, der nicht nur dasjenige, was ihm der Dichter deutlich vorgezeichnet, zu befolgen sich begnügt. Das innere Triebwerk eines Characters versteht er aufzufinden, und diesem entsprechend ein Bild zur Anschauung zu bringen. Weniger steht ihm die Kraft und Modulation der Stimme, die Schwungkraft des Tones zu Gebothe. Doch gelingt ihm besser die Weichheit, als die Kraft der Leidenschaft darzustellen. Im Feuer der Rezeptivität befangen, fehlt ihm manches Mahl die volle nöthige Klarheit. — Der Character des D o n K a r l o s, im Schiller'schen Trauerspiele dieses Nahmens, den der Gastspieler zu seiner ersten Debütrolle gewählt, welcher um so schwieriger seyn muß, als er gewissermassen, wie sich Schiller selbst über ihn ausspricht, eine Doppelgestalt besitzt: die überschwängliche, glühende, sich verzehrende Gewalt, in den ersten drey Acten, und die abgespannte, gleichsam müde gejagte Leidenschaft in den letzten zweyen, — konnte Hrn. Grua nur theilweise gelingen; da nähmlich, wo die Innigkeit prädominirt. Die Leidenschafts-Scenen hingegen, nahmentlich die Zusammenkunft mit der Königinn im ersten Aufzuge, gingen spurlos vorüber. — H a n s S a c h s, diese schlichte, biedere, gemüthvolle Natur, sagte der individuellen Weise des Gastspielers vollkommen zu, und ist auch als die gelungenste Leistung des geschätzten Gastes von unserm kunstsinnigen Publicum aufgenommen und beyfällig gewürdigt worden. — Nächst diesem war er auch als Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau," doch nur theilweise lobenswerth. Die Kraftäußerungen der bestürmten Seele gingen aber auch da meistentheils verloren. — Mit der Auffassung des Tempelritters in L e s s i n g s „Nathan" schien Hr. G r u a nicht recht ins Reine gekommen zu seyn; und da wir erst kurz zuvor einen L ö w e in dieser Rolle gesehen haben, dessen klare, gerundete, in allen Theilen vollendete Darstellung, zu seinen bedeutendsten Leistungen gezählt werden kann, so konnte der Gastspieler natürlicher Weise nicht vollkommen genügen. Doch wurde auch hier sein Streben und der gute Wille nicht verkannt. — Seine zwey letzten Darstellungen waren Secretär Willnang in Ifflands „Selbstbeherrschung" und Philipp Brook in „die Mündel." Beyfall und Würdigung ward dem geschätzten, im Wachsen begriffenen Künstler auch hier zu Theil.

L e t t e r i s.

*) L o n g i n, über das Erhabene.

C o n c e r t a n z e i g e.

Der erste Flötenspieler im k. k. Hofburgtheater und Professor am hiesigen Conservatorium, Aloys K h a y l l, und dessen Neffe Joseph K h a y l l, haben für den 24. April um die Mittagsstunde ein Privatconcert im Saale der niederösterreichischen Herren Landstände veranstaltet, wozu die Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. in Hrn. H a s l i n g e r's k. k Hof- und priv. Kunst- und Musikalienhandlung am Graben zu bekommen sind. In diesem Concerte kommen nachstehende Musikstücke vor: 1) Ouverture von H u m m e l; 2) erster Satz eines Violinconcertes von L a f o n t, vorgetragen von Joseph K h a y l l; 3) Cavatine von R o s s i n i, gesungen von Dlle. E m m e r i n g, königl. sächsischen Hofopernsängerinn; 4) Rondeau brillant für das Pianoforte, von H u m m e l, gespielt von Fräulein Fanny S a l l a m o n; 5) Na, launiges Gedicht von S a p h i r, gesprochen von der k. k. Hofschauspielerinn Dlle. M ü l l e r; 6) neue Variationen für Flöte, Oboe und Fagott, von G r u t s c h, vorgetragen von den HH. K h a y l l, U h l m a n n und H ü r t h.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 44 — 12. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Derjenige Theil desselben, welchen wir in der Kriegersprache unserer Tage das Hauptquartier nennen wollen, bildete ein für sich bestehendes, dem ersten Anblicke nach ziemlich imposantes Ganze. Den Gebräuchen jetziger Zeit entgegen, waren die prachtvollen Zelte des Königs und der übrigen Heeresfürsten vor der Fronte des Lagers aufgeschlagen. Fahnen von allen Farben, unter denen die schwarz und gelbe von Morea, so wie die weiß und rothe von Burgund besonders hervorleuchteten, weheten von den bunten, mit goldenen Kugeln und Wappenschildern geschmückten Leinenhäusern; alle aber überragte die große weiße, mit goldenen Lilien besäete Fahne von Frankreich. Sie flatterte auf dem Gipfel des, von kostbaren, vielfarbigen, aus langen Streifen zusammengesetzter Seidenstücke bestehenden, in der Morgensonne schimmernden königlichen Zeltes. Eine Schaar Hellebardierer in köstlichen, von Gold und getriebener Arbeit starrenden Harnischen war vor dem Eingange des Zeltes in zwey, durch eine Intervalle getrennte Linien aufgestellt. In der Mitte derselben wehte, von zwey eisgrauen Rittern mit gezogenen Schwertern bewacht, über einer aus Harnischen, Lanzen und Schilden gebildeten Trophäe ein, dem Äußern nach unscheinbarer, doch in der Geschichte jener Zeit höchst merkwürdiger Wimpel. Es hatte derselbe ganz die Gestalt einer durch Alter unansehnlich gewordenen Kirchenfahne. Von dem Gipfel der hohen, bloß mit einem Kreuz verzierten Stange hing die kaum ellenbreite Flagge von verschossenem orangefarbenen Seidenzeuge. Fransen von grüner Seide bekränzten das Fähnlein, seine Mitte schmückten goldene Feuerflammen. — Wer hätte in dieser veralteten Flagge das Palladium eines der ersten Reiche der Christenheit erkennen können? — Es war die heilige Oriflamme Frankreichs.

Die Teppiche, die den Eingang des großen, in mehrere Gemächer abgetheilten königlichen Zeltes deckten, waren zu beyden Seiten zurückgeschlagen, und zwey Hofbeamte, deren lange silberne Stäbe sie als Ceremonienmeister kenntlich machten, wiesen Jeden unerbittlich zurück, welcher nicht durch seinen hohen Rang oder durch ausdrücklichen Befehl zu der eben Statt findenden Audienz berufen war. Nur mit Mühe gelang es Erard, sich durch das Gefolge der in dem Königszelte befindlichen Großen bis zu dem Eingange des letztern Bahn zu machen. Hunderte von Geharnischten erfüllten den Platz zwischen den Reihen der Hellebardierer und dem Zelte. Federn, Schärpen, Wappenröcke von allen Farben wogten durch einander; eben so verschieden waren die Formen der Rüstungen und Waffen. Hier sah man, an der Seite eines riesengroßen, bis an die Zähne in blanken Stahl gehüllten Burgunders, den zierlich in ein Panzerhemd von fein verschlungenem Silberdraht gekleideten Griechenritter. Der Starke schien lächelnd

das krumme, leichte Schwertchen des Griechen zu beschauen, und schüttelte ungläubig das Haupt, als dieser mehr durch vielfältige Gesticulationen, als durch Worte, ihm zu bedeuten suchte, daß die unscheinbare Waffe Eisen wie Holz durchschneide, und eines jener berühmten Schwerter sey, welche man nur in Damascus zu verfertigen verstehe, und die deßhalb fast mit Golde aufgewogen würden. — Wenig Schritte von den Vorigen befand sich eine zahlreiche Gruppe bedächtiger Deutschen. Sorgfältig verglichen sie die Vorzüge des deutschen Vaterlandes mit dem, ihnen wegen seiner Fruchtbarkeit so angerühmten ägyptischen Delta. Einstimmig waren sie der Meinung, daß jene Beschreibungen übertrieben gewesen wären, wenigstens so lange zu bezweifeln ständen, bis man nahmhafte Versuche gemacht, ob auch der Weinstock sich an den Ufern des Nils acclimatisiren lasse. — Weniger ruhig unterhielten sich die in zahlloser Menge umherwandelnden Franzosen und Italiener. Nur das donnernde: Silence, Messires! der Ceremonienmeister konnte ihrem lauten Lachen und Scherzen auf eine kleine Weile Einhalt thun.

Eben war Erard am Eingange des königlichen Zeltes angekommen, und die wachhaltenden Beamten begannen mit ihm ein scharfes Examen über die Befugnisse zum Eintritt, als ein hoher Greis, in Kleidung des Tempelordens, und durch den Purpursaum des Leinenmantels als dessen Meister kenntlich, zu den Beamten trat. „Laßt ihn nur ein, ihr Herren!“ sprach derselbe; „es haben Seine Gnaden den Ritter berufen lassen.“

Ehrerbiethig senkten die Ceremonienmeister ihre Stäbe, und Erard folgte dem Großmeister des Tempels in die Halle.

Mit scheuer Ehrfurcht trat der Jüngling in eine Versammlung, wie an Glanz, an Pracht, an Hoheit reich er keine andere noch gesehn. Überall, wohin sein Auge blickte, traf es auf die Insignien des höchsten Ranges. Die Infuln der Bischöfe mischten sich mit Fürstenhüten, auf den Schildern sah man nur die neunzackige Grafenkrone, oder die achtzackige des Bannerherrn. Die glänzende Gesellschaft bildete einen Halbkreis vor einem Baldachin, unter welchem, auf einer mit rothem Sammt belegten Erhöhung von nur zwey Stufen, Erard mit Erstaunen den älteren der beyden Fremden von vergangener Nacht erblickte. Es war derselbe aufs einfachste mit einem eng anliegenden schwarzen Leibrocke bekleidet. Die einzigen Zierden dieser Kleidung waren das rothe Kreuz und jener goldene Reisegürtel, welchen man „escarcelle“ nannte, den auch Carl der Große auf seinen Reisen nach Italien zu tragen pflegte, und mit dem er begraben wurde. — Das braune, dünne Haupt- und Barthaar des Mannes umfloß in leichten, natürlichen Locken das schöne, edle, blasse Antlitz, über welches ein nahmenloser Frieden ausgegossen war. So ungemein einfach aber auch das Äußere des Mannes war, so schien derselbe doch den Umstehenden eine hohe Ehrfurcht einzuflößen, und Alle horchten mit stiller Aufmerksamkeit seiner Rede voll Kraft und Milde. — In diesen Zügen, die wir Robert von Sainceriaux und Joinville abgeborgt, möge der geschichtskundige Leser das Bild Ludwigs IX., des Heiligen wieder finden.

Es gehört dieser Fürst zu jenen Edlen, gegen welche die Geschichte ungerecht geworden, weil sie nur groß, nicht glücklich waren. Der Mann, der, als schon die Schauer des nahen Todes durch seine Adern rieselten, mit ermattender Hand für seinen Nachfolger Lehren niederschrieb, die in ihrer einfachen Weisheit der großen Alten würdig gewesen wären, er war gewiß kein „blinder Abergläubiger,“ wozu ihn unsere „philosophischen Betrachter des Mittelalters,“ machen wollen. — Als Ludwig IX., bey seinem Zuge gegen Tunis, auf den Ruinen Karthago's sein Leben aushauchte, als das Heer die letzten Worte des geliebten Führers: „Herr! ich werde eingehen in dein Haus, und dich anbethen in deinem heiligen Tempel!“ aus dessen Munde hörte, da empfanden die rohen Herzen einen unermeßlichen Schmerz; sie wollten die Reste des Königs nicht von sich lassen, bis sie solche selbst nach Saint-Denis in die Gruft seiner Väter begleiten könnten, und einer jener Tapfern, die dem edlen Todten sonst in seine Schlachten und über Meere gefolgt, der Seneschall von Joinville ist es, welcher in seinem Werke sagt: „Und ich habe einen Altar erbauen lassen, Gott zu Ehren und dem heiligen Herrn Ludwig.“

Dicht vor dem Könige, an dem Fuße der Estrade, stand der Seneschall von Joinville, ein hoher, kriegerisch aussehender Alter, und an des Letztern Seite der Patriarch, ein Mann von mittlern Jahren.

Leisen Trittes näherte sich Erard, zur Seite des Tempelmeisters, so viel als möglich dem Baldachin, und es gelang ihm dieß in so weit, daß es dem Jünglinge möglich ward, die an die Versammlung gerichteten Worte des Königs zu vernehmen.

„Glaubt nicht, Legat, glaubt nicht, ihr Herren,“ sprach der König, „daß Furcht vor diesen unsichtbaren Dolchen Uns bewege, eine Friedensbothschaft an jenen räthselhaften „Alten vom Berge“ abzusenden. Was konnte der Bannerherr von Courtenay, was konnten alle die

Gefallenen Edleres wohl erringen, als unsers Heilands schöne Marterkrone? — Das also ist es nicht, was Uns bewegt. Es ist die schöne Hoffnung, ohne Schwertschlag, allein durch Friedensworte, dem Kreuzesbanner die Völker des Gebirges zuzuführen. Nennt diese Hoffnung keine eitle. Schon unter Balduin IV. erboth sich der Stamm der Assassinen zu der Bekennung unserer heiligen Lehre; er forderte Erlassung des Tributs, so er in jener Zeit dem Tempelorden zu zahlen hatte. Durch Mißverständniß erschlug der Tempelritter Walter von Mesnel den Abgesandten des Fürsten vom Gebirge, und so entbrannte der Kampf aufs Neue; es unterblieb das heilige Werk. Wer möchte so schnell die Hoffnung fahren lassen, daß dessen Vollendung uns vorbehalten? — Wir haben deßhalb jetzt — hier sah der König den Seneschall mit theilnehmendem Blicke an — wo ein Vater um die Befreyung seines Kindes und mehrerer edlen Frauen mit jenem Volke zu verhandeln geht, den frommen Patriarchen ersucht, die Friedensbothschaft zu übernehmen. Seine Weisheit, die gleich ist seiner Frömmigkeit, wird ihm die Mittel zeigen, das gottgefällige Werk zu gründen; seinen Gebethen wird nicht die Erhörung mangeln, und bald — ich hoffe es zu Gott — werden wir ein neues Beyspiel sehen, daß Hände, welche nur zum Segnen sich erhoben, Größeres auszurichten vermochten, als unsere, welche gewohnt sind, Schwert und Lanze zu schwingen."

„Sorgt nicht, Sire!" sprach, als der König schwieg, der Patriarch. „Ich werde dem Assassinenhäuptling Kraft und Milde zeigen; ich werde, wo es darauf ankommt, den Wahlspruch des Tempelordens: Feriatur leo! zu meinem eignen machen."

„Da," fuhr der König in seiner Rede fort, „es Uns in jeder Hinsicht angemessen scheint, für Unserer Gesandtschaft Sicherheit zu sorgen, auch frey Geleit vom Alten vom Gebirge Uns zugesagt ist, Wir aber leicht vermuthen können, daß Thuranschah durch seine Beduinen solches zu stören suchen wird, so haben Wir, mit Hülfe des würdigen Tempelmeisters, für einen tapfern, in jeder Hinsicht des wichtigen Auftrags würdigen Führer bereits gesorgt. Es ist dieß," sprach er mit einem Winke der Hand, durch welchen er unserm Bekannten vorzutreten befahl, „der Ritter Erard de Severy. Da ein großer Trupp Bewaffneter die Aufmerksamkeit des Feindes in nur noch höherm Grade erregen müßte, so wird der Ritter mit einer Bedeckung von zwanzig tapfern Templern die Gesandtschaft, von Sidon aus, auf Umwegen durch die Gebirge leiten."

Der König schwieg. Mit einem Ausdrucke unbeschreiblichen Widerwillens ruhte das stolze Auge des Seneschalls auf Erard. Es war, als wolle er sprechen.

„Ich glaube," hob in diesem Augenblicke Wilhelm von Sannac, der Tempelmeister an, „daß meine Brüder mir beystimmen werden, wenn ich behaupte, daß Niemand unter ihnen eine so genaue Kunde von jenen Gegenden habe, als Erard."

„Niemand als er," sprach der Comthur Malatesta, „kann diesen Auftrag übernehmen; außer ihm und mir hat Niemand noch die Gränze des Assassinenlandes überschritten."

„So erfülle denn, mein Sohn," sprach der Monarch zu Erard, welcher, auf ein Knie sich niederlassend, die königliche Rechte küßte, „deinen Auftrag mit Muth und Vorsicht, und Unsere Gnade soll dir nicht fehlen."

Mit einer Bewegung der Hand entließ der König die glänzende Versammlung; nur der Patriarch und der Seneschall blieben, auf den Wink des Fürsten, im Zelte zurück.

Während der ganzen Zeit, in der unser Freund sich in dem letztern befunden hatte, waren seine Blicke oftmahls auf einen, dicht zur Seite des Monarchen stehenden Mann gefallen, in dem er den jüngern Fremden der vorigen Nacht zu erkennen glaubte. Das Antlitz desselben glich dem des Königs Zug vor Zug, doch war der Ausdruck, der in demselben vorherrschte, von einer Art, die in dem Innern des Jünglings die unangenehmsten Empfindungen erzeugte. Unbedingt war der Fremde der schönste Mann in der Versammlung. Auf dem schlanken, doch ungemein kräftigen Körper, saß ein Haupt, nicht unwürdig eines Römers; aber aus dem großen, schwarzen Auge sprühte ein Strahl des Stolzes, um den schön geformten Mund zuckten Züge des Hochmuths, welche etwas ungemein Widriges in das sonst edel geformte Antlitz brachten. Der Fremde war ungeharnischt, und in Ermanglung des Helmes und Schildes, aus deren Emblemen in jener Zeit leicht auf den Nahmen und Stand des Mannes zu schließen war, deuteten der zierliche goldene Griff des Schwertes, die goldbrocatne Kleidung, der reichgestickte Sammtmantel, auf des Unbekannten hohen Rang.

Eben war Erard aus dem Zelte getreten. Der Großmeister des Tempels ertheilte dem Jünglinge Instructionen über die Wahl des Häufleins, so seiner Führung anvertraut werden sollte, als jener Fremde rasch vorüberstrich.

„Folgt mir in mein Zelt, Erard de Severy!" sprach er, des Tempelmeisters ehrerbiethigen Gruß mit leich-

tem Kopfnicken erwiedernd; „ich habe etwas mit euch zu sprechen.“

Ein Wink des Meisters geboth dem Jünglinge schleunige Folge. Der Fremde ging voran. Beyde traten in ein, ganz in der Nähe befindliches, prachtvolles Zelt. — Das Innere desselben war schön verziert. Kostbare Teppiche deckten den Boden, so wie ein zur Seite stehendes Ruhebett. Tische und Feldstühle von seltnen Holzarten strahlten von Metall und Seide.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dichter.

Es hat der Aar sein Flügelpaar
Zur Reise durch die Luft,
Der Mond die Strahlen hell und klar,
Die Blumen ihren Duft;

Der Lenz hat seine Blüthenzeit,
Die Liebe ihr Gemüth;
Der Engel hat sein Sternenkleid,
Der Dichter hat sein Lied.

Ihm liegt in der Begeisterung
Des Liedes still gepaart
So Glanz und Duft wie kühner Schwung
Und Schönheit aller Art.

Und was Erhabnes hat die Welt,
Gehöret ihm zumeist,
Weil er im goldnen Liederfeld
Die große That auch weist;

Weil er in Liedern und Gesang
Das Große neu erschafft,
Das einst dem Heldenmuth gelang
Und ungebeugter Kraft.

Natur und Kunst und Welt und Tod,
Sie sind sein groß Gebieth,
Das er beym hellen Morgenroth
Der Schönheit übersieht.

Er sieht und staunt, und was er sieht,
Verziert er ringsherum
Mit Blumen, die ihm still erblüht
Im Herzensheiligthum.

Er schmückt es aus mit Klängen, die
Mit wunderbarem Glanz
Geflochten seine Phantasie
Zum reichen Liederkranz.

Und dieser Kranz, er ist allein
Der Sängerseele werth,
Die er mit lichtem Zauberschein
Und ew'gem Reiz verklärt.

Manfred.

Notizen.

Übersicht der Leistungen der Pragerbühne im zweyten Halbjahr 1830.

Drey Trauerspiele: „Der Müller und sein Kind,“ (fünfmahl); „Ein treuer Diener seines Herrn,“ (zweymahl); „Hamlet.“

Drey Schauspiele: „Die Taube von Cerdrons;“ „der Bettler,“ (dreymahl); „der ruhelose Wanderer; ein Tag vor Neujahr.

Zehn Lustspiele: „Der Mann von fünfzig Jahren,“ (dreymahl); „Zwey Jahre verheirathet,“ (fünfmahl); „Das Bild der Danae,“ (dreymahl); „der junge Ehemann,“ (dreymahl); „Komm her,“ (zweymahl); „Wenzel und noch ein Wenzel,“ „der Ring und die unglückliche Ehe aus Delicatesse,“ (dreymahl); „Carl XII. auf Rügen,“ (dreymahl); „Die junge Pathe,“ (zweymahl).

Vier ältere, neu einstudierte Stücke: „Der Amerikaner,“ (zweymahl); „Die Familie Schroffenstein,“ „Menschenhaß und Reue,“ (zweymahl); „Lorenz Stark,“ (zweymahl).

Sieben Opern, Possen und Liederspiele: „Die Wiener in Berlin,“ (dreymahl); „Julerl die schöne Putzmacherinn,“ (sechsmahl); „Fortunatus Abenteuer,“ (sechsmahl); „die Braut,“ (zweymahl); „das Hochzeitsintermezzo,“ (zweymahl); „die schöne Müllerinn,“ (zweymahl); „der Apotheker und der Doctor,“ (dreymahl).

Gastrollen. Hr. Anschütz, vom Ofnertheater: Gottlieb Koke in Parteyenwuth und Schylock im Kaufmann von Venedig. Hr. Babnigg: Corradin. — Dlle. Betty Pistor, k. k. Hofschauspielerinn: Gabriele; die Frau in: Ein Mann hilft dem andern; Julie, in Romeo und Julie; Jutta in Bretislaw und Jutta; Aline in: die Taube von Cerdrons; Emilie Galotti; Thekla im Wallenstein. — Hr. Wilhelmi, k. k. Hofschauspieler: Oberjägermeister im besten Ton; Amtsrath im Hotel von Wiburg; Kaufmann Herb im Amerikaner; Blümlein in: Welche ist die Braut; Hubert im Bettler, (zweymahl); Reisender in der Mirandolina; Komm. Frosch im Verschwiegenen wider Willen; Garcias im Haus Barcellona. — Dlle. Hilmer; Emma in der falschen Scham. — Hr. Lemm, k. Hofschauspieler aus Berlin. Nathan; Belisar; Wardam in der Erinnerung; (zweymahl); Wallenstein; Valeros in der Schuld. — Dlle. Louise und Nina Gned, aus Pesth, wurden nach sechzehn Gastrollen engagirt. — Dlle. Hähnel, k. k. Opernsängerinn: Tancred (zweymahl); Rosine im Barbier; Sextus im Titus und die schöne Müllerinn (zweymahl). — Hr. Schmucker von Mannheim: Georg in der weißen Frau; Max im Freyschütz; Johann von Paris. — Ernst und Eduard Eichhorn gaben vier Concerte. — Hr. Krow von Amsterdam: Othello; Jacob im Joseph; Faust; Inka im Opferfest; Tankred und in einem Quodlibet.

Concertanzeige.

Heute den 12. April, Abends um 7 Uhr, wird in dem k. k. großen Redoutensaale zum Besten des Fondes des, von Sr. k. k. Majestät allergnädigst bestätigten Vereins zur Versorgung und Verpflegung armer erwachsener Blinden eine große musikalische Akademie in zwei Abtheilungen gegeben werden. Zur Beförderung dieses menschenfreundlichen Zweckes haben Frau Anna Edle von Tschoffen, die Dllen. Marie Emmering, Auguste Hauptmann und Eugenie Lutzer, Schülerinnen des Hrn. Ciccimarra, die H.H. Jansa, Lewy, Mennen, Rohmann, Titze und Weld ihre Leistungen, dann der Freiherr von Lannoy die Leitung des Ganzen und Hr. Carl Holz die Direction des Orchesters, so wie sämmtliche Mitglieder des hiesigen Musikvereins und Conservatoriums, die Chor- und Orchester-Parthien unentgeldlich übernommen. Auch hat die Administration des k. k. Hof-Operntheaters den Saal unentgeldlich zu diesem Zwecke überlassen. — Der Eintrittspreis auf die Gallerie ist zwey Gulden, in den Saal ein Gulden Conv. Münze. Die Eintritts-Billete sind täglich von 9 bis 12 Uhr Vormittags und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags an folgenden Orten zu bekommen: in der Privat-Kanzley Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Anton (Singerstraße im teutschen Hause, 3. Stiege, 1. Stock, rechts); in der Inspectionswohnung des Trattnerhofes (1. Hof, 2. Stiege, 3. Stock); in dem Blinden-Institutsgebäude (Josephstadt Nr. 188) und am Tage der Aufführung selbst Abends an der Kasse.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 45 — 14. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Im Innern des Zeltes angekommen, warf der Fremde das reichbefiederte Barett und den goldenen Degen auf einen zur Seite des Ruhebettes stehenden Sessel, und streckte sich dann der Länge nach auf das erstere.

„Ritter,“ hob er nach einer Weile, und nachdem er Erard scharf fixirt, zu sprechen an, „ihr seyd zu einer wichtigen Sendung auserkoren, zu einer Sendung, die, wenn ihr dieselbe geschickt vollführt, euch Ehre und Belohnung sichert. Ich bin es, der euch dem Könige dazu in Vorschlag brachte, und wenn ich auch den Rittermönchen, welche vom Tempel den Nahmen führen, sonst eben nicht allzu geneigt seyn mag — wenigstens gibt es Leute, die dieß behaupten — so könnte ich dieses Mahl doch bey euch eine Ausnahme machen.“

„Ich werde,“ entgegnete der Jüngling ehrerbiethig, „den Auftrag, den des Königs Gnaden mir ertheilten, vollziehen nach bestem Wissen. Nur ein unglücklicher Zufall könnte uns auf jenen abgelegenen Wegen mit den arabischen Horden zusammenführen, und wäre dieß der Fall, so werden wir solche mit tapferer Faust zu überwinden wissen.

„Das ist es nicht, was ich meine!“ entgegnete mit verächtlichem Lächeln der Unbekannte. „Wären hier nicht noch andere Dinge zu bedenken, so gönnte ich dem Seneschall, der so gern den kleinen König der Champagne spielen möchte, schon eine derbe Lection; auch spreche ich nicht von dem frommen Zwecke der seltsamen Sendung. Ich fürchte, die Gazellenaugen der Töchter des Gebirges, mit denen der schlaue Alte vom Berge seine Untergebenen so schön für seine Zwecke zu nutzen weiß, würden eher im Stande seyn, Tausende von uns zu Assassinen zu machen, als daß es uns gelingen wird, nur Einen jenes Volkes zu uns herüberzuziehen. Doch, lassen wir das — — mein Auftrag ist anderer Art. Ihr werdet ihn vollziehen, fest wie ein Ritter und Templer. Da nun aber, wie man allgemein behauptet, der Tempelorden im verschlossenen Gemache, mit geheimnißvoller Sprache und Zeichen seine Weihen ertheilt, so werde ich wohl gleichfalls auf eine mysteriöse Weise euch meinem Dienste verpflichten müssen.“ — Eine von Gold strotzende Börse flog auf den Tisch, neben welchem Erard stand. — „Nehmt sie,“ sprach der Fremde, als er bemerkte, daß der Jüngling das Gold nicht eines Blickes würdigte, „nehmt sie! Ihr habt noch nebenbey den Vortheil, daß ihr in Besorgung meiner Angelegenheit ein ehrlicher Mann bleiben könnt.“

„Darf ich um eine Erklärung bitten?“ sprach Erard, über das Benehmen des Mannes im Innern empört.

„Die sollt ihr haben!“ entgegnete der Vorige. „Die Kostbarkeit des Kleinods, welches ihr aus den Händen

des Assassinenhäuptlings für dessen Rettung empfinget, bürgt für den hohen Rang des Saracenen, so wie die Sitten seines Volkes dafür bürgen, daß er bereit seyn werde, euch jeden Dienst zu leisten, den ihr von ihm verlangen möchtet."

„Dieß Beydes angenommen," erwiederte der Jüngling, „wird dennoch mir nicht klar —"

„Ihr würdet," unterbrach ihn der Andere kalt, „früher zur Klarheit gelangen, wenn ihr geruhen wolltet, mich nicht zu unterbrechen. — Mit dem Geleitsbriefe des Alten vom Berge," fuhr er fort, „ist dessen Erklärung angelangt, daß er bereit sey, die Frauen, Eine ausgenommen, gegen ein festzusetzendes Lösegeld auszuliefern; diese Eine aber kann keine andere seyn, als Blanca von Joinville, die Tochter des Seneschalls. Blanca überragt die Andern weit an Geist und Schönheit. Sie nur kann es seyn, welche der Saracene nicht ausliefern will."

„Es wäre entsetzlich!" rief Erard heftig ergriffen.

„Entsetzlich, ja!" entgegnete der Andere, an den Fransen der goldgestickten Schärpe reißend.

„Und der Seneschall?" fragte Erard.

„Weiß nichts davon," erwiederte der Vorige. „Die Gewißheit, daß es gerade Blanca ist, die man verweigert, steht noch nicht fest; der König fand es nicht angemessen, den Alten von der gefürchteten Möglichkeit zu unterrichten. — Durch euch nun," fuhr der Unbekannte fort, „denke ich Blanca zu befreyen. Trifft die traurige Vermuthung, wie zu befürchten, ein, so bliebe die einzige Aussicht, das Mädchen zu erretten, der Beystand des Häuptlings, welchen ihr euch verpflichtet habt. — Jetzt seyd ihr unterrichtet von dem Ritterdienst, den ich von euch verlange. Versucht euer Heil, und — glückt es euch, so nennt mir die Commandantschaft in Artois und Bretagne, die ihr besitzen wollt, ihr sollt sie haben. — Es ist ein glücklicher Zufall," schloß der Fremde, „der euch den Assassinen in die Hände führte; durch seinen Beystand wird Blanca unfehlbar gerettet, sey es nun durch sein Ansehn, sey es durch offene Gewalt, denn heilig erfüllt der Saracene die eingegangene Verpflichtung. Daß ihr, Erard de Severy, das Äußerste versuchen werdet, euren Auftrag zu erfüllen, dafür bürgt mir die euch so eben eröffnete Aussicht. Bedürft ihr aber sonst noch eines Sporns, so möget ihr bedenken, daß ich es bin, der euch den Auftrag gab, und — daß ich Blanca liebe."

„Und Blanca? — liebt sie euch?" rief Erard, wie von einem Donnerschlage erschüttert.

„Ihr seyd sehr kühn, Ritter Severy!" sprach der Fremde sich von dem Ruhebette halb erhebend, mit funkelndem Blicke. „Robert, Graf von Artois, ist nicht gewohnt, Fragen zu beantworten, wie solche etwa dem niedern Vasallen gerade in die Gedanken kommen möchten."

„Und wenn nun," sprach Erard, indem eine ganz eigenthümliche Bläſſe sein Antlitz überzog und seine Lippen bebten, „und wenn nun der niedere Vasall die Beantwortung dieser Frage eben zur Bedingung der von ihm zu leistenden Dienste machte?"

„Ha! Hölle und Teufel!" rief der Prinz, indem er aufsprang.

„Wie," fuhr der Jüngling unerschüttert fort „wenn ich nun spräche: Behaltet eure Belohnungen, Fürst! der Templer Erard Severy kann sie nicht gebrauchen; — das rothe Kreuz, der hänfene Gurt, der Leinenmantel, das sind die Güter, nach denen er trachtet, nachdem das Höchste, so er kannte, ihm unerreichbar blieb. Wie, wenn ich euch entgegnete: Mich verlangt zu wissen, der niedere Vasall, den Frankreichs Sohn, der Graf von Artois, zum Werkzeug der Erlangung seiner Wünsche machen, und ihn mit seiner Gnade und einer Handvoll Goldes beglücken will, wünscht zu erfahren, ob der Mann, der da gedenkt zu kaufen, was nicht käuflich, auch Blanca's Liebe werth ist?"

„Rasender! ihr wagt es?" rief wüthend der Prinz.

„Ganz abgesehen davon," sprach Erard kalt, „ganz abgesehen davon, was ich für Blanca's Befreyung thun will — und mein Vorsatz deßhalb ist längst gefaßt — frage ich euch, Graf von Artois, euch, der sie nur besitzen, nicht erkämpfen will: „Liebt Blanca euch, und kennt der Seneschall eure Wünsche?"

Während dieser Rede war der Prinz dicht vor den Jüngling getreten; er zitterte vor Zorn; die Erbitterung schien ihm die Sprache geraubt zu haben. — Auch Erard schwieg. Mit kalter Entschlossenheit erwartete er des Fürsten Antwort.

In der Seele des Letztern schienen während dieser Pause gewaltsame Entschlüsse einander zu bekämpfen. Es funkelte das Auge des Prinzen, krampfhaft ballte sich die Faust, aber die Züge jenes geringschätzenden Übermuthes, welcher sich im Beginn der Unterredung kund gab, waren bis auf jede Spur aus dem männlichschönen Antlitze verschwunden.

„Ritter!" hob der Fürst nach langer Pause mit gefaßterem Tone an, „ich glaube, daß wir uns Beyde sehr verkennen. — Ich habe euch nach dem gemeinen

Maße gemessen. Ihr seyd nicht der, für den ich euch gehalten. Doch auch ihr habt Unrecht mir gethan. Robert von Artois — verlaßt euch darauf — ist nicht gesonnen dem Würdigen Unbill zuzufügen, doch eben so wenig ist er gesonnen sie zu leiden. — Erard de Severy! hat euch der Fürst beleidigt, so wird der Ritter Robert Valois Genugthuung euch geben. Hier ist mein Handschuh. Bestimmt den Ort, wo wir uns treffen. Mein sey die Sorge, jede Störung zu verhindern. Dann — Sieger oder besiegt — ihr seyd Franzose, mithin ein edler Feind — werdet ihr die Bitte: die Befreyung der Schönsten, Edelsten, wenigstens zu versuchen, mir dem Bruder eures Königs, dem Ritter, dem Waffengenossen nicht länger weigern."

„Gott sey mein Zeuge!" rief Erard in heftigster Bewegung, indem Thränen der Rührung seinem Auge entstürzten; „Gott sey mein Zeuge, daß der Gedanke, Blanca zu befreyen, mein erster war, als ich von ihrem Unglück hörte! — Fürst!" sprach der Jüngling, indem er, auf ein Knie sich niederlassend, dem Prinzen den dargebothenen Handschuh zurückgab; „verzeiht dem armen, vom Schicksal zu Boden Getretenen, wenn er, sich selbst vergessend — das Unglück macht ja reizbar! — auch einen Augenblick aus den Augen lassen konnte, was er dem Blute seiner Fürsten schuldig. — Nimmer zieht Erard Severy sein von den Vätern rein überkommenes Schwert gegen die Herrscher seines Landes. Ja, ich glaube — und euer Edelmuth macht meinen Glauben zur Gewißheit — ihr seyd der Edelsten von Frankreichs Töchtern würdig, und all' mein Herzblut will ich daran setzen, euch Blanca zu erwerben."

„Verzeiht mir, Erard," sprach der Prinz gerührt, indem er den Jüngling aufhob, „verzeiht mir, daß ich euch so verkennen konnte! — Ihr, in eurem glücklichen Mittelstande, könnt nicht ermessen, wie verächtlich dem Fürsten die gemeine Menge werden muß, die lügend einen Eifer, als wäre sie nur geschaffen ihm zu dienen, doch nur ihr eignes Selbst im Auge hat. Darum kein Wort mehr von Belohnung. Doch, Ritter, braucht ihr einen Freund, so möget ihr wissen, daß Robert Valois es schmerzen würde, wenn ihr an dessen Thüre vorübergehen könntet."

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ der Fürst den Ritter, und begleitete denselben bis vor den Eingang des Gezeltes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung einer spanischen Post.

Die Abfahrt des Postwagens aus dem Hofe von Madrid gleicht der Bewegung eines Berges und ist immer von einem Erdbeben begleitet. Die Thiere, die uns durch die Straßen Madrids zogen, waren sieben Maulthiere; sechs davon gingen paarweise neben einander, während das siebente allein an der Spitze stand und mit dem Nahmen der capitana beehrt ward. Ihr Geschirr unterschied sich von jedem andern, das ich bisher gesehen hatte; denn während das letzte Paar wie gewöhnlich an den Wagen befestigt war, hatten alle übrigen lange Stränge, die, statt an die Deichsel, an den Wagen selbst gingen, und von dem Schleppen auf der Erde bey Bergabfahren durch einen Riemen am Ende der Deichsel verhindert wurden, durch den sie alle gingen. Bloß das vorangehende Maulthier ward durch Zügel geleitet, die Halftern der andern waren an die Stränge der capitana befestigt, und mußten also allen Bewegungen derselben folgen. Auch Putz und Schmuck war bey diesem merkwürdigen Zuge nicht vergessen. Die Thiere waren am ganzen Leibe glatt geschoren, um die Hitze desto besser aushalten zu können, man hatte aber dabey zugleich auf Schönheit Rücksicht genommen, und hier und da einen Streif Haare stehen lassen; der Schwanz war noch voll genug, um zu einem wirksamen Fliegenwedel zu dienen, das Haar an den Schenkeln aber gitterähnlich geschoren, so daß es ziemlich den Schnörkeln der Husarenbeinkleider glich. Außerdem hatten die Thiere eine beträchtliche Menge Federn und buntfarbige Quasten an sich, so wie am Halse mehrere Glöckchen. Zu dem Wagen gehörte ein zagal oder Postillion und ein mayoral oder Conducteur. Die Art, wie sie ihre Maulthiere behandelten, war sonderbar genug. Der Zagal sprach die ganze Zeit über bald mit dem, bald mit jenem, rief sie bey Nahmen und redete ihnen zu, in gerader Reihe zu gehen, den Theil, der auf jedes komme, willig zu ziehen, und sich nicht an dem andern zu reiben. Ich sagte, er rief sie mit Nahmen; denn in Spanien hat jedes Maulthier seinen Nahmen, und die, welche unsern Wagen zogen, machten davon keine Ausnahme. So hatten wir außer der Capitana eine Portugesa, Anagonesa, Coronela u. s. w. Wenn ein Thier seine Schuldigkeit nicht that, sich entweder von dem Wege entfernte, oder nicht ordentlich zog, so rief der Zagal unwillig den Nahmen desselben, und betonte besonders die letzte Sylbe stark. Ob nun die Thiere wirklich ihre Nahmen kannten, oder wußten, daß sie nicht recht gethan hatten, die Stimme des Zagal stellte gewöhnlich die Ordnung wieder her. Rief der Zagal Coronela, und Por-

tugesa gehorchte vielleicht dem Rufe aus Irrthum, so schrie er: „agnellastra“ (die andere) und das getroffene Maulthier kehrte stets zu seiner Schuldigkeit zurück. Wenn Ermahnungen nichts fruchteten, so folgten gewiß Prügel; der Zagal sprang dann von dem Wagen herunter zu dem Delinquenten hin, und bearbeitete ihn mit Schlägen und Schimpfwörtern oft eine halbe Stunde lang, wobey er sich bisweilen, um näher zu seyn, auf das hinter oder neben dem Fehlenden gehende Thier setzte. Die Unermüdlichkeit und Thätigkeit dieser Zaglas ist wahrhaft wunderbar. Von den zwanzig Meilen, die eine Post gewöhnlich macht, laufen sie wenigstens zehn und stehen ein Viertel der andern Hälfte auf dem Tritte des Wagens auf einem Beine. Bergauf lief der Zagal gewöhnlich und peitschte die Maulthiere den ganzen Weg hinauf, stand bisweilen am Wege still und sammelte sich Steine. Auf der Spitze des Hügels hielt er sich gewöhnlich an den Schwanz eines Maulthiers an, und sprang so auf den Wagen, ehe es wieder bergab ging. Bey dem Bergabfahren hielt er seine rothe Mütze mit den Steinen in der einen Hand, und warf mit der andern bald dieses bald jenes Maulthier, um sie in Ordnung zu erhalten, und zu verhindern, daß weder die Stränge auf der Erde schleppten, noch sich um die Beine der Thiere schlängen.

Miscellen.

Die Spitzenklöpplerinnen in Caen haben eine besondere Gewohnheit, im Winter Holz zu ersparen, sie bitten nähmlich Viehbesitzer um die Erlaubniß, in den Kuhställen arbeiten zu dürfen. Das wird ihnen selten abgeschlagen, sie wählen die Nacht zur Arbeit, stellen ein Lämpchen hinter ein Glas von halbkugeliger Form, das einen hellen Lichtglanz auf ihre Arbeit wirft, und klöppeln so in Gesellschaft ganze Nächte, während die jungen Bursche und Geliebten neben den Kühen zu den Füßen der Mädchen liegen, Geschichtchen erzählen oder mit Liebeständeley die Zeit verscherzen.

Ein Correspondent der französischen Akademie berichtet, daß er eines Abends bey magnetischen Versuchen mit Magnetnadeln plötzlich eine unbegreifliche Unordnung in deren Wirkung bemerkt habe. Den andern Tag hörte er, daß das große Nordlicht zu jener Zeit gewesen, und dieser Naturerscheinung schreibt er die Unregelmäßigkeit der Magnetnadeln zu.

Ein französisches Journal erzählt, daß die englischen Steinkohlen in Ägypten wohlfeiler sind als in London, und bemerkte dabey zugleich, daß der Champagnerwein in Paris ebenfalls theurer bezahlt werden müsse, als in Südamerika (einer Entfernung von 4500 Stunden).

Mit einem Gulden konnte man sonst viel ausrichten. 1534 erschien in der kleinen Reichsstadt Giengen *) der Chorherr von Westerstetten vor dem ehesamen Rathe und erklärte, daß er, „sich auf Studien zu begeben, die Stadt verlassen wolle, aber den ehrbaren Rath bitte, seinen Vater, Brüder und Geschwistrigte ihme günstlich befohlen seyn zu lassen; zum Abschiede wolle er einem ehrsamen Rathe einen Gulden, den sie auch seinetwegen verzehren sollten, verehren, als er auch gethan hat.“

*) Jetzt zu Würtemberg gehörig.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. privil. Theater an der Wien.) Am 7. d. M. wurde zum Vortheil des Schauspielers Alois Weele zum ersten Mahle gegeben: „Herr Lieutenant Frau, und Milady Mann,“ Originalposse in zwey Acten von A. Albini.

Hr. Albini hatte durch das Stück: Verwirrung über Verwirrung (Kunst und Natur) eine so günstige Meinung von seinem Beruf für das Lustspiel entwickelt, daß man mit Recht von diesem neuen Erzeugnisse wo nicht gleiche doch ähnliche Befriedigung hoffte, leider aber nicht fand. Es wäre nutzlose, für's Publicum sicher höchst uninteressante Bemühung, wollten wir die bey den Haaren herbeygezogene Intrigue, welche einzig und allein auf die zum Ekel verbrauchte Idee doppelter Verkleidung und der daraus entspringenden Verlegenheitssituationen berechnet ist, erzählen; und da diese Situationen nur höchst flüchtig hingeworfen sind und so wie das Ganze, all und jeder Wahrscheinlichkeit entbehren, so kann man dießmahl Hrn. Albini nicht einmahl das Lob einer fleißigen durchdachten Bearbeitung gewähren. Auch die Charaktere sämmtlich handelnder Personen sind, ausgenommen jene des Hrn. von Hohenstappel, sehr stiefväterlich behandelt, und gleichen ganz unbedeutenden Nebenrädern eines Uhrwerks, die nur dazu da sind, um das Hauptrad in Bewegung zu erhalten, welches in dem genannten Hohenstappel seinen Darsteller fand.

Unter solchen Umständen war es sehr natürlich, daß das in seinen Hoffnungen getäuschte Auditorium seinen Beyfall nur sehr mäßig und diesen nur der fleißigen Darstellung und des recht angenehmen flüssigen Dialoges wegen spendete, und in Anerkennung der ersteren am Schlusse den Darsteller des Hohenstappel (Hrn. Scholz), welcher mit gewohnter Kraftäußerung wirkte, hervorrief.

Von den Übrigen konnte keines seine Kunstfertigkeit entfalten, und es genüge daher zu bemerken, daß sie das leisteten, was ihnen ihre beschränkte Stellung erlaubte.

Der Diener des Baron Töpfer hätte nicht gefehlt, wenn er seine Mütze fein artig in der Hand behalten hätte, so lange er mit der Tochter vom Hause sprach.

Die neuen Decorationen von den HH. Martinelli und Jachimovicz, welche in der Ansicht eines Theiles von dem Parke des Hrn. von Hohenstappel und in einem Empfangssaale bestehen, sind Erzeugnisse sachkundiger Meister, denen es weder an Geschmack noch an Kraft, selbe auszuführen, gebricht.

Das langweilige Quintett concertant zwischen dem ersten und zweyten Act hätte füglich wegbleiben können; eine so melodiöse Production eignet sich nicht zum Intermezzo zwischen einer Posse.

Sans Gêne.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 46 — 16. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Tage begann die Einschiffung. Erard war hocherfreut, als Vassey sich unter dem Reisegefolge des Patriarchen befand. Wenigstens gab es also Eine Seele in der Gesellschaft, gegen die der Jüngling das gepreßte Herz entladen durfte. — Wir übergehen die unbedeutenden Ereignisse der Überfahrt nach Sidon, so wie die einförmigen Reisetage, welche die Gesandtschaft in den Ebenen Syriens, und ehe sie den Libanon erreichte, zu überstehen hatte. Erard entfaltete in den Anordnungen für die Sicherheit des Marsches nicht geringe Kriegskenntnisse und Eifer. Nicht nur waren die Wege, auf welchen er die Gesandtschaft geleitete, so verborgen, als das flache Gelände es nur immer erlaubte, sondern auch die Ruhepuncte, welche die brennende Hitze, der Sand der Wüste mehr, als sonst in einem feindlichen Lande rathsam gewesen wäre, nöthig machten, mit solcher Vorsicht gewählt, die Maßregeln gegen einen möglichen Überfall mit solcher Umsicht genommen, daß der Patriarch, häufig in Lobeserhebungen ausbrechend, den Jüngling einen „würdigen Krieger der Kirche" nannte. Der Seneschall, der auf der ganzen Reise den Jüngling kaum eines Blickes würdigte, war der Einzige der Gesellschaft, der den Eifer unsers Freundes nicht zu bemerken schien; doch ging die Billigung der ergriffenen Sicherheitsmaßregeln aus dem Umstande hervor, daß er, der erfahrne Kriegsmann, nur die beyden ersten Reisetage Kunde von ihnen nahm, später aber solche allein Erards Bestimmungen überließ.

Endlich — es war an einem herrlichen sonnenhellen Morgen — lag die lange, bewaldete Bergkette des Libanon vor den Blicken der Reisenden; sie befanden sich in dem Gebiethe der Assassinen. — Alle die fabelhaften Sagen, welche von dem räthselhaften Lande unter den Kreuzfahrern im Schwange gingen, schienen sich vor den Augen der Gesellschaft zu verwirklichen. Noch vor wenig Tagen ein ödes, unangebautes Land, das nur den Anblick weniger schwarzer, aus tiefem Sande aufstarrender Felsen darboth, durchziehend, befanden sie sich nun in Mitte einer üppigen Vegetation. An den Stämmen mächtiger Cedern rankte der wilde Weinstock, und seine zwar kleinbeerige, doch von der Sonne schon hier und da gebräunte Trauben ladeten zum Genuß. Aus allen Felsenritzen, nahmentlich da, wo klare Bergwässerchen niederrauschten, wand sich breitblättriges Feigengesträuch, wohl hier und da von einer einzelnen wildwachsenden Dattel- oder Fächerpalme überragt. An Abgründen, einer immer schauerlicher als der andere, zog sich der Weg vorbey, und der erfahrne Seneschall bemerkte: wie alle diese Pässe von einem geringen Häuflein gegen zahlreiche Heere mit ungemeiner Leichtigkeit, ja fast spielend, zu vertheidigen wären. Bog endlich der

Pfad sich über eine Höhe, so schaute das Auge der Reisenden in enge Thäler, deren Gleichen sie nur in ihren heimischen Pyrenäen gesehen zu haben sich erinnerten; sie wußten nicht, ob mehr das Romantischschöne, ob mehr die Üppigkeit derselben zu bewundern wäre.

So immer neue, immer verschiedenartige Naturscenen darbiethend, verfloß die Tagereise unsern Bekannten wie eine Stunde, und schon waren sie in der Nähe des Zieles ihrer Wanderung, als sie noch meilenweit sich von demselben entfernt glaubten. Die Umgebungen des Weges, bis jetzt nur schauerlich schön, wurden milder, die Bergwände traten immer weiter zurück, es zeigte sich Anbau; da schlängelte der Pfad sich einen Hügel aufwärts. Bald befand sich die Gesellschaft auf dem Gipfel desselben, und ihre Blicke schweiften in einem freundlichen, fast eine Meile im Durchmesser haltenden Thale, in welchem Weizen und Dhurrafelder prangten. Überall, wohin das Auge sah, traf es auf den üppigsten Reichthum der Natur; die Dattelpalme, der Öhlbaum, bogen sich unter der Last der Früchte; die Wände des weiten Kessels schmückte der glänzendste grüne Teppich. — Unwillkührlich parirten die Wappner der Vorhut ihre Rosse beym Anblick des gesegneten Thales, und auch der Patriarch spornte das mit silbernen Glöckchen behangene Maulthier, Johannes aber das bescheidenere Eselein, so er bestiegen, zu schnellerem Schritte, um zu dem höchsten Puncte, der den schönsten Blick in dieses Tempe darboth, zu gelangen. Außer der reizenden Lage des Ganzen überraschte unsere Reisenden noch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit, die je, auch nur in entfernter Ähnlichkeit gesehen zu haben, sie sich nicht erinnern konnten. In der Mitte des Thales nähmlich erhob sich ein, mehrere hundert Klafter hoher, von allen Seiten lothrecht abfallender Felsen. Den fast eine Viertelmeile im Umkreis haltenden Gipfel kränzten, gleich einer Mauerkrone, schroffe Felsenzacken. Sie schienen einen auf dem Gipfel des Felsens befindlichen, ungemein fruchtbaren Bezirk einzuschließen, denn überall wo eine Lücke zwischen ihnen den Blicken Eingang ließ, erhoben sich dichte Massen schlanker Dattelpalmen, und zwischen diesen vergoldete Kuppeln, die wie Feuer im Strahle der Abendsonne glänzten. Da die Wände des Felsens nur eine von allen Seiten senkrecht abfallende Fläche, nirgends aber einen Haltpunct für den Fuß eines Menschen darbothen, deßungeachtet aber die Höhe als bewohnt sich zeigte, obgleich nirgends ein zu dieser führender Pfad zu sehen war, so hatte das Ganze einen ziemlich feenhaften Anstrich.

Schweigend genoß die Gesellschaft mehrere Minuten den wundervollen Anblick; endlich drängte Erard sein Roß in die Nähe des Prälaten.

„Der Felsen dort," sprach der Jüngling, „ist das Ziel unserer Reise, hochwürdiger Herr; es ist Burg Maszyad. Hier in der Nähe fingen wir den Assassinen."

„Die Klugheit dieser Söhne Belials," entgegnete dieser, „ist so groß als ihre Vermessenheit; die Burg scheint unüberwindlich. Aber sagt mir, geliebter Sohn, wo ist der Eingang? — Nirgends zeigt sich dem Auge ein Pfad."

„Dort, Hochwürdiger!" sprach Erard rasch, indem er auf den Fuß des Felsens zeigte. — „Wahrhaftig! man hat uns schon entdeckt! — Seht, dort am Fuße des Felsens ist eine Höhle — eben reitet ein Häuflein Saracenen aus derselben — das ist das Burgthor. Ein unterirdischer Weg führt nach der Höhe."

„Und wenn das ganze Kreuzherr sich vor der Veste lagerte," sprach der Seneschall mit dem Überblicke des geübten Kriegers, „die Burg wäre dennoch nicht zu gewinnen. Ein Felsennest, wie dieses, haben wir nicht im ganzen Abendlande. — Aber seht, ihr Herren, dort nahen die Saracenen im schnellsten Rosseslaufe! — Wir wollen, trotz dem Geleitsbriefe, ein wenig auf unserer Hut seyn."

Wirklich sprengten in diesem Augenblick fünf Orientalen über das Blachfeld daher. Im Nu befanden sie sich an der Seite der Reisenden. Der Anführer derselben wendete sich an den Seneschall, den er wegen seines Alters und kriegerischen Ansehns für das Haupt der Gesandtschaft hielt. Er meldete — in der lingua franca, welche schon damahls im Oriente als Zwischensprache üblich war — daß der Emir Bibar el Bondukdari ben Ismail mit Vergnügen die Bothschafter des Melek von Frangistan erwarte.

Neugierig betrachteten sich inzwischen beyde Parteyen. Die Saracenen waren sämmtlich junge Männer von schlankem Wuchse. Man hätte sie fast für schwächlich halten können; aber obwohl sie unter Mittelgröße und ziemlich mager waren, so zeigte doch der zum Werfen des Dscherids (stumpfen Wurfspießes) aufgestreifte rechte Arm eine solche Masse von Muskeln und Sehnen, daß man hieraus auf vielfach geprüfte Kraft schließen konnte. Die Gesichtsfarbe der Assassinen war heller, als die der Beduinen der Wüste; doch erblickte man in ihrem Antlitze die charakteristischen arabischen Züge, das große, schön gespaltene, etwas wild blickende Auge, die Habichtsnase, einen ziemlich großen Mund, und in dem letzten

Zähne, die an Weiße, Glanz und Stärke mit denen des Schakals wetteifern konnten. Die Saracenen waren weiß gekleidet, den dunkelgrünen Turban ausgenommen; ihre Waffen blitzten von edlem Metall, und letzteres verzierte gleichfalls reichlich die Sättel und Zäume ihrer Renner, die ein geübtes Auge augenblicklich zu jener edlen Race gerechnet haben würde, welche, nach dem arabischen Ausdrucke, schneller als der Wind ist, und die in dieser Tugend nur der Barack des Propheten, das Thier, auf dem er in einer Nacht alle sieben Himmel durchritt, übertrifft. — Mit wildem zweydeutigen Blicke ruhte das leichtgeröthete Auge der mit zerstreuter Mähne und weit geöffneten Nüstern scheu sich zurückdrängenden Thiere auf den mit Stahl bedeckten normännischen Streitrossen der Gesellschaft, und nur das Eselein Vassey's schien ihnen kein unbekannter Gegenstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

An mein Gärtchen.

Am 15. April 1831.

Ey! schon aufgewachet wieder
Von dem Schlaf, dem düster langen?
Knospen schon am weißen Flieder,
Sträuche, die mit Blüthen prangen? —
Mächtig weckte dich Natur,
Fort ist der Erschlaffung Spur!

Sieh' doch! — wie des Bartes Sprossen
Um des Jünglings Kinn sich zeigen,
Ist schon zartes Gras geschossen,
Blümchen d'raus empor schon steigen,
Veilchen, üppig, duftend blau,
Bringt der Boden mir zur Schau.

Seyd willkommen heit're Gäste
Emsig reger Frühlingskraft!
Meine Brust jauchzt laut dem Feste,
So der Anblick mir verschafft,
Und mit wonnig gier'gen Zügen
Saugt mein Aug' all das Vergnügen!

Ordnung bringend schafft die Hand
Hie und dort mit reger Sorge
Furchen in das Ackerland,
Daß es seine Kraft ihr borge;
Früh am Morgen, Abends spät,
Wird gepflanzet, wird gesä't.

Was die Küche soll betheilen
Sprosst bereits im kleinen Garten,
Alle Hände sich beeilen
Junge Pflänzchen treu zu warten,
Und, die Zier nicht zu vergessen,
Wird der Blumen Beet bemessen.

Fahrt so fort ihr thät'gen Mächte,
Du Natur, du Menschenfleiß!
Ruhe bringen euch die Nächte,
Tagessonne bring' euch Schweiß!
Bald kehr' ich zu dir zurücke,
Daß den Fortgang ich erblicke!

F. W. J...i.

Das Osterfest zu St. Petersburg.

Ein merkwürdiges und wahrhaft ergreifendes Schauspiel gewährt die Osternacht in der prachtvollen Residenzstadt des russischen Reiches. Nachdem der äußerst streng fastende Russe durch sieben Wochen sich des Genusses von Fleisch, Butter und Eyern enthielt, naht mit dem Ostertage das schönste Fest seiner Religion. Am Charfreytag und Samstag herrscht ehrerbiethige Stille durch die weite Stadt, die heiligen Leidenstage feyernd, geht man schweigend zum Gebeth und alle Arbeit ruht. Schon gegen Samstag Abend jedoch wird das Treiben lebhafter. Große Volksmassen lagern sich auf dem Newskiprospect vor der kasanischen Kirche, die überfüllt die Menge nicht faßt. In stummer Erwartung und schweigendem Gebeth sehen sie der Mitternacht entgegen. Jetzt schlägt die Stunde. Von hundert schönen Männerstimmen gesungen wogt der Ruf: „Christus ist erstanden," mit mächtigen Tönen durch das Gewölbe; der erste Kanonenschuß donnert über die Stadt hin, die Glocken verkünden es mit lauten Zungen: „der Herr ist erstanden" und mit dem Jubelruf: „Christus ist erstanden, der Nahme des Herrn sey gelobt!" stürzen in und außerhalb der Kirche Hunderttausende aufs Antlitz und netzen den Boden mit Thränen der Freude und Andacht. Nachdem sie so ihr Gebeth verrichtet, erhebt sich Alles weit und breit, Tausende von Kerzen und Lampen entzünden sich in den bis dahin dunklen Hallen und Straßen; denn jeder Russe, sey er noch so arm, hat seine Wachskerze, die er dem Herrn zu Ehren in dieser Nacht opfert. Nun ziehen sie paarweise durch die Kirche, das Licht in der einen, ein buntbemahltes Ey in der andern Hand, und begegnen sich zwey Feinde, die der bitterste Haß trennt, so reicht einer dem andern das Ey mit den Worten: „Christus ist erstanden," und sie stürzen sich versöhnt in die Arme. Unter dem fortdauernden Donner der Kanonen beleuchten sich die prächtigen Einfassungen der Canäle, welche die Stadt durchschneiden, und der Widerschein der Lichter im wogenden Flusse, die gläubige, von Begeisterung ergriffene Menge, das Getöse, welches die frühere

Stille plötzlich verdrängt, so wie das Glanzmeer, das aus den schnell beleuchteten Häusern strahlt, das Gesumme der ungeheuren Glocken — dieß alles zusammen übt einen magischen Zauber, selbst über die kältesten Gemüther, so daß man unwillkührlich davon hingerissen wird. In derselben Nacht empfängt der Kaiser die ersten Staatsdiener und Officiere, und Jeden umarmt er mit der Begrüßung: „Christus ist erstanden.“

Nun bricht unter diesem allgemeinen Jubel der Ostertag an, und mit ihm die sogenannte Butterwoche.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Samstag den 10. April zum Vortheile des Capellmeisters Wenzel Müller zum ersten Mahle: „Die lustige Hochzeit ohne Bräutigam, das reiche Land ohne Geld, das frohe Leben ohne Glück,“ Zauberposse mit Gesang in zwey Acten. Musik vom Beneficianten. Gruppirungen und Tableaux vom Hrn. Pantomimenmeister Schadetzky. — Decorationen von Dolliner und Institoris.

Unter den vielen Federergießungen, welchen in der neuesten Zeit diese Bühne zum Schauplatz ihrer unglückseligen Thätigkeit erkoren, ist dieses unstreitig eine der unbedeutendsten. Es ist eine alte Erfahrung, daß es im Inneren desto schlimmer auszusehen pflegt, so prunkender das Aushängeschild ist; aber eine so schlechte Bewirthung hätten wir keineswegs erwartet. Ein „hölzerner Holzhändler“ hört, daß alle hundert Jahre Metallia die Gebirgsköniginn zu sehen sey, und zwar um Mitternacht; er geht hin, erlöst sie durch einen Kuß (was uns erst einige Stunden später durch das Ende zu Theil wurde) und erhält drey Gaben: ein Pfeifchen um Gold zu erpfeifen, eine Brille, welche ihren Gegenstand verschönt (wäre für das Stück selbst nothwendig gewesen!) und einen Ring, der frohen Muth gibt, welchen wir aber durchaus als unwirksam befanden. Er glaubt nun, wie wir armen Menschenkinder meistens, und vielleicht der Dichter selbst, daß Geld doch eine Hauptsache sey. Dieser Frevel verdient Strafe. Ein Blitz schlägt in sein Haus, und mit diesem „Strahl aus Himmelshöhen“ zuckt zugleich die tief verborgne Wahrheit durch unser Gemüth, daß „man mit Ducaten im Sacke dennoch verbrennen könne!“ Noch will der Bösewicht nicht überzeugt seyn (denn Geld ist doch heut zu Tage eben so gut ein Element als Feuer und Wasser) und die arme Metallia muß für den einzigen Kuß ihren unartigen Schützling im zweyten Act auf eine Insel fahren, wo die Frauen Männer und die Männer Frauen sind, und gar kein Geld existirt (!) Der scharfsinnige Holzhändler sieht nach und nach ein, daß ihm sein Geld nichts nützt und wirft das Pfeifchen weg, nimmt die Brille hervor, macht Eroberungen ex abrupto und wird zuletzt wegen einer problematischen Untreue durch ein weibliches Kriegsgericht verurtheilt, ins Feuer oder Wasser geworfen zu werden. — So richten die Parzen! Er sieht nun, daß auch die Brille im Feuer nichts hilft, und daß man selbst mit Augengläsern dem Wasser nicht widersteht, und zieht seinen Ring hervor, wodurch er auf einmahl zufrieden wird, um welche Gemüthsstimmung wir ihn herzlich beneiden.

Wir haben uns vergebens bemüht, in dieser Erscheinung eine moralische Grundidee aufzufinden, welche wohlthuend durch die welke Hülle durchschimmerte; außer der bereits angedeuteten, die doch wirklich auf eine solche Kathegorie keinen Anspruch zu machen hat, haben wir keine entdecken können. Die Moral muß die reine, ewig jugendliche Göttinn seyn, die in dem buntgewirkten Schleyer der Phantasie liebend und wohlthätiger scheint, aber nicht die alltägliche Dirne, die mit tyrannischer Faust hergeschleppt ist. — Die Erfindung der Fabel ist ganz durchgedroschen, und schon unzähligemahle in weit interessanterer Hülle da gewesen. Selbst die Scenen auf der unbekannten Insel, welche übrigens wegen ihrer scheinbaren Neuheit, und den gelungenen, von dem weiblichen Tanzpersonale ausgeführten militärischen Evolutionen, (der wackere Schadetzky wurde hervorgerufen) einige Wirkung hervorgebracht, sind einem älteren Stücke entlehnt. Auch ist der Dialog nicht witzig genug, um diese bedeutenden Mängel decken zu können. Indessen verräth der unbekannte Verfasser eine gewandte effectkundige Hand, welche dießmahl nur etwas gar zu flüchtig über das geduldige Papier hingeeilt zu seyn scheint.

Was die Aufführung betrifft, so zwingt uns die Wahrheitsliebe zu gestehen, daß Hr. Schuster ein besserer Repräsentant der Rolle des Fabian gewesen seyn, vielleicht den gänzlichen Fall des Ganzen verhindert haben würde. Die Rolle ist nicht undankbar für einen Schauspieler, der eine von innen herausquillende, durchdringende vis comica besitzt. Mad. Rohrbeck spielte, wie immer, recht brav. Hr. Landner und Dlle. Jäger füllten ihre Parthieen genügend aus. Nur an Dlle. Horn können wir das Unangenehme und Affectirte ihrer sogenannten Declamation nicht genug rügen. Die Musik ist, ohne auf völlige Originalität Anspruch machen zu können, denn doch fleißiger und gründlicher als gewöhnlich gearbeitet, wobin besonders der Bergknappenchor als wirklich gelungen zu zählen sind. Das Haus war ziemlich voll.

The Veritable.

Concertanzeige.

Morgen gibt Hr. B. Molique, Hofmusik-Director Sr. Majestät des Königs von Wurtemberg, in der Mittagsstunde ein großes Concert im landständischen Saale, wozu die Eintrittskarten heute noch bey dem Hofmusikalienhändler Hrn. Haslinger, morgen aber an der Casse im landständischen Saale zu 4 fl. W. W. zu erhalten sind. Hr. Molique trägt ein von ihm componirtes Concert auf der Violine, dann Introduction, Variationen und Rondo über Schweizerlieder, ebenfalls von eigener Composition, vor. Nebst dem singt Dlle. Emmering eine Cavatine von Vaccai und Hr. von Bocklet trägt auf dem Pianoforte den ersten Satz aus Hummel's neuestem Concerte vor.

Redacteur: L. Braun; Redacteur d. s Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 47 — 19. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Mit einigen freundlichen Worten und einer Bewegung der Hand gab nun der Seneschall das Zeichen zum Fürderziehen, und mit einem fröhlichen, durchdringenden Schrey sprengten die Assassinen, den Dscherid schwenkend, über das Blachfeld. Rastlos verfolgten sie sich im Scheingefecht, und dieses noch nie gesehene Spiel belustigte unsere Reisenden nicht wenig.

„Man sollte," sprach kopfschüttelnd der Seneschall, zu Erard und dem Patriarchen gewendet — denn niemahls sprach er allein zu ersterem — „man sollte, beym ersten Anblick dieser Saracenen, meinen, daß hundert unserer normännischen Panzerreiter hinreichend wären, ein ganzes Heer von diesen ungläubigen Hunden zu zerstreuen; und dennoch würde man sich irren. Diese Gesellen sind wie der Wind. Man denkt sie zu ergreifen, und — hascht die Luft. Überhaupt mahnt mich erst unsere heutige Tagereise so recht an's Morgenland. Diese Gebirge, die Bäume, Pflanzen, Menschen, Rosse, Alles, was wir gesehen, ist neu und seltsam."

„Was," entgegnete der Prälat, „die uns umgebende Natur anlangt, so will mir solche nicht so neu, als euch, erscheinen, Messire. Sie ähnelt im Allgemeinen der in meinem Vaterlande Neapolis, als welches in dieser Hinsicht schon im Alterthume berühmt, und worüber insonderheit der Virgilius gar viel Ergetzliches zu sagen weiß. — Die Menschen und Rosse betreffend aber, Messire, habt ihr ganz Recht, vorzüglich, was die letztern angeht. Auch dächte ich irgendwo eine Stelle der heiligen Schrift gelesen zu haben, in der das Roß des Morgenlandes gerade so geschildert wird, wie wir dasselbe hier vor unsern Augen sehen."

Die Reisenden waren endlich am Fuße der Felsenveste angelangt. Ein ungeheures Thor, durch festen Granit gehauen, öffnete sich ihnen. Die Arbeit, welche im Stande gewesen, den harten Stein zu dieser Weite auszuhöhlen, schien ein Riesenwerk. Wirklich hatte der Unternehmer dasselbe zu schätzen gewußt, wie die mit ungeheuern arabischen Zügen in Stein gegrabene Inschrift über der Höhe des Eingangs bezeugte. Sie lautete: „Das ist die That (Arbeit) des Emirs Hassan ben Sabbah."

Der Zug unserer Reisenden ging nun in weiten, nur in entfernten Distanzen vom Tageslicht einiger Maßen erhellten Felsengängen aufwärts. Ungeheure eiserne Fallgitter rasselten von Zeit zu Zeit hinter ihnen nieder; auch mußten sie am Rande eines zu passirenden Abgrunds längere Zeit verweilen, ehe eine schwere Zugbrücke, von unsichtbarer Hand bewegt, sich von jenseits herüberneigte, und ihnen den Eintritt in das, vom vollen Lichte der eben untergehenden Sonne erleuchtete

Innere der Veste verstattete. Angekommen in einem in den nackten Fels gehauenen Hofraum, ward den Reisenden von ihrem Führer angedeutet, daß hier die Bedeckung der Gesandtschaft, nebst sämmtlichen Rossen, zurückbleiben müsse, er aber beauftragt sey, aufs beste für das Unterkommen der Zurückbleibenden zu sorgen.

Ein älterer Assassine, der, wie es schien, die Ankommenden bereits erwartete, erklärte, daß außer den beyden Häuptern der Gesandtschaft nur noch vier andere Personen das Antlitz des großen Emirs zu schauen gewürdigt werden könnten. Die Wahl derselben war von des Patriarchen Seite bald getroffen. Erard, Johannes und zwey Rottmeister der Reisigen des Tempels waren die Gewählten. Nach kurzer Pause folgten Alle dem neuen Führer in eines der Gemächer, welches, wie ein großer Theil der ganzen Veste, mit unsäglicher Mühe in den Felsen gehöhlt war. Hätte der lange Weg, der zu dem Gemache führte, sie von dem eben angeführten Umstande nicht überzeugt, so würde das glänzende Innere des Zimmers sie nicht haben auf diesen Gedanken kommen lassen. Die Wände, ja selbst die Decke der ziemlich geräumigen Felsenhalle, waren mit dunkelrother Seide bekleidet. Links umher liefen prachtvolle, breite, zum Schlafen eingerichtete Divans, und nicht nur ein Haufen kostbarer Teppiche, sondern auch die ausdrückliche Versicherung des Führers bezeugte, daß dieser Raum zur Schlafstätte der Reisenden eingerichtet und bestimmt sey. Auf einem runden, kaum einen Fuß über der Erde erhöheten Tische waren auf mächtigen silbernen Schüsseln eine Menge Backwerk und viele andere, unsern Reisenden unbekannte Leckereyen aufgethürmt; auch bewiesen die großen goldenen, mit Sorbet angefüllten Schalen, daß man nicht des Tranks vergessen. Nachdem ihr saracenischer Begleiter unsere Bekannten zum Genusse und zu kurzer Ruhe eingeladen, bemerkte er, daß er sofort dem Emir die Ankunft der Gesandten melden werde, weil dieser ihnen binnen einer Stunde Audienz gewähren, mit Tages Anbruch aber sie entlassen wolle, indem der Fürst dann selbst die Burg, wegen irgend einer Unternehmung, zu verlassen gesonnen sey. — Fast eine Stunde verweilten die Reisenden in dem ihnen angewiesenen Raume unter verschiedenartigen Gesprächen, welche mehr oder minder die Festigkeit der Burg, oder die Wahrscheinlichkeit der Erlangung des Zweckes der Gesandtschaft zum Gegenstande hatten, an denen aber Erard nur wenig Theil nahm, weil das Schicksal Blanca's, und der Gedanke, daß er seit seiner Abreise von Joinville sich wieder zum ersten Mahl in der Nähe der Heißgeliebten befinde, seine ganze Seele füllte.

Noch weilten die Reisenden in dem ihnen angewiesenen Zimmer im lebhaftesten Gespräche und der Abend sank immer mehr hernieder, als von einem entfernten Puncte der Veste her eine lärmende, wilde, doch nicht ganz unangenehme Musik ertönte. Bald trat der Saracene, welcher die Gesandtschaft empfangen hatte, in das Zimmer. Er meldete, daß unsere Bekannten gewürdigt werden sollten, das Angesicht des großen Scheiks zu schauen; sofort setzte sich die ganze Gesellschaft, unter Vortritt des Assassinen, in Bewegung.

Kaum hatten die Reisenden einige dunkle Höfe durchschritten, als sie mit einem Mahle in einen von vielen Tausenden buntfarbiger Lampen erleuchteten Garten traten. Es blendete der Glanz der Lichtermassen fast das Auge. Blumen der Jahreszeit schmückten in Massen, wie man solche im Orient nur selten zusammenfindet, lange, seltsam geschnörkelte Rabatten, Springbrunnen, wie solche nur durch ungeheure hydraulische Vorrichtungen, und dann auch nur durch ungemeine Begünstigung der Natur, auf dieser Höhe geschaffen werden konnten, warfen ihre Strahlen bald in einzelnen Bogen, bald in Form ganzer Wassergarben, in die Luft. Der bunte Lampenschimmer, der Schmelz der Blumen glänzten in ihnen in seltsamen Reflexen, und Alles zusammengenommen verbreitete über die weiten Gänge, die Rasenplätze, die dunkeln Palmengruppen, die von sich röthender Frucht belasteten Rebengeländer, ein so zauberisches Licht, daß Johannes das nie gesehene Schauspiel ohne Bedenken den seelenverlockenden Künsten des Fürsten der Finsterniß zuschrieb, ja selbst die herrlichen, auf's schimmerndste gefiederten Vögel, die, wie zahm und heimisch, sich auf den Ästen wiegten, schienen eben so viele höllische Dämonen, welche an diesem Hexensabbath ihre dunkle Kleidung gegen dieß glänzende Colorit vertauscht. — Nach längerem Wandeln kamen unsere Reisenden in einen von vielen Menschengruppen bevölkerten Theil des Gartens. Es schien ein Fest gefeyert zu werden. Überall blinkte Sorbet in glänzenden Schalen; es herrschte Lust und Fröhlichkeit; nur hier und da saßen einzelne junge Männer wie versunken in ein inneres Schauen; ihre Züge hatten einen seltsamen, unaussprechbaren Ausdruck, fast so, wie man sich die Züge des Antlitzes eines verzückten, der Erde entrissenen Sehers denken könnte.

Jetzt endlich näherten sich die Reisenden einem Orte, wo der durch einander wogende Menschenknäuel beynah

undurchdringlich war. Aus seiner Mitte ertönte die weither vernommene wilde Musik. Es schien hier das Ende des weiten zauberischen Raumes, denn die gewaltigen Felsenwände, welche den Bezirk der Veste krönten, starrten hier in die Wolken, und auf ihrer Höhe gewahrte man hin und wieder die weißen Gestalten wachhabender Assassinen.

„Platz den Gesandten des Mec Lu!“ (verdorben aus: Melec Ludwig) rief der, unsere Freunde begleitende Saracene, und die Masse der Menschen öffnete sich.

„Hier müßt ihr bleiben!“ sprach der Assassine zu Erard, Johann und den beyden Rottmeistern, indem er sie nach einer kleinen Erhöhung am Fuße einer Palme drängte. — „Nur die Häupter der Gesandtschaft treten vor.“

So unangenehm dieß auch unserm Freunde war, so beruhigte er sich doch darüber um desto eher, als er bemerkte, daß diese Stelle kaum zehn Schritte von dem Hauptplatze, zu welchem der Seneschall und sein Begleiter geführt wurden, entfernt war, und man hier Alles, was vorging, sehr bequem hören und sehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

In der Nacht.

Sieh', wie die goldnen Sterne glühn
Rund über mir und dir,
Ihr Schimmer floh noch nicht dahin —
Bey ihnen schwurst du mir!

Ja — Lieb' und Treue schwurst du mir,
So lang' die Sterne glüh'n, —
Noch steh'n sie über mir und dir,
Doch deine Lieb' ist hin!

Nicht klagen will ich, weinen nicht,
Und schweigend weiter zieh'n,
Nur mahne dich ihr golden Licht,
So lang' die Sterne glüh'n.

Ad. Ritter v. Tschabuschnigg.

Das Osterfest zu St. Petersburg.

(Beschluß.)

Niemand hat geschlafen, denn Keiner betrachtet die heilige Osternacht als zum Schlummer bestimmt, sie ist der Andacht und dem Jubel geweiht. Aber mit dem Tage geht die Freude erst an. Freunde und Fremde begegnen einander auf der Straße, und wer dem Andern ein Ey reicht, mit dem Worte: „Christus ist erstanden,“ erkauft sich dadurch das Recht eines Kusses. Allerdings geschehen da seltsame Dinge. So ist es der Berichterstatterinn zum Beyspiel begegnet, daß sie ein schmutziger Muschik mit struppigem Haar auf der Straße anhielt und ihr ein Ey gab; sie mußte ihm den herzhaftesten Kuß verabreichen, wollte sie sich nicht Unannehmlichkeiten von allen Umstehenden aussetzen. Keine Frau darf dem Bauer den Kuß versagen, zu welchem die Eyergabe berechtigt, und ich sah es selbst, daß der Kaiser, aus der Messe kommend, auf dem Corridor von der Hofcapelle nach seinen Gemächern Eyer empfing, und den Geber dafür umarmte.

Auf dem ungeheuren Isaaksplatze vereinigt sich nun Alles, was zur höchsten und niedrigsten Volksclasse gehört. Da sind Katschellen (große Schaukeln) errichtet, dort steht ein Rutschberg, hier eine Seiltänzerbude, dort ist ein Caroussel, hier reitet de Bachs oder Tourniaire's Truppe, Hanswurst und Affe laden das Volk ein, aus Buden aller Art ertönt Musik, und mitten durch in heiterer Beweglichkeit, ohne irgend eine Art von Unordnung, strömt eine unermeßliche genuß- und schaulustige Menschenmenge. Hier erblickt man die reiche russische Kaufmannsfrau im rothen Sammtkragen, mit Zobel verbrämt, der bis zur Hüfte reicht, das Haupt mit einem prächtigen Tuch umwunden, an ihrer Seite den ernsten, bärtigen Mann im langen dunkelblauen Kaftan, einen goldenen Koschak um die Hüften gewunden, die hohe Purpurmütze tief in die Stirne gedrückt — dort wandeln in indolenter Ruhe ein Paar reich gekleidete Perser, mit morgenländischem Dünkel um sich schauend — hier starrt ein Haufe Chinesen in ihrer abgeschmackten Landestracht nichtssagend in das Gewühl — ein Paar muthwillige Pariserinnen, nach dem neuesten Modejournal aufs anmuthigste gekleidet, machen lustige Calembours über eine Gruppe steifer Damen, die mit abgemessenen Schritten einherziehen, und mitten durch das Ganze geht mit heiterer Ruhe der sinnige Deutsche. Dieses bunte Gemählde umgibt ein beweglicher Kreis von Wagen, in welchem sich die vornehme Welt in prächtigen Equipagen, prächtiger Toilette und mit unerschütterlicher Geduld zeigt, denn wer einmahl in den Wagenstrudel geräth, muß den ungeheuren Zirkel dreymahl durchwandern, wozu wenigstens eine und eine halbe Stunde gehören; früher wird Niemand entlassen, und der Kaiser selbst unterzieht sich dieser Ordnung.

Acht Tage dauert dieses ununterbrochene Volksfest, und eben so lange ist die ganze Stadt förmlich in dem Freudetaumel befangen; erst wenn die Butterwoche beendet, kehrt Alles wieder zur alten Ordnung zurück,

man findet seine Freunde, die alte Gesellschaft wieder, erzählt sich noch Wochen lang von tausend erlebten Späßen, und hält sich reichlich entschädigt für die unendlich lange Fastenzeit.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) Den 9. d. M. fand in diesem Theater eine Reprise von der localen Posse: „Die elegante Bräumeisterinn“ mit neuer Besetzung Statt.

Dieses Stück, das seines eingreifenden, ergötzlichen Inhaltes sowohl, als der glücklichen Bearbeitung wegen zu einem der besseren Repertoirestücke des Wienertheaters gehört, mußte wegen eingetretener Erkrankung der uns zu früh entrissenen Dlle. Krones vom Repertoire weichen, und erst jetzt wagte es die Direction, die Rolle der genannten Künstlerinn in die Hände der Mad. Kneisel zu legen.

Die „elegante Bräumeisterinn,“ war unstreitig eine von den Glanzpartien der Dlle. Krones, und obschon dieser Charakter einer verbildeten übermüthigen Bürgersfrau an und fur sich schon dankbar ist, so wußte diese Darstellerinn den Werth desselben durch ihr nüancirtes echt komisches Spiel noch um ein Bedeutendes zu erhöhen. Mad. Kneisel hatte demnach einen schweren Standpunct zu behaupten; einerseits, weil die Leistung ihrer Vorgängerinn noch im frischen Angedenken lebte; andererseits weil die Bräumeisterinn eigens für Dlle. Krones geschrieben war, und der Bearbeiter also unwillkührlich individuell werden mußte. Mad. Kneisel hat aber ihre schwere Aufgabe auf eine ehrenvolle Art gelöst; denn nachdem die Befangenheit, die bey ihrem Entrée sichtbar war, entschwunden, entfaltete sie die ganze Macht ihres schönen Kunsttalentes und spielte diese Rolle mit einer solchen Delicatesse für die Regeln des Anstandes, mit solcher Enthaltsamkeit aller Copirung ihrer Vorgängerinn, daß ihr um so mehr einstimmiger Beyfall gezollt wurde, als sie im Gesange jene übertraf und ihre Arietten recht niedlich vortrug. Sie kann diese Rolle zu einer ihrer besten zählen, und hat sich wieder neuerdings als ein vorzügliches Mitglied ihrer Bühne bewährt.

Daß Hr. Scholz als Peter in diesem Stück unübertrefflich ist, und diesen Part nach jenem in der schwarzen Frau zu den besten aller seiner Leistungen rechnen darf, bleibt nicht zu bezweifeln. Das Lied, worin er die Kaffehschwestern beschreibt, wurde zweymahl stürmisch verlangt; er erschien jedes Mahl und entfernte sich mit einer Verbeugung ohne es zu repetiren.

Nach ihm verdient Hr. Carl ehrenvolle Erwähnung; seine Regsamkeit und echt komische Markirung jeder Nüanze ist vorzüglich zu nennen.

Dlle. Tomaselli sprach in einem Localstück, worin sie das Stubenmädchen einer Bräumeisterinn machte, im hochdeutschen Dialect und mit einem Pathos, als wenn sie im Wald bey Hermannstadt die Prinzessinn vorstellte. Wir empfehlen dieser Schauspielerinn mehr Charakterstudium. Das Ganze wurde beyfällig aufgenommen, und erlebte noch zwey nach einander folgende Vorstellungen.

Sans Gêne.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Ignaz Schuster's Gastrollen (Beschluß) — Alte Nüsse in neuer Schale.

Den genußreichen Cyclus seiner Gastrollen beschloß Hr. Schuster mit der Rolle des Hrn. v. Springerl im „Joseph und Frau Baberl.“ Der Werth des Stückes selbst für die Volksbühne ist bereits durch den Geschmack des Publicums entschieden. Er liegt in den wahren, aus dem Leben gegriffenen Situationen, in den mit künstlerischer Genauigkeit gezeichneten Charakteren, in dem natürlichen, ungesuchten Humor, der uns überall entgegenquillt. Man sieht frische lebenskräftige Bilder aus der Umgebung hervortreten, die eben durch ihre Einfachheit den wahren Effect nicht verfehlen, ohne durch Aufwand von Decorationen und anderes Schaugepränge unterstützt zu seyn; ein abermahliger Beweis, daß nicht, wie manche Herren gern behaupten möchten, der verdorbene hyperästhetische Geschmack des Publicums, sondern jener der Dichter daran Schuld sey, wenn die neueren Piecen solcher Hebel bedürfen, um sich einige Mahle auf dem Repertoir zu erhalten.

Wenn das Spiel des Hrn. Schuster's überhaupt, eben seiner Genialität und Eigenthümlichkeit wegen, nicht copirt werden kann, so ist besonders diese Rolle als ein gewaltiger Stein des Anstoßes für seine Nachfolger befunden worden. Wir sprechen aus Erfahrung. Die erbärmliche Stellung des kraft- und marklosen Pantoffelhelden, der mit der Scham alle Männlichkeit abgelegt zu haben scheint, tritt im Contrast zu der frischen, lebensmuthigen Gestalt des Fleischhauers zu grell hervor, um nicht ein unangenehmes Gefühl des Mitleidens und der Verachtung in uns anzuregen, welches nur durch die selbstgenügliche Behaglichkeit und die köstliche Laune des Darstellers beseitigt werden konnte, dessen Leistungen, wir wiederhohlen es, keiner Vergleichung unterzogen werden können. — Mad. Rohrbeck gab die Sophie, die Glanzpartie der verblichenen Krones, mit einer Vollkommenheit, welche unser in diesen Blättern öfters über sie ausgesprochenes Urtheil bestätigt, und ihr den Beyfall des Publicums im reichlichsten Maße erwarb. Wir bewundern wirklich die Vielseitigkeit dieser fleißigen Schauspielerinn, welche ohne Übertreibung eine Stütze unserer jetzigen Volksbühne genannt werden darf. Die treffliche Leistung des Hrn. Fermier in der Rolle des Fleischhauers ist seit Jahren bekannt. Hr. Tomaselli schien mit der neu übernommenen Rolle des Barbiers nicht recht im Reinen zu seyn. — Wir schließen diese Anzeige mit der freudigen Nachricht, daß Hr. Schuster nunmehr auf längere Zeit für diese Bühne und die unzähligen Freunde seiner echt künstlerischen Wirksamkeit gewonnen worden ist.

Als einer recht gelungenen Reprise, müssen wir des artigen Holbeinischen „Verräthers“ erwähnen, welcher vor Kurzem hier mit neuer Besetzung aufgeführt wurde. Dlle. Fröhlich, dieses jugendliche, viel versprechende Talent, gab das Klärchen mit der lieblichsten Schalkhaftigkeit, und erfreute sich eines rauschenden Beyfalls. Die Routine und Sicherheit, welche sich Dlle. Fröhlich seit ihrem kurzen Daseyn auf der Bühne erworben hat, so wie ihre höchst angenehme Gestalt und Organ, durch welche sie glücklich an eine hier gefeyerte Künstlerinn erinnert, versprechen ihr eine glänzende Laufbahn. Möge sie es als ein Zeichen unserer Achtung und Aufmerksamkeit betrachten, wenn wir ihr mehr Ruhe in ihren Stellungen, und einige Mäßigung ihres Geberdenspiels anempfehlen, und sie erinnern wollen, daß zu viel Zwecke die Mittel, wären sie auch noch so reich, unnütz zersplittern. Hr. Wirdisch bewährt immer mehr seine Brauchbarkeit, und scheint ebenfalls einem schönen Ziele entgegenreifen zu wollen. Der Veteran Hr. Sartory führte seine Rolle mit vieler Laune durch.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 48 — 21. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Die Häupter der Gesandtschaft traten nun in die Mitte des weiten, von der Menge der Saracenen gebildeten Kreises. Ein ziemlich imposanter Anblick both sich ihren Augen dar. — Auf einer mit Scharlachsammet belegten Erhöhung von mehreren Stufen, welche von einem kleinen Baldachin beschattet und dicht an der Felswand angebracht war, saß auf einem mit Pantherfellen, an denen man Kopfhaut und Klauen gelassen hatte, bedeckten Throne ein junger Mann von ungefähr dreyßig Jahren. Sein Antlitz zeigte die Nationalphysiognomie seines Volkes, doch in den veredeltsten Zügen. Das Auge des Mannes war schöner und ausdrucksvoller, seine Haltung höher, würdiger, als die der ihn Umgebenden; der glänzend schwarze Bart erhöhete die blendende Weiße der feinen, fast durchsichtigen Haut. Die Kleidung des Assassinen war weiß, wie die aller Umstehenden, doch von bey weitem köstlichern Stoffen. Der Kaftan von weißem Sammet war mit einem dunkeln, wahrscheinlich sehr kostbaren Pelzwerk besetzt. Auf dem grünen, mit Gold durchwirkten Turban weheten die Federn des weißen Reihers, von einer weithin strahlenden Agraffe von Brillanten gehalten. Der Griff des krummen Säbels, der Gürtel, der in letzterem steckende Dolch blitzten von Smaragden und Diamanten. — Dicht an der Seite des Thrones ruhte, mit ernstem, starr auf die Menschenmenge schauendem Auge, ein zahmer Löwe. Man hätte das edle Thier für leblos halten können, hätte es nicht von Zeit zu Zeit das mächtige Haupt zur Erde geneigt, um mit der rauhen Zunge schmeichelnd den Fuß seines Gebiethers zu lecken, dessen blendend weiße, mit einem kostbaren Solitär geschmückte Hand spielend in der reichen Mähne des Thieres wühlte. Sonst in ungestörter Ruhe verharrend, stieß der Löwe, bey dem ungewohnten Anblicke geharnischter Männer, ein kurzes Gebrüll aus; er wendete ferner kein Auge mehr von den herantretenden Fremden.

Der Seneschall trat jetzt mit seinem Gefährten an die untere Stufe des Thrones. Fest richtete der auf demselben sitzende Mann den Blick, in welchem sich orientalischer Stolz mit dem Bewußtseyn von Kraft und Hoheit paarten, auf die Gesandten; dann sprach er mit männlich schöner Stimme: „Seyd mir willkommen! — Ihr seyd vom König der Franken abgesendet? — Euer Stand und Nahmen?“

Der Patriarch ergriff das Wort. „Dieß,“ sprach er, „ist der sehr mächtige Sire von Joinville, Seneschall und Bannerherr; ich aber bin ein unwürdiger Diener der heiligen Kirche, jedoch durch Gottes und des römischen Stuhls Gnade Erzbischof von Ravenna, Patriarch von Jerusalem, und nenne mich Giambattista Montenero. — Unser Auftrag lautet an den Fürsten

des Gebirges, welchen wir Abendländer den „Alten vom Berge“ nennen.“ — Der Patriarch legte einen besondern Ausdruck auf die letzten Worte seiner Rede. Er hatte sich unter dem Assassinenhäuptling einen Greis gedacht, und konnte sich noch immer nicht bereden, den rechten Mann gefunden zu haben.

Der Saracene schien die Zweifel des Priesters zu bemerken.

„Ich bin,“ entgegnete er lächelnd, „Bibar el Bondukdari, der Fürst der Söhne Ismails. Es spricht der Dichter: Nicht alle Weise tragen lange Bärte und haben kahle Häupter. — Doch zur Sache! — Was begehrt der Melek von Frangistan?“

„Friede ist der Zweck unserer Sendung!“ sprach der Bischof. Es hängt von dir ab, solchen auf ewige Zeiten abzuschließen, wenn du die billigen Vorschläge unsers Herrschers annimmst.“

„Durch Güte lockt man die Schlange aus der Erde!“ erwiederte spöttisch lächelnd der Assassine. „Laßt eure Vorschläge hören.“

„Es spricht“ — hob der Bischof an — „der sehr mächtige Fürst und Herr, der König Ludwig von Frankreich, Folgendes durch meinen Mund. Du weißt, o Fürst, wie zu den Zeiten des Königs Balduin des Vierten — sein Andenken sey gesegnet! — der Tempelorden das Gebirge mit festen Burgen rings umgeben hatte. Es ist dir ferner nicht unbekannt, wie, hart bedrängt, dein Vorfahr, um Frieden zu erhalten, sich entschloß, dem Orden einen nicht unbedeutenden Tribut zu zahlen. Die Wahrheit dessen, so ich gesagt, wirst du nicht erst bestreiten wollen.“

„Nein, wahrlich nicht!“ entgegnete mit blitzendem Auge der Emir. „Die Kühnheit eurer Väter, die Schwäche meines Ahns, und dieser Schimpf, sind nicht bloß auf einem Palmblatt eingegraben. — Doch sprich nur weiter.“

„Auf dem Stuhle der Kaliphen, spricht König Ludwig, auf dem Throne der Pharaonen sitzt ein verweichlichtes Geschlecht. Nedschm Eddin, der letzte Tapfere, sank in das Grab. Thuranschah ist nur der Schatten eines Fürsten.“

„Bey deinem Haupt! du sprichst die Wahrheit,“ rief mit leuchtendem Blick der Assassine.

„Bedenke,“ fuhr der Patriarch befremdet fort, „bedenke, mit wem du dich verbunden hast. Dort ein Weichling, welcher auf seinem goldnen Stuhle, in Mitte seiner Schwächlinge, zittert; hier ein ritterlicher Fürst, umgeben von den edelsten Geschlechtern des Abendlandes. Wessen Freundschaft rühmlicher, welches Bündniß vortheilhafter sey, dieß darf ich wohl nicht erst erwähnen.“

„Der Vortheil,“ sprach mit schlauem Blick der Assassine, „zeigt sich gewöhnlich erst am Ende, und mit dem Vortheil ist — wenigstens in dem Auge der Menge — gewöhnlich der Ruhm verbunden, wenn ich auch anders denke. — Welchen Rang würde Bibar el Bondukdari, als Verbündeter des Melek der Franken, in dessen Heeren haben?“

„Den eines Heeresfürsten,“ entgegnete der Bischof. „Er würde nicht fern vom Throne des Königs stehen.“

„Und wenn er,“ — sprach mit wildem Lachen der Emir — „sich mit Thuranschah verbündet, so dürfte er auf dem Throne Platz zu nehmen gebethen werden; er muß den schwachen Bundesverwandten ja vor dem Herabfallen schützen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Dienstag den 5. Apeil saben wir zum ersten Mahle: „Drs Meeres und drr Liebr Wellen.“ Tranerspiel in fünf Aufzügrn, von Feanz G r i l l p a r z e r.*)

I n h a l t s a n z r i g e. E r s t e r A c t. Hero rrscheint allein in dee Voehalle von Aphroditens Tempel, und macht uns mit dem herannahenden Feste bekannt, das zu ihrer Weihe als Peirsterinn bestimmt ist. Untee den kommenden Dienerinnen führt Janthe, die erste, das Wort; von der wir veenehmen, daß Hero einem von den zweyen Jünglingen (Leander und Naukieros), die sie jüngst am Gitterthore gesehen, gewogen sey. Darüber heißt sie ihre Gebieterinn unter einem Verweise abgehen. Dee Oberpriestrr, ihr Ohm, bereitet Hero dann auf das hohe Frst vor, und meldrt die Ankunft ihrer Älteen, dir so eben nahen. Nach kuezen Freudenäußerungen des Wiedeesehers, und manchen Episoden, wie jene von der weißen Taube (dir vielleicht Heeo's dunkle Zukunft andeuten soll) — sehen wir sie wiedee scheiden. Nun teeten Leander und sein Freund Naukleeos ein, um dem Feste beyzuwohnen, und die Priesterinn zu schauen, die beeeits auf Leandern, bey rinee früheen Gelegenheit, einen tiefen Eindruck grmacht hat. Es sammelt sich Volk und die Feyee beginnt. Hero, dir zuerst der Göttinn, und dann Amorn ein Opfer gebracht, erblickt voe Hymens Statue Leandern, wodurch sie betroffen, in solche Verwirrung geräth, daß sie, statt des rechten Spruches, jenen, der bey Amors Statue angrwendet wurde, auch hirr anfängt, und stockend innehält, bis der Oberpriester sie das Opfrr vollbringen heißt. Sie entschuldigt sich aber, die Opferzange (die in ihrer Hand ist) vregessen zu haben, und nachdem sie endlich in größter Befangenheit das Rauchwerk im Übermaß streut, läßt sie beym Abgehen iheen Blick vielsagend auf Leandern ruhen.

Z w e y t e r A c t. Leander und Naukleros verweilen im heiligen

*) Nicht von dem gewöhnlichen Referenten.

Haine und unterhalten ein langes Gespräch, das Letzterer größten Theils allein führt, indem sein einsylbiger Freund in Liebesgedanken vertieft auf einer Ruhebank sitzt. Hero geht mit einem Wasserkruge singend vorüber. Leander fällt ihr zu Füßen und gesteht seine Liebe, wodurch Hero anfangs wohl erschrickt, doch nach kurzem Gespräche und wiederhohltem Flehen ihm ihre Neigung gleichfalls zu erkennen gibt. Bey dem Herannahen des strengen Ohms entschuldigt Hero ihre Zusammenkunft mit den zwey Jünglingen aus Abydos unter dem Vorwande, daß sie den einen Kranken durch einen Trunk gelabt habe, worauf der Oberpriester beruhigt mit Hero abgeht. Die beyden Freunde verlassen nach einem muntern Dialog den heiligen Hain und kehren nach Abydos zurück.

Dritter Act. Es ist bereits Nacht, als der Oberpriester Hero in ihre neue Wohnung (im Thurm am Ufer des Hellespont) einführt, eine ergreifende und schöne Rede sowohl in Bezug auf ihr neues Amt, wie auch auf das Verhältniß zu ihm, als Freund und Vorgesetztem, an sie richtet, und sich dann ruhig entfernt. Hero fühlt noch lange keinen Schlaf. Die Bilder des Tages ziehen nun noch einmahl an dem geistigen Auge ihrer Seele vorüber, und erregen in ihr viele und mancherley Gedanken und Empfindungen. Von Liebe bewegt, tritt sie an das offene Fenster, welches die Richtung nach Abydos hat, und stellt die Lampe hin. Als sie dann selbe wieder wegträgt, und ihr Herz im Gefühle überströmt, zeigt sich Leander am Fenster und belauscht sie. Nachdem er sie anfleht, ihm den Zutritt in ihre Wohnung nicht zu verweigern, da die Steine unter seinen Füßen wanken, gewährt sie es. Man hört Tritte, und Leander flieht in ihr Schlafgemach. Der Tempelwächter bemerkte die Lampe am Fenster und kam nachzusehen, doch entfernt er sich auf die Antwort Janthens. Nach einem gelungenen Dialog scheidet Leander mit einem Kusse und dem Versprechen Hero's, morgen wieder die Lampe anzustecken und seiner zu harren. Sie führt ihn durch einen geheimen Gang hinunter.

Vierter Act. Es ist Morgen. Der Tempelwächter bemerkte Leandern, als er in den Hellespont sprang und Hero in seiner Nähe, weßhalb er Verdacht hegt, und ihn auch dem Oberpriester mittheilt. Dieser hält den Verdacht anfangs für ungegründet, doch als er sich an jene zwey Fremde im heiligen Haine erinnert, erforscht er Hero und beobachtet sie mit wachsamem Auge. Zu Folge eines Briefes von ihren Ältern, bewegt er sie, zu dem Bothen, der außer der Stadt sich aufhält, zu gehen, um ihn selbst zu sprechen; worauf Hero, begleitet von Janthen, seinen Wunsch erfüllt. Die folgende Scene spielt in Abydos. Naukleros pocht an Leanders Wohnung, um ihn zu wecken, während derselbe fröhlichen Muths vom Ufer herkommt und sich aus Hero's Schleyer eine Fahne macht. Er gesteht mit Entzücken seinem Freunde Alles; doch dieser, um ihn ferner von seinem allzu kühnen Wagniß (den Hellespont zu durchschwimmen) abzuhalten, sperrt ihn mit Gewalt in seine Wohnung; schließt aber bey wiederhohlten Drohungen wieder auf, und Leander dringt gewaffnet heraus, und eilt, nachdem er die Waffen wieder wegwirft, flüchtig fort. Sestos Ufer. Hero kommt ermüdet zurück. Sie steckt die Lampe an, denn es ist Nacht; und schläft, indem sie des Geliebten harrt, auf einer Ruhebank im Freyen ein. Darauf schleicht der Oberpriester nebst dem Tempelwächter herbey, bemerkt Hero und das Licht am Fenster. Sein Verdacht ist nun zur Gewißheit gereift. Er eilt in den Thurm, verlöscht die Lampe, und beschwört die Götter, des Fremden frevelndes Beginnen mit dem Tode zu strafen.

Fünfter Act. Hero erwacht frühe, und nachdem sie den Göttern dankt, daß sie Leandern abgehalten, diese Nacht zu kommen, befiehlt sie Janthen das Gesträuch am Ufer emporzuheben. Als Hero darauf zuerst ihren Schleyer, und dann Leanders Leiche erblickt, stürzt sie unter einem heftigen Ausruf des Schmerzes zusammen. Der Oberpriester erklärt dem Naukleros, der seinen Freund bereits suchte, daß er ihm nur unter der Bedingung das Leben schenke, wenn er die Leiche seines Freundes heimbringe, da nach der Schilderung des Dichters als Bürger von Abydos sein Leben durch das Erscheinen an diesem Orte verwirkt war. Janthe kommt hierauf mit andern Dienerinnen in die Vorhalle von Aphroditens Tempel und sieht Hero an Leanders Leiche regungslos ruhen. Der Oberpriester nebst seinem Gefolge ist gegenwärtig, und Naukleros erkennt und beklagt seinen unglücklichen Freund. Hero erwacht aus ihrer Betäubung des Schmerzes, und spricht einige inhaltschwere und ergreifende Worte über die Leiche. Dann wankt sie in den Tempel der Göttinn, indeß der Oberpriester den Leichnam fortbringen läßt. Fieberfrost und kaltes Schauern bemerken wir (vielleicht als Symptome des nahen Todes) während der ganzen Scene an der trostlosen Priesterinn, die nun auf den Stufen des Tempels, als sie Leandern nicht mehr erblickt, im heftigsten Schmerz todt darniedersinkt. Während Janthe hierauf unter einigen sinnreichen Worten von Amors Statue den Kranz nimmt, fällt der Vorhang.

Um diese Tragödie nach Verdienst würdigen zu können, ist es nothwendig, uns zuerst den rechten Standpunct zu wählen, wie auch das geneigte Lesepublicum dahin zu führen, vor dem wir dieses Werk beurtheilen wollen; gleich dem rüstigen Wanderer, der zur Beschauung einer interessanten Gegend eine heitere Anhöhe aussucht, um zuvörderst den Totaleindruck des Ganzen, dann aber auch die einzelnen Parthien als: lachende Fluren, Felder, Haine u. s. w., an diesen wieder die einzelnen Schattirungen, die harmonische Verschmelzung, Form und Gehalt, Bewegung und Ruhe — nach der Tonleiter des Gefühls zu belauschen, mit des Verstandes scharfem Auge zu prüfen, und nach dem strengen Maßstab beyder zu schätzen. Wie aber überhaupt jedes Ding in der Welt von zwey verschiedenen Seiten aufgefaßt werden kann, so ist es auch hier der Fall. Wir wollen daher unseren Standpunct wieder an zwey Orte knüpfen, nähmlich an einen objectiven oder jenen, der frey von aller Individualität und specieller Beziehung, einzig allein dem heiligen Boden einer classischen Schule angehört — und dann an einen subjectiven, den der Dichter bey Producirung seines Werkes eingenommen haben mag.

Der Stoff dieser Tragödie, der dem grauen Alterthume entstammt, macht seine Behandlung und Ausbildung nach der Charakteristik des damahligen Zeitalters, mit scharfem, griechischem Meißel zur nothwendigen Bedingung, doch so, daß ein Dichtertalent beym Streben nach musterhafter Originalität noch immer im freyen Gebrauch seines productiven Erkenntnißvermögens bleibe. Sophokles, Euripides und Äschilus haben uns in ihren gekrönten Werken wohl nicht eine allgemeingültige Norm für die Poesie, wie es solche überhaupt für keine Schöpfung eines Künstlers gibt, jedoch erlas-tive Regeln für die Behandlung der antiken Stoffe überliefert. Wenn wir aus ihren Producten reflectiren, so sehen wir, daß sie eine dramatische Idee nach bestimmten Grundprincipien durchführten, und das Schöne ihrer Einbildungskraft — das der Hohlspiegel ihres Genie's, wie das Prisma einen Lichtstrahl, in hellen Farben darstellte — in entsprechenden und abgerundeten Formen zur Anschauung brachten. Nicht in Sentenzen und schwülstigen Phrasen ist ihre Moral enthalten, sie wirkt wunderbar durch das Ganze. 1. Einfachheit der Handlung. 2. Einheit des Ortes und der Zeit. 3. Zweckmäßige Verkettung der harmonischen Theile. 4. Aneinanderreihung der Scenen in natürlicher Folge. 5. Scharfe Charakteristik. 6. Heitere Ruhe, sind die vorzüglichsten Merkmahle, die wir in jedem einzelnen Werke dieser Musenpriester auffinden. Göthe verstand es wohl ihren Genius in seinen leisesten Anklängen zu belauschen, sich so ganz in das Zeitalter der Griechen hinüber zu träumen und sich durch seine Iphigenia jenen Schöpfern der antiken Tragödie zu coordiniren. Auch in Collin's Polixena weht griechischer Geist, und wir wünschten nur, daß sie mehr dramatisch wäre. Hr. Grillparzer hat in seinem neuesten Werke wohl Einfachheit der Handlung, und Einheit der Zeit und des Ortes (ausgenommen eine Scene im vierten Act, die in Abydos vor

sich geht) zu erreichen gestrebt; doch hinsichtlich der zweckmäßigen Verkettung, und vorzüglich der genauen Charakteristik, sowohl des damahligen Zeitalters, wie auch der einzelnen Personen, scheint es ihm nicht gelungen zu seyn. Auch jene heitere Ruhe, die über die Werke der Alten, gleich wie der stille Abendschimmer über eine blühende Landschaft, ausgegossen ist, glauben wir in dieser Tragödie vermißt zu haben. Um diese unsere Ansicht nur einiger Maßen zu motiviren, deuten wir auf Naukleros, der sich oft moderner Redensarten bedient, wie z. B. im zweyten Act, wo er seinen stummen Freund bestimmen will zu reden, und ihm dann rathet an überirdische Geister, ans Denken, oder an nichts — zu denken; ferner im ersten Act, da er seinen Fuß an das Piedestal der Statue Hymens setzt, und im vierten Act, bevor er Leandern in seine Wohnung einsperrt. So effectvoll auch sonst diese Scene ist, so halten wir sie doch für überflüssig, da sie überdieß noch etwas unwahrscheinlich wird, und zwar dadurch, daß Naukleros seinen Freund, den er kurz zuvor mit Gewalt in sein Zimmer hineindrängt, gleich darauf ungehindert gehen läßt, nachdem dieser bereits die Waffen wieder von sich geworfen hat. Wir glauben daher, es wäre besser, wenn Leander noch in vollständiger Rüstung forteilte. Selbst Hero scheint oft, bey all ihrem Kummer und Schmerz, naiv zu werden, wie auch ihre, beynahe entbehrliche Freundinn Janthe. — Mit der Exposition des Stückes, welche der Dichter ohnehin bis zum Schlusse des ersten Actes hinausgeschoben hat, und daher denn die frühern Scenen ein wenig ermüden, ist zugleich die Schürzung des Knotens verbunden; denn, da wir im Verlauf der übrigen Acte kein anderes Hinderniß erfahren, welches der Verbindung dieser zwey Liebenden entgegenstände, als bloß dieß, daß eine Priesterinn den Schwur der strengsten Keuschheit (?) zu halten verpflichtet ist (was ohnehin schon, die reelle Möglichkeit einer Vereinigung ausschließt); so sinkt das Interesse in den folgenden Acten, und kann durch alle Nebenumstände, wie z. B. daß Leander täglich mit Todesgefahr über den Hellespont schwimmt, und an dem steilen Thurm hinanklettert, daß der Oberpriester Verdacht hegt, und der Sache zu steuern sucht u. s. w. nicht mehr gehoben werden; denn alle diese Nebenumstände sind eigentlich kein Hinderniß, das der Tendenz des Stückes entgegensteht. Sie könnten es nur dann werden, wenn Hero nicht bereits zur Priesterinn geweiht wäre, und in so fern die Vereinigung der beyden Liebenden noch möglich schiene. Überdieß gehört der Sturm des wilden Elementes, der sofort die furchtbare Catastrophe herbeyführt, ganz dem Zufalle an; daher wir das ernste, mächtige Schicksal weniger hereindrohen, als vielmehr plötzlich hereinbrechen sehen, was aber, wie Jean Paul (Vorschule der Ästhetik) sehr richtig bemerkt, nicht unser Mitleid erregt, und uns auf den Tod des Helden vorbereitet, sondern uns mit Schreck, Unwillen und Bitterkeit erfüllt. So wird das Interesse nach Verlauf des ersten Actes beynahe erschöpft, und unser Gefühl am Schlusse des fünften Actes unbefriedigt gelassen, indeß die drey Zwischenacte fast nichts anders, als schöne Schwärmereyen und sanfte Klagen der beyden liebeglühenden Seelen enthalten, und dadurch das eigentlich dramatische Leben, welches im raschen Fortschreiten von Handlung besteht, nicht erreichen; obwohl wir gestehen müssen, daß der dritte Act an psychologischen Schönheiten und lyrischen Ergüssen gerade das Vorzüglichste biethet. — Aristoteles fordert Mischung vom Bösen und Guten im Charakter des tragischen Helden. Darum dürfte es auch hier nothwendig seyn, daß die Hauptpersonen des Stückes doch mit einiger Schuld belastet wären, um die Theilnahme und das Mitgefühl der Zuschauer zu erregen, sie mit dem Tode des Helden zu versöhnen, und an eine sittliche Weltordnung zu mahnen. Jene Schuld darf im Leichtsinne, oder im Temperamente des Helden, jedoch nicht in absoluter Bosheit wurzeln, denn Letzteres würde einen ganz undramatischen Charakter geben. Wo aber findet sich eine Schuld in den beyden kindlich frommen Herzen, in deren Heiligthum nichts anders, als die Flamme der ersten glühenden Liebe lodert, die Eros ungerufen entzündet hat? Oder sollten sie doch eines moralischen Vergehens theilhaftig seyn, auf das vielleicht der weiße Schleyer in Leanders Händen hindeutet? Dann hätte der Dichter jene Schuld doch mehr herausheben und die Zuschauer damit bekannt machen sollen; denn die geheime nächtliche Zusammenkunft im Thurme, wobey wir nichts als Schilderungen einer schuldlosen Liebe hören, und der flüchtige Abschiedskuß, wodurch die keusche Priesterinn wohl ihre Pflicht verletzt — können doch nimmer als Ursache einer so schauervollen Catastrophe gelten. Wie vortrefflich dramatisirte Shakespeare eine ähnliche Idee von zweyen, mit aller Jugendgluth sich Liebenden, die im schönsten Traume ihrer Hoffnung unter den eisernen Tritten des unerbittlichen Geschickes ins Grab sinken! Aber, welche Schuld ist hier? Romeo verübte einen Mord! — Unserer Ansicht nach liegt daher das Grundgebrechen dieser Tragödie mehr in der unglücklichen Wahl des Stoffes, als in der dramatischen Behandlung des Dichters. — Unter den Charakteren schienen uns (wenn wir übrigens schon vom Antiken abstrahiren) Hero und Naukleros am gelungensten gezeichnet zu seyn. Den Oberpriester, so trefflich er sonst auch dargestellt ist, fanden wir nur durch einige Züge aus dem ihm bestimmten Gleise herausstreifen. Wie kommt es z. B. daß der sonst so strenge ernste und heftige Mann, der dem Tempelwächter im vierten Act sagt: „Ich befehle dir zu zweifeln," in einem frühern Act, nachdem er denselben einige Mahle vergebens anredet, unter einem lakonischen Spruche ganz ruhig fortgehen will. Leander, der oft zu weich und unbeholfen erscheint, sagte uns weniger zu. Allzu mangelhaft aber blieben wie Hero's Ältern gezeichnet, indem das sonderbare, aus Freude und Schmerz gemischte Wesen an Hero's Mutter uns nicht klar genug wurde. Überdieß wird es unwahrscheinlich, daß sich dieselbe, die beym Anblick Hero's vor Freude ganz stumm bleibt, erst von dem Oberpriester, dann von ihrem Gatten, und endlich von ihrer Tochter ermahnen ließe, um zu reden. Vielleicht hätte der Dichter besser gethan, diese zwey Personen, die ohnehin nicht absolut nothwendig sind, und nur in einer Scene im ersten Act erscheinen, ganz wegzulassen, da es noch obendrein sehr befremdet, daß dieselben gleich darauf beym Feste, wo Hero zur Priesterinn geweiht wird, nicht erscheinen, was doch der Zweck ihrer Ankunft gewesen seyn mag.

(Der Schluß folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 49 — 23. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

„Du kannst im Ernste," sprach der Seneschall, „nicht eines Mannes Freund seyn, den Morgen- und Abendland verachtet. Siehe Thuranschah's erbärmliche Umgebung; sein erster Heeresfürst ist ein Schwächling. Blicke nun dagegen auf unser glänzendes Heer. Du findest in ihm Alles, was jenseits des Mittelmeers nur groß, und tapfer, und edel ist."

„Man fragte," entgegnete der Emir in der Bildersprache des Orients, „man fragte einst die Krähe: Welches sind wohl die niedlichsten kleinen Vögel? Sie antwortete: Es sind meine Jungen. — Doch, auch vorausgesetzt, du habest Recht; was sagt der weise Perser? Wegen der Rosen begießt man die Dornen."

„Die Vortheile," sprach der Patriarch, „so du auf unserer Seite findest, sind nicht gering."

„Und welche sind es?" fragte der Fürst.

„Der König überläßt dir jenen Landstrich, wegen dessen du bisher mit Thuranschah im Streite lagst."

„Nun, bey dem Haupte des Melek Lu!" lachte der Assassine, „dein Herr verschenkt das Fell des Schakals, welches noch in der Wüste heult! Aber freylich, eher fängt man eine Fliege mit einem Löffel Honig, als mit einer Tonne voll Weinessig. — Was biethet mir der Melek sonst?"

„Seine Freundschaft und seinen Schutz," entgegnete der Patriarch.

„El Bondukdari schützt sein Schwert!" erwiederte der Assassine kalt. — „Und was verlangt er?"

„Daß du den Glauben der Christen annehmest, du und dein Volk; daß du dein Land vom König Ludwig zu Lehn empfangest. — Willst du dieses thun, so sind wir Beyde beauftragt, ein Friedens- und Freundschaftsbündniß im Nahmen unsers mächtigen Herrschers abzuschließen, und ich werde die Lehnsherrschaft ergreifen im Nahmen Christi, und des Königs von Frankreich."

Ein dumpfes Murmeln lief rings durch die Versammlung.

„Kein Wort mehr," rief mit furchtbarem Blick der Emir, indem er schnell vom Sitze sich erhob, und, bald besonnen, langsam sich wieder niederließ. — „Das Geschäft sey geendet, und das Geschick erfülle sich. Krieg zwischen den Franken und den Söhnen Ismails! — Das Blut, so da fließen soll, wird nicht in seiner Ader bleiben. Melek Lu soll Bibar el Bondukdari kennen lernen! — Zittern soll er bey dessen Nahmen!"

„Zittre du selbst, stolzer Saracene!" rief, vom Zorne hingerissen, der Seneschall. „Bald wirst du die Harnische des Abendlandes in diesem Thale glänzen, die weißen Fahnen vor dieser Burg entfalten sehen! — Den zehnten Theil des Heeres bedürfte es, dein Land zu überziehen; du müßtest vergehen vor dem Grimme

König Ludwigs, wenn er erscheint mit Bann und Arrièrebann Frankreichs, und mit wehender Oriflamme. — Trotze nicht auf die Stärke dieses Felsennestes. Vor dem Hunger schützt es dich nicht. Du kannst die Felsen nicht in Brot verwandeln."

„Und wäre Alles so, wie du sagst," sprach mit verächtlichem Lächeln der Saracene, „so grübe sich Melek Lu in diesem Thale selbst sein Grab. Blicke auf nach jener Felsenspitze; dort siehst du im Mondenstrahl ein bleiches Haupt auf einer Lanze. Es ward einem Aga eures Volkes, in seinem eignen Zelte, von einem Sohne Ismails, der sich dem heiligen Kampfe geweiht, geraubt. Der Stolze hatte an der Tafel des Königs verächtlich von unserm Stamme gesprochen; er hatte uns ein Räubervolk genannt. Du siehst, wo Melek Lu weilt, bin auch ich. Ein Wort von mir, ein Wink von dieser Hand, und — doch so lange er nicht als Feind auf diesen Boden tritt, ist mir sein Leben heilig."

„Ha!" rief ergrimmt der Seneschall, „weil es dem feigen Mörder gelingen konnte, sich nächtlich in das Zelt des Bannerherrn von Courtenay zu schleichen; weil der gnädige Fürst wohl deine Spione, gefangene, vornehme Saracenen, an seiner Tafel duldet, so meinst du, auch der Mordstahl könne so leicht sein heiliges Haupt erreichen! Du irrest, Emir! — Sein Zelt bewachen die Tapfersten des Heeres. Der erste Unbekannte, der sich in dessen Nähe blicken ließe, würde niedergehauen. Der Saracene, welcher in solchem Vorhaben befangen, ergriffen würde, es wäre ihm besser, er wäre nie geboren. Junge Pferde zerrissen ihn lebendig auf dem Sande der Wüste. Bist du leichtgläubig genug, zu denken, daß nach ihm ein Zweyter die Unthat versuchen würde?"

Während der Seneschall sprach, hatte der Emir einem unfern des Thrones stehenden engelschönen Jünglinge gewinkt, ihm eine Schale Sorbet zu reichen. Der junge Mann stand eben zur Seite des Fürsten, das goldene Gefäß auf silbernem Untersatze in seinen Händen haltend. Jetzt endete der Seneschall in höhnendem Tone seine Rede. Mit einem durchbohrenden Blicke fixirte einen Moment der Fürst denselben, dann zog er ruhig den von Diamanten strahlenden Dolch; kalt reichte er diesen dem zur Seite stehenden Jünglinge, indem er zwey arabische Worte sprach. Heftig warf der junge Saracene das kostbare Gefäß zur Erde. Ein unnennbares Entzücken strahlte aus seinen schönen Zügen. Wie im Taumel der Freude griff er nach dem Dolche, und stieß sich solchen bis ans Heft ins Herz. Lächelnd noch im Taumeln, zog er ihn aus der Wunde, legte ihn auf die Stufen des Thrones, indem ein Blutstrom der Brust entstürzte, und verschied sodann in wenigen Zuckungen. Der Löwe erhob, beym Anblick des Blutes, ein furchtbares Gebrüll.

Noch standen die Gesandten staunend und sprachlos, als der Fürst rasch aufstand, nach der Höhe eines, sich zur Seite erhebenden Felsens blickte, und einen durchdringenden Schrey ausstieß, dem einige wenige Worte folgten. Alle Umstehenden blickten aufwärts. Auf der äußersten Spitze der Felswand stand ein wachhaltender Assassine. Hell glänzte im Mond- und Lampenschimmer sein weißes Gewand. Jetzt hob er mit einem Freudenrufe beyde Hände gen Himmel; ein Sprung in die Luft, und — in einem Augenblicke darauf lag er zerschmettert, kaum noch der Gestalt eines Menschen ähnlich, in der Mitte des weiten Kreises. — Ein Schlag von der Faust des Fürsten beruhigte den sich mit dem Schweife wüthend die Flanken peitschenden Löwen, und einige Assassinen trugen, mit allen Zeichen religiöser Verehrung, die beyden Leichen auf ihren Armen fort.

„Glaubst du noch nicht," fragte mit furchtbarem Tone der Stimme, nach einer vom Schrecken erzeugten Pause, der Emir; „glaubst du noch nicht, daß das Leben des Melek der Franken in meiner Hand ist?"

Die Gesandten schwiegen, erstarrt vom Anblick des grausenvollen Auftritts.

„Wir haben," sprach nach einer Pause der Seneschall, „noch eine zweyte Werbung; sie betrifft die Auslösung der Frauen."

„Man führe sie herbey!" rief der Emir einem der Umstehenden zu.

„Bestimme," sprach der Patriarch, „das Lösegeld, und ist die Summe nicht übermäßig, so sind wir vielleicht im Stande, solche sogleich zu zahlen."

„El Bondukdari handelt nicht mit Weibern!" entgegnete der Fürst. „Ihre Wegführung geschah bloß, um euch zu zeigen, daß große Heere nicht immer einen sichern Schutz gewähren, und daß der Arm der Söhne des Gebirges so weit reicht, als ihr Wille. — Die Frauen sind frey! Eine nehme ich aus; sie bleibt mein Eigenthum."

„Du wirst," erwiederte der Seneschall, von einer fürchterlichen Ahnung durchdrungen, „den Zug von Großmuth, den du uns bezeigest, nicht wieder zur Hälfte verwischen wollen. Gib die Frauen sämmtlich frey, und nimm ein Lösegeld und unsern Dank."

„Sie waren alle mein," rief der Assassine mit star-

ker Stimme, „und Eine wird es bleiben. Noch niemahls fühlte El Bondukdari Frauenliebe. Jetzt hofft er sie zu gewinnen. Das goldhaarige Mädchen des Abendlandes hat sein Herz gerührt, er würde die Rückgabe versagen, und wäre sie die Tochter eures Herrschers.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Die Erste.

Losgelassen aus des Kerkers Nacht
 Dring' ich wüthend durch die Pforte,
Und wer nicht vor mir sich nimmt in Acht,
 Läuft G'fahr an manchem Orte.
Mich zu sehen ist umsonst die Müh';
 Doch benützt mich mancher Müller,
Und weil ich gehör' zur Melodie,
 Dien' ich auch dem Orgelspieler.

Das letzte Paar.

Reich im Kleid' mit Demantlicht gestickt
 Prangst du in der Schwestern Mitte,
Und von Flora wunderhold geschmückt
 Mit des Frühlings schönster Blüthe,
Athmest du, wenn kaum sich hat enthüllt
 Zart dein Busen, Balsamdüfte;
Und ein Heer von Schmetterlingen füllt,
 Um dich buhlend, Zephyrlüfte.

Das Ganze.

Ist besorgt des Schiffes Steuermann,
 Werde ich zu Rath gezogen:
Ob dem Elemente er trauen kann?
 Auch des Meteorologen
Aug' oft forschend schenkt mir manchen Blick,
 Weil mir ist die Gabe eigen,
Ihm genau, ob vorwärts, ob zurück
 Sich die Erste wend', zu zeigen.

J. Schöner.

Sinnreicher Einfall.

In Amadana bestand früher eine Akademie, deren Statuten im Eingange folgender Maßen lauteten: „Die Akademiker sollen viel denken, wenig schreiben und so wenig als möglich sprechen.“ Als der im Orient berühmt gewesene Doctor Zeb einst erfuhr, daß in dieser gelehrten Gesellschaft eine Stelle erledigt sey, eilte er, sich darum zu bewerben. Unglücklicher Weise war er zu spät gekommen, und die Akademie beklagte es doppelt, der Begünstigung eines Mächtigen gewährt zu haben, was nur dem Verdienste gebührt hätte. Der Präsident, welcher nicht wußte, wie er eine Weigerung beschönigen sollte, die der Akademie nicht zur Ehre gereichte, gerieth auf den Einfall, ein Gefäß herbeybringen zu lassen, das bis an den äußersten Rand mit Wasser gefüllt war, so daß Ein Tropfen mehr es zum Überlaufen gebracht haben würde. Der gelehrte Bewerber verstand durch diese bildliche Antwort, daß in der Akademie kein Platz mehr für ihn vorhanden sey. Stillschweigend wollte er sich mit diesem Bescheid hinwegbegeben, als er ein einzelnes Rosenblatt zu seinen Füßen bemerkte. Bey dem Anblick desselben gab Doctor Zeb neuer Hoffnung Raum; er hob das Rosenblatt vom Boden auf, und legte es mit so viel Behutsamkeit auf die Fläche des mit Wasser gefüllten Gefäßes, daß kein Tropfen dadurch vergossen wurde. Alle Anwesenden zollten diesem sinnreichen Einfalle ungetheilten Beyfall, und Doctor Zeb wurde einstimmig als Mitglied der Akademie aufgenommen.

Bonafont.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer.

(Beschluß.)

Wir haben nun unsere contemplative Meinung zum Theile dargethan; wenden wir uns sofort auf einen andern Standpunct, so sehen wir, daß der geehrte Dichter beym Schaffen seines neuesten Productes vielleicht die Absicht hatte, es dem gegenwärtigen Zeitgeiste mehr anzupassen, als sich in die engen Schranken einer classischen Schule streng hineinzufügen, und also kam es, daß er eine Antike in halbmoderner Form an's Licht stellte. Ging Hr. Grillparzer von dem Gesichtspuncte aus, lieber dem großen Publicum, als der geringern Zahl von Sachkennern zu gefallen, so würde er vielleicht, wenn er, statt der ermüdenden Breite, den Inhalt mehr zusammengedrängt, manche Motive zur günstigern Zeit angebracht, und eine glücklichere Catastrophe erfunden hätte, seinen Zweck vollkommen erreicht haben; so aber gelang auch dieß nicht, ungeachtet der vielen bedeutenden Vorzüge, die das Werk in poetischer und psychologischer Hinsicht besitzt, und welche selbst die Achtung des strengsten Kunstrichters erzwingen müssen. Man sieht wohl, daß der Verfasser den Stoff mehr von der romantischen Seite aufzufassen, und durch manchen lyrischen Moment zu heben bemüht war; aber eben dieß zeigt, daß er eher für eine Ballade, zu deren Haupteigenschaften auch das Romantische gehört, als für eine antike Tragödie sich eignet, da dieser Stoff noch überdieß nichts anders, als den plötzlichen Untergang zweyer sich innig Liebenden enthält, und daher für eine Tragödie von fünf Aufzügen schon seiner Natur nach zu dürftig ist, wenn nicht eine außerordentlich glückliche und reiche Erfindung diesen Mangel doch einiger Maßen ersetzt.

In Bezug auf die Anordnung und poetische Ausschmückung gebührt dem geschätzten Dichter gerechtes und ungetheiltes Lob. Die Sprache ist durchaus schön, blühend, und in ihrer grammaticalischen Reinheit. Der Ausdruck des Zartgefühls entzückt durch Wohllaut und süßen Schmelz, so wie jener des männlichen Ernsts, und tragischen Pathos durch Würde, Bündigkeit und gesteigerte Kraft uns überzeugt, daß der Verfasser aller Stufenleitern der Rede vollkommen mächtig sey. Der leicht fließende, mit vielem Fleiß gefeilte, fünffüßige Jambus bewährt zugleich den Meister des Versbaues. Vorzüglich aber erheben wir die vielen herrlichen Bilder, Vergleiche, mahlerischen Schilderungen, Figuren und lyrischen Ergüsse, so wie die psychologischen Lichtpuncte, und inhaltschweren Sentenzen, die ein schönes, und sehr bedeutendes Dichtertalent verbürgen. Wie vortrefflich z. B. ist die Schlußscene des ersten Actes, wo Hero, nachdem sie bereits der Göttinn, und Amorn ein Opfer gebracht, an Hymens Statue dem Auge Leanders begegnet, und dadurch in solche Befangenheit und Verwirrung geräth, daß sie, statt des rechten Spruches jenen, der Amorn geweiht, auch hier beginnt, und stockend inne hält — bis der Oberpriester sie mahnt, nun das Opfer zu vollbringen — und, nachdem sie sich entschuldigt, daß sie die Opferzange (die in ihrer Hand ist) vergessen habe, end-

sich das Rauchwerk im Übermaß streut, und beym Abgehen einen seelenvollen Blick auf Leandern ruhen läßt. Wahrlich, dieser einzige tief psychologische Zug gilt uns mehr, als manche Tragödie der neuern Dramatiker! Er wurde auch vom Publicum als solcher erkannt, und durch lauten und anhaltenden Beyfall verherrlicht. Wie vollendet und geistreich ist die Rede des Oberpriesters an Hero im dritten Act, wobey uns unter andern Bildern jenes vom trüben und klaren Bache besonders gefiel. Der darauf beginnende Monolog Hero's, so wie die Scene, wo sie Leandern in ihr Schlafgemach fliehen heißt, und die folgende, sind meisterhaft, und gaben uns Gelegenheit, den genialen Schöpfer des Ottokar auch hier zu bewundern. Unserer Ansicht nach, ist dieser Act der gelungenste. Die Scene in Abydos im vierten Aufzug ist von drastischem Effect, und die Worte Leanders, der niederkniet, und die Götter um Schutz und Beystand anfleht, gehören der antiken Tragödie an; doch einzelne Züge genügen einer solchen Aufgabe nicht, und überdieß müssen wir (wie schon oben erwähnt) noch bemerken, daß diese Scene durch einen Umstand unwahrscheinlich wird, und in der Anlage des Ganzen nicht wesentlich, also rein episodisch ist. Der fünfte Act schien uns zu gedehnt, da er von der ersten Scene, welche den Tod Leanders bekannt macht, bis zur letzten doch nichts anders, als einförmige Klagen und elegische Betrachtungen, welche aus Hero's und Naukleros Herzen hervorquellen, den Zuschauern darbiethet; und daher denn, ungeachtet der schönen, tieferschütternden Worte Hero's an Leanders Leiche (wir erinnerten uns dabey an jene am Sarge Margarethens), das Mangelhafte am Ganzen doch nicht ersetzt wurde, weßhalb auch das Publicum am Ende zu erkalten begann, und dem Werke weniger Beyfall zollte.

Auch die Schlußworte Janthens waren nicht geeignet, jene Begeisterung ins Leben zu rufen, die der Untergang zweyer, als treues Opfer einer heiligen Liebe Dahingeschiedenen unfehlbar hätte erzeugen müssen, wenn vielleicht die Idee des Ganzen noch einmahl zur poetischen Anschauung gekommen wäre. Die größten Dichter liebten es sonst, die Grundidee ihres Werkes am Schlusse zu recapituliren, vielleicht um die Moral mit desto hellern Farben herauszuheben; wir sehen daher nicht ein, warum Hr. Grillparzer, wenn er schon von demselben Gesichtspuncte ausging, es nicht zweckmäßiger und treffender fand, den Oberpriester, dessen Charakter es doch am meisten zusagte, ein versöhnendes und weises Wort anstatt Janthen sprechen zu lassen, deren Rede, so sinnreich sie auch ist, doch mehr naiv, und mit einem so erschütternden Ausgange nicht harmonirend schien, was wohl auch als Nebenursache zur minder günstigen Aufnahme beygetragen haben mag, dessen uns das bekannte Sprichwort: Finis coronat opus, hinlänglich überzeugt.

Wenn wir endlich noch etwas zu bemerken hätten, so wäre dieß über den Titel dieser Tragödie. Es befremdete uns, warum Hr. Grillparzer der ganz einfachen Überschrift: „Hero und Leander," jene bey weitem längere und zu metaphorische vorzuziehen liebte. Diese Metapher würde, nach unserer Meinung, in einem lyrischen Gedichte wohl einen schönen Vers bilden, aber als Titel einer antiken Tragödie doch immer zu modern, und eben darum beynahe affectirt erscheinen. Und selbst wenn diese Überschrift mit der eines ältern Werkes (Musäus) etwas gemein hätte, so könnten wir einer solchen Kindstaufe doch nicht huldigen, weil jeder Titel eines großen und um so mehr eines antiken Werkes, wie das Erhabene, durchaus keinen Schmuck duldet, sondern einfach und natürlich seyn muß. Es wäre vielleicht eben so befremdend, wenn wir über einem Triumphthor, einer kolossalen Ruine oder dem Isistempel einen recht niedlichen Spruch in geschnörkelter Schrift erblickten. Oder sollten wir etwa irren, und eben dasjenige unpassend finden, was viele Andere vielleicht als Schönheit preisen? — Dann müßten wir nur erinnern, daß wir unser gegenwärtiges Urtheil nicht für ein allgemein gültiges erklären wollen, welches Kants strengen Forderungen (Analytik des Schönen) vollkommen entspräche, sondern daß wir es als rein individuell jedem denkenden Leser zur Prüfung überlassen.

Würde doch Hr. Grillparzer, der unter den jetzt lebenden dramatischen Dichtern noch immer ein Stern erster Größe prangt, lieber jene in seinem Ottokar so glücklich betretene Bahn verfolgen, als auf dem bey weitem unsichreren, klippenvollen und undankbaren Pfade (wie er es bereits durch seine Sappho und Medea erfahren) in einer uns so fernen und ganz fremden Welt wandeln! Möchte seine Phantasie sich doch mehr zur neuern Zeit hinneigen, und sich vielleicht aus der blühenden Germania berauschen, und wir sind vollkommen überzeugt, daß sein schönes und reiches Talent ihm noch viele Lorbern und allgemeine Anerkennung, seinen Zeitgenossen hohe Freude, und seinem Vaterlande Stolz und Ehre bringen würde.

Die Darstellung von den k. k. Hofschauspielern muß gelungen und vorzüglich genannt werden. Hr. Anschütz (Oberpriester) verrieth in der Auffassung und Durchführung seiner Rolle tiefes Studium, und sowohl durch die gemessene Ruhe, als auch durch die ihm eigene rhetorische Kraft bewährte sich seine uns bekannte Meisterschaft. Dlle. Gley (Hero) spielte mit vorzüglicher Anstrengung und warmem Gefühle. Sie war von dem Geiste des Werkes, wie auch von den einzelnen psychologischen und poetischen Schönheiten ganz durchdrungen, und gab neue Beweise ihres ausgezeichneten Talentes, dem der lauteste Beyfall zu Theil wurde. Die richtige und schöne Declamation des Hrn. Löwe (Naukleros), die innere Lebendigkeit und gleichförmige Haltung, womit dieser Künstler seine wirklich schwierige Aufgabe löste, verdienen gerechtes Lob. Beseelt von gleichem Eifer waren auch die HH. Fichtner (Leander), Heurteur (Tempelwächter), Costenoble (Hero's Vater), Mad. Lembert (Hero's Mutter), Mad. Fichtner (Janthe) und trugen zum Gelingen des Ganzen bey.

Die Musik war durchaus neu componirt von J. E. Horzalka. Die Ouverture und der Priesterchor sind vorzüglich, und verbürgen einen phantasiereichen und wackern Tonsetzer, der in den Geist der Handlung einzudringen, und sie durch Töne zu symbolisiren bemüht war.

A. Kasper.

Nachricht an Bühnendirectionen.

Mehrfachen Anfragen löbl. Theaterdirectionen zufolge mache ich denselben hiermit bekannt, daß mein Lustspiel: „Der Egoist," nicht vor dem Spätherbste dieses Jahres auf dem hiesigen k. k. Hofburgtheater in die Scene gehen und erst nach jenem Zeitpuncte, an auswärtige Bühnen versendet werden wird.

Wien, am 12. April 1831.

Deinhardstein.

Anzeige.

Am 23. April wird im Leopoldstädter Theater zum Besten des verdienstvollen Komikers Hrn. Landner zum ersten Mahle aufgeführt: „Das Kind des Meeres." Romantisch-komisches Original-Zauberspiel mit Gesang, Gruppirungen und Tableaux in zwey Aufzügen von Manussi. Musik vom Capellmeister P. J. Riotte. Gruppirungen und Tableaux vom Pantomimenmeister Carl Schadetzky. Die neuen Decorationen, mit Ausnahme des schottischen Saales, von Dolliner und Institoris. Die Maschinen von Simonet. Das Costum neu.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 50 — 26. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Eben traten die Frauen, von einigen Greisen geleitet, in den Kreis. Alle waren von recht angenehmer Gesichtsbildung, doch eine herrliche Blondine von ungefähr zwanzig Jahren überstrahlte ihre Gefährtinnen bey weitem. Ihr edler Wuchs, die Schönheit ihrer Züge, die Hoheit, welche in ihrem Antlitz thronte, zog Aller Augen auf sich. Ein beyfälliges Murmeln durchlief den weiten Kreis.

„Diese ist es!“ rief der Emir. „Glaubst du, Alter, daß alle Schätze, die du biethen könntest, mich zur Rückgabe bewegen würden?“

„Gott des Himmels! meine Ahnung!“ rief entsetzt der Seneschall.

„Mein Vater hier? O, nun wird Alles gut!“ — rief das Mädchen frohlockend, dem Seneschall in die Arme eilend.

„Das Mädchen ist deine Tochter?“ sprach befremdet der Emir. „Ja, nun begreife ich deine Angst. Doch beruhige dich, Aga der Franken. El Bondukdari hatte noch nie geliebt; nur Eine kann er lieben. Das Goldhaar wird sein Weib, die Fürstinn dieses Landes, vielleicht noch eines größeren.“

„Nimmermehr!“ rief der Seneschall; „nimmermehr wird meine Tochter das Weib eines Ungläubigen!“

„Weißt du nicht,“ sprach der Saracene, „wie Salah Eddin mit den Fürsten des Abendlandes unterhandelte, um seinen Bruder mit der Schwester des kühnen Melek von England, der verwitweten Königinn von Neapolis, zu vermählen, und daß die Unterhandlung an ganz andern Ursachen, als an der Abneigung der Fürstinn scheiterte? — Salah Eddin, wirst du sagen, war der größte Mann des Morgenlandes; doch — es regt sich etwas von seinem Geiste in mir. Mein Nahme, hoffe ich, soll gleichfalls nicht vergessen werden.“

„Es kann nicht seyn, o Fürst!“ versetzte der Seneschall, indem die Stimme des sonst so felsenfesten Mannes zitterte. „Obgleich ein Saracene, bist du ja doch ein Mensch. Sieh dieses Mädchen, es ist das einzige meiner Kinder! Fordre Alles, Alles, nur laß mir meine Tochter!“

„Ich ehre deine Schmerzen, alter Mann,“ erwiederte der Assassine; „doch werden sie sich mindern, wenn dein Mädchen auf zwey Thronen, welche El Bondukdari an der Gränze zweyer Welttheile zu errichten gedenkt, sich niederlassen wird.“

„Fordre Geld, fordre Schätze!“ sprach dringend der Seneschall. „Man sagt, das Auge des Morgenländers weide sich an edlen Steinen. Siehe, ich habe viele derselben. Meine Güter im Abendlande sind nicht gering.

Alles, Alles, was du willst, will ich dir geben, nur laß mir mein Kind!"

„Fürst!" rief die Tochter des Seneschalls, indem sie vor dem Throne auf die Knie sank, „Fürst! sey menschlich! — Siehe, die edelste der Töchter deines Landes hielte sich hoch beglückt, reichtest du ihr deine Hand. Du sagst: du liebtest zum ersten Mahl! Auch ich, ich liebte, und doch mußte ich entsagen; nie wird Blanca lieben, zum zweyten Mahl. Vernichten kannst du mich, mich tödten; doch mich zwingen, dich zu lieben, dieß kannst du nicht."

„Die Zeit," entgegnete der Assassine, „wird mir helfen deinen Schmerz zu lindern, mein glühend Herz mir Mittel zeigen, deine Neigung zu erwerben. Darum, Mädchen, laß ab mich zu bestürmen, ich kann nicht von dir lassen."

„Stehe auf, Tochter!" rief jetzt, vom tiefsten Schmerz zur höchsten Wuth übergehend, der Seneschall. „Blanca von Joinville! knie nicht vor dem ungläubigen Hunde! — Siehe elender Räuberhäuptling!" schrie er schäumend, „ich würde die Tochter, wenn ich überzeugt wäre, daß sie die Schande deines Bettes dem Tode vorziehen könnte, mit diesem Stahle niederbohren; doch das Mädchen meines Stammes wird in der höchsten Noth schon selber wissen, was sie zu thun hat. Jetzt aber, unwürdiger Fürst, liegt hier mein Handschuh," — er schleuderte solchen auf die Stufen des Thrones — „ich fordere dich zum Kampfe auf Leben und Tod! zum Kampfe um meine Tochter!"

Die erste Bewegung des Assassinen war ein Griff nach dem von Diamanten strahlenden Säbel. Bald aber ließ er die Hand sinken, und sprach mit ruhiger fester Stimme: „Ich verzeihe dir, alter Mann! — Wäre es auch überhaupt nicht gegen die Sitte meines Volkes, daß der Jüngling kämpfte mit dem Greise, der Eidam mit dem Vater seines Weibes, so fände doch El Bondukdari in den Reihen der Abendländer nur Einen, der ihm des Kampfes würdig scheinen könnte, es ist der König der Franken."

„Noch einen Zweyten gibt es, dem du, wenn du kein Elender bist, den Kampf nicht weigern darfst!" scholl eine Stimme aus dem Kreise der Umstehenden, und — Erard stand vor dem Throne des Assassinen. „Kennst du dieß Blatt und diesen Ring?" fragte mit ernstem Tone der Jüngling.

„Du hier! du, der Retter meines Lebens?" — rief der Saracene, indem er, von seinem Sitze herabspringend, den Ritter in die Arme schloß. „Seht, Ismailis!" rief er jubelnd, „dieß ist der Retter eures Fürsten!"

Ein mehrere Minuten anhaltendes Freudengeschrey, welches selbst die rauschend einfallende Musik übertönte, erhob sich von allen Seiten. Mit Ungestüm drangen die Saracenen auf den Ritter ein; jeder wollte den Retter des Fürsten sehen.

„Du böser Christ!" sprach der Assassinenfürst, den Ritter immer freundlich noch umfassend, „wie konntest du mich so lange warten lassen, um meinen Dank persönlich zu empfahen?"

„Beweise diesen," entgegnete der Jüngling, „indem du mit mir um die Jungfrau kämpfest."

„Verdorren möge dieser Arm," rief Bibar el Bondukdari, „wenn ich solchen jemahls gegen den Retter meines Lebens erheben sollte. Doch dieß Verlangen kann nimmermehr dein Ernst seyn. Sprich vor Allem, wie kann ich meine Dankbarkeit dir beweisen? — Verlangst du Gold? Begehrst du Schätze? Du sollst sie haben. — Erfreut dich eine feste Burg, umgeben von blühenden Ländereyen? — Ich schenke dir die letztern, und baue dir eine stattliche Veste auf meinem Boden."

„Die Burg meiner Väter liegt in Trümmern," sprach Erard mit schmerzlichem Blick, „und es bedarf der Templer keiner Schätze. Der Leinenmantel ist sein einziger Schatz, das Grab sein festes Haus."

„Das Wort el Bondukdari's gilt etwas im Morgenlande!" fuhr der Emir fort, „und Wilhelm Sannac, des Tempels Haupt, kennt seinen Vortheil. Ich will aufhören die Burgen an der Gränze zu bedrängen, wenn er dir den Befehl derselben übertragen, und dich zu einem der Häupter des Ordens machen will."

„Ich danke dir!" entgegnete der Jüngling ernst. „Mein Verlangen ist anderer Art, nur durch dessen Erfüllung kannst du dein Versprechen lösen. Es ist die Freyheit jener Jungfrau. — Willst du nicht mit mir um die Dame kämpfen, so gib sie ihrem Vater ohne Kampf zurück."

„Nimmermehr!" rief der Emir. „O, fordre Alles, was du willst, nur dieses nicht. Ich liebe das goldhaarige Mädchen aus dem Abendlande. O, so hat nie ein Mann geliebt, so wird nie einer lieben! — Sieh, Christ! dein Blut rollt kalt in deinen Adern; du weißt es nicht, was lieben ist. O, hättest du je geliebt, hättest dieß Mädchen du geliebt, du würdest nicht so Grausames von einem Freunde verlangen; du würdest Alles setzen an ihren Besitz!"

„Fürst!" rief Erard mit leuchtendem Blicke, „Fürst!

edle Seele lieben, und denken nicht an Besitz! — Ihr Lieben ist verschieden von dem Gefühl, welches dein Blut wie flüssiges, glühendes Erz durch deine Adern jagt! — Kann es dich überzeugen, wenn ich es laut bekenne, und dieß beschwöre bey deinem und meinem Gott: Ja, ich habe Blanca von Joinville geliebt, ich liebe sie, und werde sie ewig lieben? — Ich liebe dieß Mädchen mit allen, allen Kräften, die Gott nur je gepflanzt ins Menschenherz — doch will und werde ich Blanca nie besitzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gnome.

Hin in dunkle Nebelfernen
Irrt des Menschen Blick;
Über Wolken, über Sternen
Suchet er sein Glück;
Aber nur im eignen Herzen
Weckt mit leisem Kuß
Seine Freuden, seine Schmerzen
Still ein Genius. —

A. Müller.

Adrianopel.

Nach dem Bericht eines Engländers aus dem Jahre 1829.

Ich hatte von den russischen Officieren gehört, daß sich ein englischer Consul in Adrianopel befände; ich entschloß mich daher, diesem Herrn meine Aufwartung zu machen, in der Hoffnung, durch seine Vermittelung vielleicht eine Wohnung in der Stadt zu erhalten, welches mir unstreitig besser behagen würde, als das Bivouakiren unter der Leinewand. Eines Abends machte ich mich also auf und ging nach dem Hause des Consuls. Mein gutes Geschick wollte, daß ich einen alten Bekannten in ihm fand, der mich nicht nur sehr freundlich aufnahm, sondern mir auch, da er meinen Wunsch hinsichts einer Wohnung vernahm, sein Haus zum Aufenthalt anboth. Er sowohl, wie seine anmuthige Gattinn wetteiferten, mir meinen Aufenthalt unter ihrem gastlichen Dache angenehm zu machen, und nie in meinem Leben habe ich eine glücklichere Zeit verlebt, als mit diesem liebenswürdigen Paare. Täglich wurden Ausflüge gemacht, theils in die Stadt, theils in ihre herrlichen Umgebungen. Mit wenigen Worten will ich hier das, was mir am merkwürdigsten geschienen, aufzeichnen. — Adrianopel, die ehemahlige Hauptstadt der europäischen Türkey, von welcher aus Sultan Mahomet im fünfzehnten Jahrhundert sich Constantinopels bemächtigte, ist ein herrliches Meisterstück orientalischer Bauart. Die Stadt liegt zum Theil am Abhange eines Hügels, zum Theil an den üppigen Ufern des Tunja, von allen Seiten gewährt sie einen imposanten Anblick. Ganz besonders fesselte die Moschee des Sultan Semlin, diese Zierde der Stadt, meine Aufmerksamkeit. Ihre weiten, schönen, gewölbten Kuppeln und hohen Minarets stellen alle andern Gottes- und Privathäuser in Schatten; man hält dieß Gebäude für den schönsten muhamedanischen Tempel der Erde. Die drey Flüsse Tunja, Arda und Maritza vereinigen sich im Süden der Stadt, und fließen dann in den Meerbusen Enos. Beym Zusammenfluß dieser Gewässer soll die Stelle seyn, wo Orest seine mit Mutterblut befleckten Hände gewaschen; an eben der Stelle ist auch der erste Grund zur Stadt, die später Adrian, nach dem sie auch den Nahmen trägt, bedeutend vergrößerte, gelegt worden. In allen Theilen der Stadt findet man reizende Gärten mit herrlichen Pappel- und Fruchtbäumen. Auf der Hügelseite erheben sich die flachen Dächer der Häuser terrassenförmig, eins über das andere. Die Straßen sind eng, und durch die vorragenden Balcons und Vernedes sehr dunkel, aber auch sehr kühl, und in Wahrheit, wenn die morgenländischen Städte breite Straßen hätten, so würde man es vor Hitze nicht aushalten können. Adrianopel zählt ungefähr 100,000 Einwohner, ein buntes Gemisch von Türken, Griechen, Armeniern und Juden. Die Divane der Kaffehhäuser sind mit stattlichen, reichgekleideten Effendis besetzt, die aus ihren Chiboukis durch bernsteinerne und emaillirte Mundstücke behaglich den duftigen Rauch des Tabaks einathmen. Hin und wieder gewahrt man auch irreguläre Militärs, in ihren gestreiften Turbanen, reich gestickten Jacken und weiten blauen Beinkleidern; doch glänzt der Atayan nicht an ihrer Brust und kein Pistol ziert ihren Gürtel; die Waffen blieben in den Händen der Sieger. Von Zeit zu Zeit überreichen blauturbante Griechen den ernsten Söhnen der Osmanen, Finyans oder porzellainene Näpfchen, in denen die reine Essenz der Mokkabohnen enthalten. — Der erste Ausflug des Fremden in Adrianopel sollte eigentlich immer auf einen der Minarets des herrlichen Tempels Semlins seyn. Reichlich würde er die Mühe des Hinaufsteigens belohnt sehen, durch das schöne Panorama, welches sich vor seinen Blicken ausbreitet. Zwischen den gedrängten Dächern, hohen Schornsteinen, vorspringenden Balcons und Söllern erheben sich die glänzend weißen Kuppeln der Moscheen; am Abhange des Hügels liegen „die Felder der Todten" mit ihren marmornen, beturbanten Grabmählern.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am 13. d. M. wurde zum Vortheil des Capellmeisters Adolph Müller zum ersten Mahl die Meisl'sche Parodie: „Julerl die Putzmacherinn“ gegeben.

Es ist eine längst erprobte Wahrheit, daß die Transponirung beliebter Repertoirestücke eines Theaters auf eine andere Bühne meistens verunglückt; mehrere der Leopoldstädterpiecen, welche während der Gastierung des Komikers Raimund in diesem Theater gegeben wurden, haben uns neuen, und die Julerl den neuesten Beweis geliefert. Jedes Theater hat sein bestimmtes Génre; sowohl die Dichter als die Darsteller leisten ihre Productionen im Geiste desselben, und nur höchst selten glücken im Localfache Universalproducte, deren Werth sich allenthalben behauptet.

Wir können daher Hrn. Müller dießmahl keineswegs für diese Wahl jene Anerkennung spenden, die wir seinem Talent und seinem Fleiß, welche ihn in die Reihe der Lieblinge unserer Volksmusik gehoben haben, stets so gerne schenken. Ein Künstler seiner Art muß keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Publicum neue Früchte seines anerkannten Talentes zu biethen, und welche Gelegenheit ist wohl passender, als ein Beneficeproduct!

Da über die Beschaffenheit des Stückes sowohl als über den Werth der Musik, welche sich ihrer einfachen unverkünstelten Volksmelodie wegen, zur Beliebtheit der Composition zur „schwarzen Frau“ gehoben, schon bey der Darstellung im Leopoldstädtertheater ausführlich referirt wurde, so bleibt uns hier bloß die Darstellung in diesem Theater zu besprechen. Mad. Kneisel war im Besitz der Titelrolle. Wenn wir hier Vergleiche aufstellen wollten, so würde dieß höchst ungerecht seyn; denn so vielseitig verwendbar, so entschieden berufen diese Schauspielerinn fürs locale Fach sich längst erprobt hat, eben so gewiß ist es, daß sie bey aller Anstrengung und bey der concentrirtesten Application ihrer Kräfte nicht vermag, in einer Rolle, welche zu den Glanzpuncten der verblichenen Dlle. Krones gehörte, mit demselben Effect zu reussiren. Abgesehen also vor allen Parallelen, war Mad. Kneisel heute sicher der Stützpunct des ganzen Stückes; die kluge Vermeidung aller Anklänge an die Darstellung ihrer Vorgängerinn kam ihr trefflich zu Statten; — das Publicum, durch die heutigen leider fast zur Mode gewordenen Imitationen übersättigt, wurde durch die Originalität, mit der sie bloß ihren Kräften vertrauend, ihren Part durchführte, recht angenehm überrascht. Der häufige Beyfall, der ihr bey jeder Gelegenheit gegeben wurde, mag die Gewähr dieser Behauptung seyn.

Nicht so glücklich war diesesmahl unser sonstiger Heros der Komik, Hr. Scholz, als Licinerl; es wäre zwar ungerecht zu sagen, er habe nicht gethan, was er konnte, allein diese Rolle ist nun einmahl seiner Individualität nicht angemessen; Hr. Scholz ist ein passiver Komiker, und wird jede secundaire Rolle durch sein drastisches Phlegma zur Ersten erheben, wie er dieß in der „schwarzen Frau,“ und erst unlängst in der „Stummen“ bewiesen hat, welche beyde Stücke rücksichtlich der Darstellung bloß in ihm ihren Stützpunct fanden; allein ihm einen sanguinischen Charakter zuzutheilen, ist nicht entsprechend; er wird wohl bey seiner Routine, und im Besitz einer so großen komischen Kraft nie etwas verderben, kann aber auch nie so kräftig wirken, wie in den Charakteren seiner Individualität. Die Darstellung des Licinerl war darum für ihn eine höchst undankbare Aufgabe, deren Lösung durch die Erinnerung an den Leopoldstädter Darsteller (unsern wackern Hrn. Ign. Schuster) doppelt erschwert wurde. Nichts desto weniger gab ihm das Publicum einigemahl laute Zeichen der Anerkennung seiner Bemühung, welche er auch verdiente.

Von den übrigen Darstellern können wir nichts besonders rühmliches sagen. Hr. Hopp wußte nicht was er aus seiner Rolle machen sollte; die Uneinigkeit mit sich selbst war sichtbar. Von Mad. Fehringer und Dlle. Tomaselli erwähnen wir bloß, daß beyde in einem Localstück hochdeutsch sprachen.

Die Ausstattung war mittelmäßig, das Arrangement sachkundig.

Sans Géne.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Paris.

Im „Theater der Neuigkeiten“ war die letzte Neuigkeit: „Die drey Katharinen,“ historisches Drama in drey Epochen. Eigentlich ein historisches Studium aus der Regierungszeit Heinrich VIII., worin sich manches gewagte Wort, manche Unziemlichkeit, viel Unvollkommenheit in der Organisation findet; doch konnte man mit Recht manchen kräftigen Characterzug, neu erfundene Scenen und eine angenehme, von den Herren Adam und Gide zusammengestellte Musik beklatschen.

Im „Odeon - Theater“ wurde gegeben: „Iseult Raimbault,“ Drama in drey Acten von P. Foucher. Das tragische Abenteuer eines Lehnsherrn, welcher, nachdem er die Tochter seines Vasallen verführt hat, gezwungen wird, sie zu heirathen, um die Ehre der würdigen Familie wieder herzustellen, und endlich zur Strafe eines Vergehens gegen das Gesetz das Haupt auf dem Schaffot zu verlieren, hat den Stoff zu diesem Drama von rührendem Effect dargebothen, in welchem viele Scenen ein Talent bewähren, dessen Hauptmerkmahl die Kraft ist. Lebhafte Zeichnung, leidenschaftliche und furchtbare Scenen, eine gewandt herbeygeführte, tragisch gelöste Katastrophe, haben jene Mängel bedeckt, die der Unerfahrenheit des noch sehr jungen Dichters zuzuschreiben sind.

Eine andere Neuigkeit im Gymnase dramatique war: „Das Collegium von Reichenau, oder: Schweizer - Erinnerungen,“ Vaudeville in einem Act von den H.H. Masson, Villeneuve und Leuven, worin eine bekannte Anecdote von erlauchten Personen mit vieler Gewandtheit bearbeitet ist und einen vollständigen Erfolg hatte, während: „Die Junge und die Alte“ von den H.H. Scribe, Melesville und Bazard, die zweite Aufführung nur dadurch erlebte, daß sie den Pfeifen des ersten Tages trotzte.

Im Vaudeville - Theater sah man: „Die Nachfolge, oder: 30,000 Livres Renten,“ in einem Act von Dutong und Valvri; ein ziemlich unbedeutendes Witzstücklein, worin man — wie es auf unsern Bühnen häufig geschieht — die Erbschaft eines alten Vetters ein paar jungen und armen, verfolgten Liebesleutchen zuschanzt, um den Geitz und die Hartherzigkeit eines unverschämten Emporkömmlings zu bestrafen. — Der „Narr des Königs,“ historisches Drama von Dupeuty und Rochefort, ist ein nicht durchaus geglückter Versuch, einen Roman von Jakob in die Scene zu setzen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 51 — 28. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Mit sichtbarem Schmerz in allen Zügen hörte der Assassine Erards Worte; sie schienen einen ungeheuern Eindruck auf ihn zu machen. — Nach langer Pause wendete er sich heftig zum Seneschall.

„Graukopf!“ sprach er, „willst du das Mädchen diesem Manne zum Weibe geben?“

„Antwortet nicht mein Lehnsherr!“ rief Erard rasch. — „Mein ist die Sache, Emir! — Ich bin der Jungfrau nicht ebenbürtig; ihr Geschlecht gränzt an den Thron; ich bin nur ein Vasall des Seneschalls. Doch, niedrig geboren, ist Erard de Severy nicht gewohnt auch niedrig zu denken. Kein edler Mann würde Gebrauch von einem Worte machen, welches Todesangst dem Vaterherzen erpressen könnte; auch wirbt ein Fürst, der Bruder eines Königs, um Blanca's Hand.“

„Und du, du kaltes Herz aus Norden,“ rief der Emir, „der, wie du selbst sagst, die Jungfrau nicht besitzen kann, du wolltest deinem Freunde sie entreißen? du wolltest dem sie rauben, der alles Glück der Erde an ihren Besitz zu setzen bereit seyn würde? du wolltest das Mädchen mir entreißen, um einem fremden Manne es zu geben? — Nein, dieß kannst du nicht wollen! du darfst es nicht! Selbst mein Versprechen berechtigt dich nicht zu dieser That.“

„Dein Versprechen sagt,“ sprach Erard, „daß Jeder deines Volkes bereit seyn werde, einen mich selbst betreffenden Wunsch, sobald nur dessen Gewährung irgend möglich, mir zu gewähren.“

„Ganz recht!“ erwiederte der Fürst. „Einen Wunsch, einen Dienst, der dich, dich selbst betrifft. Doch hier, hier willst du mir das höchste Glück der Erde rauben, um einen Dritten damit zu beglücken. — Christ, ich bitte dich, ändere deinen Vorsatz!“

„Ich verlange die Jungfrau!“ sprach Erard mit festem Tone. „Mir liegt an ihrer Freyheit; und ist die Dame mein, so muß es dir gleich viel gelten, auf welche Art ich späterhin verfahre. — Emir!“ rief er mit erhöhter Stimme, „jetzt zum ersten Mahle setze ich einen Werth auf eine That, welche der Christenglaube und die Ehre mir geboth, doch eben darum bestehe ich um so fester auf meinem Verlangen.“

„Du verlangst also dieses Mädchen?“ sprach der Assassine mit anscheinender Ruhe, doch seine Blicke funkelten. — „Hast du sonst noch nähere Bestimmungen deßhalb zu machen?“

„Keine!“ erwiederte der Ritter. „Ich verlange die Person der Dame zu freyer, unbeschränkter Verfügung. — Gewährst du nicht meine Forderung, so werfe ich dein mir anvertrautes Pfand hier Angesichts der Deinen dir vor die Füße, und werde es überall laut verkünden, daß du ein Elender, Wortbrüchiger seyst.“

Ein Murmeln des Unwillens lief durch den Kreis der Saracenen; es begannen Gruppen sich zu bilden.

„Kein Wort mehr, Christ!“ rief jetzt der Emir, und seine Augen funkelten vor Grimm. „Du selbst hast unsern Verhandlungen ein Ziel gesetzt. Dein Herz gleicht einem Felsen. Laß sehen, ob es auch so wenig als dieser zu erschüttern ist. — Kennst du,“ — fragte er kalt, indem er seinen noch vom Blute gerötheten Dolch zog — „kennst du das Urtheil Suleimans ben Daud, des weisen Königs von Israel? — Ich hätte Lust ein ähnliches zu sprechen, jedoch in anderm Sinne. Du hast die Person der Jungfrau, doch nicht ihr Leben ausbedingt.“

Entsetzt fuhr Erard zurück. — Der Seneschall schrie laut auf vor Schmerz; er schien zu wanken.

„Fürst! bey Allem, was heilig ist“ — stammelte endlich der Alte.

„Erniedrigt euch nicht vor diesem Elenden, Pair von Frankreich und Seneschall!“ rief Blanca vortretend, indem das schöne Antlitz des Mädchens voll Hoheit, wie in Verklärung strahlte. — „Assassine! ich bin bereit zu sterben! — Ich verachte deinen Grimm, wie deine Liebe!“

In voller Wuth sprang der Araber von seinem Sitze herab; er schwang den Dolch; da — trafen seine Augen auf das Engelsangesicht des Mädchens. — Er stand, wie zu Stein geworden. Es senkte sich die zum Todesstoß erhobene Faust, die Züge der Wuth verwandelten sich in die des tiefsten Schmerzes.

„Nimm das goldhaarige Mädchen, falscher Christ!“ sprach der Emir nach langer, entsetzlicher Pause. „O, hättest du mich nicht gerettet! — — Geht!“ rief er endlich mit fester Stimme den Gesandten zu, „geht! ihr seyd alle falsch! Krieg zwischen Frankreich und Ismails Söhnen!“ — Er verschwand zwischen den Schattenbäumen. — Unter dem Klange der wilden, rauschenden Musik erreichten unsere Bekannten, Blanca am Arme ihres Vaters, die andern in Freyheit gesetzten Damen von Erard, Johannes und den Rottmeistern geleitet, die ihnen angewiesene Wohnung.

„Nicht einen Augenblick länger verweile ich in dieser Mörderhöhle!“ rief, hier angekommen, der Seneschall. „Denkt ihr, wie ich, Hochwürdiger,“ setzte er, zum Patriarchen gewendet, hinzu, „so verlassen wir das Schloß noch diese Nacht; der Mond scheint hell.“ — „Gänzlich meine Meinung!“ entgegnete der Bischof. Sofort begannen die Anstalten zur Abreise. — Von Seiten der Assassinen wurden unsern Bekannten keine Schwierigkeiten gemacht, und in weniger als einer Stunde befanden sie sich — die Damen auf den Rossen einiger absitzenden Reisigen — auf dem Rückwege.

Johann konnte, als Erard von zwey Reitern begleitet, eben eine kleine Strecke vorausgeeilt war, den Weg zu erspähen, seine Freude nicht länger mehr mäßigen. „Nun, erlauchter Herr!“ sprach er zum Seneschall, welcher still, und noch erschüttert von dem erlebten Auftritt, neben der geliebten Tochter ritt, „habe ich nicht stets gesagt, daß Erard ein gutes, treues und edles Gemüth sey, eine Zierde der jungen französischen Ritterschaft, unus e mactatoribus (Matador) so zu sagen? — Und wie sprach er zu dem ungläubigen Höllenbrande! Ja, ich wußte es wohl: crines habet in dentibus! — Und nichts, gar nichts verlangte er für sich; bloß die Befreyung des edlen Fräuleins war sein Gedanke.“

„Er soll nicht unbelohnt bleiben!“ entgegnete der Seneschall.

„Vater!“ sprach Blanca sanft, „ich glaube, jedes Anerbiethen, welches ihr ihm machen könntet, würde den edlen Erard demüthigen.“

„Jedes nicht!“ fiel Johannes ein. Die Freude machte ihn dreister als gewöhnlich.

„Er hat gehandelt, wie der edelste der Vasallen,“ sprach der Seneschall, indem er scharf dieß Wort betonte, „er soll an mir keinen unwürdigen Lehnsherrn finden.“

Eben kehrte Erard zurück, und schloß sich still den an der Spitze des Zuges reitenden Wappnern an.

(Die Fortsetzung folgt.)

An mein Gärtchen.

Am 23. April 1831.

Nun der Woche kurze Frist
Blitzesschnell entschwunden ist,
Und ich bin im Gärtchen wieder,
Laß' ermüdet mich dort nieder,
Doch gestärkt fühl' ich mich gleich
In des Gärtchens Feenreich.

Ist es möglich! — träum' ich wohl? —
Bin ich auch am selben Ort? —
Weiß nicht, wie ich's deuten soll,
Staunen reißt entzückt mich fort!
Welches göttlich rege Walten
Rings um mich in dem Umstalten! —

Buschig und in vollem Saft
Deckt das Gras den Boden schon,
Mächtig ist des Grünes Kraft,
So dem Auge wird davon,
Und in tausend Blumenkelchen
Sieht der Bienen Chor man schwelgen.

Aus der Knospen zarter Hülle
Ist nicht nur das Laub gequollen,
Auch der Blüthen größte Fülle
Ist zum üpp'gen Strauß geschwollen,
Und gleich einem Blätterfächer
Breiten sich der Bäume Dächer. —

Leicht bewölkt wölbt sich der Himmel,
Von der Sonne Gluth erhellt,
Und ein fröhlich Sanggetümmel
Von der muntern Vogelwelt
Tönt von allen Zweigen nieder,
Schwalben bauen emsig wieder.

Schmachtend neigt das Veilchen sich,
Seine Blüthe ist zu Ende,
Trautes Blümchen, traure nicht!
Deines Lebens kurze Spende
War genußreich und bescheiden,
Selbst noch welkend zu beneiden.

Nein, ich kann es nicht ausdrücken,
Was die Brust mir wonnig hebt,
Kann's nicht schildern das Entzücken,
Das mein Innerstes durchbebt,
Ob der hehren, großen Pracht
Preist mein Herz des Schöpfers Macht.

Gärtchen, das so herrlich blühet,
Lebe wohl auf kurze Zeit!
Bald mein Aug' dich wieder siehet,
Ganz bin ich dir dann geweiht.
Langsam sey nun mehr dein Treiben,
Daß die Reize lang mir bleiben!

F. W. J...l.

Adrianopel.

(Beschluß.)

Beym Anblick der funkelnden Wellen des breiten klaren Hebrus, die, wie es heißt, über Goldsand dahinfließen, gedenkt man gewiß des unglücklichen Orpheus, dessen Haupt den classischen Strom entlang schwamm, immer noch seine „verlorne Eurydice" rufend. Die lange Brücke der Tunja, mit festgemauerten Bogen, deutet auf römischen Ursprung; sie führt zu den Hügeln, auf deren Abhängen Wein- und Obstgärten grünen; zwischen bebauten Feldern liegen die zerstreuten Hütten der Bulgaren.

Hier auf den Ebenen Adrianopels hat Xerxes sein unendliches Heer gezählt, nachdem er den Hellespont passirt; zahllose (Tumuli) Grabhügel, zeigen den Kampfplatz an, wo Brutus und Cassius in blutigen Bürgerkriegen sich dem August und Antonius zweymahl entgegengestellt.

Das Innere des Semlintempels ist weitläufig, imposant und geschmackvoll. Durch unzählige Fenster strömt das Licht herein; die Wände sind mit Blumengewinden von Bildhauerarbeit geschmückt; von den unendlichen Domen hängen antike Candelabers und Straußeneyer herab; der Boden ist mit ägyptischen Matten und Teppichen belegt. Zum hohen Rostrum führt eine schmale Treppe; in der Mitte des Tempels sprudelt eine Fontaine, gleich dem heiligen Quell Zemzem zu Mecca, in einem Schrank eingeschlossen. Der äußere Hof der Moschee ist mit weißem Marmor gepflastert und die Säulen, die die Moschee umgeben, sind von Verdantik und anderen kostbaren Steinen.

Die hohen Bogengänge im Bazar Ali-Paschas sind fast eine englische Meile lang. Von jeder Seite stehen Bänke für die Verkäufer; hinter ihnen sind die verschiedenen Waaren in Fächern rangirt; niedrige Gitter trennen die Läden. Überall erblickt man kostbare Shawls, seidene Zeuge, glänzende Waffen, schöne Pfeifen, Phiolen mit kostbaren Essenzen und Räucherwerken. Scherbetverkäufer laufen umher, ihr Getränk anpreisend, und die Bänke der Confitüriers sind mit einer Welt lüsterner Kinder umgeben.

(Lieutenant Alexanders travels).

Das Lob der Feder.

Franz de Voß, aus Brabant, gerieth im Jahre 1639 in algiersche Sclaverey. Im Bagno fand er eine große Anzahl von Unglücks- und Leidensgefährten, meist Landsleute und Deutsche. Diese bemerkten bald seine ausgezeichnete Fertigkeit im Schreiben und benutzten dieselbe dazu, daß sie durch ihn, den sogenannten brabanter Studenten, ihre Briefe nach Hause um Unterstützung und Lösegeld schreiben ließen. Aber der wohlbestallte Sclavensecretär benutzte auch seinerseits die Ungeschicklichkeit seiner Gefangenschaftsgenossen so gut als möglich, indem er nicht nur von seinen Committenten annahm, was sie ihm geben konnten, sondern auch sich bey ihnen auf den Fall der Ranzionirung ein besonderes Honorar zu bedingen pflegte. Überdieß bediente er sich des Kunstgriffes, daß er seiner stets zahlreich besuchten Kanzley eine nomadische Einrichtung gab, vermittelst deren er das Bureau immer zu demjenigen Bagnowirthe verlegte, der sich gerade am besten mit ihm abgefunden hatte. — Auf diese Art erschrieb sich de Voß in wenigen Jahren ein Capital, welches zur Bezahlung des ansehnlichen Lösegeldes und der Überfahrtskosten vollkommen hinreichte. Dankbar gegen das Werkzeug seiner Erlösung, gab er in der Folge ein Tractätchen unter dem Titel:

„Das Lob der Feder," heraus, welches aber, wie so viele andere tausend ihrer Producte, der Vergessenheit anheim gefallen ist. S—l.

Auflösung

der dreysylbigen Charade in Nr. 49:

Windrose.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Mad. Brugnoli-Samengo erschien nun auch als Ismela in dem Ballete: „Blaubart," worin sie schon früher Lorbeeren gepflückt hatte. Wie damahls war sie auch jetzt Siegerinn im Tanze sowohl als im Spiel. Letzteres brachte besonders in den Schlußscenen eine erschütternde Wirkung hervor. Das Pas de trois, welches sie mit ihrem Gatten und der Beneficiantinn Dlle. Therese Elßler tanzte, war in Composition und Ausführung gleich reitzend und anmuthig. Alle drey Künstler schienen keine Schwierigkeit zu kennen, oder vielmehr damit zu spielen. Der Tanz des Hrn. Samengo ist im edelsten und regelrechtesten Style und nur Unkenntniß kann ihm den Vorwurf machen, daß er bisweilen an das Grotteske streife, von welchem Genre ihn schon seine Bewegung und Körperhaltung ferne hält. Eben so viel Vergnügen gewährte ein Pas, welches Hr. Mattis, nach seiner Rückkehr von Mailand mit Dlle. Fanny Elßler ausführte. Beyde Künstler überbothen sich an Grazie, nur schien Hrn. Mattis, besonders am zweyten Abende, bisweilen die Kraft zu verlassen. Mad. Brugnoli-Samengo tanzte auch ein Pas mit dem ältern Hrn. Crombé, welches beyde unübertrefflich ausführten. In einem Pas de cinq bemerkten wir den Eleven Hrn. Alphonse, der an des plötzlich erkrankten Hrn. Laville Stelle mitwirkte, und Beweise von Fähigkeit gab. Das ganze Ballet ging wie an einem Schnürchen zusammen und gewährte deßhalb ein ungestörtes Vergnügen. Der Beyfall war laut und anhaltend und häufige Hervorrufungen lohnten die äußerst gelungene Leistung.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Dienstag den 19. d. M. zum ersten Mahl und zum Benefice der Mad. Pann: „Leonore, oder die Braut im Wahn," romantisch-melodramatisches Schauspiel in drey Acten nach Bürgers Ballade: Leonore.

Der Inhalt dieses Stückes ist aus der Ballade Bürgers hinlänglich bekannt, und es wäre also bloß über die dramatische Bearbeitung hier zu sprechen, wenn es sich — der Mühe lohnte. Es kann nicht leicht ein langweiligeres, den Regeln der Dramatik mehr fremdes Product geben als diese Geburt des Augenblicks. Wir nennen sie so, weil dieses Stück, ursprünglich in einer nordischen Stadt erschienen, der darin enthaltenen, den damahligen Kriegsereignissen schmeichelhaft angepaßten Beziehungen wegen, zu Tage gebracht und deßhalb auch damahls mit vielem Beyfall exequirt wurde.

Bey uns erschien es zuerst im Josephstädtertheater unter Fischers Direction zum Vortheil des Hrn. Korner und schon damahls hat sich der unterzeichnete Referent über dessen Unwerth gründlich ausgesprochen.

Die Darstellung war theilweise gut, mußte aber in einzelnen Parthien sogar jener in der Josephstadt nachstehen. Wir wollen hier keine Vergleiche ziehen, und geben darum das Urtheil von uns, daß Jeder leistete, was in seinen Kräften stand.

Mad. Pann war in ihrer höchst undankbaren Parthie wie immer die treffliche, denkende Schauspielerinn; sie wußte in den wenigen einzelnen Momenten, die dieses flüchtige Machwerk biethet, Beyfall zu erringen, darf aber das zweymahlige Hervorrufen sicher mehr ihren sonstigen Leistungen, die bey einem Benefice besonders gewürdigt werden, verdanken, als der heutigen Wahl ihres Stückes.

Von den Übrigen nennen wir die HH. Lucas, Artour und Spielberger, welche auch jene Anerkennung ihrer Darstellung erhielten, die die ennuirende Beschaffenheit des Stückes zuließ.

Sans Géne.

Concertanzeige.

Künftigen Sonntag um die Mittagsstunde gibt der Capellmeister Hr. C. Kreutzer ein großes Concert im k. k. kleinen Redoutensaale, worin nur Musikstücke von seiner Composition ausgeführt werden. Diese bestehen in der Ouverture der Oper: „Der Lastträger an der Themse," einer italienischen Arie, gesungen von Mad. Schodl; dem ersten Satz eines Clavierconcertes, gespielt von Dlle. Sedlack; einem Duett aus der Oper: „Die Jungfrau," gesungen von Mad. Schodl und Dlle. Emmering; einem Liede von W. Müller, „die Post" betitelt, mit obligater Begleitung eines Violoncells und Pianoforte, vorgetragen von Hrn. Tietze, Hrn. Professor Merk und dem Concertgeber; endlich aus dem Finale der Oper: „Der Lastträger an der Themse," gesungen von Mad. Schodl, Dlle. Emmering, den HH. Tietze, Sieber, Weinkopf und einigen Chorsängern. Eintrittspreise zu vier Gulden W. W. erhält man in den Kunsthandlungen der HH. Haslinger, Pennauer und Mechetti; am Tage des Concertes aber an der Casse.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 52 — 30. April 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

„Ritter Severy!“ hob der Seneschall an, indem er sein Roß an die Seite des Pferdes unseres Freundes drängte, und ihn einige Schritte mit ihm vorauszureiten bath, „ich glaube, ihr werdet nicht also stolz seyn, um euren Lehnsherrn auf immer zum Schuldner haben zu wollen, und ich, ich danke lieber mit Thaten, als mit Worten. Erlaubt mir deßhalb einen Vorschlag. Die Güter eures Vaters, jene nähmlich, welche nicht zu meiner Oberlehnsherrschaft gehören, habe ich, da solche mitten in meinen Besitzungen liegen, durch Kauf an mich gebracht. Ich glaube, daß ich sie weit unter dem Werthe bezahlte. Gefällt es euch, so behalte ich dieselben, und zahle euch den Überschuß heraus. Hunderttausend Livres tournois werden hinreichen, euer Stammhaus aufzubauen. Ich glaube, ihr werdet nicht der Meinung seyn, daß ich euch damit den mir und meiner Tochter erwiesenen Dienst bezahlen will; ich weiß es wohl, derselbe ist nicht mit Gelde auszugleichen; es wäre nur, daß ihr an meinem Dankgefühl nicht zweifeln möchtet.“

„So sehr ich,“ entgegnete Erard sanft, „mich euch für diese Gnade verbunden fühle, so muß ich dennoch bitten, dieselbe ablehnen zu dürfen. Mein Vorsatz ist unerschütterlich: ich werde Templer.“

„Wäre Wilhelm Sannac,“ fuhr der Seneschall fort, „nicht euer Ohm, und folglich ohnehin geneigt, euch zu befördern, so könnte meine Fürsprache auch in dieser Hinsicht euch nützlich werden; indeß ist solche, wie gesagt, hier überflüssig. — Dennoch, Ritter, würde es mir lieb seyn, wenn ihr mir Gelegenheit geben wolltet, euch, so zu sagen auf Abschlag, einen kleinen Dienst zu leisten. Habt ihr denn gar keinen Wunsch?“

„Zwey Wünsche hätte ich, mein Lehnsherr!“ erwiederte Erard; „doch fürchte ich, euch, wenigstens durch die Nennung des einen, zu erzürnen.“

„Sprecht frey heraus!“ entgegnete der Seneschall. „Der Vater erträgt viel von dem Manne, der das Kind ihm gerettet hat.“

„So bitte ich euch,“ sprach Erard mit zitternder Stimme, „daß ihr eure edle Tochter niemahls zu einer Verbindung zwingen wollet, welche ihrem Herzen widerstrebt!“

„Obgleich ich,“ sprach der Alte mit einer gewissen Schärfe im Tone, „in Angelegenheiten des Hauses Joinville Niemand, als Gott und meinem Gewissen, selbst nicht dem Könige — Rede zu stehn gewohnt bin, so antwortet doch der Vater dem Retter seiner Tochter: Nie ward ein Mädchen meines Hauses gezwungen zum

Altar geführt, und Blanca, die Letzte des Nahmens Joinville, wird nicht die erste seyn. — Euer zweyter Wunsch?"

„Daß ihr das freundliche Du mir wieder gönnet, wie einst dem Spielgefährten eures Balduin."

Der Alte reichte schweigend die gepanzerte Rechte dem jungen Manne zum Druck, und es wollte Erard bedünken, als ob er im Mondschein eine Thräne über die harten Züge seiner Wangen rollen sähe. — Ohne weiter ein Wort zu sprechen, zog der Seneschall die Zügel des Rosses an, und sie befanden sich wieder bey der Gesellschaft.

Die Rückreise, sowohl die längere zu Lande, als auch die kürzere zur See, ward glücklich zurückgelegt, und both wenig Bemerkenswerthes dar. Erard, die Gesinnungen des Seneschalls ehrend, vermied, nach dem Geständnisse, welches er in dessen Gegenwart und der des Assassinenfürsten abgelegt, um so mehr jede Gelegenheit, mit Blanca allein zu bleiben, als er wußte, daß dadurch die Wunde seines Herzens nur immer unheilbarer werden müsse. Auch Blanca schien ein Gespräch mit dem Jünglinge zu vermeiden; doch blieb demselben nicht verborgen, daß in Augenblicken, wo sie sich nicht bemerkt glaubte, das Auge des Mädchens mit unaussprechlichem Ausdrucke auf ihm ruhte.

Im Lager vor Damiette angekommen, fanden unsere Reisenden das Heer in voller Bewegung. Gefechte folgten auf Gefechte. Die feindlichen Horden, sonst nirgends den christlichen Panzerreitern Stand haltend, zeigten eine Kühnheit, die man ihnen nimmer bis dahin zugetraut. Das Christenheer hatte eine Position bey Farescour genommen, und man beschäftigte sich, einen Canal zu verstopfen, welcher, vom Nil ausgehend, in den See Menzahleh einmündet. Wilhelm von Sonnac mit seinen Templern hatte die Vorhut. Da der König befohlen hatte, sich damit zu begnügen, die Anfälle des Feindes zurückzuhalten, ohne selbst anzugreifen, so erwarteten die Templer stehenden Fußes die feindlichen Horden. Dieß ruhige Verhalten machte die Saracenen immer kühner; sie griffen die Tempelherren wüthend an, und warfen einen dieser Tapfern, vor den Füßen des Bruders Renaud de Vichiers, ihres Marschalls, zu Boden. Sofort entbrannte der Unwille des kriegerischen Alten. Er konnte sich nicht mäßigen. „Auf sie! in Gottes Nahmen!" rief er; „länger ist es nicht auszuhalten." Mit dem Rufe: „Ha, Beauséant! Beauséant!" ihrem gewöhnlichen Feldgeschrey, drangen die Templer unaufhaltsam vorwärts. Der größere Theil der Feinde stürzte in den Fluß und ertrank; viele lagen getödtet auf dem Platze. Alle trugen weiße Kleider. Es waren — Assassinen. Nur zu bald erklärte es sich aus der Aussage der Gefangenen, woher dem Feinde der Muth, welcher die Christen in Erstaunen setzte, gekommen.

Bibar el Bondukdari, „der Alte vom Berge," sagten sie, stehe an des Heeres Spitze. — Thuranschah, der Sultan von Ägypten, habe ihm, gedrängt von höchster Noth, den Oberbefehl angebothen; doch nur dann, als ihm der Kaliph selbst das Commando seiner Leibwacht der Baharitensclaven anvertraut, als er befohlen, daß Niemand, als der Assassinenfürst, selbst nicht der Sultan, etwas beym Heere anzuordnen haben solle, habe der Emir des Gebirges eingewilligt. Unter fortwährenden Gefechten, und eben darum nur sehr langsam, rückte das Kreuzheer vorwärts. Schritt vor Schritt machten ihm die Saracenen den Boden streitig. War irgendwo ein wichtiger Posten anzugreifen, so war man gewiß, dort die weißen Gewänder, die grünen Turbane der Assassinen zu erblicken. Im wüthendsten Gedränge, da wo der Kampf am heftigsten raste, wehete stets der weiße Reiherbusch El Bondukdari's. Die Bahariten, kenntlich an ihren rothen Gewändern, wetteiferten unter diesem kühnen Führer mit den Ismailis.

Erard, führend eine Schaar der Turcopolen, befand sich in dieser Zeit fortwährend bey der Vorhut. Nur selten sah er seinen Freund Johann; war aber dieß der Fall, so konnte derselbe nicht genug erzählen, wie oft und wie angelegentlich sich Fräulein Blanca nach dem Befinden ihres Retters bey ihm erkundigt habe, wozu, wie er mit vielem Selbstgefühl beyfügte, die Gelegenheit sich um so öfter ereigne, als er den Patriarchen fast täglich zur Königinn begleite, welche Blanca's Gesellschaft der aller andern Damen vorziehe. Erard beobachtete bey den Reden seines Freundes, sobald sie diesen Gegenstand berührten, stets ein schmerzliches Schweigen, und drang dann nur um so heftiger in den Oheim, ihm die baldigste Aufnahme in den Orden zu gewähren. Der hiezu bestimmte Termin verstrich indeß mehrmahls, und der Tempelmeister erklärte endlich seinem Neffen offen, daß er ihm die Aufnahme in den Orden nicht vor Ablauf des Feldzugs gestatten werde, indem er Gründe habe, zu vermuthen, daß der König, welcher sich mehrmahls über Erard sehr gnädig geäußert, auf eine andere und bessere Art für ihn zu sorgen geneigt sey. Der Seneschall, obwohl, wie es in seiner Art

war, seine Würde nicht einen Augenblick bey Seite setzend, ergriff jede Gelegenheit, Erard im Angesicht des Königs und des ganzen Heeres auszuzeichnen, und auch der stolze Artois beehrte unsern Bekannten oft mit einem Beyfallszeichen.

Der Winter war indeß herangerückt. Am neunzehnten December erschien das Kreuzheer vor Mansura. Der Canal von Achmoun war zwischen den Christen und der Stadt, und letztere vom Feinde stark besetzt. Um dieser wichtigen Position sich zu bemeistern, war es nöthig einen Damm über den Canal zu bauen. Man setzte die Ballisten und andere Wurfgeschütze, die Arbeiter zu decken, in Bereitschaft, und errichtete dicht am Ufer zwey hölzerne Thürme mit bedeckten Gallerien, bestimmt, eine Anzahl Streiter aufzunehmen. Die Arbeit an dem Damme schritt nur langsam vorwärts. Täglich erneuerten die Feinde ihre Angriffe. Es regnete gleichsam Pfeile und mächtige Steine auf die Arbeiter. Noch besser glückte es dem Feinde mit Anwendung des griechischen Feuers, eines Zerstörungsmittels, dessen Bereitungsweise durch die Nacht der Jahrhunderte zum Glück nicht bis zu uns gedrungen. Joinville beschreibt es in seinem Werke als etwas Fürchterliches. „Dieß Feuer," sagt er, „so sie auf uns warfen, war so groß wie eine Tonne, und schleppte einen langen brennenden Schweif nach sich. Es schien ein fliegender Drache, und machte, die Luft durchsausend, ein dem Donner ähnliches Geprassel. Es erleuchtete die Gegend zur Nachtzeit, daß man wie am hellen Tage sehen konnte." Einem Zerstörungsmittel, wie diesem, konnten die hölzernen Angriffswerke der Christen nicht widerstehen. Thürme, Gallerien, selbst der halbvollendete Damm, gingen in Flammen auf. Mehrmahls versuchte man das erst Zerstörte zu ersetzen, doch immer fruchtlos; da meldete der Connetable Humbert de Beaujeu dem Könige, daß ein Beduin ihm versprochen, für fünfhundert goldene Byzantiner dem Christenheere eine Furt durch den Canal zu zeigen. Der König bewilligte die Summe; die Furt ward untersucht, gangbar befunden, und darauf beschlossen, daß der Herzog von Bourgogne das Lager decken, der König aber mit dem Heere dem Feinde entgegengehen solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Um einen neuen Beleg zu dem Sprichworte zu liefern: „daß große Begebenheiten oft aus unbedeutenden Ursachen entspringen," wollen wir hier die geringfügige Veranlassung anführen, welche Herrn Guy, den Stifter des großen in London unter seinem Nahmen bekannten Spitals, vermochte sein unermeßliches Vermögen zu frommen Stiftungen zu verwenden. Guy hatte eine Magd, welche er zu heirathen sich vorgenommen hatte. Als Vorbereitung zu seiner Hochzeit hatte er befohlen, daß das Pflaster vor seinem Hausthor ausgebessert werden sollte, bis zu einem gewissen Steine, welchen er bezeichnete. Die Magd sah, während ihr Herr abwesend war, ohne böse Absicht, den arbeitenden Pflasterern zu, und fand eine Lücke, welche nicht hergestellt worden war. Sie machte dieses den Arbeitern bemerkbar, welche ihr antworteten, der Herr habe befohlen nicht so weit vorzuschreiten. — „Ganz wohl," — sagte sie — „bessern Sie die Stelle nur immer aus, und sagen dem Sie Herrn, ich habe Sie darum ersucht; ich bin überzeugt, er wird deßhalb nicht ungehalten seyn." Es fand sich gleichwohl, daß das arme Mädchen sich von ihrem sparsamen Liebhaber zu viel versprochen hatte, und die veranlaßte Ausgabe von einigen Schillingen gab der Wagschale ganz den Ausschlag gegen sie. Herr Guy war wüthend, als er seinen Befehl überschritten fand, verzichtete auf seinen Heirathsplan, und brachte seine alten Tage damit zu, Spitäler zu bauen.

Miscellen.

Der Paraguaythee ist sehr beliebt. Ein Reisender erzählt: „Es war mir unangenehm, dieses liebliche Getränk mit meinen Gefährten, die nichts weniger als Muster der Reinlichkeit waren, aus einem und demselben Rohre ausschlürfen zu müssen. Dieß Getränk wird nähmlich folgendermaßen bereitet und genossen: man wirft die Blätter in eine kleine Kürbisflasche, die ungefähr eine halbe Pinte Wasser hält, und nachdem man die Flüssigkeit mit Zucker versüßt hat, wird sie durch eine silberne Röhre, die ohne Umstände von Hand zu Hand geht, ausgeschlürft."

Ehe das Kartenspiel erfunden war, fehlte es keineswegs an mancherley Spielen zur Unterhaltung und Belustigung. Man hatte mehrere Arten Bret- und Schachspiel, und nahmentlich gefiel der Kampf mit dem Saracenen. Eine hölzerne, als Sarazene ausgeputzte Figur mit einem hölzernen Schwerte in der rechten Hand, einem Schilde am linken Arme, war nähmlich so construirt, daß, wenn sie der angreifende Ritter nicht unmittelbar auf die Stirn oder Nase traf, sie sich blitzschnell wie ein Kreisel herumdrehte und ihm mit dem hölzernen Schwerte einen Hieb auf den Rücken versetzte, was nun die allgemeine Lachlust der Mitspielenden erregte. Gewöhnlich diente es als Vorübung zu Lanzenrennen und Turnieren.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Freytag den 22. April zum ersten Mahl und zum Vortheil des Grotesken: Heinrich Springer: „der Ritter mit der Sichel und sein treuer Löwe.“ Großes (?) Spectakel- (!) Schauspiel in drey Acten. Musik von Capellmeister Adolph Müller *).

Richenza ist das Töchterlein
Des stolzen Ritter Otto;
Hübsch groß gezogen, zart und fein
Und Liebe ist ihr Motto.
Sie liebt besonders die Natur
Drum liebt sie auch den Tiger nur;
Dem Tiger mit dem Löwen
Will sie das Herz nur geben.
Doch ihrem Vater hat einmahl
Von diesem was verdrossen,
Drum schwört er: Nein, den kriegst du nicht
Das ist bey mir beschlossen.
Den Ritter Ulrich geb' ich dir
Das ist für dich der rechte Mann;
Der hat doch außer'm Eisen
Auch sonst noch was zu beißen.
Der Ritter Tiger, weißt du ja
Ist mit dem Spruch geschlagen:
Daß er, zur Straf für Räuberey
Nie mehr ein Schwert darf tragen.
Richenza weint, denn ach, sie kennt
Den Vater ja, den Harten!
Drum geht sie auf ein Rendezvous
Zum Tiger in den Garten.
Dort schwört der Liebste Lieb und Treu
Und gibt ihr einen Kuß dabey
Und unter Schmerz und Leiden
Thut er dann von ihr scheiden.
Herr Otto und Herr Ulerich
Die haben schon geloset,
Und schwören jetzt dem Tiger Rach'
Denn beyde sind erboßet.
Doch beym Turnier, mit Hack und Schwert
Sind die Gedanken schon verkehrt;
Courag' ist nicht zu kaufen;
Wer wird mit Tigern raufen!
Was ihr glaubt ich hätt kein Schwert
Ruft Herr Tiger — remarkable —
Wenn ich auch ein Schwert nicht trag
Hab ich doch noch einen Sabel!
Und Herr Otto schimpft nicht schlecht
Hezt auf ihn hin seine Knecht.
„Marko, hilf doch — komm herbey“
Ruft der Tiger seinem Leu!
Und der Löwe kommt geschlichen
Und die Knechte alle wichen,
Denn mit sich und ihren Rittern
Woll'n sie nicht den Löwen füttern.
Und der Löwe führt den Tiger
Aus dem Schloße bis zum Gitter —
Er ist drauß', da fällt es nieder
Und gefangen ist — der Ritter!
Jetzt kommt's erst recht
Jetzt geht es los —
Jetzt gibt es Knappen
Knecht und Roß
Daß man wohl,
Sieht man's von weiten
Kein's vom andern
Kann unterscheiden.
Der Löwe rettet seinen Herrn,
Er steht bey ihm — und brüllt von fern —
Richenza, die wird transportirt
In einer Sänfte, — echappirt;
Der Tiger, dießmahl ohne Leu,
Stürzt ganz von Wuth entbrannt herbey
Schlagt sich lang recht brav herum
Kriegt' Eins auf's Kapitolium
Stürzt dann nieder
Streckt die Glieder.
Er ist todt — glauben die Leut —
Aber — der ist gescheut —
Es währt keine Achtelviertel Stund
Ist er wieder frisch und gesund —
Rettet die Richenzerl gar
Die schon im Rachen Marco's war;
Zieht ein Pergament heraus
Und beweist — denn s'Stück ist aus —
Dem Vater daß Ulrich vor'm Jahr
Einer andern Bräut'gam war.
Dem Vater geht ein Licht jetzt auf,
Gibt dem Ulrich seinen Lauf
Dem Tiger aber, den er verkannt,
Richenzerls maltraitirte Hand!
Herr Ulrich halt einen Monolog
Und will die Braut sich rauben,
Er thut's, da kommt der Löw und sagt:
„Ich bin hungrig — Sie erlauben!
Darf ich wissen wie Sie heißen
Ich möcht Sie gern ein wenig zerreißen,“
Und eh sich Ulrich hintern Ohr kann kratzen,
Liegt er auch schon unter Marko's Tatzen.
Alle Ritter alle Knappen,
Stürzen jetzt herein —
Mit Flambeaux — und wie's in der
Geschwindigkeit kann seyn.
Der Tiger nimmt die Braut in Arm
Zeigt auf den Marco hin,
Lobt ihn, der Löwen und Tiger schuf,
Da — sinket die Gardin!

Sans Gène.

*) Da dieses Stück unter der Würde einer artistischen Beurtheilung steht, so soll die folgende Erzählung seines Inhaltes in gereimten Knittelversen deren Stelle vertreten. Die Darstellung geschah, obschon erfolglos, doch mit Fleiß und Anstrengung, und die HH. Kunst und Scholz, dann Dlle. Planer erhielten im Laufe des Stückes ehrenvolle Beweise der Anerkennung durch gütige Zeichen des Beyfalls.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.

Inhalt des Sammlers.

April.

Der
Sammler.

Ein
Unterhaltungsblatt.

Drey und zwanzigster Jahrgang.

1831.

May.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.



Der Sammler

Dinstag, den — 53 — 3. May 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Am achten Februar, des Morgens war das Christenheer auf dem Puncte des Übergangs versammelt. Die Templer machten den Vortrab; ihnen folgte der Graf von Artois mit dem berittenen Heerbanne des Adels. Der Übergang war nicht gefahrlos. Die schwer Gepanzerten sanken tief in den Schlamm; mehrere ertranken; unter ihnen Jean d'Orleans. Endlich gewannen sie das Ufer. Die Feinde, einen Anfall von dieser Seite nicht vermuthend, waren hier nur dreyhundert Mann stark; diese flohen beym Anblick des christlichen Geschwaders. — Der König hatte befohlen, daß, sobald die Vorhut über den Canal gegangen, die Templer langsam vorwärts rücken, die Geschwader des Grafen Artois ihnen aber in eben dem Maße folgen sollten; Ludwig dachte auf diese Weise dem ganzen Heere Zeit zum Übergange zu gewinnen. Wilhelm von Sannac untersagte deßhalb jede Verfolgung des fliehenden Feindes, und ordnete die Linien der Reiterey des Ordens im langsamen Vorrücken. Eben befand sich der Großmeister, umgeben von den Großwürdenträgern des Tempelordens bey den Schwadronen der Turcopolen, als er das Adelsbanner, den Prinzen Artois an der Spitze, im Trabe vorgehen sah. Rasch raunte der Meister dem an seiner Seite haltenden Erard einige Worte ins Ohr, und der Jüngling sprengte mit Windeseile über das Blachfeld. Die Silberrüstung, der weiße Helmbusch des kühnen Artois leuchteten weithin über die Ebene. Bald befand sich Erard an der Seite des Fürsten, an der Spitze der zum Angriffe rückenden Geschwader des Adels. „Siehe da, Ritter Severy!" rief ihm der Fürst entgegen. „Gewiß wollt ihr den Kampf an unserer Seite versuchen, und, foi de gentilhomme! ihr seyd hier besser an eurem Platze, als bey jenen Templern, welche nur mit Leidwesen gegen ihre geliebten Saracenen kämpfen, und lieber: Allah! Allah! als: Denis mon joie! rufen möchten."

„Verzeihet Hoheit!" entgegnete der Jungling. „Meine Sendung hat zum Zweck, Euch selbst vom Angriff abzuhalten. Der hochwürdige Meister läßt Euch dringend bitten, läßt bey der Ehre Frankreichs und eurer eignen Euch beschwören, daß Ihr den Orden des Tempels nicht also entehren möchtet, indem Ihr den Platz ihm rauben wollet, auf welchen der Wille des Königs ihn gestellt. — Sobald der Befehl zum Angriff eintrifft, fügte der Meister hinzu, würden Ew. Gnaden bemerken, zu welchen Thaten der Gedanke, zur Seite und unter den Augen eines Sohns von Frankreich zu kämpfen, Jeden, der das rothe Kreuz auf dem Leinenmantel trägt, begeistern würde."

Schweigend hörte der Prinz Erards Vorstellungen an; er schien zu überlegen; doch gab er keinen Befehl,

mit dem Vorrücken einzuhalten. Nur noch sechs Pfeilschüsse war man vom Feinde entfernt; das Toben der Rosse, das Rasseln der Rüstungen ließ die Umgebungen des Fürsten nicht vernehmen, wovon die Rede war. Zum Unglück war Fourcaut du Merle, ein tapferer Ritter, welcher an der Seite des Prinzen ritt, beynahe gänzlich taub. Jetzt, glaubte er, sey die höchste Zeit, sich auf den Feind zu stürzen, und nun schrie er aus allen Kräften: „Wohlan, auf sie ein! Denis mon joie! Wohlan, auf sie ein!" — und wie eine Windsbraut stürzte das Adelsbanner vorwärts.

Mit dem heftigsten Grimme sahen die Templer den ihnen von dem Prinzen angethanen Schimpf. Sie glaubten, daß ihre Ehre es erfordere, die ihnen entrissene Stelle wieder einzunehmen. Der Meister, der Großcomthur, der Drapier zogen unwillig ihre Schwerter. Der donnernde Ruf: „Ha, Beauséant!" antwortete auf das Feldgeschrey des Adels, und bald wehte das schwarz und weiß gefleckte Banner des Tempels in dem dichtesten Haufen der Saracenen.

Unaufhaltsam drangen die Reitergeschwader vorwärts. Die Ägypter flohen von allen Seiten aus einander, und noch war nicht der zehnte Theil des Kreuzheers durch den Canal gegangen, als die Reiterey schon vor den Thoren von Mansura stand. Die Templer, wetteifernd mit dem Adel Frankreichs, hatten Alles, was ihnen entgegenstand, über den Haufen geworfen; jetzt sprengten sie die Thore von Mansura ein, und in wildem Gewimmel, Robert Artois, der Seneschall, Wilhelm von Sannac an der Spitze, drangen die Christen in die Straßen der Stadt. Fakr Eddin, welcher hier befehligte, befand sich eben im Bade, und hatte kaum Zeit, sich anzukleiden und auf ein Pferd zu werfen. In wenig Minuten fiel er, durchbohrt in der Mitte einiger Sclaven, die ihn vertheidigen wollten. Alles, was sich von den Einwohnern auf den Straßen sehen ließ, ward erschlagen. — Wäre das Heer der Christen in diesem Augenblicke angelangt, so war, bey dem Schrecken, der sich der Ungläubigen bemeistert hatte, der Feldzug beendigt, und ganz Ägypten vielleicht erobert. Allein zwischen dem Vortrabe und dem Heere befand sich der Raum von beynahe einer deutschen Meile.

Bald wendete sich das Glück des Tages. Bibar el Bondukdari, welcher mehrere der Fliehenden mit eigner Hand niedergesäbelt hatte, warf sich, sobald er mit dem Kerne der Reiterey und seinen Assassinen angekommen war, zwischen die Stadt und das heranrückende Heer der Christen. Während er den heiligen Ludwig und dessen Brüder, die Grafen von Poitiers und Anjou, aufhielt, faßten die zerstreuten Ägypter neuen Muth, und griffen, in Gemeinschaft mit den Einwohnern, die einen Regen von Steinen und Balken von den Dächern in die engen Straßen schleuderten, die eingedrungenen Christen wüthend an. Von allen Seiten erlagen die Franzosen der Übermacht. Zwey Drittheile der Tempelherren, und fast dreyhundert andere Ritter kamen um. Der Graf von Artois fiel, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, nachdem er bis zum letzten Hauch gekämpft, von einem Lanzenstich durchbohrt, ein Opfer seiner Unbesonnenheit, mitten unter seinem Gefolge, welches ohne Ausnahme niedergemetzelt wurde.

Der Seneschall, Erard und verschiedene andere Tapfere hatten ihre Zuflucht in ein verfallenes Haus genommen, und vertheidigten sich, gänzlich von ihren Landsleuten getrennt, gegen zehnfache Übermacht. Trotz ihrer wüthenden Gegenwehr, konnten sie nicht hoffen, dem Tode zu entgehen. Ein Hagel von Pfeilen sauste von allen Seiten durch die Lücken des halb in Trümmern liegenden Gebäudes. Erard war die Vertheidigung einer weiten Mauerlücke übertragen; er hatte einen Säbelhieb über die Stirn erhalten, und das herabrinnende Blut strömte über Panzer und Feldbinde.

„Es ist unmöglich, noch länger den Steinhaufen zu vertheidigen!" sprach der Seneschall zu den Kampfgenossen." Fallen wir aus, und stürzen wir uns auf die ungläubigen Hunde! — Durchzukommen ist zwar unmöglich, aber eine gute Anzahl dieser weißen und rothen Teufel soll uns in die Ewigkeit vorangehn."

„Verzeiht mein Lehnsherr!" rief Erard, das herabrinnende Blut, welches ihn fast am Sehen hinderte, sich aus dem Gesichte wischend." Dort unten in der Ebene sehe ich den Grafen von Anjou; wahrscheinlich glaubt er uns Alle getödtet. Dem Einzelnen wäre es vielleicht möglich, bis zu ihm durchzudringen. Versichert ihr mir, daß, wenn ich euch verlasse, kein Flecken auf meinen Nahmen kommen soll, so werfe ich mich auf's Pferd, und suche euch Rettung zu bringen."

„Versuche es, Erard!" rief der Seneschall. „Gott ist mit dir; dieß zeigte sich schon, als mein Kind in den Klauen der Assassinen war. — Fällst du, so fällst du als ein Held!"

Mit hochgeschwungenem Schwerte stürzte sich Erard, seinem Rosse die Sporen in die Seite drückend, in den dicksten Haufen der Assassinen. Zwey oder drey fielen unter seinen Streichen, die Andern stoben aus einander, beym Anblicke des von Blute starrenden Reiters.

Ehe sie daran denken konnten, ihn zu verfolgen, war Erard schon in der Nähe des tapfern Anjou. — Freudig vernahm der Fürst aus des Jünglings Munde, daß noch ein kleines Häuflein der bereits Todtgeglaubten sich in den Ruinen Mansura's vertheidige, und muthig drang er an der Spitze der Seinen, Erard dicht an der Seite des Fürsten, in die Stadt. Der Seneschall und alle die Tapfern, welche noch lebten, wurden befreyt; im schnellsten Rosseslaufe eilten sie nach dem Orte, wo die Oriflamme im Sonnenglanze strahlte.

Hier hielt der König, heute mit einer goldenen Rüstung angethan, auf einem großen normännischen Hengste ruhig, wie ein Held, mitten unter den im mörderischen Kampfe begriffenen Geschwadern. In der Hand hatte er einen deutschen Degen mit gerader Klinge. Die letztere troff von Blut. Er allein hatte eben sechs Feinde mit eigener Hand getödtet. Graf Peter von Bretagne erschien mit blutigem Antlitz vor dem Könige; er meldete, daß alle Angriffe seiner Panzerreiter, bey der dreyfachen Übermacht der Feinde, fruchtlos gewesen, und daß Gefahr vorhanden sey, von dem Feinde im Rücken angegriffen zu werden. Der Alte vom Berge, fügte er hinzu, den man deutlich an der Spitze eines Haufens Rasender gewahre, werfe immer neue Massen in den Kampf.

Der König meinte, daß Alles an Erhaltung der über den Canal geschlagenen Brücke liege, und beorderte den Seneschall, den Grafen von Soissons und Erard, mit Allen, die sie noch von dem aus Mansura entkommenen Haufen zusammenraffen könnten, diesen Übergang bis zu dem letzten Athemzuge zu vertheidigen.

Die Ritter eilten auf den gefährlichen Posten. Es war die höchste Zeit. Eben hatten die Christen ihn verlassen, und El Bondukdari drang über einen Wall von Leichen seines Volkes vorwärts. Erard, der Seneschall, der Graf von Soissons und Pierre de Neuville, genannt Cajet, warfen sich ihm entgegen. Sie allein vertheidigten mit gefällter Lanze, gedeckt von ihren Schilden, den Paß gegen Alle, die sich zeigten. Zwey tapfere Männer — die Geschichte hat ihre Nahmen aufbehalten — sie hießen Guillaume de Boon und Jean de Gomaches, schlossen sich ihnen an. Die Waffen der Helden, die Fugen der Rüstungen steckten voller Pfeile. Der Seneschall erhielt fünf Wunden, sein Pferd fünfzehn. Nichts konnte den Muth der tapfern Herzen beugen. Fröhlich rief der kühne Soissons: „Seneschall! das Angriffsgebrüll dieser Heiden ist nur zum Lachen! Tête de Dieu! (sein gewöhnlicher Schwur) wir wollen von diesem Tage noch in den Zimmern der Damen reden!“

Die Nacht machte endlich dem Kampfe ein Ende. — Der Jüngling durchwachte sie an der Seite seines Lehnsherrn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leben.

Leben — Genießen! dieß ist die Bucht,
In der so Mancher Tröstung sucht,
Und den Ersatz der seichten Wellen,
Die aus des Geistes Born ihm quellen.

Leben — Entsagen! die Ebbe ist's,
Die streng der Fluth Rückkehr vergißt,
Füe die im Perlenglanz der Wogen
Nur eitler Schaum kommt angezogen.

Leben — Kämpfen! 's ist der Orkan,
Der Leidenschaft, der himmelan
Den Gischt der wilden Sinne speühet,
Den Segler oft zum Abgrund ziehet.

Leben — Dulden! — Ein Sonnenblick
Kehrt auf des Stuemes Nacht zurück,
Und mildert seines Gräuels Scenen
Im sanften Thau dee Wehmuthsthränen.

Lebrn — Hoffen! — ein Teleskop,
Das des Schiffbrüch'gen Blicke hob
Aus manchem bodenlosen Schlunde
Hinauf zum Glanz der Sternrotunde.

Leben — Handeln! Des Steuers Kraft,
Die kühn des Fahezeug's Wendung schafft,
Und auf der Wasser Spiegelstille
Führt's in den Port: der starke Wille.

Leben — Streben! der Segel Bläh'n,
Ihr Müh'n das Schiff am Ziel zu seh'n,
In jenem Land mit gold'nen Früchten,
Wo Täuschung hieß die Anker lichten.

Leben — Sterben! dee Stürme Ende, —
Fromm heben im Gebeth die Hände
Sich auf zum Dank, das letzte Mahl
Litt hier das Fahrzeug Sturmesqual.

F. W. J . . . l.

Notizen.

Herrn Seydelmann's, königl. würtembergischen Hofschauspielers Gastspiele auf den k. k. Hoftheater nächst der Burg.

Wenn es der mimische Künstlee einmahl so weit gebracht hat, seinen Darstellungen das Gepräge der Selbstständigkeit zu verleihen, und den Eintrag, die individuelle Einflüsse herbeyzuführen pflegen, die der Künstler schwer zu bemeistern und unterzuordnen vermag, möglichst zu beseitigen; wenn jede Darstellung so im Geiste des Charakters wiedergegeben ist, daß sie, so zu sagen, eine gei-

stige Assimilation, die vorangegangen, an den Tag legen, und nicht als fremder Stoff mit der Kraft des Künstlers in Kampf gerieth: so ist es dem Beurtheiler nicht gestattet, einen Anhaltspunct festzusetzen, aus welchem die Gesammtleistungen dieses Künstlers zu beurtheilen wären. In diesem Falle muß die ausübende Kraft des Darstellers einer zu vielseitigen Ausstrahlung fähig seyn, als daß sie der Kunstrichter beschränkend bestimmen könnte. In dieser Lage befindet sich auch Referent, der die Leistungen des werthgeschätzten Gastes beurtheilen soll. In so verschiedenen Rollen wir ihn bereits gesehen, zeigte sich jedesmahl ein neues Schaffen, ein neues Leben, so daß wir jede Darstellung an und für sich beurtheilen, keineswegs aber alle zusammenfassend ein Endurtheil herausfolgern wollen.

Als Vater Klingsberg, in Kotzebue's Lustspiel „die beiden Klingsberg" sahen wir Hrn. Seydelmann zum ersten Mahl. Seine ausgezeichneten Vorgänger in dieser Rolle, die noch den Wiener Kunstkennern in frischem Andenken sind, berechtigen zu den strengsten Anforderungen, und diese wußte Hr. Seydelmann genügend zu befriedigen. Trotz jener Gebrechlichkeit die die Zeit, und die allzurasch geschürte Lebensflamme zum Theil herbeygeführt, noch immer rührig, fertig, höchst routinirt wo es auf galante Eroberungen abgesehen ist, so war der alte Klingsberg von Hrn. Seydelmann repräsentirt. Die Stellung zu seinem Sohne, die bey aller Frivolität, eine zartgezogene Scheidelinie nicht überschreiten darf, welches leicht geschehen könnte, war mit einer künstlerischen Besonnenheit beobachtet, wie es von einem Künstler wie der geschätzte Gast, zu erwarten war. Zwar wollten einige Beobachter die gealterte Natur, in der Darstellung noch weniger herausgehoben wissen, als es Hr. Seydelmann gethan. Aber bey einem Künstler wie der gefeyerte Gastspieler muß so was mit Absicht und Bedacht geschehen seyn. Es steht einer jeden andern Ansicht frey es anders zu wünschen, doch nicht anders zu verlangen; und Referent getrauet sich nicht seine Stimme darüber entscheidend zu erheben. — Das stumme Mienenspiel, welches nicht selten auf des Alten tiefgewurzelte leichtfertige Lebensart hindeutete, wie z. B. am Ende des Stückes, als bereits alles ausgeglichen, das Hinüberschielen zum hereintretenden Kammermädchen, verdient vorzüglich einer rühmlichen Erwähnung.

Mit seltener Auszeichnung und einstimmigem Hervorrufen ward dieser seltene Künstler beehrt. Er dankte mit Innigkeit in sehr gewählten Ausdrücken, die die gewöhnlichen Dankesäußerungen, durch Wärme und Bedeutung übertrafen. — Hr. Herzfeld, als Klingsberg Sohn, wußte durch Gewandtheit, Energie und Schlauheit, sich neben diesem großen Künstler ehrenvoll zu behaupten. Mad. Weissenthurn wird bey ihrem seltenen Erscheinen vom dankbaren Publicum, ihrer unvergänglichen poetischen und künstlerischen Leistungen eingedenk, stets mit rührender Theilnahme empfangen. Die verehrte Dichterinn gab die Gräfinn Klingsberg mit einer Zartheit und einem Seelenadel, die aus ihrem Leben auch in ihre Kunst übergegangen sind. Mad. Koberwein (Frau Wunschel) war in komischer Gestaltung dieser ans Karikirte streifenden Rolle, ausgezeichnet. Dlle. Pistor d. ä. sprach zum Herzen mit der ihr eigenen Gefühlswärme und weiblichen Gemüthlichkeit, die in ihrem Spiele sich ungezwungen aussprach. Auch Hr. Weber (Lieutenant Stahl) Dlle. Bandini (Madame Friedberg) und Hr. Wagner (Kammerdiener) bestrebten sich zum Gelingen des Ganzen angemessen beyzutragen.

Das zweyte Gastspiel des Hrn. Seydelmann war Doctor Mertens in Becks „Rettung für Rettung." Die treuherzige teutsche Natur, vom Anfluge burschikosen Staubes deutscher Hochschulen noch nicht ganz frey, dem Rettung und Dankbarkeit zum Brennpuncte all seiner Herzensgaben geworden, fand in Hrn. Seydelmann den würdigsten Repräsentanten. Anscheinend ein Störenfried, der in dem unschuldigen Zusammentreffen Augustens (Dlle. Müller) mit dem Engländer (Hr. Fichtner) die die Ruhe seines Freundes (Hr. Korn) vergiftende Absicht gleichsam herauszuwühlen strebt, waltet Mertens wie ein Schutzgeist durch die ganze Handlung. Das Verdienst des Hrn. Seydelmann ist in dieser Leistung um so größer, als diese an Natur und innern Gehalt, so wie an äußerer Gestaltung von der vorhergehenden gleich verschieden, um so geeigneter war sein vielseitiges Kunsttalent zu bewähren. Die Erzählung seiner Rettung vom Scheintode durch seinen Freund wirkte ergreifend, ja erschütternd auf die Zuhörer. Und da von diesem Zeitpuncte ausgehend, seine ganze Handlungsweise, ja sein Character gewissermassen Leben gewann, so mußte bedeutender Kraftaufwand auf diese Schilderung verwendet werden, wie es der geschätzte Gast gethan. Der ungetheilte Beyfall, der ihm auch diesen Abend zu Theil geworden, möge ihm ein neuer Beweis der gesteigerten Theilnahme seyn, mit der unser Publicum nicht verschwenderisch zu seyn pflegt.

Die Mitwirkung des Hrn. Korn, Dlle. Müller, Hr. Fichtner (Engländer) und Mad. Koberwein (Mertens Haushälterinn), war wie bekannt, ausgezeichnet. Auch die minder bedeutenden Rollen waren in guten Händen. — Den Ossipp in Raupachs: „Isidor und Olga," gab Hr. Seydelmann anders, als wir diesen originellen Character zu sehen gewohnt waren, doch würdig, den Kunstgestalten dieses eminenten Meisters angereihet zu werden. Die nationelle Wahrheit, in Ton und Haltung, die der Künstler herauszuheben bemühet war, lieferte einen neuen Beweis, wie sehr ihm der Natur getreues Bild über alles geht. Die Quelle von Ossipps bitterer Erfahrung und Lebensweisheit verkennt man in keinem Momente. Seiner schneidenden Ironie merkt man es zu jeder Zeit ab, daß sie aus seinem zertretenen Lebensglücke entsprungen. Sein gebrochenes Herz, das die Macht der Liebe erfahren, stachelte seine knechtische Schmach und den giftigen Neid zum Bewußtseyn auf. Dieses Bild ganz und treu, gab uns Hr. Seydelmann mit Leben und Kraft. Da unser Publicum dieses Characterbild von zwey großen Künstlern, auf eine andere, nicht minder geniale Weise bereits gesehen, und da die ersten Eindrücke nicht so leicht zu verwischen sind, zumahl wenn ein lebensfrisches Kunstgebild sich der Seele gefällig eingeprägt; so konnte natürlicherweise Mancher sich nicht so leicht und willig in die neue Auffassung finden.

Als Commissionsrath Frosch in Kotzebues „der Verschwiegene wider Willen" gefiel Hr. Seydelmann wieder ungemein, durch seine, bis in die kleinsten Züge vollendete Naturschilderung. Einen wahren Triumph aber feyerte der Künstler als Mundkoch Vatel in Lemberts „Ehrgeitz in der Küche." Da war Leben, Fülle und Wahrheit zu sehen, wie es die mimische Kunst nur in ihrer höchsten Vollendung zu leisten vermag. Der Beyfall war stürmisch. Schon diese wenigen Rollen, so verschiedener Natur, und mit solcher Meisterschaft durchgeführt, räumen Hrn. Seydelmann eine Ehrenstufe unter den ersten Künstlern Deutschlands ein.

Letteris.

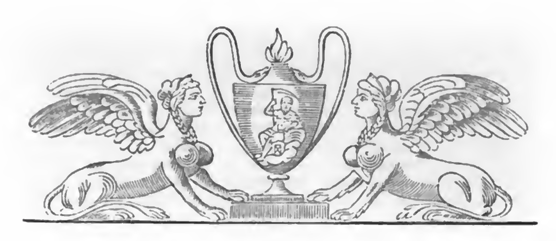
Anzeige.

Hr. Leopold Böhm, ehrenvoll bekannter Violoncellist, welcher im Jahre 1828 von dem erlauchten kunstsinnigen Mäcen Hrn. Fürsten von Fürstenberg Durchlaucht, einem Ruf zu dessen Hofcapelle folgte, wird sein Ferienmonath May in Wien zubringen, und ein Concert veranstalten. Für uns des Genusses wegen eben so erfreulich als ehrenvoll für ihn, der die Wiege seines Glückes nicht vergißt.

Sch.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 54 — 5. May 1831.

Der Assassine.

(Fortsetzung.)

Der Mond schien hell. Überall herrschte Ruhe, nur selten vom Stöhnen der Verwundeten unterbrochen; da nahte der Seneschall sich unserm Freunde, und diesen am Arme aus dem Gedränge ins Freye führend, sprach er: „Höre Erard! Mit Tagesanbruch beginnt die Schlacht auf's Neue. Mir ahnet Unglück. Die Schwerter des Feindes sind scharf, zehnfach die Übermacht, und jener von der Hölle losgelassene assassinische Satan steht an des Feindes Spitze. Wer kann wissen, welcher von uns den Abend des morgenden Tages erleben wird? — Was du heute gethan, dieß muß und wird zwar der König belohnen; er müßte nicht seyn, der er ist, der edle, große, wahrhaft königliche Mann. Ich aber, ich bin ein Greis. Ich möchte nicht gern als ein schlechter Schuldner, als dein Schuldner in die Grube fahren. — Laß daher deinen hartnäckigen Stolz, welcher, obgleich edlerer Art, dennoch nichts als ein Erbtheil von deinem Vater ist. Nenne mir die Art, auf welche ich dir etwas Liebes erweisen kann, und ich will dir für den Todesfall, in Gegenwart des Grafen Soissons und der Andern, eine Versicherung darüber geben."

„Bey Gott! mein Lehensherr," sprach Erard gerührt, indem er die Hand des Seneschalls an seine Lippen drückte, „bey Gott! es ist nicht Stolz, wenn ich erklären muß, daß euer Beyfall die einzige Belohnung ist, um die ich bitte. Ich habe keinen Wunsch; keinen nähmlich, welcher erreichbar ist."

„Warum gab dein Vater," rief der Seneschall heftig, „mir, ehe du geboren wurdest, das alte Rattennest Severy nicht zurück! — Er wollte damahls von mir Geld leihen zu seinen Verschwendungen. Warum warf er mir, als ich es ihm abschlug, nicht den Lehensbrief auf den Tisch, und kündigte mir Fehde an! — Ich hätte ihn dann bekämpft, ihm vielleicht das alte häßliche Nest gar über dem Kopfe angezündet; aber — du, du wärest als ein semperfreyer Mann, nicht als mein Vasall geboren, und ich — Pasques Dieu! — ich wüßte heute schon, was ich zu thun hätte."

Sie gingen langsam, der Alte immer noch mit dem Kopfe schüttelnd, und etwas zwischen den Zähnen murmelnd, zu den Übrigen.

Die während seines langen Kriegslebens gesammelte Erfahrung hatte den Seneschall nicht getäuscht. Mit Anbruch des Tages entbrannte der Kampf auf's Neue. Er hatte keinen glücklichern Ausgang, als der des vorigen Tages. Von beyden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit gefochten. Die Ägypter, durch den Anblick des blutigen Waffenrocks des Grafen Artois, welchen der Sultan auf einer Lanze von Haufen zu Haufen tra-

gen ließ, aufgeregt, fochten mit erneutem Muthe. Auch von Seiten der Christen geschahen herrliche Thaten. Erard, der Seneschall, der tapfere Guion de Malvoisin fochten ohne Panzer; die empfangenen Wunden verhinderten sie, einen solchen anzulegen. Joinville versichert, daß hinter dem Platze, wo die Tempelherren gekämpft, der Boden dergestalt mit Wurfspießen bedeckt war, daß man nicht die Erde sehen konnte. Der Großmeister verlor beyde Augen durch Pfeilschüsse, und starb an den empfangenen Wunden. Die Grafen von Poitiers und von Flandern, Gautier von Chatillon, Gui d'Ibelin, Jocerant de Brancion erwarben sich einen unsterblichen Nahmen. Ihr Beyspiel begeisterte den eben mit einer Sendung von Seiten des Patriarchen beym Könige angekommenen Johann de Vassey dergestalt, daß er, wie Joinville erzählt, eine Sturmhaube aufsetzte, ein Schwert unter den Arm nahm, und allein acht Feinde in die Flucht schlug; eine That, welche ihm im Heere einen noch größern Ruf erwarb, als seine bekannte Latinität. — Gegend Abend befahl der König den Rückzug über den Canal. Hier verschanzte sich das Heer.

Leider war diese Stellung die unglücklichste, welche man nur hätte wählen können. Die Armee befand sich zwischen zwey Wassern, den Canälen von Achmun und von Mehalleh, eingekeilt. Bibar el Bondukdari eilte, Vortheil daraus zu ziehen. Er ließ eine Anzahl Fahrzeuge zerlegen, und nach einer kleinen Insel am Ausgange des letztern Wasserweges auf Kamehlen transportiren. Auf diese Weise schnitt er dem Kreuzheer jede Zufuhr an Lebensmitteln, so wie die Verbindung mit Damiette ab. Bald rissen Hunger und Seuchen auf eine furchtbare Weise im Heere der Christen ein. Rosse und Reiter erlagen zu Hunderten. Nichts blieb mehr übrig als Flucht, und die erste dunkle Nacht ward dazu erwählt. Auf einer an Seilen hangenden Brücke ging das Heer über den Canal, und begann den Rückzug nach Damiette. Der König hatte befohlen, daß, sobald die letzten Haufen den Übergang vollendet hätten, die Ankertaue abgehauen werden sollten. Unglücklicher Weise ward dieser Befehl nicht ausgeführt. Der Feind gewahrte die Flucht des Kreuzheeres. Heftig die Fliehenden verfolgend, erreichte El Bondukdari diese bey Farescour. Sogleich begann der Kampf.

Anfänglich fochten die Christen mit dem Muthe der Verzweiflung. Geoffroi de Sergines, welcher den Nachtrab befehligte, vertheidigte den durch Krankheiten und Mühseligkeiten aller Art gänzlich ermatteten König. Bald aber sank der Fürst am Eingange des Dorfes ohnmächtig vom Pferde; eine Bürgersfrau aus Paris hielt den todtkranken Fürsten in ihren Armen. Als er erwachte, schien es ihm Trost zu gewähren, da er hörte, daß fünfhundert Tapfere, unter denen sich auch Erard befand, ihn gegen die ganze ägyptische Macht vertheidigten. Die Franzosen verrichteten Wunder der Tapferkeit. Jeder Einzelne war ein Held. Endlich erlagen sie dennoch der Übermacht. Der König, das ganze Heer wurden gefangen.

Wir übergehen, als nicht wesentlich hieher gehörig, die nähere Schilderung der Unglückstage, in welchen sich der heilige König, sammt den Kampfgenossen, in Feindeshänden befand. Obgleich der Sultan von Ägypten den König und die Häupter des gefangenen Heeres menschlich behandelte, so lag doch seiner Handlungsweise weniger eine ihm eigenthümliche Großmuth, als vielmehr die Aussicht, ein ungeheures Lösegeld zu erpressen, zum Grunde, und wirklich ließ der Elende allnächtlich gegen drey- bis vierhundert Gefangene niedern Standes, von denen keine Schätze zu hoffen waren, enthaupten oder im Nil ersäufen. Erard befand sich in dieser Zeit stets in der Nähe des an seinen Wunden krank darnieder liegenden Seneschalls. Er pflegte den Alten, wie ein Sohn den eignen Vater nur immer hätte pflegen können, und oft sah der Jüngling eine Thräne der Rührung über die harten Züge des unter den Waffen ergrauten Kriegers schleichen.

Das ägyptische Heer hatte in dieser Zeit in der Nähe des Dorfes Farescour ein Lager bezogen. Die Zelte, in denen der gefangene König und die Heereshäupter unter Bedeckung eines Haufens der Baharitensclaven gefangen gehalten wurden, lagen ganz in der Nähe der Zelte des Sultans, und mehrmahls ließ Thuranschah den König zu einem Mahle laden, welches derselbe jedoch immer ablehnte, da er wußte, daß der Wunsch, mit den Gefangenen zu prunken, die nächste Veranlassung zu dieser Einladung war. Endlich begannen die Verhandlungen wegen der Befreyung des Königs und seiner Getreuen. Der Sultan forderte hunderttausend goldne Byzantiner, die Rückgabe von Damiette und die aller festen Plätze in Syrien. Nach langen Verhandlungen begnügte sich Thuranschah mit den beyden ersten Forderungen. — Während der Zeit der Gefangenschaft hatte Erard umsonst gehofft, den ihm durch das Zusammentreffen merkwürdiger Umstände so interessant

gewordenen Assassinenfürsten zu erblicken. Seine Hoffnung war bis jetzt nicht erfüllt worden.

Die Ismailis hatten ein von den Ägyptern getrenntes Lager bezogen, und wehrten, wie es hieß, Jedermann den Zugang. Man sagte, daß Bibar el Bondukdari krank darniederliege, und deßhalb den Befehl gegeben habe, Niemand vor ihn zu lassen. Selbst Thuranschah, welcher, unter dem Anschein von Theilnahme, den Emir zu besuchen gekommen war, ward abgewiesen. Jetzt erschien endlich der Tag, an dem die geschlossenen Verhandlungen von beyden Theilen feyerlich beschworen werden sollten. Schon mit Tagesanbruch begannen in dem ägyptischen Lager Anstalten zu einem großen Feste. Dicht am Nilesufer hatte der Sultan einen hohen hölzernen Thurm erbauen lassen; in ihm verwahrte er seine Schätze. An der Seite desselben gewahrte man einen Haufen kostbarer Zelte. Sie waren alle unter sich verbunden, und bildeten gewisser Maßen einen, mehrere innere Höfe enthaltenden, überall leicht aufzurichtenden Pallast. Die Zelte zur Linken des innersten großen Raumes bestanden ganz aus den köstlichsten Teppichen der Webereyen von Isphahan; sie enthielten die Wohnzimmer des Sultans. Zur Rechten zogen die Leinenhäuser des Harems sich hinab. Ihre Bestimmung ward durch zahlreiche Eunuchen bezeichnet, die an den Eingängen Wache hielten. In der Mitte des großen Raumes befand sich ein Zelt, welches an Größe und Kostbarkeit alle andern übertraf. Die Wände desselben bestanden gänzlich aus langen Streifen von Gold- und Silberstück; Stoffe, in welche die herrlichsten Schildereyen eingewebt erschienen. Auf der Höhe desselben weheten Hunderte von bunten Fähnlein; zwischen ihnen manche, den Christen abgenommene in der Mordschlacht von Mansura. In diesem Zelte — so hatte es der Wille des Sultans bestimmt — sollten, nach einem eingenommenen Festmahle, die eben geschlossenen Verträge beschworen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geistesgegenwart.

Als der letzte Einfall Mina's in Spanien (1830 im October) mißglückt war, und ihm kein Rückzug nach Frankreich frey blieb, so hielt er es für das Rathsamste, seine Begleiter sich zerstreuen zu lassen, damit jeder Einzelne für sich sorgen und durch die Engpässe der Pyrenäen leichter entkommen könne. Bey ihm blieben bloß sein Adjutant, ein alter Priester und sein Diener, und diese Vier irrten, jedem Mangel preis gegeben, in dem Gebirge umher, jeden Augenblick in Gefahr, ihren unversöhnlichen Feinden in die Hände zu fallen. Eines Tages sah der Adjutant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen, sie waren schon bemerkt worden, und Flucht unmöglich. Mina's Gefährten erblaßten; aber er, wohl einsehend, daß hier nur ein kühner Entschluß Hoffnung zum Entkommen geben könnte, bath sie ruhig zu bleiben, und ging allein auf die Feinde los. „Zu welchem Corps gehört dieses Detachement?“ rief er dem Officiere in einem ruhigen, aber gebiethenden Tone zu. Dieser schwieg überrascht; er kannte Mina nicht, und konnte sich nicht denken, wer der sey, der ihn so herrisch fragte. Mina bemerkte die Verlegenheit des Capitäns, und mit verstelltem Zorne wiederhohlte er noch einmahl seine Frage. Der Officier zweifelte jetzt nicht länger, daß er einem hohen Vorgesetzten gegenüberstehe, und antwortete etwas kleinlaut: „Wir gehören zu dem Corps des General Juanito.“ — „Nun denn,“ fuhr Mina fort, „was zum Henker bringt Sie hieher, gleich gehen Sie zu Ihrem Corps zurück!“ Dem Officiere kam dieser Befehl wahrscheinlich etwas unerwartet, und er schien zu zaudern. „Ins Teufels Nahmen,“ rief jetzt Mina wieder, „muß ich Ihnen meinen Befehl wiederhohlen? Auf der Stelle marschiren Sie zurück, oder Ihr Ungehorsam soll Sie gereuen.“ Der Capitän machte eine tiefe Verbeugung, und in wenig Minuten war Mina von seinen Feinden befreyt.

G. J.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Die Aufführung des „Don Juan“ gewährte dem Publicum durch die treffliche Besetzung großes Vergnügen. Die Leistungen der HH. Wild und Binder, der Mad. Ernst und Dlle. Henkel sind in diesen Blättern schon gewürdiget worden; nunmehr gab Dlle. Heinefetter die Donna Anna, und wenn schon die Parthie ihr zu hoch liegt, und daher manche Stelle nicht glänzend hervortreten konnte, so war doch ihre Mitwirkung im Ganzen äußerst vortheilhaft, weil ihre Leistung, besonders in dem ersten Duett, zur Großartigkeit stieg. Hr. Forti war als Leporello eine sehr willkommene Erscheinung. Sein lebenfrisches Spiel, sein Humor und der gute Vortrag der Gesangstücke verschafften ihm große Theilnahme. Auch Hr. Seipelt war als Gouverneur in der so schwierigen Schlußscene eine bedeutende Verbesserung in der Rollenbesetzung, durch welche die Administration dieses Hoftheaters ihre Achtung vor dem Meisterwerke Mozarts bewies.

Eine neue Oper von Scribe und Auber: „Die Braut,“ wurde schon mehrere Mahle und zwar mit steigendem Beyfalle

gegeben. Die Intrigue ist weder tief noch besonders verwickelt, aber die Scenen sind mit vielem Geschick zusammengestellt; es zeigt sich ein wohlthuender Wechsel zwischen Sentimentalität und Humor, welcher die Langeweile nicht aufkommen läßt, die bisweilen im Gefolge der ersteren erscheint. Das große Talent Scribe's, die Mängel seines Sujets durch lebhaften Dialog und Theatercoups zu verhüllen (worin ja auch die Kunst Kotzebues in seinen Schauspielen bestand) verschafft auch jenen seiner Werke Eingang beym Publicum, die im Anfange nicht recht durchgreifen wollen. Er hat deßwegen sehr klug Aubern zu seinem musikalischen Begleiter gewählt, der auch das Geheimniß inne hat, seinen Zuhörern in den spätern Vorstellungen zu gefallen, wenn sie in den ersten auch etwas kalt blieben. Unläugbar findet sich hier, wie fast in allen seinen Werken, manches Alltägliche und viele Spuren des Geschwindschreibens. Aber einige Forcestücke, auf welche er viel Fleiß verwendete, angenehme, den besten italienischen Mustern nachgebildete Motive, eine geschickte Anwendung der Kraft und eine fast immer zierliche oder brillante Instrumentalbegleitung, werden ihn immer der Gunst des Publicums empfehlen. Der Anfang der Oper: „die Braut," ist nicht vielversprechend; die Ouverture möchten wir kaum mittelmäßig nennen; die Introduction, aus einem Chor und zwey Arien bestehend, ist eben auch nicht viel besser; desto ausgezeichneter ist die Ronde, welche Hr. Wild mit solcher Virtuosität vortrug, daß er sie zweymahl wiederhohlen mußte. Von hier an wurde eigentlich die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch genommen, und das treffliche Finale erhöhte den günstigen Eindruck. Die Tyrolienne, ein Terzett und das Finale sind die Zierden des zweyten Actes; und ein Duett im dritten, welches freylich, wenn es nicht etwa Parodie seyn soll, kaum in diese Oper gehören dürfte, brachte alle Hände in Bewegung. Und dennoch war der Totaleindruck, welchen diese Oper am ersten Abende hervorbrachte, nicht ganz günstig, wenn gleich Dlle. Heinefetter am Schlusse eine Rossinische Paradearie sang, und auch mit derselben gehörig durchgriff. Aber man ist es schon gewohnt, am ersten Abende strengen Richtern zu begegnen. Bey den Wiederhohlungen wurden sowohl die oben angezeigten Schönheiten, als mehrere andere, weniger schnell in die Augen fallende gewürdiget, und die „Braut" dürfte allerdings wie „Fra Diavolo," der Anfangs auch nicht goutiet wurde, in die Reihe der Lieblingsopern gestellt werden, welches sie der sehr sorgfältigen Besetzung wegen, gewiß verdient. Die Hauptrollen wurden von den Dllen. Heinefetter und Vondra, den HH. Wild, Cramolini und Forti gegeben. Jeder leistete sein Bestes; alle gefielen, und Wild entzückte. Zugleich bekam man recht schöne Decorationen zu sehen. In Prosa und Musik waren schon bey der zweyten Vorstellung zweckmäßige Einschnitte gemacht worden, wodurch die Wirkung des Ganzen gehoben wurde. Dlle. Heinefetter und Hr. Wild wurden nach jeder Vorstellung gerufen. Da Letzterer mit 1. May auf sechs Wochen Urlaub erhalten hat, so wird, dem Vernehmen nach Hr. Binder, um die Aufführung dieser Oper möglich zu machen, die Rolle des Hrn. Wild interimistisch übernehmen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

München.

Mittwoch, den 13. April: „Ein Quodlibet in zwey Abtheilungen," aus zwölf Darstellungen bestehend.

Hr. Raimund scheint mit der Natur in ihrem Frühlingsschmucke gewettet zu haben, wer von beyden anziehender sey, und Hr. Raimund gewinnt die kühne Wette. Auch heute verließen viele Schaulustige das Haus, weil sie keinen Platz mehr fanden.

In Gegenwart des ganzen allerhöchsten Hofes, und mit dem beseeligenden Beyfalle aller erlauchten Personen desselben beehret, trat Hr. Raimund in einzelnen, aus ganzen Stücken mit Geschmack und Umsicht ausgehobenen Scenen auf: als Hexe von Schneeweiß in den „Modethorheiten," als Geizhals Ydor in: „der Wanderer aus dem Wasserreiche;" als Wastel in der „Brunnenkur," als Musikant Kratzerl in den: „Musikanten vom Hohenmarkt," und als Zettelträger Papp in der: „Heirath durch die Pferdekomödie." Es würde uns zu weit führen, die höchst gelungene Durchführung dieser Rollen einzeln zu beleuchten. Die Thatsache möge sohin genügen, daß alle Logen und das Parterre fortwährend von herzlichem Gelächter wiederhallten, und der ungeheure Applaus damit endete, daß Hr. Raimund nicht weniger als sechsmahl hervorgerufen wurde, eine Auszeichnung, deren sich auf Münchens Bühnen vor Hrn. Raimund von ihrem Ursprunge an bis auf die gegenwärtige Zeit, kein Künstler und keine Künstlerinn rühmen kann. Hr. Raimund, als Künstler eben so groß, als achtungswerth in seinem Privatleben durch sein edles Gemüth, dankte am Schlusse mit so bescheidenen Worten, daß die Hälfte derselben für unsere einheimischen Bühnentalente als erfreuliche Zugabe hinreichen würde.

Die Scenen, worin Hr. Raimund nicht spielte, waren dankeswerthe Pausen, worin das Publicum vom Lachen ausruhen konnten, z. B. die Scene aus „Armuth und Edelsinn," obgleich Dlle. Hagn und Hr. Urban sehr gut spielten; die Scene aus den Quälgeistern, und aus den Indianern in England. Letztere wurde jedoch durch die Gefälligkeit des Sarastro (Hr. Pellegrini) verherrlichet, der die schöne Baßarie: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht," mit großem Beyfall sang. Warum stand der Nahme dieses trefflichen Sängers nicht auf dem Zettel? — Mißlungen war der Zigeunerchor aus der Preziosa, ungeachtet der zahlreichen Darstellung dieses Stückes; er wurde ausgezischt. Die nachlässige Einübung verdient ernstliche Rüge. Dagegen gefiel das neue Groteskquintett, wie es heißt von Laroche, der darin mit der ihm eigenen Bravour tanzte; auch die Dlles. Schenkelberg, Mayer, Thoms und Ballogh zeichneten sich aus.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 55 — 7. May 1831.

Der Assassine.
(Fortsetzung.)

Kaum war die Sonne am Horizonte aufgestiegen, als Ludwig an der Spitze seiner Ritter — unter diesen der Seneschall, der Patriarch, Erard und Johann — bey dem Klange wilder saracenischer Musik, durch die Reihen der in Schlachtordnung gestellten Haufen, nach den Zelten des Sultans schritten. Den Zug eröffneten mehrere Tschauschen und Tschokodaren, sonderbar geformte Ceremonienstäbe in den Händen haltend, und eine starke Wache der Bahariten schützte die gefangenen Heereshäupter vor dem Andrange der Barbaren. Das ganze Heer der Orientalen war in dem köstlichsten Glanze. Wohin das Auge sah, traf es nur auf Gold und Silber, Edelsteine und die herrlichsten Stoffe. Alles Andere aber überstrahlte der Glanz des, den Eintretenden sich öffnenden großen, oben bereits geschilderten Zeltes. — Hier, an der hintern Wand, thronte Thuranschah auf einem von Diamanten, Rubinen und Saphiren schimmernden Sitze. Ihn umgaben, strahlend von Gold und edlen Steinen, gegen fünfzig seiner Günstlinge und Großen. Alle Pracht des Orients entfaltete sich in ihren Waffen und Gewändern; am meisten leuchteten die des Sultans an Kostbarkeit hervor. Er war vom Kopf bis zum Fuß in Goldstoff, verbrämt mit dem herrlichsten Zobelpelzwerke gekleidet. Die auf dem Turban schwankende Reiherfeder ward von einem Diamanten, dem man, wegen seiner Größe den Nahmen des „Lichtmeers“ gegeben hatte, gehalten. Dolch und Säbelgriff strahlten im grünlichen Feuer der Smaragden. — Bey alle dem hatte die Gestalt Thuranschahs bey weitem nicht das Imponirende des Assassinenfürsten. Das matte, erloschene Auge, die blassen, gewelkten Wangen, die schlaffe, kraftlose Haltung des übrigens noch jungen Mannes bezeichneten den marklosen Wüstling, wie ihn das Gericht den Kreuzfahrern bereits geschildert hatte.

Die Statt findenden Begrüßungen waren von beyden Seiten freundlich, doch abgemessen. Thuranschah hatte an der Seite seines Thrones einen kostbaren, doch etwas niedrigeren Sitz für den König von Frankreich errichten lassen, und dieser nahm, unter gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen, zur Linken des Herrschers von Ägypten Platz. Kaum hatten auch die fränkischen Ritter sich auf die für sie bereit stehenden Divans, mitten unter den vornehmen Saracenen, niedergelassen, als der Sultan einem Ceremonienbeamten einen Wink gab, worauf nach wenig Augenblicken eine große Menge kleiner, kaum einen Fuß über die Erde erhabener Tische, bedeckt mit den köstlichsten Leckereyen, hereingetragen wurde, und die Mahlzeit begann. — Das Gespräch

drehte sich eine Zeitlang um gleichgültige Gegenstände, da man von beyden Seiten gern vermied, die Begebenheiten des Tages zur Sprache zu bringen, und haftete endlich am längsten bey der Erörterung aller Vortrefflichkeiten der orientalischen und abendländischen Waffen, welche im Kreise herumgegeben und mit Kennermiene in Augenschein genommen wurden. Eben wollte das Gespräch beginnen in Stocken zu gerathen, als außerhalb des Zeltes eine rauschende Musik ertönte; ihr folgte ein lang anhaltendes Freudengeschrey. Die fränkischen Ritter glaubten, unter diesen Umständen auf eine, von Seiten des Sultans angeordnete, neue Unterhaltung rechnen zu können; aber ein Blick auf das Antlitz des Kaliphen belehrte sie vom Gegentheil. Die schlaffen Züge Thuranschahs erschienen vom Zorn geröthet. Wild blickte er nach des Zeltes Eingang. „Wer," schrie er jetzt, „wer ist der Kühne, der sich zum Zelte des Kaliphen von Musik begleiten läßt, und wer wagt es, hier ein Jubelgeschrey ertönen zu lassen?"

Die Teppiche, welche den Eingang deckten, wurden in diesem Augenblicke zurückgeschlagen, und der Fürst der Assassinen, begleitet von vier Häuptlingen seines Volks trat in das Zelt. Er schien die Worte des Sultans vernommen zu haben.

„El Bondukdari," sprach er kalt, mit leichter, fast höhnischer Begrüßung, „El Bondukdari heißt der Kühne, und das Freudengeschrey ist eine üble Gewohnheit, angenommen von den Tapfern in dem Gewühle der Schlacht; du wirst es ihnen schon zu Gute halten müssen."

„Wessen Gegenwart wäre wohl fähiger, zu einem Freudenrufe zu begeistern, als die deinige, edler Bundesgenosse?" rief der Sultan mit einem Ausdrucke des Gesichts, welcher den Worten sichtlich widersprach. „Dein Freund ist," fuhr er fort, „von deiner Anwesenheit um so freudiger überrascht, da er vermuthen mußte, daß der Engel der Krankheit noch nicht von deinem Lager weiche."

„Die Nachricht, daß du mit Melek Lu deine Verhandlungen geschlossen," sprach mit stechendem Blick der Emir, „hat mich so schnell gesund gemacht. — Ich liebe außerdem die Feyerlichkeiten, welche du so geschmackvoll anzuordnen weißt. Die heutigen werden gewiß nicht hinter denen zurückstehen, so du vor neun Monathen auf den Gefilden von Mansura, als wir die eingegangenen Verträge beschworen, so schön veranstaltet. Auch hat der Anblick einer zum Schwur gehobenen Fürstenhand so etwas Ergreifendes; es ist dann immer, als müsse die Posaune des Weltgerichts dazu ertönen."

„Enim Aga!" sprach der Sultan, indem er bey der Rede des Emirs mehrmahls die Farbe wechselte, mit bedeutendem Blicke zu einem Diener, „unser Freund scheint von der Krankheit und dem raschen Ritte sehr angegriffen. Besorge schnell eine Schale Sorbet, den du so köstlich zu bereiten verstehst."

Der Emir warf einen ausdrucksvollen Blick auf den Abgehenden; dann wendete er sich an König Ludwig.

„Du bist," sprach er, „der Melek von Frangistan?" — Ja, du bist es! — So erschienst du mir in meinen Träumen! — So muß ein König aussehn, und ein Held! — Ich habe," schloß er, nach langem Anschauen, mit einem verächtlichen Seitenblick auf Thuranschah, „ich habe keinen König noch gesehn!!"

„Ich grüße," sprach Ludwig, ihm ritterlich die Rechte zum Drucke reichend, „den größten, tapfersten und furchtbarsten meiner Feinde!"

„Warum," rief der Assassine, „warum liegt das Meer zwischen Syrien und Frangistan? warum nicht bloß ein Gebirg, ein Strom? — El Bondukdari und Melek Lu würden Freunde werden."

Eben trat der Diener mit einer goldnen Schale voll Sorbet in das Zelt.

„Trinke, edler Emir!" sprach der Sultan. „Es wird dich stärken."

„Erlaube," entgegnete der Assassine mit stechendem Blicke, „daß ich zu Ehren deines heldenmüthigen Gastes, nach der Gewohnheit seines Landes, ehe ich trinke, einen Spruch vorhergehen lassen darf; dann thue mir Bescheid. — Wir trinken," rief er mit Donnertönen, „auf die Heiligkeit beschworener Verträge! — Möge die Fürstenhand, die sich zum falschen Schwur erhoben, verdorren auf dem Sande der Wüste; möge der Schakal ihr Gebein zermalmen, und der wandernde Pilger ausspeyen bey ihrem Anblick! — Jetzt, würdiger Kaliph, trinke ritterlich mir zu!"

„Ich trinke," entgegnete der Sultan erblassend, „so früh keinen Sorbet!"

„Und ich, der arme Araberhäuptling," rief der Assassine mit wildem Lachen, „trinke nicht eher, bis der Kaliph getrunken hat! — Auch," setzte er kalt hinzu, indem er in die goldne Schale blickte, „scheint es gerathen, zu warten, bis sich der dicke, weiße Bodensatz hier auf dem Grunde noch ein wenig auflöst; der kräftige Saft wirkt dann unstreitig um so viel besser. —

Doch, davon nachher! — König aus dem Abendlande!" fuhr der Emir, zu Ludwig gewendet, nach einer Pause fort; „nicht bloß der Wunsch, dein Angesicht zu schauen — möge es lange noch deinen Völkern leuchten! — trieb mich hieher. Eine Sache, die tausend tapfere Männerherzen zu rascherem Schlag bewegt, erwartet ihren Richterspruch von mir. Welcher Richter möchte, ehe er ein Urtheil fällt, einen Ausspruch vollziehen läßt, der einen Flecken auf seinen Nahmen bringen könnte, nicht gern vorher die Meinung eines Helden, eines Weisen hören? Denn, wie sagt der Dichter: seine Worte sind Perlen, seine Sprüche köstliche Steine. — Du weilest jetzt in unserer Nähe. Der Ruf der Weisheit des Melek Lu gleicht dem seiner Tapferkeit. Erlaube, daß ich die Sache dir vor Augen lege, und deine Meinung soll mein Urtheil leiten."

„Ich vereinige," — sprach Thuranschah, welchem ein Centner von der Brust gehoben schien, als ein anderer Gegenstand zur Sprache kam — „ich vereinige meine Bitten mit denen meines sehr tapfern und geliebten Freundes."

„Sprich, werther Emir!" entgegnete Ludwig. „Gern werde ich dir meine Meinung sagen, da ich überzeugt bin, du werdest die Sache so vortragen, wie du solche vor Gott und deinem Gewissen verantworten kannst."

„Dieß schwöre ich," rief der Assassine, sich beym Barte ergreifend, „bey deinem und meinem Gott! — Zwey Häuptlinge arabischen Stammes," erzählte der Emir, „der eine Hassan, der andere Ali heißend, wohnen in meinem Lande. Das Gebieth des Ali ist groß und reich; er selbst jedoch ein Feiger und des Kampfes unerfahren. Der Hassan besitzt ein kleines und armes Ländchen, doch lobt man seinen Arm. Während Ali in einer entfernten Gegend sich den Vergnügungen des Harems hingibt, verwaltet ein hochherziges Weib — seine Mutter oder seine Schwester — indeß das Land. Auf einmahl überzieht ein mächtiger Emir aus einer entfernten Gegend Ali's Gebieth mit Krieg; der Untergang des Landes ist unvermeidlich. Jetzt erscheint ein Reitender nach dem andern, gesendet von Ali, vor Hassan's Thür. Bittend, beschwörend, ihn zu schützen, gibt er Versprechungen, welche der Hassan darum nicht annehmen will, weil sie zu groß sind, um gehalten werden zu können. Endlich läßt er sich erweichen. Es wird verabredet, daß, wenn Hassan den Feind bezwungen haben werde, er ein bedeutendes Stück Land, das an seine Besitzungen — etwa wie Syrien an meine Gebirge — gränzt, erhalten solle. Ferner verpflichtet sich der Ali, dem Hassan den alleinigen Befehl des Heeres zu überlassen, die etwa erbeuteten Schätze redlich unter die Krieger beyder Stämme zu vertheilen, ohne etwas für sich selbst zurückzuhalten; vor Allem aber, ohne des Hassan's Wissen sich in keine Verhandlungen einzulassen."

„Die Bedingungen," sprach Ludwig, „waren hart genug."

„Allerdings!" entgegnete der Emir. — „Der Hassan," setzte er kalt hinzu, „spannte sie darum so hoch, weil er nur ungern die Sache des Erbärmlichen verfocht, und dessen Feinde achten mußte. Einen Edlern würde er ohne allen Lohn vertheidigt haben. — Nur mit der größten Anstrengung," fuhr er fort, „ward endlich der Feind besiegt, der fremde Emir selbst gefangen. Das Erste, was Ali that, war, ohne Hassan's Wissen sich mit dem Gefangenen in Unterhandlungen einzulassen."

„Er that nicht wohl daran," sprach König Ludwig; „doch können Umstände ihn genöthigt haben. Auf jeden Fall beschloß er nichts, ehe der Hassan von Allem unterrichtet?"

„Er schloß die Unterhandlungen, die Verträge ab, ohne dem Hassan ein Wort davon zu sagen."

„Pfuy, das war schlecht!" rief Ludwig.

„Höre weiter!" fuhr der Emir fort. „In den Verträgen bedingte er sich von dem Feinde ein großes Lösegeld, doch nur für sich; er wolle, sprach er, nach seinem Gutdünken etwas davon unter die Tapfersten vertheilen."

„Der Ali denkt sehr unedel!" rief König Ludwig; „aber freylich, er ist ja selbst kein Krieger!"

„Nach eben diesen Verträgen," fuhr der Emir fort, „erlaubte er dem Feinde, den Landstrich, so er dem Hassan versprochen hatte, noch länger im Besitze zu behalten. Er wußte, nun würden Beyde darum kämpfen, sich schwächen; er könnte dann über die Ermatteten herfallen, und so würde er Beyde los, und Hassan's Land wäre seyn."

„Schändlich!" rief Ludwig laut. „Der Ali verdient nicht den Nahmen eines Fürsten!"

„Dieser Meinung," sprach kalt der Emir, „ist auch der letzte seiner Unterthanen. — Doch höre weiter. — Da der Hassan ihm noch immer zu mächtig war, da er die Liebe der Krieger zu ihrem Führer kannte, so entwarf er Pläne, Verschwörungen gegen dessen Leben."

„Der Hassan," rief König Ludwig, „muß den Elenden zum Kampfe fordern, auf Tod und Leben!"

„Der Ali kämpft nicht!" rief mit wildem Lachen der Emir. „Höre ferner. — Da die tapfern Seelen die Lockungen des Erbärmlichen mit Unwillen verwarfen, so beschloß er, auf eine andere Art sich Allem, was ihm lästig wurde, zu entladen. Das Weib, seine Mutter, die bey des Feindes Anfall den Thron erhalten, warf er in einen Thurm, dem Hassan reichte er, mit eigner fürstlichen Rechte, vergifteten Sorbet!"

„Und so ein Ungeheuer," rief aufspringend König Ludwig, „besudelt noch die Erde mit seinem Daseyn! — Nein! der Hassan darf nicht mit ihm kämpfen; der Elende muß den Tod eines Verräthers sterben!"

„Bey dem unsichtbaren Gott! du sprichst die Wahrheit, Melek!" rief mit furchtbarem Tone der Assassine. „Dein Urtheil soll gleich vollzogen werden!" — Schnell wie ein Wetterstrahl fuhr der Säbel El Bondukdari's aus der Scheide. Wie ein leuchtender Silberkreis zuckte er durch die Luft, und fuhr pfeifend nach dem Nacken des Sultans.

(Der Schluß folgt.)

Notizen.

Academie in der k. k. Hofreitschule.

Sonntag den 24. April ward den lebens- und musiklustigen Wienern ein Genuß bereitet, der eben sowohl durch seine Seltenheit als durch seinen innern vorzüglichen Gehalt die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahm. Theils die Neuheit der Sache selbst, theils der stets siegreich fesselnde Nahme Bethovens, dessen Riesenmeisterwerk in seiner ganzen magisch-ekstatischen unwiderstehlich erfassenden und hinreißenden Gewalt auf dem kolossalen Anschlagzettel versprochen wurde, versammelte eine Masse von Menschen an den Cassen, wie Referent sie seit den Paganinischen Zeiten in keiner Vorhalle eines Harmonieentempels vereinigt gesehen hat. Es schienen die goldenen Zeiten eines Orpheus oder eines — Feentheaters zurückgekehrt, so gewaltig war der Andrang. Aber es war auch ein in der That einziger Anblick. Die ganze Arena war mit Bretern und Bänken bedeckt; rings herum an den Wänden zogen sich einfache, aber sehr artige Spaliere, die Gallerieen zeigten die fröhliche Menge schön geputzter Frauen, und die für k. k. Hof errichteten Logen waren mit der höchsten Eleganz ausgeschmückt. An der Fronte des amphitheatralischen Gebäudes, das an sich selbst ein Meisterstück der modernen Architektur ist, erblickte man oben die Musikcorps des k. k. Infanterie-Regiments Hessen-Homburg, jenes der Artillerie und das Kürassier-Trompetercorps, unten aber ein non plus ultra eines vollstimmigen Orchesters, welches, der vollkommenen Harmonie nach zu urtheilen, aus den Integral-Elementen unserer Kaiserstadt gebildet seyn mußte. So wurde das Zauberwerk seiner würdig ausgeführet, und wo noch kurz vorher der einförmige Trab eines wohl dressirten Reitpferdes von den leeren Wänden wiedergehallt war, da schwebte jetzt der beflügelte Pegasus in seiner herrlichsten Kraft, und trug uns empor in die rosigen paradiesischen Gefilde, wo der Meister die göttlichen Blüthen zu unsterblichen Lorbeerkränzen sich gepflückt hatte. — Auch die übrigen Musikstücke, die oft gehörten Ouverturen zu „Wilhelm Tell" und „Fra Diavolo" und ein Festmarsch v. Spontini wurden auf eine imposante Weise ausgeführt.

Privatconcert der Herren Khayll.

An eben demselben Tage gaben die HH. Aloys und Joseph Khayll im großen ständischen Saale ein Privatconcert. Es bestand aus folgenden Stücken: 1. eine Ouverture von Hummel, von der Referent nichts Näheres bestimmen kann, da er sie bey seinem Eintritte bereits versäumt hatte. 2. Erster Satz eines Concertes für die Violine, von Lafont, vorgetragen von Joseph Khayll. Der Concertgeber verrieth Talent und dürfte vielleicht in der Folge etwas Bedeutendes leisten können. 3. Cavatine von Rossini, vorgetragen von Dlle. Emmering. Eine schöne, volltönende Altstimme, gute Schule, viele Ausbildung, aber häufige Distonationen. 4. Rondeau brillant von Hummel, vorgetragen von Dlle. Sallamon. Diese vorzügliche, rühmlichst bekannte Clavierspielerinn hatte sich heute in der Wahl vergriffen, da dieses Musikstück kaum für gewöhnliche Productionen geschaffen scheint. Indessen leistete sie auch hier Vorzügliches. 5. Das Wörtchen „Na," gesprochen von Dlle. Müller, k. k. Hofschauspielerinn. Rauschender ja stürmischer Beyfall belohnte die herrliche Künstlerinn. 6. Variationen für Flöte, Hoboe und Fagott, von Grutsch, vorgetragen von den HH. Al. Khayll, Uhlmann und Hürt. Die sehr gelungene Composition wurde auf eine höchst vollendete Weise ausgeführt. Der Saal war ziemlich gefüllt.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 56 — 10. May 1831.

Der Assassine.
(Beschluß.)

Der Sultan schien den Streich geahnt zu haben. Er parirte den Hieb mit der Hand, und klatschend flog die abgehauene in die Sorbetschale, deren Inhalt hoch emporsprützte. Mit Schmerzgeschrey floh der Sultan aus dem Zelte.]

„Verrätherey!“ riefen Mehrere aus der Umgebung des Sultans, und zogen die Säbel.

„Steckt ein, elende Speichellecker aus Diarbekr!“ herrschte ihnen der Emir zu, indem er den eignen Säbel verächtlich in die Scheide stieß. Die Saracenen standen zitternd, und warfen die Waffen zu Boden.

„Entsetzlicher! wenn du dich getäuscht?“ — sprach König Ludwig.

„Sprich, elendes Thier!“ rief der Emir, den zitternden Diener am Arme fassend, „war der Sorbet vergiftet, oder nicht?“

„Er war es! — Gnade!“ — schrie dieser auf die Knie stürzend.

„Fort!“ rief der Emir; „Niemand vergreife sich an dem Sclaven, der den Willen seines Herrn erfüllte!“

Ein ungeheures Geschrey, fast wie das Angriffsgebrüll der Saracenen, erscholl jetzt außerhalb des Zeltes. Alle, Franken und Morgenländer, begaben sich hinaus. Ein furchtbarer Anblick erwartete sie hier. Der unglückliche Thuranschah hatte sich mit einigen Vertrauten in den hölzernen Thurm geflüchtet und die Thür inwendig verrammelt.

„Zündet den Thurm an!“ schrien die Bahariten-sclaven, die eigne Leibwache des Sultans. „Er soll verbrennen, sammt den Schätzen. Keiner darf sich mit den Kostbarkeiten des Elenden beflecken!“

Nichts, selbst nicht die Stimme ihres geliebten Führers, konnte den Bestrebungen der Wüthenden Einhalt thun. Der Thurm war in wenig Augenblicken gleichsam in einen Flammenschleyer gehüllt. Heulend vor Angst und Schmerz erschien der unglückliche Sultan auf der Höhe der obern Plattform. Bittend streckte er die verstümmelte blutende Rechte gegen El Bondukdari. Er schwor, ihm den Thron der Kaliphen zu überlassen, wenn er ihn retten, ihn nach Diarbekr bringen wolle. — Als er sah, daß alle Hoffnung vergebens war, stürzte sich der Verzweifelnde von der Höhe des Thurmes. Sein Wunsch, sich zu zerschmettern, blieb unerfüllt; ein eiserner Haken erfaßte, wenig Fuß über dem Boden, sein Kleid. In der Luft schwebend, ward der Unglückliche buchstäblich von den Wüthenden in Stücken gehauen; seine Reste wurden in den Nil geworfen.

Stumm vor Schreck sahen die fränkischen Ritter, sich dicht um ihren König drängend, die Gräuelscene; nur El Bondukdari blickte, auf den blutigen Säbel ge-

lehnt, kalt in das entsetzliche Treiben. Endlich stürzte der Thurm unter fürchterlichem Krachen.

„Du hast,“ sprach nach einer Pause der Emir zu König Ludwig, „das Wort des Getödteten über die geschlossenen Bedingungen. Fürstenwort ist heilig; man darf an ihm nicht drehen und deuten. — Komm, folge mir ins Zelt; wir wollen die Bedingungen unterzeichnen; dann ziehe nach Syrien, und unser Kampf beginne auf's Neue.“

Ludwig staunte; eben so seine Ritter. Sie konnten so viel Großmuth mit so viel Barbarey nicht zusammenreimen. Eben wollte sich der König mit dem Emir und seinen Häuptlingen ins Zelt begeben, als die Augen des Letztern auf Erard fielen.

„Du hier!“ rief er mit freundlichem, doch schmerzlichen Blick. „Ich sollte dir zürnen! — Du hast mir das Höchste der Erdengüter geraubt! — El Bondukdari liebte das goldhaarige Mädchen; nun wird er nie mehr lieben. — Aber nein!“ sprach er fest; „du hast mir auch das Leben, und was mehr ist, mich mir selbst gerettet! — Möge es dir wohlgehn im Arme der Tochter des Abendlandes!“

„Blanca ist nicht mein Weib!“ sprach Erard leise. „Das Herkommen meines Landes gestattet nicht unsere Verbindung.“

„Der Alte hat sie dir nicht gegeben?“ rief der Emir. „So ist sie das Weib des Fürsten, der sie liebte?“

„Blanca ist unvermählt,“ sprach Erard. „Der tapfere Fürst starb in den Straßen Mansura's den Heldentod.“

Schweigend, doch wie von einem Gedanken plötzlich ergriffen, starrte der Assassine in des Jünglings Antlitz.

„Du hast,“ sprach er dann, „stets meinen Dank verschmäht; doch bald sollst du bekennen, daß El Bendukdari zu danken weiß. — Lebe wohl!“ rief er gerührt des Ritters Hand ergreifend; „grüße das Mädchen mit den Gazellenaugen! — und seyd glücklich jenseits der blauen Fluthen!“ — Rasch ging er mit dem Könige und den Heereshäuptern in das Zelt.

Da, wie es schien, der König sich mit dem Assassinenfürsten und den Anführern des Christenheeres im Geheim über die weitere Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen zu unterreden wünschte, so blieb das Gefolge desselben, Erard und Johann deßgleichen, am Eingange des Zeltes zurück. Der gute Vassey benutzte diese Augenblicke, um seinem Freunde Vorwürfe über den Leichtsinn, wie er es nannte, zu machen, mit dem er die Anerbiethungen des Emirs stets ausgeschlagen hatte.

„Ich weiß nicht, wie ihr seyd!“ rief Johannes. „Ihr hättet nur den Mund aufthun dürfen, und der Heide hätte euch ein paar Handvoll Diamanten gegeben, jeder so groß wie eine Haselnuß. Rides, et cogitas me velle te pro stulto habere? Sed dico serium. Wenn einer von den acht Saracenenkerls am zweyten Tage von Mansura — ihr werdet wohl von der Geschichte gehört haben — mir einen Diamanten von der Größe eines Senfkorns gegeben hätte, ich wüßte nicht, was ich gethan hätte. — Iterum rides? Ich sehe nicht ein, warum ihr oder ich nicht dergleichen Edelgestein annehmen sollten?“

Der gute Vassey sprach noch fast eine Stunde in diesem Tone, als der Patriarch und der Seneschall, begleitet von einem alten Assassinenhäuptlinge aus dem Zelte traten. Alle Drey näherten sich unserm Freunde.

„Messire!“ hob der Patriarch, mit ungewöhnlich ceremoniösem Wesen zu Erard an. „Es hat Seiner Gnaden dem Könige gefallen, mich zu einer Sendung an dessen vielgeliebte Gemahlinn zu erkiesen, und ihr, so wie dieser saracenische Rittersmann — auch du mein Sohn Johannes — sollt mich nach Damiette begleiten. Das Nähere erfahret ihr an Ort und Stelle.“

So sonderbar dem Ritter der ganze Auftrag vorkam, so dachte er doch nicht weiter darüber nach, und wollte eben nach seinem Zelte eilen, als der Seneschall ihn an der Hand zurückhielt. „Erard!“ sprach er mit einem Tone der Stimme, welchen der Jüngling bis dahin noch niemahls an dem Alten wahrgenommen, „Gib dieses Brieflein meiner Tochter, und sage ihr: der Herr habe uns Allen den Wermuthbecher trinken lassen, bis auf die Hefen; jetzt, hoffe ich, werde er mir den Freudenbecher reichen!“ — Mit ungewöhnlicher Rührung schüttelte der Alte des Jünglings Hand, dann ging er zurück ins Zelt des Königs.

Während die Reisenden sich auf dem Wege nach Damiette befinden, eilen wir ihnen voraus in die Gemächer der Königinn.

Es war Nacht. — Das Schloß Fakr Eddins, ein großes düsteres Gebäude von saracenischer Bauart, umstanden starke Wachen. Es war jetzt von der Königinn bewohnt. Das Gerücht von Thuranschah's Ermordung war bis nach Damiette gedrungen, und hatte auf das,

in der Stadt eingeschlossene Christenhäuflein, vor Allem auf die Königinn, einen furchtbaren Eindruck gemacht. Man hatte hinzugefügt, daß El Bondukdari die eingegangenen Bedingungen nicht genehmigt, und befohlen habe, den heiligen König und seine Ritter in Ketten nach Kairo abzuführen. — Die Königinn befand sich in den letzten Tagen ihrer Schwangerschaft. — In entsetzlicher Angst, jeden Augenblick die Bestürmung der Stadt erwartend, lag die unglückliche Fürstinn auf ihrem Lager, welches in einer weiten Halle des alten Schlosses aufgeschlagen war. Die Königinn war nur leicht gekleidet, und schlief kaum wenige Minuten, als sie, von fürchterlichen Träumen geängstigt, oft mit lautem Jammergeschrey emporfuhr. Auch wachend erregte das leiseste Geräusch, vor Allem das Waffengeklirr der sich ablösenden Wachen, ihr die fürchterlichste Angst. — Nach einer sonderbaren Etiquette damahliger Zeit saß ein mehr als achtzigjähriger, eisgrauer Ritter, Henriot de Saintrailles, der Stallmeister der Königinn, von Kopf bis zu Fuß gepanzert, und mit Schwert und Dolch bewaffnet, zu des Bettes Häupten. Während die junge Fürstinn schlief, hielt er eine ihrer Hände in der seinen, und drückte diese leise, wenn die Unglückliche, fast bewußtlos, mit Jammergeschrey sich aufrichtete. Am andern Ende der weiten Halle war ein kleiner Hausaltar errichtet. Einer der Capellane der Königinn, angethan mit Meßgewand und Stola, stand vor demselben, unaufhörlich Gebethe gen Himmel sendend. Blanca von Joinville, und noch ein anderes Ehrenfräulein der Fürstinn, knieten auf des Altares Stufen, ihre Gebethe mit denen des Priesters vereinigend. — Das Dunkel der weiten Halle, von den beyden Lichtern auf dem Altare nur wenig erhellt, das leise Gemurmel des bethenden Mönchs, die Seufzer der Fürstinn, die tiefen Grabestöne, mit welchen der Ritter die Königin zu beruhigen suchte, alles dieses gab der Scene etwas ungemein Schauervolles. — Von Stunde zu Stunde hatte man auf beruhigende Nachrichten von dem Schicksale des Königs gewartet; sie blieben aus. Der Schlaf floh gänzlich die unglückliche Fürstinn. Ihre Angst stieg auf's höchste. Die Königinn sprang von dem Lager.

„Blanca!“ rief sie, „gehe hinaus! auch ihr, frommer Vater, und du Isolde; ich habe mit dem Ritter ein Wort zu reden!“

Alle Drey verließen das Zimmer; der Alte erhob sich von seinem Stuhle.

Gefoltert von der schrecklichsten Seelenangst, warf sich die Königinn vor dem Ritter auf die Knie.

„Henriot!“ rief sie, „ich stehe nicht eher auf, bis ihr mir ein Versprechen gewähret!“

„Sprecht, Madame!“ sagte er mit festem Tone; „sie ist gewährt, wenn eure Bitte nicht gegen Gott ist, gegen den König, oder die Ehre meines Hauses.“

„So beschwöre ich euch,“ rief die Fürstinn, „daß ihr mich tödten wollet, wenn die Saracenen in die Stadt eindringen!“

„Verlaßt euch darauf, Madame!“ sprach der Alte mit dumpfem Tone. „Lebend sollt ihr nicht in Feindeshände fallen.“

Mit tiefem Seufzer warf sich die Königinn auf ihr Lager, und der Ritter nahm still und ohne Bewegung in seinen steinernen Zügen den vorigen Platz ein.

Jetzt riefen die Wachen an. Waffengeklirr und Sporenklang ertönten in den Gängen. „Sie kommen, sie kommen!“ jammerte die Fürstinn, und verhüllte sich das Gesicht. Henriot de Saintrailles schlug das Kreuz, erhob sich, und zog den Dolch.

„Bothschaft vom König!“ rief Blanca, in das Zimmer stürzend. „Der Patriarch und Erard sind angekommen!“

„Ist es möglich!“ rief die Fürstinn, ein Licht vom Altare reißend und nach der Thür stürzend. Der Patriarch und seine Begleiter traten ein.

„Euer Herr und Gemahl,“ sprach der Prälat, „wird in weniger als vier und zwanzig Stunden hier seyn; dieser offne Brief bekundet die Loslassungsbedingungen; doch muß noch eine Bedingung vorher erfüllt werden, ehe er aus dem saracenischen Lager abgehen kann.“

„Sprecht! sprecht!“ jubelte die Fürstinn. „O, hängt es von uns ab, so soll der Edle nicht eine Minute länger warten müssen.“

„Erlaubt mir, das Ganze euch vorzulesen!“ sprach der Patriarch. Er las nun die bekannten Waffenstillstandsbedingungen, und schloß endlich folgendermaßen: „Um aber dem Emir des Gebirges, Bibar el Bondukdari, zu bezeigen, daß Wir auf die Wünsche eines tapfern Gegners, in so fern sie nicht gegen Unsere heilige Religion, die Krone Frankreichs, oder gegen Unsere Ehre gerichtet sind, gern Rücksicht nehmen, so willigen Wir, auf dessen Antrag und mit Beystimmung Unsers Vetters, des würdigen Pairs und Seneschalls von Joinville, dahin ein, daß Blanca von Joinville, die Tochter des Genannten, Unsers Vetters, dem Bannerherrn Baron de Courtenay zum ehelichen Gemahl gegeben werde, und werden das Feldlager des Emirs eher nicht

verlassen, bis die Nachricht von der vollzogenen heiligen Handlung hier angelangt."

Blanca und Erard waren wie vom Donner gerührt; die erstere wollte sprechen.

„Erlaubt Mademoiselle! ich bin noch nicht zu Ende," sprach der Prälat. — „Zu dieser," las er weiter, „zu dieser genannten, durch den Tod des vorigen Besitzers offen gewordenen Baronie und Reichslehen ernennen Wir aber den tapfern und ehrenfesten Ritter Erard de Severy, als an welchem Wir, seiner großen und mannigfachen Dienste halber, stets ein besonderes Gefallen getragen haben. Ludwig, König von Frankreich."

„Ich hoffe, Mademoiselle wird sich nicht weigern, den Befehlen des Königs und des würdigen Seneschalls nachzukommen," schloß der Patriarch. „In diesem Falle bin ich beauftragt, die heilige Handlung auf der Stelle zu vollziehen, und dieser saracenische Ritter wird Augenzeuge bey derselben seyn."

„Wir Alle, Alle!" rief jubelnd die Fürstinn. „Fort, Blanca, tritt zum Altare! — Ich weiß es längst, du liebst den tapfern Ritter."

Den Liebenden erschien Alles wie ein Traum. Fast bewußtlos starrte Blanca in den Brief des Vaters, welcher die freudige Einwilligung des Alten bezeugte; dann traten Erard und das Mädchen zum Altare.

„Wartet noch!" rief die Fürstinn, einen blühenden Rosenzweig aus einer Vase reißend, indem sie aus demselben einen Kranz für Blanca wand, und diesen in des Mädchens volle Locken drückte. „Auch die Dornen," setzte sie hinzu, „erscheinen bey dieser Feyer nicht bedeutungslos!"

Leise raunte der lustige Vassey dem Freunde ins Ohr, daß er ja doch nun einen Edelstein aus den Händen des Assassinen annehme, welchen er selbst, wenn er ihm gebothen worden wäre, nicht eben ausgeschlagen hätte. — Bald war die Feyerlichkeit vollzogen, und die Glücklichen sanken zu den Füßen der Fürstinn. Der Assassine ging mit der Nachricht der vollzogenen Handlung ab, und — Ludwig befand sich am Abende des folgenden Tages zu Damiette.

Wir übergehen, als nicht in diese Geschichte ferner eingreifend, die Erzählung der Beendigung des unglücklichen Kreuzzuges, und bemerken nur, daß Erard und Blanca unter den Wenigen waren, die glücklich und beglückend das Vaterland wiedersahen. Ihre Nachkommen blühen noch in der Champagne.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Samstag den 22. April l. J. fand zum Vortheil des Schauspielers Hr. Lucas und dessen Gattinn eine Repeise des alten aber beliebten Schauspiels: „Preciosa" Statt.

Wir sahen in der Titelrolle eine ganz neue Erscheinung, welcher ein sehe günstiger Ruf vorangegangen ist; es ist dieses die Tochter des als Regisseur und Schauspieler in Grätz bekannten Hrn. Frey.

Nicht zu läugnen ist, daß diese junge Priesterinn Thaliens von der Natur mit einem der gewählten Kareiere günstig entsprechenden Äußeren ausgestattet ist; denn ihr Wuchs kann ausgezeichnet schön, ihre Physiognomie einnehmend, ihr Organ wohlklingend und verständlich genannt werden, und wären dieß die einzigen Gegenstände, welche zu dramatischen Darstellungen erforderlich sind, so wäre Dlle. Frey sicher schon eine der ausgezeichneteren Künstlerinnen. Da aber körperliche Eignungen nur Apparate sind, welche die Natur dem Dienste der Kunst geschenkt, diese holde Göttinn aber durch den nur so Wenigen beschiedenen himmlischen Funken: „Beruf" dem Bilde Leben einhaucht, so können wir Dlle. Frey, obschon wir ihr Beruf nicht absprechen, für dermahlen wenigstens erst in die Reihe der talentreichen, einer guten Schule entsproßenen recitirenden Schauspielerinnen stellen; denn ihr mangelt noch jenes innere unnennbare Etwas, das den Darsteller seine Darstellung über der Imagination seines Charakters vergessen macht und nicht nur dem Publicum sondern auch sich selbst jene Person in voller Wirksamkeit und Lebensthätigkeit zeigt, welche er für den Abend repräsentiet.

Dlle. Frey hat eine ziemlich richtige Declamation, nähert sich aber zu sehr der Liebe zur Declamation; es gibt Situationen, wo nichts störender auf die Illusion des obwaltenden, vom Dichter anschaulich gemachten Conflictes wirkt, als Declamation — und in keiner Gattung von Kunsterzeugnissen der Dramatik, wird dieses fühlbarer als in sentimental-naiven Charakteren, wo die Natur, im Gegensatz zur Declamation, durch das Gefühl sprechen muß. Wenn Dlle. Frey diese wohlgemeinten Winke benutzen und die schöne Aufgabe: „Kunst und Natur in einem Guß in ihre Darstellungen zu bringen," zu lösen sich bestreben wird, so ist nicht zu läugnen, daß sie, mit so vielen Gaben der Natur für ihre Bestimmung ausgestattet, dereinst eine bedeutende Stufe der Kunsthöhe erreichen dürfte. Sie erhielt viele Zeichen des Beyfalls, und wurde schon beym ersten Auftreten rauschend empfangen.

Mad. Fischer, geborne Achten, k. k. Hofopernsängerinn, sang im vierten Acte die große Arie aus der Oper „Oberon" mit einer Bravour, die die Größe ihrer Kunstfertigkeit sowohl als den Werth ihrer herrlichen Silberstimme auf das glänzendste bewährte; auch sie erhielt stürmischen Beyfall und wurde gerufen; die anspruchslose bescheidene Weise, mit der die liebenswürdige Künstlerinn ihren stummen Dank ausdrückte, gibt den Beweis, daß sie über der Größe ihrer Kunst es nicht vergessen hat, daß Bescheidenheit jederzeit die Pflicht des Künstlers bleibt.

Von den übrigen waren die HH. Lucas, Artour, Hopp und Scholz, sowie Mad. Fehringer und Lucas ausgezeichnete Darsteller ihrer Charaktere; nur wollen wir letzterer anempfehlen, künftig ihr Gesicht wenigstens so viel möglich dem Alter angemessen zu schmücken, in welchem sie, als die Mutter eines so stämmigen Junkers, wie Don Eugenio, doch nothwendig stehen muß.

Sans Gène.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Wittwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 57 — 12. May 1831.

Der Herr vom Berge.

(Sage, erzählt von S. W. Schießler.)

1.

Jonas, so hieß ein junger rüstiger Bauersmann, hatte sich auf einer der mittleren Kuppen des herrlichen Riesengebirges angesiedelt, um sein Bischen Leben mit bitterer Händearbeit und unter dem Schweiße seines Angesichts durchzubringen. — Sonne und Mond und die lieben Sterne mußten seinem Fleiße leuchten. Eine kleine Hütte aus Holz und Lehm, durch einen vorspringenden Felsen gegen des Unwetters raschen Anfall und Unbild geschützt, war das erste Werk, was seinen Händen gelungen, und da er, seit seinem Aufenthalt im flachen Lande, Blumen und duftige, würzige Kräuter sehr lieben gelernt hatte, so trug er im mächtigen Tragkorbe so lange schwarze, fruchtbare Erde aus dem nächsten Thalgrund den hohen, steilen Bergrücken herauf, bis er auf dem undankbaren Gestein ein kleines Gärtchen hergezaubert hatte, das er mit einem lebendigen Zaune scharfen, spitzen Dornes vorsichtig umgab. — Zwar war es so klein, daß er es allenfalls mit einem raschen Sprunge übersetzt hätte; allein dem Genügsamen gemuthete es keineswegs, viele Sprünge in der Welt zu machen; vielmehr beschloß er in seinem Herzen eines gar stillen, aber festen und bedächtigen Schrittes durch das Leben zu gehen, das ihm, seiner jungen Jahre ungeachtet, schon gar oft wie ein lockerer, unsicherer, unheimlicher, tückischer Moorgrund vorgekommen war.

Mit dem Zufriedenen ist Gott und sein ganzer Himmel; und da er der wilden Umgegend dennoch immer etwas Korn und Hafer abzutrotzen mußte, und eine glatte, großäugige Kuh sich in dem kleinern angeflickten Stalle mit zwey lustig meckernden Ziegen und einem ernsten, gravitätischen Bocke gar gut und nachbarlich vertrug, so schien ihm allen Edelleuten des reichen und berühmten Böhmenlandes zum Trotze zu seiner Erdenseligkeit nicht das Mindeste mehr zu fehlen.

Allein so ging es nur das Jahr, nähmlich die Zeit durch, wo er mit dem Zimmerbeile und der Harke so viel zu handthieren hatte. — Als aber sein kleines, kümmerliches Paradies vollendet war, da gedachte er, wie es nicht gut sey, daß der Mensch allein sey. Ferner dachte er, seines jungen Blutes ungeachtet, gar oft im Leben an's Sterben, und wie es ihm schmerzlich fallen würde, seine Hütte und sein Gärtchen und Felder, und Kuh und Bock und die fröhlichen Ziegen fremden Händen verlassen zu müssen. — Am meisten aber gedachte er an des nächsten Nachbars schlankes Rosinchen, die wie ein munteres Heupferdchen in dem spitzen Gesteine der Riesenberge herumsprang, und diesem seinen Übelstand am besten abhelfen konnte.

2.

Dieser Gedanken konnte er sich auch nicht früher entschlagen, als am ersten Morgen, da er sich aus seines Weibes (obbemeldeten Rosinchens nähmlich) Armen wand, um mit gewichtiger Harke dem hoffentlichen Erben ein Stück Erbgut zu bearbeiten. — Nun war er aber über jene drey Puncte gar sehr getröstet; er war nähmlich nicht mehr allein, vielmehr in einer wunderlieben Gesellschaft; für eine fröhliche Nachkommenschaft, meinte er in seinem Herzen, würde der liebe Himmel zu sorgen wissen, und der dritte Punct gab sich von selbst, maßen Rosinchen nur aus der nächsten in jene allernächste Nachbarschaft gekommen war. Für Hütte und Gärtchen und Felder, für Kuh und Bock und Ziegen war gesorgt, auch wenn er nach Gottes Willen die frischen muntern Augen für immer schließen sollte. — Es gerieth ihm auch Alles und Jedes über alle Maßen gut, auch beschrie binnen Jahresfrist ein junger lebensfroher Erbherr die niedrigen Wände, daß dem freudigen Stammherrn die Ohren gellten. — Das zweyte Jahr brachte, gleich einem kinderfreundlichen Storche, ein zweytes Schreyhälschen, und ehe der dritte Winter die Thäler und Gründe der Riesenberge mit kaltem Schnee erfüllte, und die hohen Kuppen darin ungastfreundlich verscharrte, war es mit Heupferdchens Sprüngen abermahls vorüber.

Der fromme Jonas war nun wohl überzeugt, wie daß Kinder, noch mit den wackern Altvordern zu reden, Gottes Segen seyen; nur wollte es bey dem vermehrten Haushalt mit dem Erdensegen nicht immer gut hinreichen; denn ging auch gleich Keines mit hungerndem Magen jemahls schlafen, so mußte denn doch mancher Groschen, der früher entbehrlich war, von dem Hausvater herbeygeschafft werden, um die nothdürftigsten Kleider für sich und die Seinen anzuschaffen.

Aber weit entfernt, daß ihn dieß unmuthig gemacht, oder ihm Herz und Sinn erschlafft hätte, vielmehr durfte er nur sein Herzblatt und die beyden kleinen, fröhlich grünenden Herzblättchen sehen und küssen, und das Bischen fruchtbare Erde mußte heraus zwischen dem widerspenstigen Gestein, und wenn sich zehn Kobolde an jedes einzelne geklammert hätten. — Auch Rosinchen hatte dessen keine Sorge, und bewies sich, so lange es bey dem gedeihenden Himmelssegen nur immer möglich war, des fröhlichen Spitznahmens werth und würdig. Wenn Jonas Mittags oder Abends von seiner Arbeit zurückkehrte, so scholl ihm schon aus weiter Ferne der süßen Hausmutter freundlicher Gesang entgegen, dazwischen klang freylich, vorzüglich Abends, wenn die Sonne die Riesenkuppen in eben so viele glühende Zauberberge verwandelte, das Brüllen der Kuh, das Meckern der Ziegen und des Bocks, den seine Ernsthaftigkeit um diese Zeit gewöhnlich zu verlassen pflegte; allein Rosinens Glockenstimme überboth all' das thierische Gejubel, worüber Jonas nicht selten von ganzem Herzen lachte, und gleichfalls ein fröhlich lustig Landmannslied mit anstimmte.

3.

Als nun die schöne Erntezeit in das fromme freundliche Leben der Bergbewohner zu leuchten begann, da traf diese eine gar harte Prüfung. Auf einen wunderherrlichen Tag nähmlich war plötzlich ein überaus düsterer Abend eingebrochen. — Schwarze Wolken jagten sich durch die unheimlichen Lüfte, rings um die kleine Hütte erscholl das Geroll der Felsstücke, welche der mächtige Sturmwind vom Mutterschooße löste und in die bangen Tiefen hinabschleuderte. Ein röthlich falbes Licht wechselte mit dem nächtlichen Dunkel, und ein furchtbares Hagelwetter überfüllte die ganze Gegend mit seinem körnigen Eise.

Eine gute Stunde dauerte das Unwetter. Stillweinend und mit gefalteten Händen bethend, saß Rosine im dunkelsten Winkel der Hütte, unter sichtbarer Angst, und nur zuweilen durch die kleinen schrillenden Scheiben in den Gräuel der Verwüstung schauend, ging Jonas die enge Stube auf und ab. — Ruhig schlummerten die beyden Knaben, als ob es für sie gar nicht stürme oder wettere. — Fiel des Vaters oder der Mutter Auge auf die schlafenden, wie mit langen Zügen frische Lebenskraft einathmenden Kleinen, so schien das Herz fühlbar tröstend, jeder Blick zu sagen: „Unsere schönsten Kleinode sind denn doch in guter Sicherheit.“ Als des Wetters Nacht gewichen war, nahm Jonas den kleinen ärmlichen Hut, küßte seine traute Frau, und verließ mit den Worten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Nahme des Herrn sey gebenedeyt!“ die kleine reinliche Hütte. Doch schlug ihm noch bang das Herz, an jeden Schritt hing sich mehr als Centnerlast, und Furcht und Hoffnung rangen um den Besitz seiner Seele. — Das Gärtchen stand in frischer Grüne, ein günstiger Wind und der hervorspringende Felsen hatten das Kleine geschützt; dafür aber lag ein gutes Stück Feld, das dieses Jahr die ersten Saaten trug, auf's erbärmlichste verwüstet. Jonas drückte sich das Hütchen auf das umdüsterte Auge und ging wehmüthig, doch fest und standhaft, in seinen gebrochenen Hoffnungsblüthen,

wie an der Leiche eines geliebten Wesens, vorüber. — Ein gleiches Schicksal hatte ein ganzes Saatfeld getroffen, das des fleißigen Pflegers Liebling war, und auch immer seine Mühe auf das dankbarste lohnte. — Die Augen gingen ihm über, als er die früher noch so fröhlich spielenden und wallenden Halme, die sich im freundlichen Luftzuge nicht anders, als gute Freunde zu einander geneigt und wie mit zärtlichen Küssen berührt hatten, von der Gewalt des Wolkeneises gebrochen und zerschmettert, ja von der Wuth des Sturmwindes wie von Rosseshufen gestampft sah. — Der Gedanke an Weib und Kind, sein liebster Tröster in allen Lebensungelegenheiten, bewegte wunderbar seine Seele, bald mit Angst und Besorgniß und bald wie immer mit der allersüßesten Beruhigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Erasmus Francisci erzählt in seiner „Lustigen Schaubühne vielerhand Curiositäten“ von einer Catharina Theun, aus Hert in der Pfalz, die ihren, bey einem feindlichen Einfalle durch militärische Mißhandlungen vor Angst und Schrecken an allen Gliedern gelähmten Gatten im Ganzen 344 Stunden weit, über Berg und Thal, durch Ströme und Sümpfe, unter vielerley Fährlichkeiten auf dem Rücken getragen habe, um ihn in verschiedene Bäder zu bringen, weil von den vielen Ärzten, welche sie ihres Mannes wegen um Rath gefragt, jeder ein anderes Bad angerathen hatte. Ein späterer Schriftsteller, Bernhardus Fulgentius, fügt zu der Erzählung von diesen ärztlichen Badecurbehelfen die Glosse hinzu: „Das ist noch so!“ Hinsichtlich der ausharrenden Geduld und unermüdlichen Sorgfalt der Frau bemerkt er: „Das ist nicht mehr so!“

Denkspruch.

Der liebt nicht und ist bloß verliebt,
Wer seiner Liebe Farben gibt.
Der Liebe Gluth zeigt sich erst dann,
Wenn man sie nicht beschreiben kann.

S — l.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer.

Zweyte Beurtheilung.

Wenn wir einen allgemeinen Überblick auf die Gesammtkraft unsres gefeyerten vaterländischen Dichters werfen, so ergibt sich, daß vorzüglich die romantische Weihe und die „griechische Sammlung“ in dem Sinne wie es uns der Sänger in der zu beurtheilenden Dichtung gedeutet, die mächtigen Schwingen sind, die ihm die hohe Stufe unter den Heroen des deutschen Parnasses gesichert haben. So entgegengesetzt der Kunstrichter diese zwey poetischen Erscheinungen, die romantische und antike nähmlich, was ihren Ursprung *) und ihr Eingreifen in's Volksleben betrifft, zu stellen gewohnt ist, und so wesentlich verschieden sie auch wirklich sind, so gibt es nichtsdestoweniger einen Berührungspunct wo sie zusammentreffen, und, der Schöpfungsgluth des Genius als Schwesterstrahlen entstammend, im Kunstproducte wieder in eins zusammenfließen. Referent wünscht sehr hierin nicht mißverstanden zu werden, und der gütige Leser wird ihm wohl eine nähere Erklärung erlauben, um den Vorwurf einer paradoxen Behauptung auszuweichen. Die anscheinende Kälte und Ruhe des Griechen im Moment der Leidenschaft, oder richtiger bezeichnet seine Klarheit muß, will sie der Dichter in der Jetztzeit völlig nachbilden, ohne den genialen Funken selbstständig wallen zu lassen, durchaus befremden und wirkungslos bleiben. Ein romantischer Hauch, ein schwacher Lichtblick, der Bothe einer dichtverhüllten Geisterwelt, muß erst den kalten Formen Leben und Bewegung leihen, soll das Kunstwerk seinen Zweck zu rühren nicht verfehlen. Und ohne das eigenthümliche griechische Gepräge, das Plastisch-Ideelle, ganz zu zerstören, kann der neuere Dichter die romantische Gefühlsweise seinem antiken Kunstwerke mit einverleiben und so es unserem Gemüthe, das mehr die Jetzt- als die Vorwelt abspiegelt, näher führen. Ja, er ist gewisser Maßen verpflichtet, will er nicht bloß auf die wenig eingeweiheten, die sich der Gegenwart entziehend, ganz in die Vorzeit rückleben können, denen ein Maßstab aus den Zeiten eines Sophokles in die Hand gegeben, sondern auf die Menge wirken (und das muß der dramatische Dichter doch wollen!) seine Mitwelt nicht ganz außer Acht zu lassen. Finden wir uns doch selbst in den Meisterstücken der meisten Dichter der beglückten Griechenwelt nur halb! Müssen wir ja unser ganzes zusammengegeiztes Wissen festhalten, um uns in jene entschwundene Zeit hinein zu fühlen, und dem Besitze, wie Göthe sagt, das Fremde zu amalgamiren. Und was gelingt uns dann am Ende? kaum das Versetzen in eine uns fremd gewordene Weltanschauung; ein schwaches Nachfühlen. Und dieses Nachgefühl, von unzähligen störenden Einflüssen des Gebrauchs und der Societät geschwächt, wie ganz anderer Art ist es, als jenes was ein griechischer Leser dabey empfunden haben muß, dem das Leben die Auslegung der Dichtung geworden. Wir sind nun einmahl gewohnt, im Kunstgenusse begriffen, uns unwillkührlich von dem Gegenstande abzuwenden, und in unser Inneres hineinzuschauen, und so das dargestellte vergeistigend mit unserem Gemüthe in Wechselwirkung zu bringen.

Was ein großer Kunstrichter vom Griechen sagt: „Als wenn er (bey der Darstellung eines ergreifenden Moments) etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz im Busen trüge, fährt er immer in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort,“ wäre solches strenge nachzubilden einem neueren Dichter, der uns Bilder aus der alten Griechenwelt vorführen will, anzurathen? Und soll ihm eine Zuthat zu verargen seyn, die den echten griechischen Geist zu unserem Herzen den Weg bahnen soll? — Diese Andeutungen, so beziehungslos sie zur Beurtheilung unserer Dichtung zu seyn scheinen, erachtet Referent für nöthig voranzuschicken, um einer allgemeinen Rüge zu begegnen, als wäre dieses Trauerspiel nicht

*) Um hier unnütze Wiederhohlungen zu vermeiden, begnügen wir uns, den Leser auf A. W. Schlegels Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur zu verweisen.

antik genug gehalten, als flößte ein moderner Geist nachtheilig auf den alten Stoff ein. Ein Grillparzer, der wie Herder vom Jean Paul ein „indisch-griechisches Epos," wohl ein romantisch-griechisches Drama zu nennen wäre, hat einen Mißgriff, der Einem so leicht in die Augen fällt, wohl schwerlich übersehen können. Und that er es, so geschah es mit Bedacht. Dieses möge man wohl bedenken, bevor man über einen Meister den Stab brechen will, den Teutschland, vorzüglich aber Österreich mit Stolz den Seinen nennen kann.

Von dem gegebenen Standpuncte ausgehend, wollen wir den Gang der Handlung prüfend verfolgen. Eine Analyse der Charaktere wird wohl das erste seyn müssen, was das Resultat eines Urtheils herbeyzuführen im Stand wäre.

Die verhängnißvolle Liebe Hero's und Leanders, wie sie uns die Mythe überliefert, genügte an und für sich wenig, um als tragischer Stoff würdig verarbeitet werden zu können. Folgender Gestalt ist sie von unserm Dichter zu einer dramatischen Höhe gesteigert worden. Abgeschieden von jeder Lust, die das jugendliche Gemüth einzunehmen pflegt, der Heimath ganz, den Ältern zum Theil entfremdet, belebt Hero der ausschließliche Gedanke: ihr Ahnenrecht ergreifend, wie ihr Ohm der Oberpriester, bey dem sie erzogen wurde, Priesterinn Aphroditens zu werden. Weislich vermied der Dichter jede Lieblingsneigung bey der Heldinn des Stückes aufkommen zu lassen, um gleichsam Platz der nahenden Liebe zu machen, um, wenn der electrische Funke einmahl einschlüge, mit desto größerer Gewalt ihr ganzes Wesen einzunehmen. Ihre Neigung zum Dienste der Göttinn ist, trotz dem daß ihr ganzes Leben an die Säulen des Tempels sich heraufgerankt, keine solche, die aus dem tiefsten Puncte des Herzens keimt, wie sie nur die Sammlung zu geben vermag, sondern ehrsüchtiger Natur: das Ahnenrecht, das ihr vor vielen zu Theil geworden, ausüben zu dürfen. Darum drang zu ihr keine Stimme von Oben, wenn sie in stiller Nacht vor der Göttinn saß und sang; daher ihr Mißverstehen, wenn sie ihr Ohm, der Oberpriester, mit weisen erfahrenen Sprüchen belehren will, wie der Mensch an die Himmlische gebunden. So erscheint uns im ersten Acte das innere und äußere Leben Hero's vorbereitet, um das Interesse an dem was kommt zu steigern. Sie erblickt den Jüngling am Altare Hymeneus stehen, im verhängnißvollen Momente, wo sie der weltlichen Freude auf immer zu entsagen begriffen ist. Da zuckt der Blitz aus Leanders Blicken, der verlebte Lebenstraum sinkt von ihrem Auge, ihrer Seele, und sie erwacht zu hoffnungsloser Liebe. Da umwandelt sich ihr ganzes Wesen. Ihre, zum Theil rohe Art — man erinnere sich an die barsche Weise, wie sie mit den Tempeldirnen, nahmentlich mit Janthe gehadert — wird milde; ihr Herz wird von dem schönen Jüngling steigernd eingenommen. Ein alcäisches Lied vom weißen frommen Schwan, das sich wie ein Goldfaden durch das Ganze schlingt, kündet ihre süße Zerstreuung, das Vibriren der neugestimmten Saiten ihrer Seele an, während es zu gleicher Zeit wie eine halb laut gewordene Prophezeihung ahnungsvoll schwebt über die nahende Katastrophe. — Die zarteste Weiblichkeit, die unbefangenste Liebe bricht leuchtend wie ein Diamant aus dem dunkeln Verschluß hervor. Ihre Worte, ihr Benehmen, die rein griechische Einfachheit bey ihrer Zusammenkunft mit Leander im heiligen Haine, das Hinhalten des Wasserkrugs den lechzenden Freund zu laben, welches an die patriarchalische beglückte Jugendwelt erinnert, im höchsten Grade aber im dritten Act, wo ihre psychische weibliche Entfaltung im Culminationspuncte erscheint, — alles stempelt sie zu einem der reichsten tragischen Charaktere die wir kennen. Ihre Mängel, auf welche wir noch zurückkommen werden, entspringen lediglich aus der mühsam umgebildeten Katastrophe, als es die Mythe behagt. — Nachdem Leander den düstern Wellentod gefunden, was ist wohl natürlicher, als daß Hero's Leben, ihr erst in voller Klarheit in ihrer Liebe aufgegangen, auch zugleich aufhören muß, sobald diese aufgehört; nur nimmt das Interesse für sie bedeutend ab, als wir sie, was wohl des Dichters Absicht gewesen seyn mag, um ihr Ende auch physisch möglichst zu motiviren — in den letzten Acten, wandernd, sich quälend herumtreiben, dann müdegejagt zurückkehren sahen; drauf gar einschlafen. Ihre innere Kraft erscheint im äußerst passiven Zustande. Wie sie aber erwacht, der Sturm ausgetobt, und der ganze Schmerz verwaister Liebe über sie herfällt, erwacht auch unsere Theilnahme wieder, wenn auch nicht in jenem Grade wie in der ersten Hälfte der Dichtung, und wir zollen gerne eine Thräne ihrem verhängnißvollen Ende.

Nächst dem Hauptcharakter der Hero ist der Oberpriester mit sichtlicher Vorliebe vom Dichter bedacht worden. Die abgeschlossene Klarheit in all seinen Worten, die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die hohe Ansicht von seinem Stande, stempeln ihn zum Depositär aller Schätze des menschlichen Geistes, die die Priester jener Zeiten, als einen ausschließlichen Besitz, sorgfältig zu verheimlichen für gut befunden. In den Mysterien des Lebens eingeweiht, hat er seine Charakteristik mit einem in der unübertrefflichen Ermahnungsrede an Hero im dritten Acte, auf das klarste ausgesprochen. Sehen wir diesen Denker aber handeln, — worauf es doch eigentlich in einem dramatischen Gedichte ankommt, — in Berührung mit seiner Umgebung, und mit den eintretenden Ereignissen, so muß es befremden seine That mit seiner Ansicht nicht immer im Einklang zu finden. Seine Ungewißheit, als ihn der Tempelwächter von dem nächtlichen Abenteuer an Hero's Thurmwohnung benachrichtiget, nach dem was zwischen Hero und Leander zuerst im Tempel, dann im Haine, in des Oberpriesters Gegenwart vorgefallen, ist seinem gewohnten Scharfblicke gradezu widersprechend. Eben so ist das Herumzerren der armen Hero im vierten Acte seiner unwürdig. Endlich muß es sehr auffallen einen Oberpriester, einen solchen Oberpriester, der doch die Gebräuche seiner Religion wohl kennen wird, von einem Tempelwächter belehrt werden zu sehen, daß es Brauch sey die unbekannten Todten im Tempel zur öffentlichen Schau aufzustellen. Diese berührten Mängel eines so bedeutenden Charakterbildes wären ebenfalls der umgeänderten Katastrophe zuzuschreiben, Hero eines natürlichen Todes sterben zu lassen, welches durch die letzten zwey Acte, theils vorbereitet, theils herbeygeführt wird. Daß diesem tragischen Zwecke wohl manches zum Opfer gebracht werden mußte, wird schwerlich jemand in Abrede stellen wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Sonnabend, den — 58 — 14. May 1831.

Der Herr vom Berge.

(Fortsetzung.)

4.

„Das ist fürwahr ein trauriger Anblick!" — erscholl es, von einer rauhen Stimme gerufen, hinter ihm, und als er sich umblickte, sah er einen ältlichen Mann, fast wie einen ärmlichen Bürger in kleinen Landstädten gekleidet, nicht fern von sich und die schmerzliche Verheerung betrachtend, stehen.

„Ja wohl," — erwiederte, zum freundlichen Gruß sein Haupt entblößend, Jonas — „das Herz könnte Einem wohl im Leibe darüber brechen!" — „Seyd ihr der Besitzer dieser Saat?" — frug mit leisem Husten der Fremde.

„Ich war es!" — seufzte Jonas, — „nun, sie stand in Gottes Händen," — fuhr er etwas leichter athmend fort, — „ich will nicht murren." — „Ist der Schaden groß?" — sprach nach einer Weile der Fremde. — „Für mich unersetzlich," — rief Jonas — „doch nein!" — setzte er mit sanfter, demüthiger Stimme hinzu, — „unersetzlich nicht, das wäre Gotteslästerung, und nicht jedes Jahr wüthet solch' eine eisige Sündfluth. — Ey ja wohl, das kann mir ja der liebe Himmel gar bald ersetzen, hab' doch ich und mein junges Weib gar rüstige Hände, und bis zur Saatzeit ist das Kindbett lange vorüber, da wollen wir denn wieder frisch darauf los arbeiten. — Diesen Winter wird es wohl etwas knapp zugehen, und das Naschen müssen sich meine beyden Jungen abgewöhnen. Je nun, von Pflaumenkuchen und gebackenen Klößen wird für dießmahl nicht viel die Rede seyn; aber verhungern sollen mir die beyden lieben muntern Burschen nicht, dafür wollen wir, nähmlich der liebe Himmel und ich, schon sorgen."

Diese Worte schienen den Fremden zu ergötzen; er lächelte so freundlich, als es sein übrigens sehr ernsthaftes, ja beynahe trübseliges Gesicht zuließ, und sprach:

„Wohl dem, der dem Unglück eine gute Seite abgewinnen kann. — Ich lobe euch darum, junger Freund; denn es verräth ein munteres Herz und ein ruhiges Gewissen."

„Ja, das hab' ich," — entgegnete Jonas, mit einem frommen Blicke gegen den Himmel schauend, der wieder freundlich und frey von Sturmeshaft über ihm lächelte, — „beydes hab' ich, und hoff' es mit Gottes Gnade zu behalten all mein Leben lang!"

Sichtbar ablenkend von diesem Gespräche, rief nach einer Weile, indem er nach einer kleinen silbernen Taschenuhr sah, der Fremde: „Siehe da, schon an der neunten Stunde! Nun, da komm' ich wohl vor Mitternacht kaum aus dem Berggewinde hervor; darum wollt' ich euch gebethen haben, junger Freund und Landsmann, mir für Geld und gute Worte eine freundliche Herberge

in eurer Hütte zu gönnen." — „Von ganzem Herzen gern, mein unbekannter Herr!" — erwiederte Jonas — „wollt ihr mit mir gehn, um jene Felsenecke herum bin ich zu Hause."

5.

Als Jonas mit seinem Gaste nach Hause gekommen war, tummelte sich Rosinchen herum, als ob eben nicht viel Böses geschehen wäre.

Fleiß und Liebe hatte sie zum Theil getröstet, und als sie nun ihren trauten Mann gefaßt und freyen Auges sah, so flog, der Anwesenheit des Fremden ungeachtet, Alles durch ihre Hände.

Schnell war die Stube aufgeräumt, der Tisch mit Brot, Butter und Käse besetzt, und für den Durst stand ein tüchtiger Krug frisches Quellwasser im Hinterhalte. Wie sie nun, Mann, Weib, der älteste Knabe und der bald grämische, bald heitere Gast, an dem kleinen Mahle saßen, die liebe Gottesgabe sich wacker schmecken ließen und sie mitunter mit einem freudigen, fröhlichen Worte würzten, da sprach, während Gaumen und Zähne den Übrigen eine kleine Pause gebothen, der Fremde, der sich Leopoldus heißen ließ:

„Nun, gesegnet sey euer froher, leichter Sinn, mein lieber gastfreundlicher Wirth; scheint ihr doch der kaum verflossenen Stunde Mißgeschick ganz und gar vergessen zu haben."

„Und sollt' ich nicht," rief leicht aufathmend Jonas — „sehet da die rothen Wangen meines Weibes, die muntern Augen meiner Buben; glaubt ihr, ein Bischen mehr Noth, als gewöhnlich, sollen sie verglühen machen? — Das möge wohl Gott verhüten! — Es ist nicht genug, daß man geschehene Dinge nicht wieder ungeschehen machen kann, sondern es ist gewiß, daß dem Unglück immer wieder irgend ein Glück auf die Fersen trete. — Dieß Bekenntniß hab' ich von meiner lieben Mutter Elisabeth, und mir es recht tief ins Herz und Gedächtniß gedrückt. Darum freu' ich mich bey jedem Mißgeschick, das mich betroffen, ist nur der erste Sturm vorüber, wie ein Kind auf alle die guten Dinge, die da kommen werden, und ist es mir eine lange Zeit recht gut gegangen, so wird mir wahrhaftig von Tag zu Tag immer bänger und bänger. Es mahnte mich wohl schon eine geraume Zeit, daß mir wieder einmahl etwas schief gehen würde."

„Auf diese Art," — nahm nun Leopoldus, gleichsam spottenderweise, das Wort, — „wär't ihr also keineswegs aus eurem ruhigen Gleichmuthe zu bringen?" — „Nicht so leicht," — meinte Jonas; aber mit nassen Blicken sein wieder wackeres Heupferdchen an's Herz drückend, fuhr er fort — „doch eines dürfte es seyn, der Tod meines Rosinchens; dafür hab' ich noch keinen Gedanken in meinem Kopfe, und, Gott sey Dank! kein Gefühl in meinem Herzen. Es müßte entsetzlich seyn."

Mit diesen Worten fiel Rosinchen gleichsam über den Anblick ihres eigenen Leichenbildes und über den Jammer ihrer Zurückgelassenen stillweinend in des gerührten Gatten Arme, der sich nun auch nicht länger der hellen Thränen erwehren konnte. Leopoldus aber, seine Rührung unter einem weinerlichen Lachen verbergend, rief einmahl über das andere: „Ihr seyd mir wunderliche Geschöpfe, ihr närrischen Menschen!"

6.

Es begab sich des andern Tages, als bereits die Sonne fröhlich über den Bergen leuchtete, daß Jonas, der die zerschlagenen Trümmer seines Jahresglücks hinwegräumte, ein kleines übelgestaltetes Männlein gewahrte, das, wie ein zu jenen Zeiten üblicher Landbothe gekleidet, einen Bergrücken herabgehinkt kam, und sich bey dem Fleißigen auch alsogleich einstellte.

Nach gewohnter Begrüßung und freundlicher Erwiederung sprach das Männlein: „Wohl euch, der ihr euch mit eurer mühsamen Händearbeit einen ruhigen Schlaf, ein ruhiges Gewissen bereitet! — Wohl Mancher aus dem reichen Flachlande würde darin mit euch tauschen, die ihr da in den armen Bergen hauset!"

„Nun, so gar arm sind unsere Berge nicht," — erwiederte hierauf Jonas, frisch und freudig um sich blickend, — „nur ziehen bisweilen böse Unwetter darüber hin, und dann heißt es freylich: zerronnen statt gewonnen. — Doch was schadet's? Das frische Jahr bringt eine neue Ernte, und dann gibt es der Feyertage wieder die Hülle und die Fülle in unserem Kalender."

Und der Mißgestaltete erwiederte: „Ja ein wackeres muthiges Herz schlägt immerdar in des Bergbewohners Leibe, das weiß ich; denn selbst die Gerüchte der Missethaten, die da unten geschehen in des Landes Tiefen, steigen selten zu euch empor, die gerade Seele euch zu verwirren. — Habt ihr wohl von dem bösen Handel gehört, der sich jenseits eurer Berge angesponnen?"

„Wie sollt' ich?" — erwiederte Jonas, sich gleichmüthig auf die schwere Harke stützend; „bin da wie am Weltende, und so weit bringen eure Neuigkeiten nicht."

„Da haben," — fuhr der Andere fort, — „böse

Leute sich zusammengerottet und das Land dem feindlichen Nachbarfürsten verrathen. — Allein das Ding ist noch zu rechter Zeit an das Tageslicht gekommen; da hieß es denn: Haus und Hof verlassen, Weib und Kind, und Reißaus nehmen; und einer aus ihnen, der Haupträdelsführer, soll sich verkleidet und in diese Berge geflüchtet haben. Hundert Goldgulden sind auf seinen Kopf gesetzt. — Sehet da die Beschreibung seiner Gestalt und seines Aussehens."

Nun las der Bothe einen langen Zettel herab, und mit Entsetzen erkannte Jonas in jedem beschriebenen Zuge seinen Gast von Gestern. „Und nun," — fuhr der Mißgestaltete fort, den Erschrockenen fest ins Auge fassend — „könnt ihr leicht aller eurer Noth ein Ende machen, wenn es euch gelingen sollte, des Verräthers habhaft zu werden, und ihn an die nächsten Gerichte abzuliefern." — Mit diesen Worten und einem freundlichen Gruße hinkte der Bothe weiter.

„Hundert Goldgulden!" — seufzte Jonas, und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirne — „ja, da wäre freylich mir und meinen Würmern für immer geholfen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Wenn ein wack'rer Weidmann mich erblickt
In des Forstes wilden Gründen,
Und nach mir die sich're Lanze zückt,
Wird sehr bald mein Daseyn schwinden. —
Werd' ich umgekehrt, dann sieht man mich
Rings auf grünen Hügeln stehen,
Wo der Landmann rastlos thätig sich
Mühet, meine Frucht zu sehen.

Schöner.

Kiew, die heilige Stadt.

Nach den beyden Hauptstädten ist Kiew die angesehenste und interessanteste Stadt in ganz Rußland. Ihre Lage ist imposant und mahlerisch. Die vergoldeten Kuppeln und weißen Mauern der Klöster und Wohngebäude auf einer Hügelreihe am Ufer des Dnieper gewähren einen unvergleichlichen, überaus herrlichen Anblick. Diese ehemahls so berühmte Hauptstadt des südlichen Rußlands hat wechselweise unter der Herrschaft der Litthauer, Tataren und Pohlen gestanden. Aus allen Theilen des Landes strömen noch jetzt fromme Pilger nach der heiligen Stadt, um die Reliquien der Heiligen und Märtyrer, die hier mit religiöser Sorgfalt aufbewahrt werden, zu besuchen. Kaum angekommen, eilte ich nach der St. Sophienkirche, der ältesten im russischen Reiche. Von constantinopolitanischen Baumeistern erbaut, gleicht sie in Etwas ihrer berühmten Nahmensschwester im alten Byzanz. Wir wohnten dem Gottesdienst in der Kathedrale bey. Nachdem dieser beendet, hob man ein goldnes Schild von der heiligen Thür am Altar, auf dem kostbare, mit Brillanten besetzte Reliquien standen, welche die Versammlung, sich vielfältig bekreuzend, andächtig küßte. Unter andern zeigte man uns auch das einbalsamirte Haupt des Großherzogs Wladimir. Von hier gingen wir nach der unterirdischen Nekropolis. In einem Kloster, auf dessen Thürmen man eine reizende Aussicht über den Dnieper und die gegenüberliegenden Ufer genießt, ist der Eingang zu den Katakomben. Eine lange Treppe brachte uns an eine Thür, die uns in einen dunklen langen, in den Felsen gehauenen Gang führte. Mit Lichtern versehen, folgten wir unserem Führer, einem Mönche, durch die dunkeln schauerlichen, aber reinen und angenehm warmen Höhlen. Bald erreichten wir eine, drey Fuß über dem Erdboden erhabene Nische, worin ein offener Sarg stand, in welchem die sterblichen Überreste eines in Purpur gekleideten Heiligen lagen. Seine Hände waren über der Brust gekreuzt, an den Füßen trug er gestickte Sandalen. Meine Gefährten küßten ehrfurchtsvoll die Füße des Heiligen, bekreuzten sich und hörten mit andächtiger Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Todten, die ihnen der Mönch erzählte. Wir trafen wohl an hundert und fünfzig ähnliche Heilige, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, auf unserem Gange. Am Fußende eines jeden steht eine Büchse zur Aufnahme der gespendeten Gaben. Nach vielen Wendungen gelangten wir endlich an eine kleine, acht Fuß hohe Capelle mit reich vergoldetem Altar, silbernen Lampen und allem möglichen Prunk. Hier zeigte der Mönch uns einen Kopf, der immerwährend wohlriechendes Öhl ausschwitzt. Es war ein mit Firniß überzogener Hirnschädel in einer gläsernen Kapsel. Der Priester tauchte einen Draht in die Feuchtigkeit im Glase und bekreuzte damit die Stirnen der Pilger. Viele ließen Stückchen Brot mit diesem Öhle anfeuchten, um es als Heilmittel in Krankheiten zu gebrauchen. In einer großen gläsernen Kiste bewahrte man die größere Hälfte der Bethlehemitischen Kinder, die auf Herodes Befehl ermordet worden. Die Kiste steht vor einem Gemählde, auf dem die mordenden römischen Soldaten zu sehen. In, in den Wänden angebrachten, mit dicken Glasscheiben verschlossenen Zel-

len bewahrt man die Hauptreliquien, die Gebeine der tausend unglücklichen Priester, welche sich in ihrem Heiligthum zu retten gedachten vor der Wuth des tatarischen Eroberers, aber hier unmenschlicherweise erstickt wurden. Nachdem wir alles Merkwürdige — und man muß gestehen, das unterirdische Kiew enthält dessen viel — angesehen und angehört, verließen wir die unterirdische Stadt, besuchten flüchtig die Festung und die beyden Vorstädte Altkiew und Podolski, die eigentlichen drey Theile der Stadt. Wir fanden die Straßen fast alle sehr steil. Alljährlich ist hier eine große Messe, die, wie man sagt, von den Pohlen stark besucht wird. Kiew soll ein sehr wohlfeiler Ort seyn; mir als Fremden schien es öde und traurig, ich fand keinen Comfort in der schönen, romantischen Stadt, und mir war wohl, als ich diese Stadt der Heiligen und der Todten hinter mir hatte.

(Aus den Reisen eines Engländers.)

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) „Des Meeres und der Liebe Wellen.“

(B e s c h l u ß.)

Leander ist zwar keine Hauptfigur in diesem tragischen Gemählde, aber keineswegs auf eine nachtheilige Weise in den Hintergrund gestellt. Er steht gleichsam als ein Zauberspiegel da, in dem man die herrliche bewegte Seele seines Freundes Naukleros und die liebende Hingebung der Hero erschauen kann. Dem Dichter lag viel daran ein Mahl einen Helden zu mahlen, dessen Tugenden Schönheiten und Anmuth der Formen sind, die den Bildungssinn der Griechen bis zur Anbethung verlocken konnten. Die Wundermacht der Liebe sollen wir auch an Leander im Erstarken seines Gemüths und Lebensmuthes, wie an Hero erblicken. Sein sanfter und süßer Liebesantrag, der im Haine in einem gleichsam embryonischen „Bleib' o bleib,“ und in der Thurmwohnung Hero's sich in voller melodischer Rede ergießt, steht mit seinem Muth und Verachtung der Lebensgefahr in reizendem Contrast.

Naukleros scheint ein Pylades in moderner Weise erdacht und ersonnen. Sein Humor, sein Witz ist, man muß gestehen, im Bezug zu jener Zeit, zu jenem Leben neu, ja seltsam zu nennen, aber nichts desto weniger voller Zauber und energischer Kraft. Von ungemein tragischer Wirkung ist sein erschlaffter Muth, nachdem er die Gefahr für seinen Freund erkannt, und seine Trostlosigkeit an der Leiche des verblichenen Leanders.

Der Tempelwächter ist kräftig und scharf gezeichnet. In solchen Nebenfiguren bewährt Hr. G r i l l p a r z e r eine eigene geniale Kraft. Als Beyspiel diene hier der alte treue Rhamnes in seiner Sappho. — Auch Janthe, wiewohl ihre Stellung am Ende in etwas schwankend wird, ist eine anmuthige Erscheinung.

Wollen wir unser Urtheil nach dieser skizzirten Charakterzeichnung und nach dem was unsern Lesern bereits vom Gange der Handlung bekannt ist, in wenig Worten zusammenfassen, so müssen wir gestehen, daß alle Klippen, die unübersteigbar sich dem schaffenden Genius unseres Dichters entgegenstellten, lediglich von der übermäßigen Dehnung der letzten zwey Acte, durch Umänderung der Catastrophe bewirkt, herrühren. Am Anfange des vierten Actes ist eigentlich die Handlung beynahe geschlossen; ein Sprung ins Meer von Seiten Hero's, so denkt ein Jeder dem die Mythe bekannt ist — soll das Ende herbeyführen. Nun entsteht auf ein Mahl eine Stockung. Und je mächtiger die Wirkung der vorhergehenden Acte, desto ermüdender müssen die letzten ausfallen. Es gehört die Meisterhand eines Grillparzer dazu, selbst einen so steilen Boden möglichst urbar zu machen, und Hero erregt durch ihre über Tod und Grab hinübereilende Liebe unser bewunderndes Mitleid. — An Feuer und Virtuosität der Diction, an lyrischer Anmuth dürfte diese Dichtung größten Theils alles überragen, was Grillparzer je Schönes hervorgebracht. Die Worte Naukleros im zweyten Acte, der Dialog zwischen dem Oberpriester und Hero im dritten Acte, so wie die plastische Schilderung vom nächtlichen Abenteuer im Thurme im Munde des bestürzten Tempelwächters, gehören zu dem Schönsten, was irgend die Poesie eines Volkes alter oder neuerer Zeit hervorgebracht. Daß es noch Accorde gibt, in dem melodienreichen Leben der menschlichen Seele, die nur vom geweihten Sängergenius belauscht, seine Leyer nachzutönen vermag, hat unser Dichter auf das Eindringlichste bewiesen.

Die gerundete Darstellung von den vorzüglichsten Mitgliedern unserer Hofbühne ausgeführt, ist noch im lebhaften Andenken, und gehört unstreitig zu den besten Leistungen die wir seit einiger Zeit gesehen haben. Dlle. G l e y biethet all ihre energische Kraft und ihre sinnige Auffassungsgabe auf, als Hero auch den strengsten Erwartungen zu entsprechen. Die Scene mit Leander im dritten Act kann als Muster dienen, wie weibliche Zartheit und unbefangene Innigkeit dargestellt werden müssen. Hr. A n s c h ü t z gab den Oberpriester mit all jener Ruhe und Besonnenheit, die diesem Charakter eigen sind. All seine declamatorische Kraft und Fülle zeigte sich im reichsten Umfange in seinem genialen Vortrage. Seine Mahnung an Hero ist bleibend, unauslöschlich ins Herz gedrungen. Hr. F i c h t n e r, Leander, war ganz griechisches Leben, griechische Anmuth, so wie Hr. H e u r t e u r als Tempelwächter Vorzügliches, nahmentlich was die Schilderung des nächtlichen Abenteuers betrifft, geleistet hat. Hr. L ö w e als Naukleros enthusiasmirte durch Feuer und Kraft seines herrlichen Spieles. Von den Nebenrollen verdient die anmuthige Mad. F i c h t n e r, in der nicht gar zu dankbaren Rolle der Janthe, Hr. C o s t e n o b l e, und Mad. L e m b e r t als Vater und Mutter der Hero lobende Anerkennung.

Sehr wäre zu wünschen daß diese, bey allem was sich auch dagegen einwenden ließe, doch geniale Dichtung länger auf dem Repertoire bleiben möge. Hrn. G r i l l p a r z e r kann es zum Trost gereichen, daß zu dem Großen und Schönen das er geschaffen, sich immer schöne Seelen, fähig das Streben des Genius in vollem Maße zu würdigen, finden werden.

L e t t e r i s.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 59 — 17. May 1831.

Der Herr vom Berge.

(Fortsetzung.)

Jonas hatte sein mühsames, schmerzliches Tagewerk vollbracht, und saß daheim mit seinen Lieben bey dem kargen Mahle; da klopfte es an die Thür, und blaß und verstört trat Herr Leopoldus herein.

Unmuthig fühlte bey seinem Anblicke Jonas das Herz zusammengeschnürt; bald aber faßte er sich wieder und hieß den Eintretenden willkommen. — „Müßt mir wohl für einige Tage freundliche Herberge geben," — bath mit zitternder Stimme Herr Leopoldus, — „ich fühle mich so unwohl, ein Fieber oder noch etwas Ärgeres ist auf dem Wege. — Ich will euch Alles reichlich vergüten, nur stoßt mich nicht hinaus in die wilde fremde Welt. Was ihr auch von mir gehört habt, glaubt mir, ich bin unschuldig."

Und von einem innern Grauen ergriffen, antwortete Jonas: „Da sey Gott für, daß ich einem Unglücklichen die Thür weisen sollte! — Bleibt immer hier, Herr Leopoldus, so lang' ihr müßt, oder so lang' es euch gefällt."

Leopoldus sah den Sprechenden mit einem langen, bangen Blicke an, erwiederte aber nichts, sondern setzte sich zu dem Tische, und aß mit einer Hast, welche deutlich bewies, welch' eine Krankheit in seinen Eingeweiden wüthe. Rosinchen, unbefangen wie immer, that sich auf das freundlichste um, und würzte das kleine Mahl durch die muntersten Gespräche.

Aller Bemühung der Fröhlichen ungeachtet, blieb Herr Leopoldus stumm und tiefsinnig, und Jonas versteinert und einsylbig. — Sichtbar schraken Beyde auch bey dem leisesten Geräusche vor der Hütte zusammen, und sahen mit ängstlichen Blicken nach der Thür, so daß Heupferdchen selbst einen großen Theil seiner Freudigkeit verlor und sich an die lieben Kleinen machte, um seine Herzensbangigkeit zu verbergen; denn das wußte Rosinchen wohl, daß unter zwey Beklommenen der Dritte das Übel immer ärger mache.

Die Sonne hatte mit dem vollen glänzenden Monde ihr Herrscherrecht in den stillen Lüften bereits gewechselt, als sich die kleine Familie sammt ihrem Gaste zur Ruhe begab. — Bald schien Alles entschlummert; nur Jonas, den die Geschichte des vergangenen Tages quälend beschäftigte, wälzte sich schlaflos auf seinem Lager. — Schon mochte es fast Mitternacht seyn, als ihn ein leiser fieberhafter Schlummer beschlich; doch schon in wenigen Augenblicken weckte ihn ein tiefes banges Ächzen seines ältern Knaben wieder. — Er hob sich langsam empor, und sah mit Entsetzen den alten Herrn Leopoldus, der an des Kleinen Lager stand, und eben im Begriff war, dem schwer Athmenden aus einem kleinen glänzenden Fläschchen einige Tropfen einzuflößen. —

Mit einem dumpfen Schrey sprang er dazwischen; da bedeckte eine leichte finstere Wolke die lichte Mondeskugel, und leise lachend schlich Herr Leopoldus an ihm vorüber und zur Thüre hinaus. — Wie ein schwerer, bleyerner Schlaf senkte es sich nun auf seine Augenlieder, und fast aller Besinnung beraubt, stürzte er auf das verlassene Lager zurück.

8.

Als die Morgensonne neues reges Leben in die ruhenden Erdgebilde strahlte, erwachte auch Jonas aus seinem tiefen todähnlichen Schlafe. — Rosinchen saß bereits mit den beyden Kleinen unter dem Vordache der Hütte, und Herr Leopoldus war in die Berge gegangen. Jonas wußte nicht, ob er geträumt oder ob er das seltsame nächtliche Abenteuer wirklich erfahren hatte. — Sein erster ängstlicher Blick traf den kleinen Conrad, der gegen seine Gewohnheit still und ruhig in dem hohen funkelnden Grase saß. — Der bestürzte Vater nahm ihn mit thränenden Augen auf seine Arme, und herzte und küßte ihn, jedoch ohne die gewohnte kindlich-freundliche Erwiederung. — Des Knaben Stirne und Wangen brannten, die sonst so milden Augen leuchteten von einem krankhaften Feuer, und fühlbar jagte sich durch den kleinen Körper eine wilde fieberhafte Gluth.

„Was unserm Conrad heute fehlen mag?“ — sprach freundlich zu dem Vater emporlächelnd Rosinchen — „weder Milch, noch Butterbrot will ihm schmecken.“

„Es wird wohl besser werden,“ — stammelte Jonas, von einem fürchterlichen Gedanken an das Ereigniß der verflossenen Nacht erschüttert, und drückte den Kleinen ängstlicher an sich. — „Vater, der böse Geist!“ — jammerte dieser, und umklammerte des Vaters Nacken, das kleine glühende Antlitz an dessen Busen verbergend, und dieser hinwieder rief: „Knabe, willst du den Vater wahnsinnig machen?“

„Wie du doch so sonderbar bist!“ — sprach Rosinchen munter darein, — „als ob es das erste Mahl wäre, daß dem kleinen Jammermann etwas Ähnliches widerfahren. Laß ihn nur gewähren und im Freyen nach gewohnter Weise herumspringen, es wird wohl besser werden.“

„Mag nicht, die Schlange beißt,“ — schrie der Kleine.

„Hörst du,“ — rief Jonas und ließ todtenblaß den Kleinen an sich hinabgleiten. — „Du bist krank mit dem Knaben,“ — erwiederte mit ruhigem Muthe Rosinchen, — „da in der kleinen grünen Flasche ist noch ein Restchen Wein, den mir der Vater zum Nahmenstage verehrte; nimm ihn, er hat dir schon oft gut gethan.“

Jonas gedachte des Fläschchens des seltsamen Leopoldus, griff rasch nach seiner Harke, und eilte, ohne zu antworten, seinem Tagewerk entgegen. Als er nun mitten in der Verödung seiner lieben Erntehoffnung stand, da ergriff ein überaus wehmüthiger Gedanke seine Seele. „Herr!“ — sprach er, und sah mit weinenden Augen gegen den Himmel, der heiter und wolkenlos sich über ihm wölbte, — „Herr! glaubst du, ich hätte des Brotes nicht genug für meine Kinder, und willst sie wohl auch selbst zu dir nehmen? Wie du willst, lieber Gott; aber es wäre doch gut, du ließest mich dafür sorgen.“ Schluchzend stützte er sich auf seine Harke; da rief es hinter ihm: „Was ist euch geschehen, guter Jonas?“ — Er sah sich um, und freundlich lächelnd stand der seltsame Herr Leopoldus vor ihm. Unwillkührlich hob er das schwere Werkzeug; ihm war, als säh' er den sonderbaren Gast tödtliches Gift einflößen in den rosigen Mund seines Kleinen; doch bald faßte er sich wieder, ließ das halb Geschwungene fallen und sprach: „Ich fürchte meinen kleinen Conrad zu verlieren.“

„Nun,“ — rief fast höhnisch lächelnd Herr Leopoldus, — „der Verlust läßt sich wohl ersetzen; ihr seyd noch ein junger rüstiger Mann, und auch euer Heupferdchen verspricht eine zahlreiche Nachkommenschaft; solch' ein Unglück läßt sich wohl ertragen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich rasch und war bald um eine Felsenecke verschwunden. — Mit funkelnden Blicken sah ihm der ergrimmte Jonas nach; doch ging sein Zorn gar bald wieder in tiefe Wehmuth über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Jüngling und seine Blumen.

Blühet zarte Blumen — blühet,
Daß ich bald euch pflücken kann;
Was in meiner Brust mir glühet,
Kündet ihr der Huldinn dann!

Hin in diese Blüthenräume
Zieht mich euer buntes Reich,
Meiner Sehnsucht Wonneträume
Schmiegen hoffend sich an euch. —

War es nicht auf diesen Matten,
Wo zuerst sie mir erschien?
Wo ich sie gleich hehren Schatten
Lieblich sah vorüberzieh'n?

Wo mit wonnevollem Beben,
Mit der Sehnsucht raschen Flug,
Eingeweiht zum schönern Leben
Ihr mein Herz entgegenschlug!

Reden wollt' ich zu dem Bilde —
Reden — ach! ich konnte nicht —
Tief in's Inn're strahlte milde
Ihrer Augen Sonnenlicht!

Ich verträume nun die Stunden
Einem stillen Siedler gleich,
Bis ich euch zum Strauß gebunden,
Deutungsvoller Farben reich.

Wenn ich sie dann wiedersehe,
Anmuthsvoll und engelrein
Und bezaubert vor ihr stehe,
Soll der Strauß mein Herold seyn!

Du vor allen, Kaiserkrone,
Mit der Erdbeerblüth' im Bund,
Und du holde Anemone,
Gib ihr meine Liebe kund!

Euch gesell' ich Immortellen
Und ein Epheublättchen bey,
Diese dürfen ja nicht fehlen,
Sie verkünden meine Treu!

In des Straußes Mitte stehe
Eine junge Rose dann,
Daß ihr Aug' sie schnell ersehe
Und mein Fleh'n errathen kann.

Ach! so blühet Blumen — blühet,
Daß ihr bald die Sehnsucht stillt,
Und was mir die Brust erglühet,
Deutet klar dem Engelsbild!

Jos. Richard Nagy.

Ägyptische Diebe.

Als ich, so erzählt Giovanni Finati, in Diensten des Bassa von Ägypten stand, waren die ägyptischen Bauern ein wahres Diebsvolk, und hatten es in ihrer Kunst wirklich erstaunlich weit gebracht. Allerdings hatten die allgemeine Verwirrung und die ewigen Kämpfe zwischen dem Heere des Bassa und den Mameluken sie um allen ehrlichen Erwerb, um alle Sicherheit für ihr Bischen Hab und Gut gebracht. Dörfer und Felder waren völlig verheert, und so war Diebstahl, Raub und Mord an der Tagesordnung.

Wir waren bey Benysouef ans Land gestiegen. Nachdem wir in einem Palmenhaine zu Mittag gegessen hatten, griffen wir zu Karten und Würfeln. Der Einsatz war anfangs unbedeutend, er wurde aber immer größer; mit Paras hatten wir begonnen, am Ende spielten wir um Gold; natürlich wurde damit auch die Spannung größer, und noch vor Nacht hatten Einige sehr bedeutende Summen gewonnen. Wer verlor, hatte nun nicht Lust, das Spiel aufzugeben; man ließ also Laternen an die Bäume hängen. Mit Einbruch der Nacht hatten sich mehrere arabische Diebe unbemerkt unter uns eingeschlichen; wir waren unserer dreyßig, vierzig Kriegsleute, aber so ganz bey unserem Spiele, daß uns die Fremden nicht auffielen und wir nicht anders meinten, als es seyen Bediente oder Schiffsleute von uns. So saßen wir ganz ruhig, jeder seinen kleinen Geldhaufen vor sich, und sahen in unsere Karten, da löschten mit einem Mahle einige der Spitzbuben die Laternen aus, andere warfen uns Sand in die Augen, rafften so viel Geld zusammen, als sie konnten, und machten sich davon. In der ersten Bestürzung wußte keiner von uns, wie ihm geschehen war, jeder sah bloß seine Mitspieler neben sich, und so entspann sich denn ein heftiger Zank, da jeder glaubte von seinen Cameraden bestohlen zu seyn. Nicht lange, so griff alles zu den Waffen, die unglücklicherweise zur Hand waren; die stießen mit dem Dolche um sich, jene hieben mit dem Säbel drein; entsetzlich war die Verwirrung, das Blut floß in Strömen, und wir kamen nicht eher aus einander, als bis neun todt oder sterbend am Boden lagen und manche schwer verwundet waren, so daß ich sehr froh seyn konnte mit einem leichten Säbelhieb in den Arm davongekommen zu seyn. Als wir zu uns selbst gekommen waren, hörten wir endlich von Leuten, die Alles mit angesehen, den Hergang der Sache; sie hatten uns beym Beginn des Streits vergeblich zu beruhigen gesucht. Tief fühlten wir uns nun von Scham und Reue ergriffen; was konnten wir aber thun, als unsere Cameraden beklagen und sie beerdigen?

Nach der schrecklichen Niederlage der Mamelucken lagerte ein Trupp derselben bey Minieh. Da entwarf ein Dieb den Plan das Pferd und die Kleidung eines Mameluckenbeys zu entwenden. Er schlich sich daher bey Nacht in das Zelt, und da sah er beym Scheine eines großen Feuers — es war Winter — den schlafenden Bey und dicht neben ihm seine kostbaren Kleider. Der Dieb setzte sich an das Feuer, hohlte sachte die Kleider und zog sie an; drauf stopfte er des Beys Pfeife, zündete sie an, trat mit zuversichtlicher Miene an die Zeltthüre, stieß mit dem Pfeifenrohr einen Pferdeknecht an, der schlafend dalag, und bedeutete ihm durch einen Wink, das Pferd vorzuführen, das gegenüber angebunden stand. Das Pferd wurde vorgeführt, er saß auf und ritt davon. Als man Tags darauf nirgends des Bey Kleider fand, konnte Niemand begreifen, wo sie hingekommen seyen, bis man auch den Pferdeknecht fragte,

und dieser nun behauptete, der Herr sey von einem Ritt noch nicht zurück; er habe mitten in der Nacht auf einmahl nach seinem Pferde verlangt. Nun konnte man sich ungefähr vorstellen, wie es zugegangen war. Da ließ der Bey, der gerne sein Pferd wieder gehabt hätte, und auch neugierig war, wie der Dieb seinen Streich ausgeführt habe, bekannt machen, wenn der Dieb innerhalb zwey Tagen das Gestohlene wieder bringe, so solle ihm nicht allein verziehen seyn, sondern ihm überdieß Pferd und Kleider bezahlt werden. Im Vertrauen auf das Wort des Bey, vielleicht auch stolz auf seine Heldenthat, stellte sich der Araber mit seinem Raube, und der Bey seinerseits hielt pünctlich Wort. Da indessen der Handel den Bey, abgesehen vom Verlust, fast ein wenig lächerlich machte, so kostete es ihn Überwindung den Spitzbuben so geradezu laufen zu lassen. Er war unentschlossen, was er thun solle, und wollte daher, um Zeit zu gewinnen, ganz genau und immer genauer wissen, wie der Streich ausgeführt worden sey. Der Dieb war zu gewandt, um nicht zu merken, daß es damit auf etwas Schlimmes abgesehen sey, und dachte eilig auf Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen; er verrieth indessen nicht die mindeste Unruhe, zeigte umständlich, wie er es gemacht, setzte sich an das Feuer, machte nach, wie er ein Kleidungsstück ums andere angezogen, so daß der Bey selbst und alle Umstehenden sich des lauten Lachens nicht erwehren konnten. Endlich kam er an das Pferd; er sagte: „es wurde mir vorgeführt, wie jetzt, und ich schwang mich hinauf;“ im Augenblick saß er wieder im Sattel, stieß dem Pferde die Sporen in den Leib, und fort war er mit dem Gelde in der Tasche, das er für das Thier erhalten. In der ersten Bestürzung hatte er so viel Vorsprung bekommen, daß die Kugeln, die man ihm nachschickte, nicht trafen, und nie hörte man wieder, weder von ihm, noch vom Pferde.

A u f l ö s u n g
des Palindroms im vorigen Blatte:

Eber — Rebe.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Am 3. May 1831. wurde zum Vortheile des Regisseurs Friedrich H o p p zum ersten Mahle gegeben: „Die verhängnißvolle Limonade, oder: Liebe und Kabale“ Parodie mit Gesang in zwey Acten. Musik vom Capellmeister Adolph M ü l l e r.

Seit lange her scheint das Publicum schon über die Feststellung des Begriffes einer Parodie zu schwanken, und nicht leicht ist es daher, unbestimmten Forderungen dieser Gattung zu genügen. Wenn die Parodie eines ernsten Gegenstandes durch die Herausbebung der komischen Kehrseite, durch schroffen Gegensatz und durch witzige Laune als erreicht angenommen werden darf, so kann der fraglichen Parodie des Schiller'schen Trauerspiels: „Kabale und Liebe,“ ihre Kompetenz nicht füglich abgesprochen werden. Es war eine um so schwierigere Aufgabe, als B ä u e r l e's geübte Feder bereits früher mit sehr gutem Erfolge mit der Parodie desselben Stoffes vorausgegangen war, und der Verfasser dieser zweyten, den Scenen des Originals folgend, selbst mit Beybehaltung der Personen desselben sich auf die einfachste Behandlung beschränkt, und die Parodie lediglich von den seinen Personen in den Mund gelegten, nicht spärlich angebrachten Witzfunken abhängig gemacht hat. Auch däuchte es uns, als sey nicht Alles aus einem Gusse; sondern es sey an dem Ganzen abgerissen und zugestückelt worden. Nichts destoweniger gefielen einzelne Momente sehr, und die treffliche Darstellung der Louise durch Mad. K n e i s e l, die wir unter ihre vorzüglichsten Rollen zu zählen geneigt sind, und des Ferdinands durch Hrn. S c h o l z, welcher den Sinn der Parodie ganz aufgefaßt hatte, verdienen volle Anerkennung. Auch der Beneficiant, Hr. H o p p stellte den Stadtmusikus Miller recht parodirend dar. Die Musik ist, ein Duett, und das nette Quodlibet der Mad. K n e i s e l ausgenommen, ohne Bedeutung.

M e i s l.

Den 7. d. M. erschien Dlle. F e e y (aus Grätz) in Deinhardstein's classischem Lustspiel: „Hans Sachs“ in der Rolle der Kunigunde. Wir fanden auch in dieser Leistung unser Urtheil, welches wir bey Gelegenheit der Darstellung der Preciosa über sie gefällt, neuerdings bestätigt und ersuchen Dlle. F r e y die ihr dort gegebenen Winke zu beachten. Sie erhielt viele Zeichen der Aufmunterung von dem, dem lieblichen Gaste wohlwollenden Publicum.

Den 9. May zum e r s t e n M a h l e: „der 18. May, oder: die Ausspielung des Theaters,“ locale Gelegenheitsposse in Einem Acte.

Obwohl die Fabel dieses Stückchens ohne aller Verwicklung ist und mehr eine Scene aus dem gewöhnlichen Alltagsleben genannt werden kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Schlag auf Schlag darin enthaltenen Bonmots, dann die glückliche Einflechtung einiger recht guter Anekdoten den Mangel an Handlung vollkommen ersetzen; denn nicht bald wurde in einem kleinen Stückchen so viel gelacht als in diesem. Hr. S c h o l z, der eigentlich der Hebel des Ganzen war, wirkte mit drastischer Komik und auch die HH. H o p p und T h y a m (letzterer als Böhme) trugen viel zur Unterhaltung bey. Mad. K n e i s e l war so subordinirt beschäftigt, daß man nichts von ihr sagen kann, als daß sie eine freundliche E r s c h e i n u n g war.

Vorher wurde das „Schloß Limburg“ gegeben. So sehr wir der Umsicht der Direction dieses Theaters gerne alle Anerkennung schenken, so müssen wir die Wahl von Stücken wie „Hans Sachs“ „Schloß Limburg“ und „Verlegenheit und List“ doch tadeln; es sind diese Stücke aus dem Repertoire unsers ersten Kunsttempels Teutschlands und sie können bey der fleißigsten Darstellung nie den Zuseher befriedigen, um so weniger, als Vergleichungen nie zu vermeiden sind.

Die HH. S p i e l b e r g e r und L u c a s, dann Mad. P a n n und Dlle. C o n d o r u s s i thaten übrigens was sie konnten und erhielten vom Publicum freundliche Zeichen der Zufriedenheit. Dlle. C o n d o r u s s i machen wir aufmerksam sich des Outrirens zu enthalten; nichts schadet der Darstellung eines weiblichen Charakters mehr als das Schreyende im Dialog.

Sans Gêne.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 60 — 19. May 1831.

Der Herr vom Berge.

(Fortsetzung.)

9.

Die Sonne schwand hinter die Berge, riesige Schatten schlichen nach, nicht anders, wie feindliche Gespenster, die ihr göttliches Antlitz scheuen, als Jonas wieder etwas gefaßter, ruhigen Muthes nach seiner Hütte eilte.

Er hatte kaum des Weges Hälfte vollbracht, als er seinem Rosinchen begegnete, das ihm weinend um den Hals fiel und die wenigen Worte stammelte: „Vater! willst du deinen kleinen Conrad noch lebend sehen, so verdoppele deine Schritte; in wenigen Augenblicken hat ihn Gott zu sich genommen."

Einen Augenblick blieb er wie betäubt, wie festgewurzelt stehen; dann stürzte er mehr, als er ging, in seine kleine Behausung — als er den alten Herrn Leopoldus mit wunderlich verzerrtem Antlitz auf und abgehen sah. — Er trug den bereits entschlummerten Engel in seinen Armen. — Mit einem herzzerreißenden Schrey entriß ihm Jonas die theure Last, und stürzte mit ihr in die Knie, rufend: „Herr! du hast gethan nach deinem Willen, gib mir nun auch Kraft, dein wunderbares Gericht zu ertragen!"

Wer nie das eigene, süße Kind an seinem Herzen, auf seinem Arme getragen, kann sich von der Größe eines solchen Verlustes keinen Begriff machen. — Weinend gingen die beyden verlassenen Ältern auf und ab, und Herr Leopoldus lehnte, öfters etwas leise vor sich hinbrummend, in einem Winkel. Jonas mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um die furchtbaren Gedanken niederzuringen, die bey dem Anblicke des lieben Knaben und des seltsamen Gastes in seiner Seele emporstiegen. Nur die Erinnerung an seinen Heiland, der schon sterbend, noch für seine Todfeinde bath, vermochte seine Hände vor blutigem Morde zu bewahren. — Die zahllos vergossenen Thränen und des Tages Müh' und Arbeit führten endlich jenen wohlthätigen Stillstand der früher empörten Gefühle herbey, in welchem der Mensch nur siegreiche Kräfte gewinnt zum Leiden und zum Dulden. — Kaum aber war der Schmerzensmüde entschlummert, als ihn ein lautes Geprassel wieder weckte. — Er sah auf, heiliger Gott im Himmel! die ganze Hütte stand in Flammen. Rasch fuhr er empor, ergriff sein sanft schlummerndes Weib sammt dem kleinen Jonas und stürzte mit ihnen ins Freye. — An ein Löschen, an ein Retten war nicht zu denken; da gedachte er seines lieben dahingeschiedenen Conrads, und wie rasend warf er sich in die brennenden Wände. — Es war ein schauerlicher Anblick, als der arme Vater halb versengt, mit dem kalten starren Herzenskleinod auf den Armen, aus dem Flammenmeere hervorstieg, es an die Brust der

vor Schreck erstarrten Mutter legte, und dann bewußtlos zusammenstürzte.

Als er wieder zu sich kam, und eine Weile um sich sah, war die erste Frage an sein süßes Weib: „Hast du den alten Herrn Leopoldus nicht gesehen?“ — „Nein!“ — erwiederte Rosinchen ängstlich, — „mit keinem Auge,“ und die Hände über den Kopf zusammenschlagend, rief der fromme Jonas: „Gütiger Himmel! so ist unser Gast, der uns Leben und Ehre anvertraute, in Rauch und Flammen umgekommen!“

10.

„Mit Nichten!“ — rief eine Stimme aus dem nächsten Gebüsch, und Herr Leopoldus trat frisch und unversehrt hervor. — „Gott sey gedankt, daß ihr lebt! ich hätte mir euern Tod all' meine Lebenstage nicht vergeben,“ — erwiederte freyer aufathmend Jonas.

„Ja so,“ — lachte Herr Leopoldus, — „da habt ihr aber in eurer Seelenangst den lebenden Gast über dem todten Söhnlein vergessen. — Es wäre alles eins, und der Schaden eben nicht sehr groß. — Nun aber ist es Zeit, daß ihr an euch selbst denkt. — Eure Felder sind verheert, eure Hütte niedergebrannt, das Bischen Vieh in die Welt gelaufen. — Todt liegt euer Söhnlein vor euch, die gute Frau sieht jeden Augenblick ihrem Wochenbette entgegen. — Was nun zu thun? was anzufangen?“

„O so lange mir der liebe Gott diese stark und gesund erhält,“ — rief Jonas, und streckte seine beyden Arme gegen den Himmel, — „soll es uns an dem Nothwendigsten nicht fehlen. — Nur, was das Grab verschlingt,“ — fuhr er mit weicher, gerührter Stimme fort, indem er einen Kuß auf seines kleinen Conrads kalte Stirne drückte, — „ist unwiederbringlich verloren; alles Andere ist durch Fleiß und Thätigkeit wieder zu haben.“

„Ich dächte, lieber Jonas,“ — nahm nun Rosinchen das Wort — „wir zögen vor der Hand zu meinem Vater, er wird uns in der ersten Noth nicht verlassen, und auch Herr Leopoldus wird ihm ein angenehmer Gast seyn.“ — „Das wird er,“ — rief Jonas, und reichte, gleichsam seines Weibes Wort verbürgend, dem alten Herrn die Hand.

„Ihr seyd doch sonderbares Volk!“ — brummte dieser, und schlug ein in die Rechte, — „steckt selbst bis an den Hals in Elend und Trübsal, und habt noch Sinn für die Noth eines Dritten.“

„Ja, alter Herr,“ — erwiederte hierauf äußerst freundlich Rosinchen, — „so hat es uns der liebe Heiland gelehrt, und dem müssen wir hübsch fleißig folgen.“

Jetzt brachen die ersten Morgenstrahlen über die Berge heran, durch die frischen kühlen Lüfte. Einzelne Sangvöglein stiegen jubilirend auf und hinweg über die herrliche Gegend, die wie mit Perlen- und Demantenschmuck geziert vor den Augen der drey Verlassenen lag. — Schweigend hüllte Jonas sein todtes Knäblein in ein Regentuch, und trug es an dem blutenden Vaterherzen hinweg, Rosinchen folgte stillweinend mit dem muntern Kleinen auf dem Arme, und auch Herr Leopoldus trottelte, zuweilen etwas vor sich brummend, den Vorangezogenen nach.

11.

Als der alte Robertus die armen Ausgewanderten erblickte, schlug er entsetzt in die Hände und rief: „Wie, mein Sohn Jonas! du noch hier? schon lange glaubt' ich dich über des Landes Gränzen.“ — „Mich? und warum?“ — erwiederte auf die seltsame Frage Jonas, die theure Bürde von sich legend.

„Die Gerichte ziehen durch die Gebirge und heben alle waffenfähige Mannschaft für das königliche Heer aus. Eine unglückliche Schlacht wurde geschlagen, der Feind ist über die Landesgränze gedrungen und bedroht bereits die Hauptstadt.“

„Und da soll ich auch über die Landesgränzen flieh'n, meinen guten König im Stich lassen?“ — rief rasch aufwallend Jonas, — „und mein liebes Vaterland ist in Gefahr, eines fremden Räubers Beute zu werden? Nun und nimmermehr, Vater! Wie sollte mir ferner eine Frucht gedeihen, die dieser herrliche Boden trägt!“

„Aber dein Weib, deine Kinder?“ jammerte der Alte.

„Eines hat Gott zu sich genommen,“ — erwiederte Jonas mit weicher Stimme, und nahm das Tuch von dem todten Knaben, — „und für die Andern wird er wohl, kraft seiner Barmherzigkeit, schon sorgen.“

„Ein mächtiger Wetterschlag hat meine kleinen Äcker verheert; meine Hütte ist diese Nacht niedergebrannt, und ich sollte kein Herz für das allgemeine Elend haben? — Ich soll mich verbergen und flüchten, wenn unsere Städte und Dörfer von der Feinde Hand angezündet brennen; wenn den Gottessegen unserer Gründe die Hufe ihrer Rosse zermalmen? — Nein, Vater! ich lasse Rosinchen und meinen Kleinen bey euch, und will hinabziehen in das Flachland, und dem Vaterlande geben, was des Vaterlandes ist.“ — „Aber bedenkt doch den Zustand eures Weibes,“ — unterbrach ihn Herr Leopoldus.

„Eben darum! Sollt' ich flüchtig und heimathlos wie

ein geächteter Mörder in fremden Landen herumziehen, und das Raubthier frey im Lande herumwüthen lassen? — Nein! sie mag mir während meiner Abwesenheit einen wackern Jungen bringen, der sich dereinst seines Vaters nicht zu schämen hat. — Gott wird mich und euch Alle beschützen. Wer in solchen bedrängten Zeiten seiner Pflicht nicht treu ist, der ist ein Schuft, und von einem solchen wendet sich des Himmels barmherziges Auge hinweg."

„Recht, mein Jonas," — rief, von des Gatten Muth entzündet, Rosinchen — „ziehe du dem guten Könige zu, ich will daheim bethen und arbeiten, und der liebe Herr Gott wird das Übrige schon machen."

„Ihr seyd doch ein sonderbares Volk!" — rief fast höhnisch Herr Leopoldus; — „habt selbst nichts zu brocken und zu beißen, und schwatzt und thut von allgemeinem Elend, als ob ihr wunder was dabey zu verlieren hättet."

„Das versteht ihr nicht," — rief unwillig Jonas, umarmte rasch Weib und Schwiegervater, küßte noch einmahl sein todtes Knäblein, und war bald aus den Augen der Seinen verschwunden.

(Der Beschluß folgt.)

An einen jungen Dichter.

Fragst du, ob der Pöbel nicht,
  Hoher und gemeiner,
Lob' und tadle dein Gedicht —
O so wärst du wahrlich nicht
  Der Geweihten einer!

Geh' nur auf der Wahrheit Spur,
  Gleich den alten Dichtern,
Treu der besseren Natur
Dichte wahr und edel nur:
  Schelten sie dich nüchtern.

Aber wenn ein Kraftgenie
  Schreyt wie kannibalisch,
Wie in Fieberphantasie:
Ihre Ohren spitzen sie,
  Rufen: Genialisch!

Denn manch' Volk, ein ewig Kind,
  Liebt, ja nur das Grelle,
Liebt, Barbaren gleich gesinnt,
Bunte Farben, Schaum und Wind,
  Klingend Erz und Schelle.

Laß dir, deinen Weg zu geh'n,
  Nicht vom Volk verleiden;
Mögen sie — wie wunderschön!
Sich im Veitstanz heftig dreh'n
  Und Grimassen schneiden.

Freu' dich, wenn ein fühlend Herz
  Innig dich empfindet,
Wenn zu reinem Wonneschmerz,
Wenn zum Aufschwung himmelwärts
  Dein Gedicht entzündet.

G. Zimmermann.

Genua.

Genua besteht aus einer oder zwey Straßen, und tausend kleinen Gäßchen, in welchen die Häuser sieben bis neun Stockwerke hoch, und ungefähr neun Fuß von einander entfernt sind. Tausende von den Einwohnern müssen viele Jahre leben und sterben, ohne jemahls das Antlitz der holden Sonne gesehen zu haben. Die Straßen sind, im Ganzen genommen, reinlich und gut gepflastert, und da weder Wagen, Karren, Pferd, noch Esel oder Maulthier da hinein kann, so stößt man nur auf zweyfüßige Peripathetiker, ohne Gefahr, von dem vierfüßigen Geschlecht beschmutzt oder überfahren zu werden. Vor der Erfindung des Schießpulvers hat keine Armee gegen den Willen der Einwohner in Genua eindringen können, denn jedes Haus ist eine Festung, und jede Straße ein tiefer Graben.

Ich denke mir, daß von allen Städten in der Welt Genua die größte Ähnlichkeit mit dem alten Rom hat, wohl zu merken, ohne Rücksicht auf öffentliche Denkmähler und Großartigkeit. Es gab in dieser ehemahligen Beherrscherinn der Welt ein Verboth, daß die Häuser nicht über neunzig Fuß hoch seyn durften, das ist, meine ich, die Höhe der Häuser in Genua. Die Straßen von Rom können nicht enger gewesen seyn, als die von Genua. Die Wirkung davon ist höchst sonderbar; es ist, als wenn man in einer unterirdischen Stadt wanderte, von deren dunklen Tiefe man schmale Streifen des Himmels in einer großen Höhe bemerkt. Wenn Stürme rasen, wenn Blitze leuchten und der Donner rollt, ist Alles still und dunkel und so ruhig, wie das Grab, in diesen unterirdischen Höhlen, wohin die Strahlen der Sonne nie dringen, wo man nie den Hauch des Windes empfindet, wohin sogar der Regen den Weg nicht findet, als durch die Dachrinnen. Die Folge davon ist, daß die Krämer, Handwerker, kurz Alle, die in den untersten Stockwerken der Häuser eine sitzende Lebensweise führen, in einer Atmosphäre leben, die gleich entfernt ist von den Endpuncten von Hitze und Kälte, denn sie sind eben so verwahrt gegen die sengenden Sonnenstrahlen, wie gegen den kalten Bergwind. Ich bekam erst einen vollkommenen Begriff davon, wie sehr

die Stadt durch diese Bauart geschützt ist, als ich längs einer Häuserreihe am Hafen, die der Sonne ausgesetzt waren, nach dem Leuchtthurme hinausging. Als ich den obern Leuchtthurm (Fanale) bestieg, der an ein felsiges Vorgebirg sich lehnt, in der Nähe vom Molo, um die entzückende Aussicht auf Genua und seine Umgebung zu genießen, wehte der Wind von den Alpen her so heftig, daß ich, obschon gegen atmosphärische Einwirkungen abgehärtet, doch nicht im Stande war, länger als einige Minuten dem eisigen Hauche dieses scharfen Windes zu widerstehen, und genöthigt wurde, unter einen Verschlag zu treten, um nicht den Athem zu verlieren. Die Aussicht war so bezaubernd, daß ich auf diesem hohen Standpuncte beynahe eine Stunde verweilte, bis ein Fieberschauer und ein heftiger Reiz zum Husten mich daran erinnerte, daß es Zeit sey herabzusteigen. Als ich wieder in die Stadt trat, war ich erstaunt über den Unterschied der Temperatur; es war keine Spur von dem heftigen Winde, und statt der schneidenden Kälte empfand ich eine wohlthätige Wärme.

(Der Schluß folgt.)

Notizen.

Concert des Capellmeisters Conradin Kreutzer.

Wenn es in der jetzigen musikalischen Epoche, wo der Geschmack des Publicums so verfeinert, und daher die Anforderungen an den Compositeur im Ganzen höher gestellt sind, ziemlich schwierig erscheint, die flüchtige Aufmerksamkeit der größern Menge durch ein neues Weck anhaltend und bleibend zu fesseln; wenn besonders Opern, womit wir aus dem Süden her überflüssig versehen werden, immer neuer und kostspieliger Hebel bedürfen, um einen allgemeinen Werth zu behaupten; wenn jetzt nur das Genie mit dem gewaltigen Regen seiner Zauberschwingen die erschlaffte Nervenfaser der musicalischen Receptivität aufzuregen vermag, so ist es den Bühnendirectionen kaum zu verdenken, wenn sie dem philantropischen Projecte, die Werke vaterländischer Compositeure auf Risiko ins Leben zu bringen entsagen, und die nun einmahl von der Mode dressirten Steckenpferde uns immerdar voreeiten, oder auch dann und wann mit klassischen Schöpfungen abwechseln. Um so dankenswerther erscheint es bey diesem Zustande der Dinge, wenn ein Mann, wie Hr. Capellmeister Kreutzer, der so Vieles und Verdienstliches geleistet hat, keine Mühe scheut, uns die neuesten Kinder seiner schöpferischen Muse en miniature zu zeigen, und uns so gleichsam den Maßstab angibt, den wie an das Ganze anzulegen haben. Die Academie, welche Sonntag den 1. May im k. k. kleinen Redoutensaale statt fand, bestand aus sechs Nummern, welche mit Ausnahme einer Einzigen von der Composition des Concertgebers waren. — Hier glauben wir nun vor allem die Ouveeture und das Finale aus der Oper: „Der Lastträger an der Themse“ des Conceetgebers neuestem Werke, erwähnen zu müssen. Die Ouverture zeigt uns ein kraftvolles Tongemählde, welches uns auf einen mehr sentimentalen Charakter des Ganzen schliessen läßt, wogegen das Finale, ein schönes Maestoso, südliches Feuer und Leben athmet, und uns zugleich das Bild voehergegangner inhaltseeicher Scenen vorrückt. Beyde Stücke wurden mit großer Präcision ausgeführt. Nue mußte Referent bedauern, daß unser trefflicher Tietze, wahrscheinlich durch wichtige Hindernisse abgehalten, seinen Platz einem Chorsänger übeelassen mußte. Auf jeden Fall aber hätte dieses feüher angekündigt werden sollen, wie es die gebührende Achtung vor dem Publicum erfoedert. — Eine Dilettantinn, Frau v. Schodl, trug eine, versteht sich von dem Concertgebee componirte, Arie vor. Referent ist überzeugt, daß selbst von dem genialen Rossini in diesem Genre nichts Dankbareres und Brillanteres geschrieben worden ist. Der interessante Kampf deutschen Ernstes und italienischer Tändeley erscheint hiee gleichsam personificirt, und wir mußten uns irren, wenn unsere Bravoursängerinnen nicht bald auf diese glänzende Beute Jagd machten. In Frau v. Schodl, deren schöne Stimme und gebildeter Vortrag in den geselligen Kreisen unserer Kaiserstadt bekannt ist, lernte heute zum ersten Mahle auch das größere Publicum eine Sängeeinn kennen, welche vom wahren Beeuf auf diese, nur von zu vielen alltäglichen Reisenden zertretene Bahn geführt worden. Ihre Sopranstimme ist rein, voll und sehr lieblich, ihr Umfang bedeutend, und auch das Technische der Kunst scheint sie sich tüchtig angeeignet zu haben. Sie wurde zweymahl gerufen, was denn doch auch in unseren beyfallsschwangern Zeiten ein Beweis wahren Verdienstes zu seyn scheint. — Dlle. Sedlak trug den ersten Satz eines Conceetes auf dem Piano mit vieler Präcision vor und eehielt viel Beyfall. Übrigens scheint Referent diese Composition nicht zu den dankbarsten ihrer Art zu gehören. — Als die genußvollsten Augenblicke dieser schönen Stunden aber rufen wir uns mit ungeheuchelter Sehnsucht die Momente zurück, welche uns der unübertreffliche Wild durch den Vortrag der Beethovenschen Adelaide zu Kelchen des süßesten Nektars gestaltete. Möge er eecht bald mit den Lorbeerkränzen, welche die Anerkennung seiner gewaltigen Keaft auch jenseits der Kaepathen ihm flechten wird, in unsere Mauern wiederkeheen! „Die Post,“ ein Lied mit Violoncellbegleitung, von Wild und Merk unveegleichlich schön vorgetragen, machte im buchstäblichen Sinne Fuoore und mußte wiedeeholt werden. Im höchsten Grade entzückt schied man aus diesem Conceete, welches in jeder Hinsicht etwas Ausgezeichnetes genannt zu werden verdient.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 61 — 21. May 1831.

Der Herr vom Berge.

(Beschluß.)

12.

Die Sonne dieses schicksalsvollen Tages war bereits zur Ruhe gegangen: Vater Robertus saß mit seinem Heupferdchen (das nun freylich nicht mehr so freudig umhersprang, wie in den früheren schönen Zeiten) und mit dem alten grämischen Herrn Leopoldus an dem schmalen Tische, als die Thür aufsprang und Jonas, friedlich gerüstet, wie er weggegangen war, hereinstürzte.

„Da habt ihr mich wieder!“ — rief er in des greisen Vaters, in des süßen jungen Weibes Armen, — „es war eitel Lug und Trug, und ein Paar boshafte Gesellen haben euch, mein theurer, alter Robertus, geneckt und geäfft. Der schönste Friede blüht in Böhmen, und wir kennen keinen Feind, weder dießseits, noch jenseits unserer Landesgränzen.“

„Nun, Gott sey gelobt!“ — riefen Vater und Tochter, in dem frommen Gedanken sich begegnend. — „Ja, das sey er!“ — fuhr Jonas fort, und warf einen schweren Seckel auf den Tisch, daß die schönen glänzenden Gold- und Silberstücke hervorrollten, — „seht nur, welch' einen Fund ich kaum zwey Gewende Wegs von hier gethan. Zwar kann ich es nicht mein Eigenthum nennen, und mit Sonnenaufgang trag' ich es zu dem nächsten Gerichte. — Allein ich denke, der Mann, der es verlor, dürfte mir aus Erkenntlichkeit doch ein Paar von diesen schmucken Füchsen vorspannen, und dann hat unsere bitterste Noth ziemlich ihr Ende erreicht. Sagt' ich es doch immer, wer auf Gott vertraut, hat nicht auf Sand gebaut!“

Viel des Herzensfreudigen sprachen nun die sich Wiedergegebenen bis tief in die Nacht. Endlich suchte Jedes das reinliche Lager. — Schon lagen Alle in des süßesten Schlummers Armen, als es plötzlich an die Thür pochte, und wie diese geöffnet wurde, eine Schaar von Bewaffneten hineindrang. Ohne ein Wort zu sprechen, banden sie den erstaunten Jonas und entfernten sich wieder. — Nur als Rosinchen weinend um die Ursache einer solchen schmählichen Behandlung frug, ließ sich Einer von ihnen vernehmen: „In acht Tagen könnt ihr den Mörder am Galgen sehen!“

Rasch ging es nun mit dem armen Jonas nach dem nächsten Städtchen, wo er alsogleich in einen finstern Kerker geworfen wurde. — Zwar erhielt ihn das Gefühl und das Bewußtseyn seiner Unschuld aufrecht; doch fiel ihm dieser neue Schicksalswechsel überaus schmerzlich.

Nach einigen Stunden wurde er vor das Gericht gestellt, bey dem er des Mordes an einem reichen Handelsmanne aus der Umgegend angeklagt war. Mehrere Bauern, unter denen er mit Entsetzen den alten

Herrn Leopoldus zu erkennen glaubte, traten gegen ihn als Augenzeugen seiner Unthat auf, und nach dem Gerichtsgange jener Zeit war in wenigen Stunden der Stab über ihn gebrochen.

13.

Da lag nun der arme in Ketten geschlagene Jonas, eine nahe Beute des schändlichsten Todes, auf den wenigen Strohhalmen, die sein Schmerzenslager bildeten, als sich die eiserne, schwer verriegelte Thür aufthat, und Herr Leopoldus, wie er leibte und lebte, hereintrat. „Ich muß euch denn doch," — sprach dieser nach einer kleinen Pause, — „vor eurem seligen Ende einen Besuch abstatten, und euch über manche gute und böse Dinge Aufschluß geben. — Wisset, daß ich euer grimmigster Feind bin, und ein Erzbösewicht obendrein, wie es die Leute zu nennen belieben. — Von Jugend an war Morden und Todtschlagen, Sengen und Brennen mein liebster Zeitvertreib, und wenn ich einen Menschen verderben konnte, geschah es immer von ganzem Herzen. — Ich war es, der eurem Söhnleiu tödtliches Gift einflößte in den zarten Körper; der eure Hütte anzündete, auf daß ihr sammt den Euren elendiglich in den Flammen umkommen solltet; ich war es endlich, der durch seine Zeugenschaft und Aussage gegen euch entschied, und euch an den lichten Galgen bringt. — So bunt hatt' ich es noch niemahls gethan, und wenn ich an Alles denke, was ich gegen euch verübt, so wird mir wirklich etwas flau zu Muthe. Doch geschehen ist geschehen; ihr seyd ein guter Christ, und könnt somit schon etwas vertragen. — Darum verzeiht mir auch Alles, was ich an euch gethan, es ist nur um des Ungewissen willen. — Man weiß nicht, wie es da drüben aussieht, und leicht könnte mir mein Verschulden gegen euch dereinst hoch angerechnet werden. Also reicht mir eure Hand, und macht mir das Herz etwas freyer schlagen."

Der fromme Jonas reichte ihm nach Begehren die Hand und sprach: „Möge euch Gott weder hier, noch jenseits entgelten lassen, was ihr an mir verbrochen habt; vielmehr möge er kraft seiner Barmherzigkeit euer Allerinnerstes erleuchten, auf daß ihr nicht euer ewiges Seelenheil verscherzet."

„Ihr seyd mir doch ein sonderbares Volk!" — rief Herr Leopoldus zu wiederhohlten Mahlen und entfernte sich, ohne weiter ein Sterbenswörtchen zu verlieren.

Unter frommer Erwägung seines nahen unverdienten Leidens und Sterbens war die letzte Lebensfrist dem armen Jonas verstrichen. Schon scholl seine gräuliche Todesstunde vom hohen Thurme herab, als sich abermahls die Thür öffnete, sein Kerkermeister eintrat, ihm die Ketten abnahm, und den Verwunderten neuerdings vor das versammelte Gericht führte. — Hier erfuhr er mit freudigem Schreck, seine Unschuld sey an den Tag gekommen und der wahre Thäter bereits eingebracht. — Er erhielt ein schriftliches Zeugniß, wie er schuldlos verhaftet worden, und auf den Tod gesessen, und wurde sodann entlassen.

Jubelnd eilte Jonas in seine Berge, und als er in seines Schwiegervaters Hütte trat, sah er den gottlosen Herrn Leopoldus wohlgemuth unter den Seinen sitzen.

14.

Als der fromme Jonas in seines süßen Weibes Arme stürzte, entfernte sich stillschweigend Leopoldus, kehrte aber bald wieder zurück, und hatte den kleinen Conrad frisch und lebendig auf dem Arme.

„Ihr seyd doch ein wunderbares Volk, ihr Menschen!" — redete die Erstaunten Herr Leopoldus an, — „und nie hätt' ich geglaubt, da ich so manches Böse von euch erfahren, so viel Gutes in euch zu finden!" — „Wisset, ich bin der Herr vom Berge, von dem Volke, zu Manches Schaden, spottweise Rübezahl geheißen, und habe diese Gestalt angenommen, um euch, die ich so oft in eurem stillen Glücke belauschte, zu prüfen. Ich habe alles Mögliche, ja, das Ungeheuerste an euch versucht, und ihr habt Alles unerschütterlich bestanden. — Seyd nun fernerhin so glücklich, als ihr es verdient. Hier habt ihr euer süßes Küchelchen frisch und gesund wieder, unverletzt stehen eure Saaten, unberührt eure Hütte wieder. — Für das Übrige laßt den guten alten Berggeist sorgen.

Er verschwand, und hielt bis in die fernste Zukunft redlich sein Wort. Herrliche Jahre gingen über den Scheiteln der Glücklichen dahin, hundertfältig gedieh die Arbeit ihrer Hände, und noch jetzt blüht die Nachkommenschaft des guten Jonas fromm und wohlbegütert.

Dreysylbige Charade.

Die Erste schätzt der Landmann als ein Gut,
Wovon er sich ernährt und seine Heerden,
Und niemahls kann, was wahrhaft auf ihr ruht,
Mit Recht von Gegnern angefochten werden.

Die Zweyte Schiffe in Gefahr versetzt
An heulender Charybde schroffen Riffen;
Und doch wird sie im Werthe hoch geschätzt,
Wenn sie auch wäre noch so ungeschliffen.

Das Ganze gleicht der Wurzel an dem Baum,
Bestimmt als Stütze ihm auch Kraft zu geben,
Es biegt sich in der Ersten dunklem Raum
Wo kolossale Werke sich erheben.

J. Schöner.

Genua.

(Beschluß.)

Diese Thatsache beweiset, wie klug es war, in Italien und überhaupt in Ländern, die einer großen Temperaturverschiedenheit unterworfen sind, Städte zu bauen mit hohen Häusern und engen Straßen. Unter allen Völkern des Ostens hat dieselbe Naturnothwendigkeit zu denselben Schutzmitteln gezwungen. Die Türken, die Hindus bewahren sich durch enge Straßen gegen die Sonnenstrahlen, und ihre Häuser haben dicke Mauern und dunkle Zimmer, deren kleine Fenster nach einem Hofe hinausgehen, der in der Mitte des Gebäudes liegt, und ebenfalls halb bedeckt ist; die Römer ahmten hierin den Griechen nach, und den Italienern ist es zur zweyten Natur geworden. In Genua empfand ich, daß die Alten Recht hatten, die, wie Tacitus in seinen Annalen berichtet, Nero's Plan tadelten, wonach Rom mit großen und weiten Straßen erbaut werden sollte; auch sind noch heutigen Tages die offensten und freyesten Theile von Rom in der heißen Jahreszeit die allerungesundesten. Genua ist in Folge seiner Lage und Bauart ein sehr geeigneter Aufenthalt für Brustkranke, die so, wie Alle, welche irgend einen organischen Fehler haben, nicht ängstlich genug jeder Art von Aufreizung aus dem Wege gehen können.

Die Lage von Genua hat viel Ähnlichkeit mit der von Neapel, indem beyde auf dem Abhang eines Felsens gebaut sind, der sich bis an das Meer herabzieht. Aber in Genua ist jede Felsenspitze, jede Klippe mit Kanonen besetzt, und ein weiter Hafen ist mit Schiffen bedeckt. Die ganze Stadt hat das Ansehen von Wohlstand und Gedeihen, und ist die einzige Stadt zwischen den Alpen und Calabrien, die in der äußeren Erscheinung diese Vorzüge andeutet; wenn man vom Meere aus, vom Leuchtthurme, oder von einer anderen Höhe die Stadt betrachtet, so nehmen die schneeweißen Häuser, Festungsmauern und Villen sich besonders gut aus.

Der erste Gegenstand der Neugierde eines Fremden in Genua ist gewöhnlich die Strada nuova mit den prächtigen Pallästen. Die Prachtgebäude scheinen nur da zu seyn, um von Fremden besehen zu werden, ohne den Eigenthümern irgend einen andern Genuß, als den der Eitelkeit zu gewähren, deßhalb bezahlen die Bedienten hier solchen Herrschaften eine Art von Pacht für das Recht, das Trinkgeld der Fremden für sich behalten zu dürfen. Die schönsten sind Palazzo ducale und die von Durazzo, Balbi, Doria, Spinola, besonders aber Palazzo-Serra mit einem großen Saal.

Stern, Diamant und Rose.

Ich sah, als sanfter noch der Zephyr wehte,
Der Blumen Schmelz auf den smaragdnen Triften:
Als Königinn an Farbenglanz und Düften
Begrüßte mich die Rose von dem Beete.

Ich sah, als ich der Erde Mark durchspähte,
Den Diamant als König in den Klüften;
Als durch des Himmels Meer die Sterne schifften,
Der schönste war der Freund der Morgenröthe.

Doch als ich dich in holder Mädchen Kranze,
Der Sonne gleich, an Schönheit prangen sah,
Da mußt' ich dich als Königinn begrüßen.

Bewundernd liegt die Schöpfung dir zu Füßen:
Stern, Diamant und Rose weichen ja,
O Königinn der Herzen! deinem Glanze.

Eduard v. Doner.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 13. May zum ersten Mahl bey Aufstellung eines lebendigen Theaters mit Arrangement von Carl: „Die Regiments-Cassa, oder: das erstürmte Lager.“ Großes Spectakel-Schauspiel in drey Acten mit Musik von Capellmeister Reuling.

Motto: Wir sah'n in eine grüne Weite,
Sie hatte ihre Länge — ihre Breite,

Die Direction dieses Theaters hat durch unermüdliches Raffinement allerdings seit längerer Zeit Abwechslung in das Repertoir und selbst die schöne Jahreszeit um ihre herrlichen Abende zu Gunsten ihrer Productionen zu bringen gewußt, wie es die Aufstellung lebendiger Bäume bey der Darstellung angemessener Spectakel-

stücke im vorigen Sommer noch bewiesen hat. Allein es ist, als ob das Glück, welches bisher die kühnsten Unternehmungen dieser Direction begünstigte, dieselbe in ihrem Selbstvertrauen zu weit geführt hätte; denn sonst würde sie uns unmöglich im Gegensatze mit der früheren verständigen Wahl — die gegenwärtige „durch und durch mißlungene“ Production vorgeführt haben. Wir gehen zu den Beweisen über:

Die gleich beym Beginn des Stückes sich zeigende Gartendecoration mit dem practikablen Glashause besticht auf den ersten Blick das Auge; allein sehr bald zeigt uns die besonnene Überlegung, daß diese fürstliche Pracht des Gartens im Widerspruch mit den ärmlichen Umständen des Haupteinnehmers steht. Wir lernen ferner in diesem Einnehmer einen so schwachköpfigen Menschen kennen, daß wir nicht einmahl seines Patriotismus uns erfreuen können, denn wer so beschränkt im Geiste ist, daß er einen so kriechenden Heuchler, wie Börner es ist — zum Depositeur des wichtigsten Geheimnisses machen kann, und wer seiner Haushälterinn, wenn sie auch die Erzieherinn seiner Kinder war — solche Schmähungen gestattet, wie wir sie zu unserm Leidwesen anzuhören gezwungen waren; ein solcher Mann kann keine Theilnahme erwecken. Eine lästigere Plauderinn, so wiederhohlt dieser Charakter auch auf der Bühne schon ist, haben wir zu unserm Glück nie früher vernommen; wir bedauern, nächst dem Auditorium die Mad. Fehringer für die undankbare Mühe, die sie sich mit der Darstellung dieser Rolle zum Nachtheil ihrer Lunge gegeben hat.

Das sogenannte „Lagerfest“ steht weit hinter allen bereits gesehenen ähnlichen militärischen Tanzevolutionen zurück, und ließ uns nichts von Genialität des Erfinders entdecken. Die Erscheinung des Herzogs, den Hr. Spielberger zwar nach Kräften, aber im Werth weit hinter der von Töpfer und Sandner gelieferten Maske repräsentirte, schien plötzlich neues Leben in die Handlung zu bringen; allein störend trat uns der ungeschliffene Wachtmeister Hubert (Hr. Carl) entgegen, dessen ganze Spaßscenen in Gegenwart eines so hohen Herrn uns unziemlich und verletzend schienen; wir wollen des mehr als outrirten Dialoges mit seiner Geliebten gar nicht erwähnen.

Die höchste Unwahrscheinlichkeit, die selbst iene der französischen Rettungscomödien weit übertrifft, biethet uns endlich die Gefangennehmung der Haushälterinn, die in die geplünderte Regimentscassatruhe eingesperrt, während zwey Gefechten herumgeführt wird und die am folgenden Tage noch lebendig aus diesem Grabe ersteht, zum erfreulichen Beweise, daß man nur mit einer solchen Lunge, wie sie früher uns beurkundet hat, 24 Stunden lang in einem so engen Raum athmen und leben kann.

Auch das Arrangement der Gefechte schien uns dießmahl den vorhergegangenen weit nachzustehen. Wir rathen der Direction, Gefechte künftig immer nur in der Entfernung, halb verdeckt von Gebüschen, wie es hier so leicht gestellt werden konnte, und ohne einem so widerlichen Schlachtgeschrey ausführen zu lassen; nur auf diese Art ist es möglich, das Bild einer Schlacht mit einiger Wahrscheinlichkeit auf der Bühne aufzustellen.

Von der Musik des Hrn. Capellmeisters Reuling können wir nur des Marschs im zweyten Act lobend erwähnen. Die Darstellung geschah ohne Souffleur. Das Ganze wurde im Einklang mit gegenwärtigem Urtheile aufgenommen.

Sans Gêne.

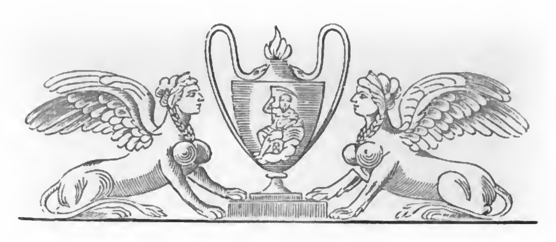
Concert der Mad. Parravicini.

Am 8. May gab Mad. Parravicini im k. k. kleinen Redoutensaale ein Concert, in welchem sie den größten Theil eines von Rud. Kreutzer componirten Concertes vortrug. Wenn es überhaupt eine seltene Erscheinung ist, daß eine Frau die Violine zu behandeln versteht, so muß man der Kraft und Energie, mit welcher die Künstlerinn den Bogen führt, seine aufrichtige Bewunderung zollen. Man sieht, daß nur eine langjährige Übung und vollkommene Vertrautheit mit dem Instrumente sie auf diese Stufe zu stellen vermochte, die sie einnimmt, muß aber um so mehr bedauern, daß ihr Genie sie auf eine Bahn geführt, welche für eine Frau mehr Dornen als Rosen trägt. Möge sie die Anerkennung finden, welche ihrem Talente und ihrer Ausdauer gebührt, und den Lohn ihrer Bemühungen ernten! — Die k. sächsische Hofopernsängerinn Dlle. Emmering sang eine Arie aus der Semiramide, und ein Duett aus derselben Oper mit Dlle. Ehnes und ließ uns in beyden Stücken ihre starke vollklingende Altstimme und ihre treffliche Schule bewundern. Diese brave Sängerinn hat sich uns in letzterer Zeit in mehrern Concerten gezeigt, und Referent glaubt nach reiflicher Überlegung nichts als einige Unvollkommenheit in den Läufen rügen zu müssen. — Auch Dlle. Ehnes entwickelte eine schöne, reine, vollkommen ausgebildete Sopranstimme, welche bey fortgesetzter, anhaltender Übung glänzende Früchte zu tragen verspricht. Besonders lieblich war der Vortrag des wunderschönen Liedchens, „das Röschen,“ gedichtet von Herzenskron, welches der Compositeur Hr. Lewy d. j. mit unnachahmlicher Zartheit auf dem Waldhorn begleitete. Die Anmuth der Composition, so wie die vollendete Ausführung bewirkten, daß die Wiederhohlung stürmisch verlangt wurde. Auch das Duett aus der Semiramide, ein höchst ansprechendes Tonstück, erfreute sich eines ausgezeichneten Beyfalls. Dlle. Müller, k. k. Hofschauspielerinn, entzückte uns wieder durch den unübertrefflich schönen Vortrag des artigen Gedichtes: „die Rede von Nichts,“ von Theodor Hell. Eine Production der Beethovenschen Ouvertüre von Prometheus, statt der angekündigten Mozart'schen wegen eingetretener Hindernisse substituirt, ließ in mancher Hinsicht vieles zu wünschen übrig.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 62 — 24. May 1831.

Die geheimnißvolle Braut.

Nach dem Englischen des Schäfers von Ettrick.

> War so was wirklich hier, wovon wir sprechen?
> Oder aßen wir von jener tollen Wurzel,
> Die den Verstand gefangen nimmt?
>
> Shakespeare.

Eine Menge Leute fangen heutzutage an zu behaupten, es gebe keine Gespenster, keine dem menschlichen Auge sichtbare Geister. Ja sogar Sir Walter Scott ist abtrünnig geworden, und sucht mit seinen aus Glauben und Unglauben zusammengesetzten Geschichten kaltes Wasser auf die zuverlässigsten, obgleich am wenigsten handgreiflichen Erscheinungen der menschlichen Natur zu gießen. Die Leute sind nicht klug; ehe sie dergleichen behaupteten, hätten sie seyn sollen, wo ich oft gewesen bin, und wo der Laird von Birkendelly am Vorabend des St. Lorenztages im Jahr 1777, und mehrere Mahle nachher war.

Der Leser dieser Begebenheit, die sich zu meiner Zeit zugetragen, wisse also, daß der Weg von Birkendelly nach dem großen Dorfe Balmawhapple zwischen zwey so dichten Dornhecken läuft, daß kein Kaninchen durchkriechen könnte. Auf diesem Wege nun ritt der Laird von Birkendelly an dem genannten Abende. Den Hut auf einem Ohr, und mit der Peitsche auf dem Sattelknopf trommelnd, trällerte er sorglos ein Lied; da sah er auf einmahl eine kurze Strecke vor sich eine ungemein schöne Frauengestalt, welche in derselben Richtung ging, wie er. „Aha,“ sagte der Laird zu sich selbst, „das ist ja ein herrlicher Magnet! Aber wo kann sie hergekommen seyn, da ich sie erst diesen Augenblick zu Gesicht bekomme? So was Schönes ist mir denn doch in meinem Leben nicht vorgekommen! Ich wollte, ich wäre ihr Liebhaber, und sie hätte mich hieher bestellt!“ Indem der junge Mann dieses halblaut vor sich hin murmelte, sah sich die Schöne um, und zwar mit einem Blick, der ihm zu sagen schien, sie wisse, was er sich eben gewünscht, verschwand aber sogleich hinter einer Anhöhe, die man in der Gegend Birky-Brow nennt. „Geh' du nur!“ sprach er, „ich sehe schon, es wird nicht schwer halten, dich einzuhohlen; ausweichen kann sie mir nicht, und ich erreiche sie, ehe sie noch an den Rehstall kommt.“ Mit diesen Worten beschleunigte er den Schritt seines Pferdes, sang aber nicht mehr, denn es wurde ihm wunderlich eng ums Herz, und er sagte oft zu sich selbst: „Ein schönes Weib, wahrhaftig ein schönes Weib! Aber wie mag sie so allein hieher kommen? sonderbar!“

Als er den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte, war sie nicht mehr zu sehen, und doch überblickte er jetzt ein größeres Stück der Straße als vorher. Dieß däuchte ihm immer sonderbarer, und da er meinte, sie wolle ihm entfliehen, obgleich sie vorher auf ihn zu warten geschienen, setzte er sich in scharfen Trab; bey jeder

Biegung des Weges meinte er sie zu finden, aber immer vergebens. Sein Ritt ward immer schärfer, und er flog in gestrecktem Galopp hin, da rief ihm auf einmahl eine Stimme entgegen: „Holla, Birkendelly! wo zum Henker fliegst du denn hin!" Der Frager war sein Freund Macmurdie von Aulton. „Ich reite einem Weibsbild nach," erwiederte der Laird ganz unbefangen. „Nun, die kann dir auf die Weise nicht entgehen, wenn sie nicht in der Luft davon fliegt." — „Das wäre so unwahrscheinlich nicht. Ist sie weit voraus?" — „Wo voraus?" — „Auf dieser Straße." — „Auf dieser Straße? Birkendelly, du bist verrückt; ich bin auf dem ganzen Weg keiner Menschenseele begegnet, und auf dem Wege, den du gekommen bist, hat sie unmöglich ausbiegen können." — „Das weiß ich wohl," erwiederte der Andere und biß sich in die Lippen; „das ist es eben, was mich confus macht. So eben war ich ganz nah bey ihr auf dem Birky-Brow, und wenn ich mir's bedenke, so kann sie noch gar nicht so weit seyn. Sie hatte ein schneeweißes Kleid an, ein kleines grünes Hütchen mit Federn und einem grünen Schleyer auf dem Kopf, der über ihre linke Schulter und bis mitten auf den Rücken herabfiel; es war eine so einnehmende Gestalt, daß Niemand hätte an ihr vorbeygehen können, ohne sie anzusehen. Aber scherzest du nicht mit mir? bist du ihr wirklich nicht begegnet?" — „Bey meiner Ehre, nein. Aber komm nur mit zurück, da werden wir ihr wohl begegnen; wahrscheinlich hat sie dich vorbeysprengen lassen. Ich habe nur in der Mühle wegen Gerste für die Branntweinbrennerey nachzufragen und will mit dir ins Dorf zurückreiten." Birkendelly begleitete seinen Freund; dieser bemerkte, daß der Laird ernsthaft und nachdenklich aussah, und vermochte kein Wort aus ihm herauszubringen, außer von der lieblichen Erscheinung mit dem weißen Kleide und dem grünen Schleyer. Und sieh, als sie den Gipfel von Birky-Brow erreicht hatten, da war das Mädchen wieder vor ihnen, und zwar auf demselben Fleck, wo sie der Laird vorher gesehen hatte, nur daß sie jetzt in der entgegengesetzten Richtung hinging. „Nun, sonderbarer ist mir doch noch nichts vorgekommen!" rief der Laird. „Was denn?" fragte Macmurdie. „Daß mir das Mädchen hat entschlüpfen können; sieh, da ist es wieder." — „Wo? ich sehe nichts." — „Dort in der Biegung; doch du bist kurzsichtig; da geht sie eben die andere Anhöhe hinauf, mit dem weißen Kleid und grünen Schleyer, gerade wie ich sie beschrieben habe. Welch ein liebenswürdiges Geschöpf!" — „Nun," sprach der Andere, „da wir sie so nah vor uns haben, müssen wir bald sehen, wer sie ist." Zwischen dem Birky-Brow und der nächsten Anhöhe bildet die Straße an der Stelle, wo sie am niedrigsten liegt, einen stumpfen Winkel, wo die beyden Freunde nothwendig den Gegenstand, den sie zu erreichen suchten, aus dem Gesichte verlieren mußten. Aber sie ritten rasch zu, kamen bald um den Winkel herum, und sahen — kein Mädchen. Sie sprengten die Anhöhe hinan, von wo aus sie eine sehr lange Strecke des Weges überblicken konnten, aber kein menschliches Geschöpf war zu sehen. Der Laird wurde todtenblaß; die Begebenheit fiel ihm um so schwerer auf's Herz, da er sich eben entsann, sein ganzes Leben hindurch öfter eine ähnliche Gestalt in seinen Träumen erblickt zu haben, mit der es eine schreckliche Bewandtniß habe, ohne daß er sich recht zu erinnern wußte, was für eine. Umsonst bemühte sich sein Freund, ihn aufzuheitern und ihm seine bösen Ahnungen wegzuscherzen, und als er sah, daß er in sich selbst versunken blieb, und auch keine Lust bezeugte, die Stelle zu verlassen, so wünschte er ihm endlich guten Abend und trabte allein der Mühle zu, während der Laird langsam nach dem Dorfe umlenkte.

Sein Inneres war tief ergriffen, die Schönheit der Gestalt hatte sein Herz unwiederbringlich gefesselt. Während er in tiefem Sinnen die heutige Erscheinung mit den Bildern seiner Träume zusammenhielt, blickte er einmahl auf, und sieh — da war die Schöne wieder an der nähmlichen Stelle, wo er sie zum ersten Mahl erblickt, und ging gelassen vor ihm die Anhöhe hinauf. Die Sonne war inzwischen untergegangen, aber es war ein heiterer Augustabend und alle Gegenstände lagen im hellen Lichte. Ergriffen von unwiderstehlicher Sehnsucht, mit dem räthselhaften Wesen zu reden, rief er ihr zu, sie möchte doch warten. Das Mädchen nickte willfährig und verkürzte seine Schritte. Als er um die Hecke kam, war sie noch immer da, aber schon oben auf der Anhöhe. Sie wandte sich um, grüßte ihn mit einem bezaubernden Lächeln und einer freundlichen Verneigung, und ging dann wieder langsam vorwärts. Allmählig verschwand sie hinter der Anhöhe, aber immer noch sah er den Hut und die Federn so nahe vor sich winken, daß er sie hätte mit einer Angelruthe erreichen können; jetzt war er selbst auf dem Gipfel, aber das Mädchen war verschwunden. Nun zitterte er am ganzen Leibe, jetzt fürchtete er eben so sehr, dem Phantom wieder zu begegnen, als er ihm so eben noch eifrig nachgestrebt hatte. Er ritt also gerade nach dem Dorfe, wohin er Geschäfte halber hatte gehen wollen, und kehrte in dem Gasthof ein; da hier bald sein Freund Macmur-

die zu ihm stieß, so ward bis spät in die Nacht getrunken, gescherzt, gestritten, aber der Laird ließ es sich nicht ausreden, er habe die Person im weißen Kleide und grünen Hut wirklich gesehen, und sie sey die Person, welche ihm die Vorsehung zur Gattinn bestimmt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Frühling.

Was wirbelst, Lerche du! so heiter
Dort oben in den blauen Höh'n?
Steigst aufwärts an der Himmelsleiter,
Daß kaum mein Aug dich mehr mag seh'n?
Was dringt dein Jubel so beredt
In meine Seele, froh gestimmt?
Ist's, weil die Saat so üppig steht,
Weil, demantgleich, der Thau drauf glimmt? —
Weil du die Fluren, erst noch wüste,
In frischer Jugendblüthe schaust?
Und du des Lebens neue Lüste
Auf der Natur Erwachen bau'st? —
O! ich verstehe deine Lieder,
Sing' sie nach meiner Weise mit;
Blick' nicht so spöttelnd auf mich nieder,
Weil nur am Boden fußt mein Tritt;
Hätt' ich, wie du, ein Schwingenpaar,
Ich flög' im Jubel meiner Lust
Wohl höher, denn der kühnste Aar.
Auch mir füllt Wonne ja die Brust! —

Was tändelst, Fischlein du! so munter
Im hellen Bach dort am Gestein?
Sonn'st auf der Welle dich, tauch'st unter
Und schlürf'st die kühlen Wässer ein? —
Ist's, weil des Eises Last gewichen,
Weil schäumend, rasch die Woge eilt?
Weil, nicht durch frost'gen Schnee verblichen,
Frisch duftend hier das Veilchen weilt? —
Weil im Krystall der grünen Tiefen
Du nun dein Bild siehst conterfey't?
Zum Schein die Mächte nur erschliefen,
Die sich zur vor'gen Pracht erneu't? —
O! ich versteh' dein hastig Schwimmen
Dort in dem zitternd, hellen Bach,
Möcht' jene Felsenhöh' erklimmen
Und freudig dir dann schwimmen nach
Bis in des Oceans Gewässer,
Bis an der Sonn' Ruhestätte hin,
Denn wahrlich! wohl schwämm' ich noch besser,
Mich lenkt anbethungsfrommer Sinn!

Was Biene! schwärmt dein emsig Völkchen
So hastig durch der Wiesen Grün?
Summt durch des Morgens Nebelwölkchen
Zum Schmelz der Au'n so eifrig hin? —
Ist's, weil der Blüthen flaum'ge Flocken,
Der Blumen duft'ger Hauch und Glanz
Dich zum Genuß des Schwelgens locken,
Zum frohen, leichtbewegten Tanz? —
Ist's, weil du sorglich nur dich strebest
Nach Wintervorrath, bang besorgt,
Daß schlimmre Zeiten du erlebest,
Wo karger Boden dir nichts borgt? —
O nicht doch! — jeder Kleinmuth schwindet
Im Schooß der allversorgenden Natur!
Wo jeglich Wesen Nahrung findet
Und heitrer Freuden reiche Spur!
Ich will dein frohes Treiben theilen,
Will laben mich zur Blüthezeit;
Mocht' auch mein Lenz mir schnell enteilen,
Mein Winter droh'n im frost'gen Kleid:
Mich schrecket nimmer seines Eises Rinde,
In deinem Lenz, Natur! ich stets den meinen finde!

F. W. J. . i.

Die Seeräuber *).

Es war an einem schönen Aprilabend. Die schon in dieser Jahreszeit in einem tropischen Klima brennende Sonne war schon so weit am Rande des Horizonts herabgesunken, daß die Schatten der großen Schiffe sich weit auf dem Mississippi hin verlängerten; der kühlere Abendwind setzte die Flaggen und Wimpel der Schiffe in Bewegung; die Gesänge der Matrosen vereinten sich mit dem dumpfen Lärmen der auf dem Hafendamme hin und her wogenden Menge; mitten unter den rasselnden Wagen und den auf und ab galoppirenden Reitern sah man Havanneser mit ihren vielfarbigen Mänteln, Sclaven von allen Farben, Kaufleute von allen Nationen, und in den Straßen überall Spuren der alten Bevölkerung von Louisiana, halb spanisch, französisch und amerikanisch. An den Ufern des Flusses bestreuten chinesische Blumenbäume die Erde mit duftenden Blüthen, die zahllosen Gärten, die Neu-Orleans umgeben, prangten noch im frischesten Grün; auf den Dächern der zierlichen Häuser wiegte der Palmbaum mitten unter blühenden Magnolien sein stolzes Haupt, und während Adler und Geyer im stürmischen Flug die höheren Luftregionen durcheilten, hüpften die Colibris schwirrend unter Bananen- und Orangenwäldern. Das Getöse des Hafens, die Congogesänge der afrikanischen Neger, die lärmende Beweglichkeit einer thätigen Handelsstadt, weithin verbreitet auf die stillen Ufer des Meschascebe erinnerten den Reisenden an das Brechen der Meereswogen an einem ebenen Gestade. Neu-Orleans lag amphitheatralisch da mit seinen niedern regelrechten Häusern, seinen öffentlichen Gebäuden, und auf jeder Seite umgeben von herrlichen Gärten, die sich hinter der Stadt am Flusse herumzogen. Die Zuckerfabriken auf dem jenseitigen Ufer rauchten noch, und das ganze große Gemählde war eingefaßt von Wäldern. Indessen hörte man von ferne Kanonendonner, ungefähr einige Stunden unterhalb des Hafens. Vielleicht war es nur das gewöhnliche Signal von irgend einem Schiffe, das aus Europa erwartet wurde. Das Feuern hörte aber nicht auf, und schien von einer Gruppe von Segeln zu kommen, die man über den Wald hin im Meere wahrnehmen konnte. Alles eilte nun auf den Hafendamm, die Matrosen stellten die Arbeit ein, die Gesänge verstummten, und man stand müßig da und sah zu, wie zwey große Schiffe, deren Segel von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen wurden, langsam

*) Aus dem Tagebuche eines Reisenden, der im vorigen Jahre von Neu-Orleans nach Europa zurückkam.

herauskamen. Bald konnten die neugierigen Zuschauer sie ganz unterscheiden; das eine hatte eine Reihe von Kanonen, und fuhr unter amerikanischer Flagge mit einem mit Sternen besetzten Wimpel an der Spitze des Mastes; das zweyte, welches vom ersteren im Schlepptau bugsirt wurde, war eine von diesen leichten Goletten, deren viele in den vereinigten Staaten erbaut, und an die Corsaren der neutralen Inseln verkauft werden — sie trug auf ihrer weiß angestrichenen Marssegelstange eine große schwarze Flagge.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Grundstein.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Samstag den 23. April zum Vortheil des Hrn. Landner: „das Kind des Meeres.“ Romantisch-komisches Original-Zauberspiel in zwey Aufzügen von Marussi. Musik vom Capellmeister P. J. Riotte. — Das Costüm neu.

Oceanus hat seiner Gemahlinn Mad. Sol (Dlle. Horn) in einem ehlichen Zwiste ihre Tochter entrissen, sie in eine Muschel verschlossen, und geschworen, sie nur dann zu öffnen, wenn ein Mädchen, welches allen Reitzen der Pracht freywillig entsagt hätte, sie in einer heitern Mondnacht erlösen würde. Der Mond (Hr. Fermier) ein natürlicher Feind der Sonne, sucht dieß Project dadurch zu hintertreiben, daß er die, zu diesem Zwecke bestimmte Tochter (Mad. Rohrbeck) eines armen Binders (Hr. Weiß) durch einen bezauberten Bayadere zu verlocken sucht. Der kleine Bär aber (Hr. Landner) vereitelt alle seine Anschläge. Nachdem ein offener sehr imposanter Kampf keine Entscheidung herbeyzuführen vermochte, entwendet er der Heldinn listig den Bayadere, welcher sie in Liebe zu dem angeblichen Lord fesselte, und bewegt sie durch Traumbilder zur Flucht aus dem Pallaste des Mondes. Dieser macht sie aber auf den Rath seines Haushofmeisters (Hr. Tomaselli) mondsüchtig und führt sie so auf die Spitze eines Daches, von wo sie dann, bey ihrem Nahmen gerufen, aufgeschreckt in die Tiefe stürzen soll. Doch eine Wolke hilft uns aus aller Noth und trägt sie an den Ort ihrer Bestimmung, wo sie das große Werk vollbringt.

Wir gestehen gern ein, daß wir das Haus mit einem ungünstigen Vorurtheile betraten, aber die Wahrheit befiehlt uns auch, zu erklären, daß wir unsere Erwartungen übertroffen fanden. Die Idee ist wenigstens neu und nicht unpoetisch, ein Vorzug, den wenige der jüngsten Neuigkeiten mit dieser Piece theilen dürften. Aber die Ausführung hinkt dem ächt dankbaren Vorwurfe gewaltig nach. Nicht als ob es nicht recht artige Scenen gäbe, wohin wir z. B. jene bey der Sonne im ersten Acte, die Traum- und Nachtwandlerscene im zweyten rechnen können; nicht als ob an einzelnen witzigen Gedanken ein gänzlicher Sterilismus vorherrschte; aber es regt sich jenes unangenehme Gefühl in uns, welches stets erwacht, wo die Kraft der Vollendung nicht der Anlage entspricht, und wir das uns wehmüthig anblickende Stückwerk gern aus eignem Fond ergänzen wollten. So hätten wir der schon erwähnten Scene im Pallaste der Sonne, insbesondere aber dem Narren wenigstens einen Anflug Raimund'scher Phantasie und Humors gewünscht, wodurch dann das Ganze gewiß unendlich gewonnen hätte. Indessen ist der Verfasser noch ein Anfänger, die Hindernisse und sonst zu berücksichtigenden Umstände zahlreich und verkettet; hier darf also die Kritik nicht den Stab unverdienterweise brechen, sondern nur zurechtweisen, und die Folgen ihrer Fingerzeige ruhig abwarten. — Unbedingt aber können wir die Musik loben, deren Nummern durchgängig pikant, populär und melodiös sind, also alle billigen Anforderungen befriedigten, und uns den Gewinn dieses vorzüglichen Tondichters in mehr als einem Betrachte höchst wünschenswerth erscheinen lassen.

Die Aufführung ließ beynahe nichts zu wünschen übrig. Lobende Anerkennung verdient das fleißige Streben und das lebendige Spiel des Hrn. Weiß, dessen schöne Stimme und reine Intonation immer wohlthut. Indessen möchten wir doch Raimund in dieser Rolle sehen. Nach ihm errang die unerschöpfliche Mad. Rohrbeck die ihr selten entgehende Palme des Beyfalls. Sehr hübsch trug sie mit Hrn. Weiß das höchst passende Quodlibet vor. Nur sind wir veranlaßt, ihr ein wenig Studium des Technischen im Gesange anzuempfehlen, da ihre Läufe manchmahl gar zu achromatisch ausfallen. Noch sind die HH. Landner, Tomaselli, Fermier, Schaffer, und die Schauspielerinnen Schack und Jäger als sehr wirksam und ergötzlich zu erwähnen. Dlle. Schadetzky scheint eine nicht unangenehme Stimme zu besitzen, die wir gern einmahl in den höheren Chorden zu hören wünschten. — Die Ausstattung ist liberal, ja glänzend zu nennen, die Decorationen alle gleich schön. Der vorkommende schottische Tanz mußte wiederhohlt werden, und brachte seinem wackern Schöpfer die Ehre des Hervorrufens. Das Haus war voll.

The Veritable.

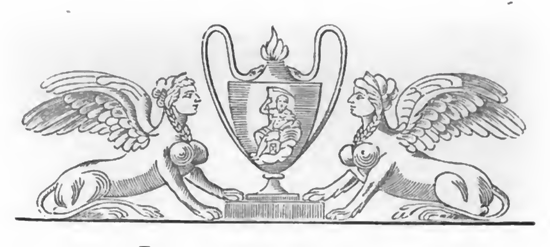
Den 16. May zum ersten Mahle: „Nicolo Zaganini der große Virtuos,“ Melodram in einem Acte von H. Campo. Hr. Just vom Breslauer Theater, in der Titelrolle als Gast.

Ein Gelegenheitsstück, dessen Aufführung uns schon deßwegen nicht sehr glücklich gewählt erscheint, weil die Gelegenheit längst vorüber ist. Der große Meister ist nun bereits drey Jahre aus unserer Kaiserstadt entfernt, und die Erinnerung an ihn, was seine Gestalt und Manieren anbelangt, dem größten Theile des Publicums entfremdet. Indessen müssen wir gestehen, daß Hr. Just in dieser Art von Nachäffung das non plus ultra leistet, und füglich als treffendes Spiegelbild des Unüberwundenen in allen seinen Capricen und Verzerrungen betrachtet werden kann. Er hat auch in sofern seine Bestimmung erfüllt, als er das Andenken jener elysischen Stunden auf eine ziemlich komische Weise wieder aufgefrischt und das Zwerchfell einige Mahle erschüttert hat. Auf mehr wird der bescheidene Vice-Paganini wohl selbst keinen Anspruch machen, welcher die ihm heute durch das Hervorrufen bewiesene Nachsicht für seine nächsten Gastrollen in Anspruch nahm. Welch sonderbarer Contrast der Figur und Sprache! — Das Melodram ist ein — Melodram, wo eine Prinzessinn ihr Herz und ihren Thron nur dem größten Meister in der Musik schenken will, der dann natürlich kein Anderer als Zaganini seyn kann. Auch Dlle. Zöllner faßte den Plan des Ganzen gut auf, und schien eine gute Sängerinn in ihren Geberden nachahmen zu wollen; denn rücksichtlich des Gesanges haben wir nichts dergleichen wahrnehmen können. Endlich müssen wir auch noch das Arrangement und die vor dem Melodram ausgeführte Rossinische Ouverture ihrer Präcision wegen lobend erwähnen. — Die dramatische Kleinigkeit: „Der ist der Rechte“ von dem nur zu sehr vermißten Korntheuer, unterhielt ebenfalls vorzüglich durch das wirklich sehr komische Spiel des talentvollen Hrn. Tomaselli.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag den — 63 — 26. May 1831.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Endlich ließ der Laird sich von Macmurdie bereden, ihn auf ein paar Tage nach Hause zu begleiten, denn dieser hoffte, ihn durch Zerstreuung von dem, was er für ein Hirngespinst hielt, abzubringen. Aber weit entfernt, den Gegenstand zu vergessen, ward der Laird immer tiefsinniger, und sein Erstes war, als er sich wieder zu Hause befand, Birky-Brow zu besuchen; aber vergebens: Tag für Tag, zu allen Stunden ritt er auf der Anhöhe hin und her, die schöne Erscheinung ließ sich nicht wieder blicken, und die Stimmung des jungen Mannes ward endlich so gereizt, daß er freventlich an der Stelle niederkniete und zu Gott flehte, er möchte ihn das Weib seines Herzens wieder sehen lassen, gleich viel, ob sie von der Erde, aus dem Himmel oder aus der Hölle sey.

Da aber auch dieses gottlose Gebeth zu nichts fruchtete, so ward er zuletzt aus Sehnsucht krank; man schickte nach einem Arzte und Macmurdie. Nach langer Berathung kamen diese endlich überein, er solle eine Zeitlang die Gegend verlassen, und seine Schwester in Irland besuchen.

Diese Schwester war mit Capitän Bryan, einem jüngern Sohne des Hauses Scoresby, verheirathet und lebte mit ihrem Manne in einem Hause auf dem Gute der Familie Scoresby, welche das nahe Schloß bewohnte. In diesem befanden sich nicht weniger als sieben heirathsfähige Töchter. Als der junge Laird ankam, meinte man, wie natürlich, er gedenke eine derselben nach Schottland abzuhohlen; und da von der Jüngsten bis zur Ältesten alle Lust hatten, sich zu verheirathen, so wurden von Allen Plane zur Eroberung des jungen Bräutigams entworfen, und es gab dieß zu manchem Streite unter ihnen Anlaß. Birkendelly kannte nur ein Ideal weiblicher Schönheit, in Gesellschaft von Frauenzimmern that er nichts, als sich nach Ähnlichkeiten mit dem Urbilde umsehen, das er im Herzen trug, und so geschah es denn einmahl, daß ihn in einem solchen Wahn eine von Bryan's Töchtern, Nahmens Luna, so sehr anzog, daß er den ganzen Abend keinen Blick von ihr zu verwenden vermochte. Dieß war für die Familie genug, die Wahl des schottischen Lairds für entschieden anzusehen, und am folgenden Morgen ward Luna zu ihrem Bruder auf Besuch geschickt, um es dem Liebhaber nicht an Gelegenheit fehlen zu lassen, sein Mädchen näher kennen zu lernen. Der Laird schien zwar einiges Wohlgefallen an ihr zu finden, aber lediglich darum, weil er ein gewisses Etwas an ihr zu entdecken meinte, das ihn an die Erscheinung auf Birky-Brow erinnerte. Er kaufte ihr ein weißes Kleid und einen grünen Hut

mit Federn und einem Schleyer, den sie auf der linken Seite herabhängen lassen mußte, und dann ließ er sie jeden Tag wenigstens sechsmahl eine kleine Anhöhe hinauf vor sich her spazieren. Sie lebte ihm gern zu Gefallen; statt aber, wenn er dann zu ihr hinkam, zu sagen: „Luna, ich liebe dich, wann willst du die Meinige werden?“ sah er aus, als wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht fühlte, und sagte — nichts. Indessen fühlte er sich doch erleichtert; seine Gesundheit kehrte zurück und mit ihr die Röthe seiner Wangen, und das offene, arglose Vertrauen des Mädchens hatte einen Reiz für ihn, der ihn den Aufenthalt bey seiner Schwester gern verlängern ließ. Bald aber ereignete sich etwas, das diesem Verhältniß auf einmahl ein Ende machte.

Eines Abends, da er vom Fischfang zurückkam, erblickte er vor sich Lady Luna, die auf ihn zu warten schien; aber statt ihm, wie gewöhnlich, entgegenzuhüpfen, wandte sie sich um und ging vor ihm eine Anhöhe hinauf. „Armes Mädchen! wie gefällig sie gegen mich ist!“ sprach er zu sich selbst; „und wie gleicht sie doch dem himmlischen Wesen, dessen Gestalt und Züge so tief in mein Herz gegraben sind. Ja, jetzt sehe ich es, es ist nicht bloße Einbildung, sie ist es ganz und gar, sie ist das Mädchen, das die Meinige werden soll; was ich früher gesehen, war nur ein Trugbild, welches mich im Voraus für die Wirklichkeit bezaubern sollte. Wie verlangt mich's, sie an mein Herz zu drücken!“ Mit diesen Worten eilte er ihr nach; als er die Höhe erreicht hatte, wandte sie sich um und verneigte sich — Himmel! es war die Erscheinung selbst, aber tausendmahl reizender als je. Er erwartete jeden Augenblick, daß sie, wie früher, verschwinden würde; aber sie blieb und empfing ihn zu seinem Entzücken mit offenen Armen. Sie war wahrhaftig ein Wesen von Fleisch und Blut, dabey sanft und voll Liebe. Er küßte ihre Hand, er küßte ihre glühenden Wangen, und dankte dem Himmel, der so unerwartet seine heißesten Wünsche erfüllt, nachdem er Liebesschmerzen getragen, wie sie nie vorher ein Mensch erduldet. „Aber Geliebte,“ sprach er, „wie kann ich Sie hier auf der offenen Heerstraße zurücklassen? erlauben Sie vielmehr, daß ich Sie zu meiner Schwester führe, wo Sie mit einem Naturkinde das Zimmer theilen können, das einige Ähnlichkeit mit Ihnen hat.“ Ich werde,“ erwiederte sie lächelnd, „heute Nacht nicht bey Lady Luna schlafen. Sehen Sie sich doch nur um, wo wir sind.“ Er that, was sie verlangte, und sah sich zu seinem unaussprechlichen Entsetzen auf der Höhe von Birky-Brow, auf dem einzigen Flecke, wo er sie je gesehen hatte. Sie lächelte über seine Verlegenheit und fragte ihn, ob er sich nicht erinnere, von Irland herübergekommen zu seyn. „Ach ja,“ sprach er, „ich habe eine dunkle Erinnerung davon; aber die Liebe hat sich so sehr meiner Sinne bemeistert, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich weiß.“ Er bath sie hierauf, ihn nach seinem eigenen Hause zu begleiten; aber dieß lehnte sie damit ab, daß sie sagte, sie könne ihn nur dann dort besuchen, wenn sie verheirathet seyen, und dieß könne nicht eher als in drey Jahren am Vorabend des St. Lorenztages geschehen. „Jetzt aber,“ fuhr sie fort, „müssen wir uns trennen. Ich nenne mich Johanna Ogilvie, und du warst mit mir versprochen, eh' du noch das Licht der Welt erblicktest. Doch ich gebe dich diesen Augenblick frey, wenn du den geringsten Widerwillen hast.“ Er versicherte im Gegentheil, daß es ihn zum glücklichsten Menschen mache, kniete nieder, schwur ihr auf ewig die feurigste Liebe, und versprach, sie jedes Mahl am Vorabend des St. Lorenztages an dieser Stelle zu treffen, bis zu dem seligen Tage, wo seine sehnsüchtigsten Wünsche erfüllt, und sie für immer die Seinige werden solle. Sie bath ihn hierauf mit liebevollen Worten, den Ring mit ihr zu wechseln; mit Freuden willigte er ein, sie schwuren einander noch einmahl ewige Liebe und Treue, nahmen zärtlichen Abschied und trennten sich.

(Der Schluß folgt.)

Vermischte Gedichte.

Die Zeit an die Müßiggänger.

(Nach Fontenelle.)

Oft hör' ich die Tagdiebe sprechen:
Sie tödten mich, und brüsten sich;
Ich prahle nicht, doch fürchterlich
Pfleg' ich die Prahlerey zu rächen.

C. Müchler.

Das Kunstwerk.

(Nach Cordus.)

Überlegung bedarf und Kraft zur Vollendung das Kunstwerk;
Meißel und Faust wird sonst Schöpfer und nicht das Genie.

K. H.

In ein Stammbuch.

(Nach Roncalli.)

Keinem werd' ich jemahls Feind,
Doch auch Keinem zweymahl Freund.
Denn, wenn ich's ihm einmahl bin,
Bleib' ich es ihm immerhin.

C—l.

Gnome.

Oftmahls mit der Hand des Guten
Langt der Böse in die Gluthen,
Will er Feuerbrand und Kohlen
Auf das Haupt des Nächsten hohlen.

J. Schnerr.

Die Seeräuber.

(Beschluß.)

Seit langer Zeit wurde die Küste von Seeräubern unsicher gemacht; die Lootsen, die bey St. Basilius stationirt waren, versicherten, daß sie bis in den Missisippi hinein Schiffe weggenommen hatten. Ein Matrose, der wie durch ein Wunder von einem genommenen Schiffe entkommen war, erzählte unglaubliche Dinge von der Dreistigkeit der Piraten. Man hatte deßhalb eine Corvette ausgeschickt, um auf die Räuber Jagd zu machen — die war es wahrscheinlich, die mit einer Prise zurückkehrte. Die Nacht brach ein, die großen Segel wurden eingereeft, und lagen bald aufgerollt auf den Rahen, und das Convoi ging vor Anker.

Mit Tagesanbruch bedeckte eine ungeheure Volksmenge den Hafendamm. Eine doppelte Reihe von bewaffneten Matrosen führte die Freybeuter nach dem Gefängnisse, das nur einige Schritte vom Landungsplatze entfernt lag. Zuerst kam der Räuberhauptmann mit gebundenen Händen; seine Gesichtsfarbe war braun, seine Züge hart und stolz, in seinem schwarzen Auge blitzte das Feuer eines Spaniers. Ein rothes Tuch war um seinen Kopf gewunden, und aus einer tiefen Wunde strömte das Blut über sein bleiches Antlitz. Nach ihm kam der Unterbefehlshaber mit einer ruhigen, anscheinend theilnahmlosen Miene, nur dann und wann zuckte sein Schnurrbart, als wenn er sich bemühe, eine innere Wuth zu bezwingen. Dann kamen die übrigen Räuber zwey und zwey, ihre Ketten mit großem Lärm schleppend. Wie sie durch die Menge schritten, hörte der Tumult auf, man betrachtete sie schweigend theils mit Abscheu, theils mit Furcht.

Die Richter versammelten sich sogleich, und das Todesurtheil, das dreymahl mit starker Stimme ausgesprochen wurde, machte nicht den geringsten Eindruck auf die Missethäter, die nicht eine Miene verzogen. Der Tag darauf wurde für die Hinrichtung bestimmt. Alle Schiffe im Hafen flaggten, und hatten sich in drey Reihen an die Küste gelegt, so daß die Rhede frey war; nur die Corvette lag mitten im Flußbette, und einige Klafter weiter die Räubergoelette, übel zugerichtet von Kugeln und Kartätschen; die Segel waren abgenommen und auf halbem Maste wehte die große schwarze Flagge mit den Todtenköpfen. An jedem Ende der großen Segelstange hingen Stricke, die durch eine Winde gingen, und an deren anderem Ende ungeheure Gewichte befestigt waren.

Die beyden Häuptlinge verließen das Gefängniß, um zum Tode zu gehen. Der Hafen, die Schiffe, die Fenster der angränzenden Häuser, die Dächer sogar waren mit einer zahllosen Menge bedeckt, man sah hier Menschen von jedem Alter, und von allen Farben.

Es war Mittag, als die Gefangenen das Boot bestiegen. Ringsum herrschte eine Todtenstille, man hörte nichts, als die Ruderschläge, von denen jeder sie dem Tode um eine Spanne näher brachte. Auf einmahl erschüttert eine heftige Bewegung die Schaluppe — der Räuberhauptmann stürzt sich mit gebundenen Händen in die Tiefe des Meeres, ein großer Wirbel im Wasser bezeichnet den Punct, wo er verschwunden war. Von allen Seiten erhob die Menge am Gestade ein Geschrey, es war das Gebrüll des Tiegers, dem man seine Beute geraubt. Doch bald kam der Räuber wieder zum Vorschein, und suchte sich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten, kämpfend gegen den Tod, der ihn von allen Seiten umgab — man sah, wie er sich wehrte gegen die Bootshaken, welche die Matrosen nach ihm warfen; bald jedoch versagte die Kraft, und er wurde besinnungslos in das Boot gehoben. Das Volk klatschte Beyfall, und erst, als der Kanonier mit der brennenden Lunte erschien, um das Zeichen zu geben, trat die vorige Stille ein.

Erst am Bord der Goelette kam der Hauptmann wieder zu sich, und seine Blicke schienen wie zum Abschied das Schiff zu betrachten, auf dem er so lange als Herr commandirte; vor ihm stand seine Mannschaft, die nach ihm die Todesstrafe erleiden sollte. Alle beugten sie sich vor ihm, der auf einmahl seine Kraft wiederfand, und mit erhobenem Kopf an ihnen vorüberging. Als der Henker sich ihm näherte, stieß er ihn mit dem Fuße zurück, steckte selbst den Kopf in die Schlinge, und während sein Gefährte, dem der Strick schon angelegt war, ihm einen letzten Blick zusandte, rief er: „Feuer!"

Der Kanonenschuß hallte wie ein Donnerschlag wieder — die Gewichte sanken, und mit unglaublicher

Schnelligkeit flogen beyde Körper an die große Segelstange hinauf.

Die Engländer in Frankreich.

Zu Anfange des Jahres 1830 erschien ein Document in England, dem zufolge damahls in Frankreich gegen 31,000 Engländer wohnhaft seyn, und dort jährlich 74 Millionen Franken verzehren sollten. Dieser Berechnung nach verzehrte also im Durchschnitte jeder Britte in Frankreich jährlich 2387 Franken. Kurz darauf ließen die französischen Behörden über denselben Gegenstand Erkundigungen einziehen, und da ergab sich ein ganz anderes Resultat. Die Anzahl dieser ab- und zuströmenden Engländer belief sich nähmlich auf 52,000, von denen aber 10,000 nicht in ihr Vaterland zurückkehren konnten, ohne von ihren Gläubigern verhaftet zu werden; 1496 waren als zahlungsunfähig anerkannt, und 20,404 Schulden halber in Frankreich verurtheilt worden. Ihr Gesammteinkommen, meinten die französischen Behörden, möchte sich in England etwa auf 40 Millionen Franken belaufen, doch davon gingen für Abgaben, Zahlungen an englische Gläubiger, Wechsel- und Bankgebühren so viel ab, daß ihnen, um in Frankreich zu leben, bloß 17,400,000 Franken (im Durchschnitte für jeden jährlich nur 334 Franken) übrig blieben.

G. J.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Beschluß der Gastdarstellnngen des Hrn. Seydelmann.

Die hohe Stellung, die wir Hrn. Seydelmann unter den ersten Künstlern Tentschlands eingeräumt haben, strebte er im Verlaufe seiner übrigen Gastspiele mehr nud mehr sich verdient zu machen. Immer war es Natur, in der ideellsten Bedeutung des Wortes, was aus seinen dargestellten Charakterbildern zu nnserm Herzen sprach. Das ganze Gewicht seiner belebenden Kraft suchte der Künstler auf Blick, Haltung nnd Gebehrdenspiel zn legen. Was diese mächtigen Äußerungen des innern Menschen auf das deutlichste aussprachen, schien das lebende Wort bloß zu unterstützen, zu bekräftigen. So muß der wahre mimische Künstler, soll er als Doppelgänger — man erlaube uns den Ausdruck — des Dichters wirken, prunkenden Schein, ein lediges beyfallhaschendes Hervordrängen, der psychischen Wahrheit hintansetzen. — In Töpfers „Tagsbefehl" muß Referent gestehen, mindee bedeutende Künstler, als Hr. Seydelmann, ebenfalls mit dem günstigsten Erfolg, als Herzog gesehen zu haben. Die Originalität, das Überraschende dieses Charakters, genügen an und füe sich, dem Darsteller Beyfall zu erwirken. Daß ein Seydelmann mit seiner lebensfrischen Darstellungsgabe in dieser Rolle höchlich befriedigte, unterliegt keinem Zweifel. — Eben so gewandt nnd angemessen gab er den Abbé de l'Epée in Kotzebue's „Taubstummen." Die französische Eleganz und Feinheit, trotz dem fortgeschrittenen hohen Alter des edlen Menschenfreundes gewannen duech den Darsteller lebendige Repräsentation. — Im Puls von Babo gab Hr. Seydelmann den Grafen. Diese anscheinend wenig bedeutende Rolle gewann durch die sinnige Weise des Gastspielers das wärmste Interesse. Die innige Vaterliebe, dee feine Tact und die Zartheit, womit der besorgte Vater den klugen Arzt zu nmgehen sucht, um dessen Braut, die vermeinte Geliebte seines kränkelnden Sohnes, füe ein herrliches Landgut zu erkaufen, — kurz die ganze Rolle ward auf das Lebendigste, mit hoher Meisteeschaft, vom Künstlee, wie möchten sagen, selbstständig geschaffen. — In Casimir Delavigne's Schule dee Alten gab Hr. Seydelmann den Danville, mit charakteristischer Kraft, Wärme nud natnrgemäßer Wahrheit. In Dupaty's „Frack und Livree," zeigte Hr. Seydelmann als Hr. v. St. Pieree jene künstlerische Routine, die wir in „Ehrgeitz in der Küche," als Koch Vatel in ihm bewnndert haben, duech das Bezügliche dieser beyden Sonderlinge. — Als Wellenberg aber in Ifflands „Advokaten," und als Shylok in Shakespeares „Kaufmann von Venedig" entfaltete Hr. Seydelmann abermahls seine ganze Darstellungskraft. Die gemüthvolle Weise des alten Advokaten, die um so kräftigee sich hervorzudrängen scheint, als die morsche Körperhülle bereits dem Grabe znwankt, hob He. Seydelmann mit der bewunderswürdigsten Objectivitat heraus. He. Seydelmann war kaum zu erkennen, so charakteristisch war Maske, Ton, und Haltung. — Das Teuflische, Blutlechzende in Shyloks Rache wußte Hr. Seydelmann bis zum Entsetzen vor die Seele zu führen. Seine bis zum physischen Schmerz gesteigerte Ungeduld im vierten Act hatte etwas grauenhaft Lächerliches, nnd bis auf das befremdende Niedersetzen auf den Boden im Rathssaale des Dogen, kann diese Leistung zu den vorzüglichsten des geschätzten Gastspielers gezählt werden.

Lettereis.

Redactenr: L. Beaun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verlegee: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend den — 64 — 28. May 1831.

Die geheimnißvolle Braut.

(Schluß.)

Nachdem Birkendelly die Geliebte verlassen, ward er so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, wo er sich befand. Bald dünkte es ihm, er gehe nach seinem eigenen Hause zu, bald wieder nach dem seiner Schwester. Endlich aber kam er, wie ihm däuchte, an die Stelle, wo die Liffey in Loch Allan fällt, und als er eben einen Fährmann herbeyrufen wollte, erwachte er aus einem tiefen Schlafe und fand sich bey anbrechendem Morgen im Bette, im Hause seiner Schwester. Indessen fühlte er so lebendig im Innersten, er habe die Geliebte wirklich gesehen, gesprochen und mehrere Mahle umarmt, daß es ihm Niemand hätte ausreden können, wenn auch nicht ihr Smaragdring an der Stelle des seinigen an seinem Finger gesteckt hätte. Wie sich aber das alles zugetragen, konnte er nicht begreifen, und alles Grübeln machte ihn nicht klüger.

Es lebte damahls bey Mistriß Bryan eine alte Schottländerinn, die man gewöhnlich Lucky Black nannte. Sie war Birkendelly's Mutter Säugamme, seine und seiner Schwester Wärterinn gewesen, und war, als ihre jüngere Pflegetochter sich verheirathete, derselben nach Irland gefolgt. Als der Laird diesen Morgen ins Wohnzimmer trat, saß sie, wie gewöhnlich, in ihrer schwarzsammtenen Kaputze da, und las im „vierfältigen Zustand des Menschen;“ da sie einen Schlagfluß gehabt hatte, und etwas taub war, so gab sie selten auf die Aus- und Eingehenden Achtung, da sie aber heute den Laird zufällig etwas vom 9. August sagen hörte, so hörte sie auf zu lesen und fragte mit heiserer Stimme: „Was sagt er? was sagt der unglückliche Bursche vom 9. August? Das ist ja der Vorabend vom St. Lorenztag, doch der zehnte erst ist der Festtag; ja, ja, so ist's; 's ist nur zu wahr — er und seine ganze Sippschaft! armer Mensch! Was sagt er?“ Die Männer lächelten über die verwirrte Rede; die Dame aber, nachsichtig wie die Weiber sind, sagte ihr mit lauter Stimme, Allan habe versprochen, am Vorabend des St. Lorenztages in Schottland zu seyn. Da sprang sie plötzlich auf, streckte ihre wie Espenlaub zitternden Hände aus und stammelte athemlos: „Der Himmel bewahre uns! Was hat er vor auf jenen Unglücksabend? Bindet ihn, bindet ihn mit Banden von Stahl und Eisen. O möge der, dessen heiligem Willen es gefallen hat, ihn so früh zur Waise zu machen, ihn vor dem Schicksal bewahren, an das ich nicht denken mag!“ Hiermit taumelte sie mit außerordentlicher Anstrengung um den Tisch herum, ergriff des Lairds Hand und zog sie dicht vor ihre blöden Augen; als sie den Smaragd an seinem Finger sah, warf sie die Arme plötzlich in die Höhe, riß den Mund weit auf und fiel mit einem gräßlichen Schrey, der Allen durch das Herz fuhr, leblos zu

Boden. Die Männer entflohen vor Entsetzen; aber ein Weib verläßt die Ihrigen nie in der Noth; die Hausfrau rief ihre Mägde herbey, ließ die Alte zu Bette bringen und versuchte alle mögliche Mittel, um sie ins Leben zurückzurufen. Aber der Mund, welcher wahrscheinlich allein ein Schreckniß hätte offenbaren können, das dem Laird drohte, war für immer geschlossen.

Den Laird vermochten indessen weder die Gründe seines Schwagers und seiner Schwester, noch die herzlichen Bitten der guten Luna, seine Abreise zu verschieben; er versprach indessen, bald wieder zu kommen. Vor seiner Abreise fragte er aber seine Schwester, ob sie in Schottland von einer Dame, Nahmens Johanna Ogilvie, gehört habe. Mistriß Bryan wiederhohlte den Nahmen mehrere Mahle und sagte endlich, es sey ihr freylich, als habe sie einmahl einen solchen Nahmen gehört, und zwar nicht im Guten, aber sie könne sich im Augenblick auf keine Person dieses Nahmens besinnen. Er zeigte ihr hierauf den Smaragdring, welcher der alten Lucky Black den Tod gebracht hatte. Sobald sie ihn erblickte, griff sie darnach, als wolle sie ihm denselben mit Gewalt entreißen, was ihr beynahe auch gelungen wäre. „Verbrenn' ihn, verbrenn' ihn!“ rief sie; „es ist kein rechter Ring, verbrenn' ihn!“ — „Aber liebe Schwester,“ versetzte er, „was hat dir denn der Ring gethan? Es ist ein hübscher Ring und er hat viel Werth für mich.“ — „Ums Himmels willen, verbrenne ihn,“ rief sie wieder, „und entsage der, die ihn dir gegeben! Wenn dir deine Ruhe hier und deine Seligkeit dort lieb ist, so verbrenne diesen unseligen Ring! Wenn du mit deinen gesunden Augen sähest, so würdest du bald bemerken, daß es kein Ring ist, den ein Christ tragen darf.“ Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf Birkendelly; er schloß sich ein und besah den Ring von allen Seiten, konnte aber nirgends etwas Unheimliches entdecken. Um indessen weder die Schwester, noch sonst Jemand damit zu ärgern, nahm er ihn vom Finger und nähte ihn seinem Herzen gegenüber in seine Weste ein; es müsse, dachte er, etwas an dem Ringe seyn, das seinem Auge nicht sichtbar sey.

In dieser Stimmung verließ er Irland, den Kopf voll stürmischer Gedanken und Zweifel, aber mit einem Herzen, in dem seine unselige Leidenschaft alle andern Gefühle überwältigte. Er scheint sein ganzes Leben hindurch eine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm irgend ein geheimnißvolles Schicksal bevorstehe, und die Übereinstimmung zwischen seinen nächtlichen Träumen und den Gesichten, die er am Tage gehabt, bestätigten ihn nur zu sehr darin. So sehr er indessen entschlossen war, der Lockung blindlings zu folgen, fühlte er doch eine Art Scham, die ihn bewog, keinem Menschen mehr etwas von seiner Liebschaft zu sagen, am wenigsten seinem Freunde Macmurdie, den er von nun an aufs sorgfältigste vermied. Deßwegen bin ich auch nicht im Stande, etwas Näheres von seinen Zusammenkünften mit der geheimnißvollen Braut zu sagen. Daß er sie am Vorabend des St. Lorenztages auf dem Birky-Brow gesprochen, ist gewiß; denn man hat sie dort beysammen gesehen. Zu Anfang Augusts des Jahres 1781 fing er indessen an, ernstliche Vorkehrungen, wie zu einer bevorstehenden Heirath zu treffen; doch nicht so, als ob er seine Braut heimführen wollte, sondern als ob es eine lange, weite Reise gälte.

Am Morgen des 9. August schrieb der Laird an seine Schwester, steckte den Smaragdring an den Finger, legte sein neues Hochzeitkleid an, und schien den Tag in unruhiger Erwartung zuzubringen. Abends aber bestieg er sein Pferd und ritt nach dem oft genannten Hügel. Seine Geliebte muß er hier getroffen haben; denn man hat ihn mit einem weiß und grün gekleideten Frauenzimmer hinter sich in rasendem Galopp durch's nahe Dorf sprengen sehen. Man sah sie später, und zwar mit derselben halsbrechenden Eile, bey einem Hause, Moßkilt genannt, vorbeyfliegen, welches zehn englische Meilen weiter entfernt liegt und wo eigentlich gar kein Weg hinführt. Weiter will sie Niemand mehr gesehen haben; am folgenden Morgen aber fand man Birkendelly's Reitpferd todt vor der Stallthür, und ihn selbst, gleichfalls leblos, auf dem Birky-Brow, an derselben Stelle, wo ihm das geheimnißvolle Wesen immer erschienen war. Er hatte weder eine Wunde, noch eine Verrenkung; aber der ganze Körper war von dunkler Farbe und die Züge gräßlich entstellt.

Diese entsetzliche Begebenheit brachte die ganze Nachbarschaft in Bewegung; lange Zeit redete man von nichts anderm, als von Birkendelly's Schicksal; man suchte zusammen und verglich, was man sich nur von der Familie erinnern konnte, und da fand sich, daß sein Vater auf demselben Fleck und an demselben Tage vor zwanzig, und sein Großvater vor vierzig Jahren das Leben verloren hatten; der erste, wie man meinte, durch einen Sturz vom Pferde in der Trunkenheit, der zweyte — das wußte Niemand, und dieser Allan nun war der letzte seines Stammes; seine Schwester hinterließ keine Kinder. Jetzt erinnerten sich auch Viele, und besonders der Pfarrer, Herr Joseph Taylor, öfters am Vor-

abend des St. Lorenztages ein weiß und grün gekleidetes Frauenzimmer an jener Stelle gesehen zu haben. Nicht lange, so erschienen Capitän Bryan und seine Gemahlinn, um vom Gute Besitz zu nehmen. Sie stellten die genaueste Untersuchung über die Begebenheit an, konnten aber nichts weiter herausbringen, als was Macmurdie von der geheimnißvollen Braut zu erzählen wußte, und was des Unglücklichen letzter Brief davon sagte. Dieser lautete, wie folgt: „Liebste Schwester! Morgen werde ich der glücklichste oder elendeste Mensch, denn gestern Nacht habe ich mich feyerlich verbunden, ein junges schönes Frauenzimmer zu ehelichen, Nahmens Johanna Ogilvie, der ich, wie es scheint, vor meiner Geburt schon angetraut war. Unsere Bekanntschaft ist von der räthselhaftesten Art; aber mein Wort ist gegeben und mein Entschluß steht fest. Wir reisen noch am Hochzeitabend nach ihrem fernen Wohnorte ab, so daß es lange währen wird, bis ich dich wieder sehe. Dein bis in den Tod, Allan Georg Sandison. — Birkendelly, den 8. August 1781."

In demselben Jahre wurde eine alte Frau, Nahmens Mariow Haw, welche viele Jahre lang mit ihrem Sohne, einem verdächtigen Kesselflicker, im Lande herumgezogen war, eingezogen und ins nahe Dorf gebracht, wo sie geboren war. Diese gab eine Geschichte von der geheimnißvollen Braut, so umständlich und doch so wunderbar, daß es ihr oft wie mir selbst ging: es hieß, es sey eine erdichtete Geschichte. Aber in Kurzem fanden sich unumstößliche Beweise für ihre Wahrhaftigkeit.

Der erste Allan Sandison, erzählte sie, welcher die reiche Erbinn von Birkendelly heirathete, sey vorher mit einem schönen jungen Frauenzimmer, Nahmens Johanna Ogilvie, versprochen gewesen, und dieses habe er entweder selbst ermordet, oder ermorden lassen. Sie selbst habe, als ein junges Mädchen, in einem Gebüsch, das sie genau bezeichnete, das frische Blut und das neue Grab gesehen; sie sey nach Hause gelaufen und habe es ihrem Großvater gesagt, der aber habe ihr bey ihrem Leben verbothen, davon zu reden, und sie versichert, es sey das Blut von einem Reh, das er selbst dort verscharrt habe. Als man aber zwanzig Jahre darauf den bösen, unglücklichen Allan Sandison todt gefunden, und zwar auf dem Grabe selbst, das bereits ganz eingesunken gewesen, habe sie angefangen, an eine Vorsehung zu glauben; denn auch ihr Großvater sey umgekommen, Niemand wisse wie. Man führte sie hinaus, und nach langem Suchen zeigte sie eine Stelle auf der Landstraße selbst, welche seit jener Zeit über Birky-Brow geführt worden war, wo das Grab seyn müsse. Es war genau der Ort, wo die Geheimnißvolle Birkendelly erschienen war. Man grub nach und fand tief, tief unter der Landstraße den Schädel und die Gebeine eines Weibes.

Frühlingsbilder.

I. An Eleonoren

bey Überreichung einer Rose.

(Nach dem Spanischen.)

Beglückte Knospe, erste Frühlingsblume,
Wie neid' ich dir die süße Liebesstelle!
Dich streifet ihres Athems Nektarwelle,
Du thronest in dem stillen Heiligthume.
Du wirst, gereift von ihres Blickes Sonne,
Verborgne Blüthen schnell und reich entfalten,
Und doch in süßer Demuth freudig walten,
Und stolz dich heben nicht in deiner Wonne.

Denn was du dem Zephyr vermagst zu biethen,
Der Farben Pracht, die balsamschwangern Düfte,
Die du erquickend streuest in die blauen Lüfte,
Der zarten Rose stillverborgne Blüthen;
Was wiegt es gegen ihrer Wangen Rosen,
Die Leben aus den Himmelsaugen nippen,
Was gegen ihre sanftgeschloßnen Lippen,
Wo Liebesgötter mit den Grazien kosen?

Doch ach! ich bin ihr immerdar so ferne,
Und haschen muß ich nach der Wonnestunde,
Wo ich erstarken darf an ihrem Munde,
Und selten glänzen mir die Liebessterne.
O könnt' ich, Rose, dein Geschick erwerben,
Und währte auch so kurz wie du mein Leben
Ich würde freudig dieses Ziel erstreben!
Nach solchem Frühling ist es leicht zu sterben.

II. Frühlingsimmortelle.

Ihr müßt den Frühling haschen
Mit stets geschäft'ger Hand,
Mir aber blüht er immer,
Der Liebe süßes Pfand;
Und wenn euch lang entschwunden
Der Freuden Zauberschaar,
So beut mir sie mein Mädchen
In süßer Fülle dar.

Euch strahlt der Himmel heiter
In Flur und Wald und Au,
Mir glänzt er selig lächelnd
Aus ihres Auges Blau;

Und streifet auch ein Wölkchen
Die Azurfläche hin —
Bald muß es vor dem Strahle
Der Liebessonne flieh'n.

Euch labt der Erde Prangen
Im bräutlich schönen Grün,
Mir strahlt sie stets entgegen
In ros'gem Jugendblüh'n.
Ihr seht die holde Feyer
Ein bloßer Parasit,
Ich habe eine Rolle
Und spiele selber mit.

Ein Lilienbeet mit Rosen
Ergänzt ihr Angesicht,
Aus ihrem Auge winket
Ein sanft Vergißmeinnicht;
Und reißen mich die Pflichten
Von ihrer Seite los,
So zittern Thauenperlen
Im zarten Blüthenschooß.

Zur treuen Laute tönet
Der Zauberstimme Schall,
So flötet in den Zweigen
Die Frühlingsnachtigall;
Und ihres Mundes Athem,
Der Liebe hauchend ruft,
Ja er erquickt mich besser,
Als euch die Frühlingsluft.

Und ist auch einst verblühet
Der Reize duft'ger Kranz,
Und seh' ich auch verblichen
Der Jugend Götterglanz;
Doch ist's nicht ganz entschwunden
Der gold'nen Aue Glück,
Es bleibt ein ew'ger Frühling
Erinn'rung mir zurück.

S. Schlesinger.

Notizen.

Nachrichten von fremden Bühnen.

Paris.

Im „Olympischen Circus" hat die erste Darstellung des lange erwarteten und mit großen Kosten vorbereiteten Schauspiels: „Die Löwen von Mysore" Statt gefunden und ist mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen worden. Hr. Martin hat es in der Bezähmung wilder Thiere sehr weit gebracht; mit Löwen, Tiegern, Leoparden geht er um, wie mit Seinesgleichen, und kommt viel besser mit ihnen zurecht. Hyder-Ali hat einen indischen König vertrieben, ihm die Zunge ausgeschnitten (was nothwendig war, denn Hr. Martin hat einen Provençal-Dialect) und in die Wälder zu den wilden Thieren verbannt, seine Tochter aber, die schön ist, bey sich behalten; als der Gefangene sie befreyen will, wird er gefangen und verurtheilt, mit der wildesten Löwinn zu kämpfen. Er besteht natürlich diesen Kampf, und Hyder-Ali heirathet die Tochter. Unter andern kommt ein Kampf vor, wo Martin, hinter seinen Löwen verschanzt und von diesen unterstützt, einen blutigen Sieg über Hyder-Ali's Soldaten davon trägt; — ein Kind wird von einem Tieger verfolgt und durch Jäger befreyt; — eine große Jagd hat Statt, worin Lama's, Känguru's, Pelikane und viele wirkliche Thiere vorkommen; — ein Kampf mit der Löwinn, die sich mit wildem Gebrüll und rasendem Zähnefletschen auf Martin stürzt. Alle diese Scenen sollen mit der bewunderungswürdigsten Wahrheit gegeben worden seyn und eine ungeheure Wirkung hervorgebracht haben; man sah die fürchterlichsten Ereignisse, wie sie in Reisebeschreibungen vorkommen, verwirklicht vor sich. So gab Hr. Martin mit zwei Kindern die Gruppe des Laokoon, mit zwey lebendigen Schlangen, welche die größten seyn sollen, die jemals öffentlich gezeigt wurden. Die Decorationen sind prachtvoll; ein großer indischer Wald, auf jedem Zweig lebendige Affen, Papageye, Kakadu's, in den Gebüschen Schlangen, die sich um die Bäume heranwinden; — zuletzt die Arena, in welcher der Kampf mit der Löwinn geliefert wird, wo man das Colisеum zu sehen glaubt; kurz, Alles vereinigt sich, um ein neues, höchst überraschendes Schauspiel darzubiethen. Man hatte begreiflicher Weise alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit die wilden Thiere keinen Appetit auf die Zuschauer bekommen sollten; das ganze Stück wurde vorher in Gegenwart einer Commission aufgeführt, und da diese nicht aufgefressen wurde, so hat man es darauf gewagt. Auch ist alles gut gegangen, nur eine Löwinn hat Hrn. Martin im indischen Costume nicht erkannt und ziemlich bedrohliche Gesichter geschnitten, wodurch das Auditorium in einige Unruhe versetzt wurde; eine gewaltige Ohrfeige des Hrn. Martin aber zeigte dem Vieh sogleich, wen es vor sich habe, und es spielte seine Rolle sehr gut. Zum ersten Mahl hat also eine Menagerie auf der Bühne debütirt.

Botanik.

Gemeinnützige Anleitung, die Bäume und Sträucher Österreichs aus den Blättern zu erkennen. Zum Selbstunterrichte entworfen von Franz Höß, öffentlichen und ordentlichen Professor der Forstnaturkunde an der k. k. Forstlehranstalt in Mariabrunn, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Mit zehn Kupfertafeln. Wien, 1830. Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe. Im Verlage bey J. G. Heubner in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590.

Da seit der Erscheinung dieses Werkes die gegenwärtige Entwicklung der Blätter die zweyte Gelegenheit darbiethet, den Werth dieser Schrift durch unmittelbare Anwendung zu bewähren, so wird es ohne Zweifel vielen Freunden der Natur angenehm seyn, ohne fremde Anleitung und ohne alle Vorkenntnisse der Botanik, blos durch dieses kleine Buch, welches sich zu einem bequemen Begleiter anbiethet, die Kenntniß und den Gebrauch unserer Bäume und Sträucher ohne Mühe und gleichsam spielend sich anzueignen und sich dadurch eine reiche bisher unbekannte Quelle von Genüssen zu öffnen, die selbst, abgesehen von ihrem eigenen innern Werthe, auch den einsamsten Spaziergang zu beleben und zu erhöhen geeignet sind.

S.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 65 — 31. May 1831.

Der weiße Jäger und seine indianische Gattinn.

Ein riesenhafter Weißer trat, nachdem die Sonne hinter dem westlichen Schatten verschwunden war, in eine kleine einsame Hütte an dem waldigen Ufer des Miami. Kaum hatte er sein Jagdgeräth abgelegt, als das furchtbare Kriegsgeschrey der wilden Sioux sein Ohr traf und bald darauf stürzte ein Haufe derselben wie reißende Thiere durch die schwache Umzäunung des Hauses. Der Willkommen war aber ziemlich unfreundlich, denn bald verkündete der Knall der Büchse des Jägers das Blutbad, das er unter den Indianern angerichtet. Doch bald hatten sie ihn überwältigt. Dann banden sie ihn, gingen der untergehenden Sonne nach, und am Abende des andern Tages erreichten sie das Dorf ihres Stammes. Hier hielten sie und sandten Einige an die Häuptlinge, um ihre Rückkunft zu melden. Als die Bothen wiederkamen, brach der ganze Haufe auf. Im Dorfe selbst hatten sich alle alte Männer und Frauen und die sämmtlichen Kinder zu beyden Seiten aufgestellt und erhoben ein mörderliches Geschrey bey dem Anblick ihrer wohlbekannten Freunde. Eine sonderbar gekleidete Squaw (das Weib des gefallenen Häuptlings) riß Hände voll Haare aus ihrem Haupte, zerschnitt sich das Fleisch mit einem scharfen Instrumente und heulte fortwährend das Todtengeschrey der Sioux; als sie aber den weißen Jäger durch die Reihe gehen sah, entriß sie einem Krieger die Axt, verwundete den Weißen tief im Schenkel, drückte das rothe Blut an ihre Lippen und gab die Axt dem Eigenthümer zurück, dann drohte sie unter hohlem Gelächter dem Jäger mit der Faust und trat in ein nahes Haus; der Weiße aber ward in das Gefängniß abgeführt. Bey den ersten Strahlen der Morgensonne sah der gefangene Jäger durch die Ritzen seines Kerkers hindurch mehrere Häuptlinge durch den Wald dem Berathungsfeuer zu gehen. Nach einer halben Stunde warf er sich auf sein Bett von Fichtenzweigen, aber bald vernahm er ein Rascheln von außen, und nach wenigen Minuten öffnete sich ein Fenster in dem Holze, das der Jäger für fest gehalten hatte, und eine junge Indianerinn sprang herein. Mit einem Schnitt ihres scharfen Messers trennte sie des Gefangenen Fesseln, legte dann ihre Hand auf seine Brust, ein tiefer Seufzer stahl sich über ihre schwebenden Lippen und, die Augen zu ihm aufschlagend, sprach sie in des Jägers Muttersprache: „Die Siouxhäuptlinge haben dich zum Feuertode verurtheilt, aber das Siouxmädchen liebt den bleichen Mann; sie hat ihm die Freyheit gegeben; will dafür das bleiche Gesicht, das leichte Reh in seiner Hütte wohnen lassen?"

„Bey Gott, das will ich!" rief der junge Jäger in Begeisterung.

„Das ist genug," — erwiederte das Mädchen, drehete sich dann um, pfiff auf einer kleinen Rohrpfeife,

und sogleich traten drey Wilde mit Speisevorrath, Flinten und allen Reisebedürfnissen herein. Sie zeigte auf einen Haufen dürres Holz, das die Wilden schnell entfernten und dem Jäger seine treue Büchse reichten. Dann halfen sie dem Mädchen zu dem Fenster an der andern Seite emporklimmen; Alle eilten schnell von dannen und waren bald weit von dem Dorfe der Sioux entfernt. Als die Abendschatten auf den blätterreichen Wald fielen, erreichten sie ein Chippewaerdorf. Hier eröffnete der junge Jäger seine Wünsche einem französischen Missionspriester, der die Indianerinn taufte, und dann ihren Ehebund einsegnete; die Häuptlinge nahmen sie mit Freuden auf, gaben ihnen ein schönes Häuschen an einem lieblichen Strome und wünschten dem Paare ein sicheres glückliches Leben darin. Der Weiße ward bald der Liebling der Chippewaerhäuptlinge und ging eines Morgens mit ihnen, gegen den Wunsch seines lieblichen Weibes, auf die Jagd gegen Westen. Drey lange Wochen waren vergangen und noch hatte man nichts wieder von ihm gehört; am Abende des ersten Tages der vierten Woche kam aber athemlos ein indianischer Laufer und brachte der Unglücklichen die Nachricht, daß ihr Gatte von den Sioux wiederum gefangen und zum Tode verurtheilt sey. Sie sprach nicht — lange Zeit stand sie bewegungslos da, dann machte sie sich heimlich auf den Weg nach Westen, als ob ihr doch noch ein Hoffnungsstrahl winke, und stand am nächsten Tag auf einem Hügel, von dem aus sie das Siouxdorf übersehen konnte. Lautes Kriegsgeschrey traf ihr Ohr und das warme Blut ihres Herzens stockte. Sie blickte noch einmahl nach dem Dorfe, und sah einen Gefangenen herausführen und an einen Pfahl binden. Mit einem Schrey der Verzweiflung sprang sie, schnell wie ein Reh, den Hügel hinunter, trat in den Kreis und warf sich an die Brust ihres Gatten. „Die Squaw des bleichen Mannes will mit ihm sterben,“ — antwortete sie dem liebevollen Vorwurfe ihres Gatten.

Die Augen der Krieger blickten mit Thränen der Bewunderung auf diesen Beweis ächter Liebe; aber der Befehl des Häuptlings, den Kriegsgesang der Sioux anzustimmen, als er mit geschwungenem Tomahawk auf das Opfer los ging, verwandelte ihr Herz in Stein. Einen Augenblick ließ er die Blicke auf den Zügen des weißen Jägers ruhen und dann das schwere Mordbeil fallen; aber das junge Weib ließ den Gatten los, und empfing den gewaltigen Schlag. Mit Engelslächeln drückte sie die Hand des Geliebten und sank sterbend in die Arme — ihres Vaters. Der Häuptling warf einen schmerzlichen Blick auf den Leichnam seiner geliebten Tochter, hieß den weißen Jäger in Frieden in das Land seiner Väter gehen, verhüllte sein Haupt und ward von den jungen Kriegern in seine Hütte geführt. Der Jäger kehrte unter bittern Thränen zu den Ansiedlungen der Weißen an den Küsten des atlantischen Meeres zurück, der alte Häuptling der Sioux aber wanderte an den Ufern des Miami wahnsinnig umher.

Diezmann.

Epigramm.

So Mancher stirbt an Übersetzung
  Des Krankheitsstoffes auf's Gehirn
Und andern edlen Theil des Leibes,
  Wie's heut zu Tag der Arzt benennt.
Drum wundert es mich, daß gestorben
  Kein Drama-Übersetzer noch,
Der manchen fremden Stoff verdorben;
  Langweilt die Übersetzung doch
Zu Tode schier das Publicum,
  Er aber lebt nur besser drum! —

F. W. J...l.

Aus dem Leben eines französischen Soldaten.

Madame Bertrand's Esel ist zu seiner Zeit ein prachtvolles Thier gewesen! er war drey Fuß und einen halben hoch, hatte ein tiegerartiges Fell, und an der Stirne einen großen weißen Fleck, der ihm eine edle Auszeichnung vor seinen Mitbrüdern verlieh; dabey war er von fester Gesundheit, hatte fünfzehn oder sechzehn Feldzüge mitgemacht, und war bey zwölf großen Siegen gegenwärtig gewesen. Mit den Jahren hatte indessen das liebe Vieh den Stolz verloren, die Zeit und Stockschläge hatten seinem Tiegerfelle bedeutend zugesetzt, der Schweif war kahl geworden, ja sogar die Ohren waren in Verfall gekommen, kurz, man sah dem Fleurus an, daß seine schönen Jahre vorbey waren. Denn Fleurus hieß er, und hatte diesen Nahmen bekommen am Tage jener denkwürdigen Schlacht, weil er durch einen schnellen Galopp — der erste, den er in seinem Leben gewagt hatte — seine Gebietherinn, Madame Bertrand, aus den Händen eines Preußen befreyte.

Ich war gerade bey der Nachhut, als Fleurus mit seiner theuern Last ankam; Madame Bertrand, die sich außer Gefahr sah, wollte den Eifer des treuen Thieres mildern, und zog den Zügel mit aller Gewalt und so plötzlich zurück, daß beyde gerade vor meinen Füßen hinstürzten. Daß ich hülfreiche Hand leistete, versteht sich von selbst, und nachdem der Esel und seine Her-

rinn auf den Beinen waren, bemerkte ich, daß Letztere eine Marketenderinn von 26 Jahren war, mit vielversprechenden schwarzen Augen, von stattlicher Figur und höchst empfehlenswerth durch das treffliche Getränke, das in blechernen Feldflaschen am Sattel des Esels hing. Es war ein heißer Tag gewesen, wir hatten den Feind auf allen Puncten geschlagen, ich war vom Pulverdampf ganz wie berauscht, und hatte mich genug ausgezeichnet, um bey der nächsten Beförderung einen Sergeantposten erwarten zu können. Mitten in dem Wirrwarr des Feldlagers erschien mir die herrliche Bertrand; auf dem Wahlplatze stirbt man schnell und liebt schnell, der Handel ward bald geschlossen, und noch ehe die Woche um war, war Madame Bertrand meine Frau, und der rettende Esel mein Eigenthum, und nach wenig Tagen herrschte zwischen allen dreyen eine Sympathie, die nur der Tod aufheben konnte.

Ohne so weitläufig zu seyn, wie die Bulletins der großen Armee, würden die merkwürdigen Wechselfälle im Leben Fleurus einen mäßigen Band füllen können. Zwey- oder dreymahl gerieth er in Gefangenschaft, kam aber immer wieder. Wir hatten 200 Franken zusammengespart, und im Sattel des Esels verborgen, Fleurus aber wurde von feindlichen Streifpartien genommen, und als er wiederkam, war der Sattel verschwunden, und wir mußten das Gebäude unsers Glückes von vorne anfangen.

Einmahl rettete er mir das Leben. Wir hatten uns zwanzig Stunden geschlagen, und endlich den Kürzeren gezogen. Der Feind verfolgte und neckte uns auf jede erdenkliche Weise. Ich schloß den Marsch mit Fleurus und Madame Bertrand, — so nannte ich sie noch immer — als plötzlich ein feindlicher Jäger aus einem Hinterhalt hervorstürzt; noch eine Secunde, und es war um mich geschehen! Fleurus aber versetzte meinem Feinde mit den Hinterfüßen einen so gewaltigen Stoß, daß er fiel, und ich Zeit bekam, meinen Säbel zu ziehen und ihm den Garaus zu machen, ehe er aufstehen konnte. Ich profitirte dabey zehn Franken an Beute. Das war am 7. May 1799.

Das letzte Abenteuer mit Fleurus ereignete sich im Jahre 1803. Ihr habt wohl oft reden hören von den Gräueln des Hungers am Bord eines Schiffes, in einer Stadt, oder in einem umzingelten Feldlager; — ruft das Schrecklichste in eure Erinnerung zurück, und ihr habt nur eine schwache Idee von unserer fürchterlichen Lage. Ich sagte eines Tages zu Madame Bertrand, die ich immer liebte, und die mich dauerte, denn, ich bitte euch, eine Marketenderinn, die hungern muß! „Madame Bertrand," sagte ich, „ich will mir den linken Arm abhauen lassen, vielleicht nimmt ihn so bald eine Kugel weg, du kannst einige Tage davon leben." Das war wohl das Wenigste, was ich thun konnte für die Gebietherinn eines Esels, der mir das Leben gerettet hatte. Aber die Liebe siegte über den schneidenden Hunger des armen Weibes, sie umarmte mich unter Thränen; es gibt für einen Soldaten kein rührenderes Schauspiel, als eine weinende Marketenderinn!

Ich muß hier bemerken, daß wir in Calabrien waren, von allen Seiten vom Feinde eingeschlossen, der nicht den Muth hatte, uns eine Schlacht zu liefern, und es bequemer und weniger gefährlich fand uns auszuhungern — die Hunde führten Krieg aus dem Hinterhalte, und wir konnten aus dem verdammten Bergkessel nicht heraus.

Tags darauf aber riß meiner Compagnie die Geduld, sie rebellirte gegen meinen Esel, den sie todtschlagen und essen wollten. Vergebens both ich mich selbst an, und stellte ihnen vor, daß ich viel fetter sey, als der alte Fleurus, der siebzehn Feldzüge gemacht, und Madam Bertrand und mich von Feinden gerettet hatte; sie antworteten nur durch das wilde Geschrey: „Der Esel muß sterben!"

Eben both ich alle meine Geisteskräfte auf, um eine recht eindringliche Rede zu halten, als ich hinter mir einen Lärm, wie Keulenschläge vernahm, ich drehte mich um, und sah Fleurus zusammenstürzen unter den Kolbenschlägen von zwanzig Voltigeurs, die nur mit Mühe Madame Bertrand von ihrem alten Freunde trennten. Der arme Fleurus sah mich an mit einem letzten Blicke — bey allen Bomben und Granaten, das war nicht der Blick eines Esels, denn er vernichtete mich, und ich stürzte ohnmächtig zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, kitzelte der angenehmste Geruch meine Nase, ich sah alle meine Cameraden beschäftigt, einen schwarzen Ragout mehr zu verschlingen, als zu essen, der Hunger hatte alle Erinnerung getödtet, und ich stürzte auf die Schüssel und fand zwar das Fleisch hart, aber die Sauce war gut.

Die Mahlzeit war bald zu Ende, und ich merkte noch nichts; da erschien Madame Bertrand am Eingange des Zeltes, Haube und Kleid mit schwarzen Schleifen verziert, kurz mit allen Zeichen der Trauer, wie eine Feldtoilette sie nur eben gestattet. Ich war erstaunt, verdutzt; „Madame Bertrand," fragte ich, „ist Jemand gestorben?"

„Ob Jemand gestorben ist?" antwortete sie, und deutete mit dem Finger auf den schwarzen Ragout.

Da fuhr es wie ein Blitzstrahl in mein Gedächtniß. „Fleurus!" schrie ich mit donnernder Stimme, und mit der Kraft eines Wahnsinnigen stürzte ich den ganzen Tisch um, daß alles in schwarzer Sauce und Calabreserwein schwamm. Ich hätte die Mörder umgebracht, wenn man mich nicht gehalten.

Lange sprach man im 87. leichten Infanterieregimente von nichts, als von dem Tode des Esels, und von der Verzweiflung der Marketenderinn.

Logogryph.

Das Wort mit n.

Wohl jedem Wesen leihet die Natur,
Was ihm zur Nothwehr oft als Waffe diene:
Dem Roß den Huf, das Hörnerpaar dem Ur,
Dem Hahn den Sporn, und ihren Dolch der Biene,
Dem Manne zeiget sie der Thatkraft Spur,
Daß jedem Feind zu stehn er sich erkühne;
Vergessen trau'rt die schwache Jungfrau nur —
Der haucht sie zaub'risch mich auf ihre Miene,
Und nichts vermag die Heldenkraft dem Krieger,
Die zweyte Sylbe nichts, die Maid wird Sieger.

Das Wort mit r.

Doch kraftlos weicht der Mienen Zaubermacht,
Der Liebreiz schwindet wirkungslos den Wangen,
So wie des Thaues demanthelle Pracht,
Wenn schwarze Wolken Titans Strahl umfangen,
Das Auge, sonst von Gluthen angefacht,
Verräth bethränt des Herzens Harm und Bangen,
Wenn mich das Schicksal ihm als Loos gebracht,
Versagend neidisch jegliches Verlangen;
Doch wer die Zweyte faßt im Selbstvertrauen
Der eignen Kraft, wird sicher Hülf' erschauen.

J. Ehrenwerth.

Notizen.

Ankündigung einer neu errichteten Molkenkuranstalt zu Mariazell in Steyermark.

Mit unvergänglicher und innigster Dankbarkeit hat jeder biedere Sohn Österreichs sich die unzähligen Wohlthaten unseres allergnädigsten Monarchen und des durchlauchtigsten Kaiserhauses in das Herz geschrieben. Jedem ist es bekannt, mit welchem Eifer, mit welcher theilnehmenden Sorgfalt und zugleich fürstlicher Munificenz vom erhabensten Haupte unsers durchlauchtigsten Regentenhauses angefangen, alle Glieder desselben Gnade üben, Wohlthaten spenden, und jedes Unternehmen, welches zum allgemeinen Wohle dient, gründen oder kräftigst unterstützen. Es hat die von Sr. Majestät dem Kaiser mit Allerhöchstihrem Schutze begnadigte Ackerbaugesellschaft in Steyermark im Laufe ihrer Verhandlungen die Aufgabe gestellt, gleich jenen im Auslande bestehenden Molkenkuranstalten eine ähnliche im Bereiche der Steiermark zu errichten. Dieser Antrag wurde den an der Filiale Brandhof theilnehmenden Bürgern des Marktes Mariazell von dem Präsidenten der steyermärkischen Ackerbaugesellschaft Sr. kaiserl. Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog Johann von Österreich, eröffnet und mitgetheilt. Alle insgesammt ergriffen dann dankbarst und freudigst diese Gelegenheit, und trafen, in so weit es von ihnen abhängt, alle Anstalten zur Ausführung.

Es vereinigen sich alle Umstände, um dieses gemeinnützige und höchst wohlthätige Unternehmen zu begünstigen, und ihm den Beyfall Aller und das Gelingen zu sichern. Die Lage des genannten gefeyerten Wallfahrtsortes und seine ausgezeichnet schönen Umgebungen sind bereits zu sehr bekannt, als daß sie eines Anrühmens bedürften. Die reine erquickende Luft dürfte oft allein schon hinreichen, um die hartnäckigsten Übel der Brust- und Unterleibsorgane zu heben; um wie viel sicherer und einleuchtender wird die wohlthätige Wirkung bey dem durch einige Zeit fortgesetzten Trinken der Molken seyn, die aus der Milch von kräftigen, gesunden Kühen und Ziegen — die auf den umliegenden, an aromatischen und saftvollen Kräutern so reichen Alpengründen weiden — bereitet worden sind.

Die Curgäste können vermöge des bestehenden Postenlaufes und der dahin führenden guten Straßen von Wien und Grätz, und wegen der häufigen Gelegenheit (indem selbst ein Gesellschaftswagen wöchentlich zwey Mahl zwischen Wien und Mariazell circulirt) leicht mit ihren Angehörigen in Verbindung stehen. Ferner befindet sich in Mariazell ein k. k. Districtsarzt und eine wohlbestellte Apotheke. Durch gemeinsame Übereinkunft der Bürger werden sowohl in Privat- als auch in Gasthäusern hinlängliche und billige Quartiere bereit seyn; jedoch wird es zweckmäßig seyn, sich wegen Bestellung eines Quartiers in frankirten Briefen an das hiesige k. k. Verwaltungsamt zu verwenden, mit Angabe der beliebigen Stücke und der Zeit des zu erwartenden Eintreffens. Jede sonstige Hülfe ist der Med. und Chir. Doctor Carl Knaffl, k. k. Districtsphysiker zu Mariazell, zu geben erböthig. Durch Übereinkunft der Bürger ist auch für tariffmäßige Speisenauskochung in den Gasthäusern gesorgt. Da Mariazell bekanntlich ein sehr besuchter, wohlgebauter, großer Markt ist, so wird es auch an gesellschaftlichem Vergnügen nicht fehlen.

Von den ersten Tagen des Monaths Juny d. J. angefangen, werden bereits die kräftigsten, besten Kuh- und Ziegenmolken in beliebiger Menge zu bekommen seyn. Es wird, wie die Einrichtung an Molkenkuranstalten besteht, jeder P. T. Curgast täglich für die Molken einen gleichen billigen Preis bezahlen, derselbe mag viel oder wenig trinken.

Somit wird auch Österreich eine Molkenkuranstalt besitzen, wie deren bereits mehrere in der Schweiz, in Bayern, Preußisch-Schlesien u. s. w. zum Heil und Wohl so vieler Leidenden blühen.

Über die Molken und ihren Gebrauch wird in Kürze eine Schrift, vom obgenannten Districts-Physiker verfaßt, im Druck erscheinen.

Wer etwas Gediegenes in Bezug auf Beschreibung der Gegenden um Mariazell in einer schönen, blühenden Sprache zu lesen wünscht, dem kann folgendes Buch mit Recht angerühmt werden: „Reise im steyrischen Oberlande, mit besonderer Beziehung auf den berühmten Wallfahrtsort Mariazell, von Weidmann. Wien 1830, bey Tendler, am Graben im Trattnerschen Gebäude."

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.

Inhalt des Sammlers.

May.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Drey und zwanzigster Jahrgang.

1831.

Juny.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß's sel. Witwe.

In Commission bey Anton Doll.



Der Sammler

Mittwoch, den — 66 — 1. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

*Erzählung von Friederike Lohmann *).*

Es war im ersten Jahre der Thronbesteigung Ludwigs XV., als eines Morgens ein irländischer Edelmann, Nahmens Duglas, der im französischen Heere diente, den Pallast des englischen Gesandten, Lord Stairs, in unruhiger Erwartung betrat, und von einem schweigenden Diener in ein abgesondertes Gemach geführt wurde. Der Gesandte hatte ihn zu sich beschieden; die Ladung lautete geheimnißvoll, doch schmeichelhaft genug, um das reizbare Ehrgefühl des Officiers aufzuregen, das so eben aus einer frischen, schmerzhaften Wunde blutete. In keiner Verbindung mehr mit seiner Mutterinsel, suchte er doch vergebens die Bande zu zerreißen, die ihn dorthin zogen, und der Schimmer einer Hoffnung, sie wieder fester zu knüpfen, bewegte seine ganze Seele. Hastig schritt er in dem weiten Zimmer auf und ab, zählte die einförmigen Schläge der Wanduhr, und verfolgte den Zeiger, während lebhaftes Geräusch neben ihm, Aufrufen verschiedener Nahmen, der Klang geöffneter und geschlossener Thüren, ihn belehrte, daß seiner Audienz mehrere andere vorhergingen, und er noch einige Zeit mit seinen Gedanken allein seyn würde. Seiner stürmischen Gemüthsart ward es schwer, eben heute eine solche Ruhe zu ertragen; mannigfach wechselnde Gefühle stritten in seiner Brust; er hatte schon viele Nächte nicht geschlafen, sein Blut kochte, und in ein Gemisch wilder Gedanken und Entschlüsse trat die neue, vielleicht fremde Angelegenheit, mit welcher er hier bekannt werden sollte, wie ein störender Gast ein, der eben sowohl Gutes, als Böses bringen konnte. So verstrich eine halbe Stunde, peinlich schleichend, bis endlich sein früherer Begleiter wieder erschien, um ihn in das Cabinet des Lords zu führen.

Der Gesandte begrüßte den Officier ausgezeichnet freundlich, und während er noch einen Blick in die Papiere zu werfen schien, auf welche ein Secretär wartete, richtete sich sein scharfes Auge beobachtend nach dem Irländer. Duglas war etwa 35 Jahre, oder etwas darüber, hochgewachsen, fest und kräftig, gewandt in jeder Bewegung; sein schmales Gesicht hatte auffallend schöne Züge, aber in den schwarzen Augen brannte ein wildes, unruhiges Feuer, und die finstere Stirn, der aufgeworfene Mund sprachen deutlich von Trotz und Härte. Lord Stairs verstand die Schrift der Natur zu lesen, und sie war jetzt sichtbarer ausgeprägt, als in Augenblicken, wo der trotzige Mund lächelte, oder irgend ein schönes Gefühl die feurigen Augen sanfter machte. Was er mit schnellem Blicke wahrnahm, entsprach seinen Wünschen, wie seinen geheimen Nachrich-

*) Die geistreiche Verfasserinn dieser Erzählung starb leider bereits im verflossenen Herbste.

ten; er winkte dem Secretär, sich zu entfernen, und trat dem finstern Duglas einige Schritte entgegen.

„Capitän Duglas?“ sagte er in fragendem Tone, „Irländer von Geburt, 15 Jahre in französischen Diensten, und mit seinem Vater in Ungnade bey dem englischen Monarchen? bin ich recht berichtet?“

Duglas richtete sich hoch auf; es war etwas in der Frage, das ihn demüthigte, und er mußte dieß mit verdoppeltem Stolze vergelten. „Meines verstorbenen Vaters Anhänglichkeit an die alte Königsfamilie hat mich geächtet,“ antwortete er glühend.

„Und Sie, Capitän?“ fuhr der Lord fort, „haben Sie den Wahn Ihres Vaters geerbt, wie seinen Nahmen?“

„Ich sehe zu hell, um einem Schatten nachzujagen,“ erwiederte Duglas, „und kenne keine Parteylichkeit, die mich gegen Schwäche verblenden könnte. Ich beneide diesen Enthusiasmus, aber ich kann ihn nicht theilen.“

„Wenn Sie so denken,“ sagte der Gesandte, „warum entziehen Sie sich dem Vaterlande, warum machen Sie keinen Versuch, die Gnade eines gerechten Monarchen, und einst verlorne Glücksgüter wieder zu gewinnen. Es scheint nicht, als ob Frankreich Sie glänzend entschädigte. Sie sind Capitän, und Verdienst und Wunden haben Ihnen, wie man mir sagt, schon lange einen höheren Rang angewiesen.“

„Sollte ich in der Voraussetzung irren, daß Eure Herrlichkeit Alles wissen, was mich angeht?“ fragte Duglas mit mühsam bekämpfter Aufwallung. „Wenn es dem Lord Stairs gefallen hat, nach meinem Schicksale zu forschen, so kann es ihm nicht unbekannt seyn, wie ich seit wenig Tagen nicht mehr in Frankreichs Solde stehe. Eine höchst kränkende, ja beschimpfende Zurücksetzung hat mich vermocht, dieß zweyte Vaterland aufzugeben. Ich bin arm, aber stolzer als arm; ein Jüngling ist mein Vorgesetzter geworden, und steht auf dem Platze, den ich verdient habe, und meine gerechten Klagen hat man mit Hohn und Übermuth aufgenommen. — Mylord, ich muß glauben, daß ich hieher beschieden ward, um mir eine Rückkehr ins Vaterland zu öffnen; ich bin zu jedem Dienste bereit — es gibt fortan nur noch ein Band, mich für kurze Zeit auf französischem Boden zu halten; die andern sind alle zerrissen.“

„Ich weiß auch davon,“ sagte der Lord. „Sie haben eine reizende Braut, die ihre Heimath vielleicht ungern verläßt. Wenn ich Ihnen ehrenvolle Aufnahme in London versichere, und einen Theil Ihrer Familiengüter verbürge, so liegen dagegen die Bitten der Liebe und die ansehnliche Mitgift der Braut in der Wage, und Sie ziehen vielleicht ein unabhängiges Leben in Frankreich dem englischen Dienste vor. Überlegen Sie das, ehe ich weiter spreche, denn es wäre möglich, die Erfüllung meiner Wünsche verbannte Sie aus diesem Lande, indem es Ihnen den Eintritt in jenes öffnet. Übrigens — wenn ich Ihnen meine Meinung erkläre, rede ich zu einem Manne von Ehre, und hoffe jedenfalls auf streng bewahrtes Geheimniß.“

„Ein Zweifel daran müßte mich beschimpfen, antwortete Duglas, „was ich hören werde, findet ein Grab in meiner Brust. — Meine Braut läßt hier nichts zurück; ihr Vater, der sie mir verlobte, ist vor zwey Monathen gestorben, sie gehorcht jetzt nur meiner Stimme, und ich bin ihre Welt. Ihr Vermögen ist bereits zu meiner Verfügung, aber müßte ich es benutzen, so würde sich die Stellung ändern, die die Natur für Weib und Mann bestimmt hat, ich würde ihr Sclave werden, ein Gefühl, das ich weniger als jedes andere ertrüge. — Und nun erwarte ich Ew. Herrlichkeit Befehl.“

Der Gesandte schwieg einen Augenblick, und sah ernst in des Capitäns finsteres Gesicht; dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich habe sichere Nachrichten von einer Verschwörung gegen König Georg zum Besten der Stuarts. Der Wahnsinn ist neu erwacht, und wenn es nicht gelingt, die ersten geltenden Schritte zu hindern, so wird er abermahls blutige Opfer fordern. Man weiß, daß der Prätendent im Begriff steht sich einzuschiffen, um nach England zu gehen; er ist von Bar verschwunden; meine Kundschafter melden, er sey in Chaillet versteckt, von wo er nach Bretagne zu gehen gedenkt. Ich habe nichts verabsäumt, was ich in meinem öffentlichen Charakter thun konnte; ich habe dem Regenten Anzeige gemacht, und ihn im Nahmen meines Königs aufgefordert, den Prinzen in Frankreich zurückzuhalten. — Allein obgleich der Major Contade in meinem Beyseyn Befehle erhielt, wie ich sie wünschen mochte, konnte es doch eben so wenig diesem Officier, als mir entgehen, daß man sie nicht vollzogen sehen will. — Wollen Sie mir die Hände biethen, zu thun, was nun geschehen muß, so erhalten Sie nähere Weisungen, noch ehe es Abend wird, und meine Dankbarkeit soll der Wichtigkeit des Dienstes entsprechen. Zuverlässige kühne Werkzeuge sind gefunden; es bedarf nur des Hauptes, und dazu habe ich Sie ersehen. Ich will nicht läugnen, daß ich auf Ihr verwundetes Gefühl ge-

rechnet habe; man hat Sie beyspiellos gekränkt; ich hoffe, Sie werden den Augenblick ergreifen, in ein Vaterland zurückzukehren, wo man Verdienste besser zu lohnen weiß."

Duglas blieb eine Secunde stumm; die Erinnerung an sein Mißgeschick übergoß sein Gesicht mit heißer Gluth, und die drohend gerunzelte Stirn zeugte von der Leidenschaftlichkeit, welche er mit Mühe unterdrückte. Aber nach kurzem Besinnen durchzuckte ein Blitz entschlossenen Muthes seine Augen, und er versprach dem Gesandten, Alles auszuführen, was der Dienst Königs Georg in diesem Moment gebiethen könne. Hierauf ward er entlassen, um in wenig Stunden eine schriftliche Instruction zu erwarten, und um Mitternacht zur Abreise bereit zu seyn. In seiner Wohnung angekommen, fragte er hastig nach seinem Diener, den er früh zu Pferde verschickt hatte; er war noch nicht zurück, und während Duglas sich anschickte, einige Geschäfte zu ordnen, fühlte er sich von fast fieberischer Unruhe umhergetrieben. Er hatte dem Gesandten verschwiegen, daß es eine Möglichkeit gab, die Verabredung unnütz zu machen, und daß der Vertraute, den er sich wählte, vielleicht, noch ehe die Schatten der Nacht herabsanken, für ihn verloren seyn konnte. Denn eben jetzt übergab sein Diener eine Ausforderung; die bestimmte Stunde mußte entweder des Capitäns eignes Leben enden, oder ihn zum flüchtigen Mörder machen. Muth und Vertrauen auf das Glück seiner Waffen ließ ihn indessen eher das Letzte, als das Erste glauben; er war dann bereit, Paris zu verlassen, und rechnete auch in dieser Angelegenheit auf den mächtigen Schutz des Lords.

Sein Gegner war ein Officier aus der Provinz, jetzt für kurze Zeit in Vincennes, und mit dem jungen Manne verwandt, dem sich Duglas nachgesetzt sah. Beyde hatten einander gestern in einem Weinhause gefunden; der Fremde war berauscht, Duglas voll giftigen Grolls auf Welt und Menschen. Während er mit einem einzigen Gefährten, wortarm, gereizt und ärgerlich, an einem abgesonderten Tische saß, und Blicke des Mißfallens auf die jubelnde Gruppe warf, der Jener angehörte, vernahm er ein spottendes Witzspiel, das der Berauschte sich auf Kosten des gekränkten, Menschenfeindlichen erlaubte. Er sprang wüthend auf, zog den Degen, und wollte den Officier zwingen ihm Genugthuung zu geben; aber Lefebre, sein Tischnachbar, ein alter besonnener Mann, trat zwischen die Erhitzten, wußte mit kluger Beachtung der Umstände den Streit zu dämpfen, und Duglas zur Entfernung zu bewegen. Doch nur für den Moment, so lange Lefebre's besänftigende Rede tönte, schwieg der glühende Haß des Capitäns. Er sah überlegte Bosheit, wo nur Leichtsinn und Rausch sündigten; je treffender der höhnende Witz war, je unvergeßlicher grub er sich in sein Gedächtniß; er fühlte seine Ehre unheilbar verwundet, kein Schlaf kühlte sein brennendes Auge, und mit dem frühen Morgen fertigte er den Bothen ab, eine Zusammenkunft vorzubereiten, die ihm Rache, oder Vergessenheit geben sollte. Hart und unbeugsam, fest bis zum Starrsinn, wie er war, hatten die wechselnden Stunden keine Gewalt über sein Gemüth; was auch seit gestern Verschiedenes an ihm vorübergegangen war, es hatte seine Erbitterung unberührt gelassen; ja selbst von einer neuen Lebenshoffnung ward sein Herz nicht erweicht, und er blieb entschlossen keiner Vermittelung Gehör zu geben.

Indessen hatte Lefebre in Begleitung Coulon's, jenes fremden Officiers, zweymahl nach Duglas gefragt, während er im Hotel des Gesandten war; er kam jetzt wieder, doch dieses Mahl allein, und fast mit ihm zugleich der ausgesandte Diener, der Coulon in Vincennes nicht mehr getroffen hatte. Durch eine schnelle Ordre abgerufen, mußte dieser unverzüglich Paris verlassen; da er aber, nach verflogenem Rausche, sich des Vorfalls von gestern erinnerte, und zwar mit aufrichtiger Reue, suchte er Lefebre auf, um mit seiner Hülfe ein Wort des Friedens an Duglas zu richten, oder ihm jede mögliche Genugthuung zu biethen. Es gelang ihm nicht; denn der Capitän verweilte bey dem Lord, bis Coulon abreisen mußte, und er hinterließ nun seine Bothschaft dem besonnenen Vermittler, indem er Nantes als den Ort bezeichnete, wo eine Forderung des Capitäns ihn finden würde.

Duglas hörte Lefebre kalt und höflich an, dankte für seine Bemühung, schrieb Coulon's Adresse in sein Taschenbuch und brach die Unterhaltung ab. Der treuherzige alte Mann ließ sich jedoch nicht hindern, er begann das Friedensgeschäft von Neuem, sprach von Coulon mit Wärme, und schilderte seine Reue aufs lebhafteste, obgleich ein höhnisches Lächeln des Capitäns Unglauben bewies. Wie er aber zuletzt im rührenden Eifer so weit ging, das Vergessen der Beleidigung als eine heilige Pflicht zu fordern, unterbrach ihn Duglas mit der Bitte: er möge, was seine Ehre verlange, ihm selbst überlassen und sich mit der Gewißheit begnügen, das Seine in vollem Maße gethan zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Für Freunde ländlicher Ausflüge.

Seitdem der in diesen Blättern vor einigen Jahren erschienene „Cicerone in Wien" verschwunden, hat sich keine mildthätige Feder dieser verwaisten, den Freunden der Natur und des geselligen Lebens so willkomm'nen Rubrik angenommen, und es scheint uns demnach nicht ungerathen, wenn wir es übernehmen, die verehrten Leser dieser Zeitschrift künftig in jenen Blättern, auf die Gegenstände der Natur und des geselligen Lebens, welche ihrer Eigenschaften wegen besondere Aufmerksamkeit verdienen, hinzuweisen, und uns dadurch vielleicht eben so wie einst der humoristische Cicerone, die ehrenvolle Anerkennung eines lebensfrohen Publicums zu verdienen.

Unter den vielen reizenden Umgebungen unserer herrlichen Kaiserstadt zeichnet sich nicht im gewöhnlichen Maße die Gegend um Hitzing aus; denn obgleich mehr flaches Land als gebirgig, entbehrt sie doch keineswegs eines äußerst lieblichen Panoramas, das sich besonders in der Gegend von Lainz, Speising und Mauer dem Auge darbiethet. Außerhalb des vorletzten Dorfes, seitwärts der Straße nach Mauer liegt der sogenannte Rosenberg, ein ziemlich weitläufiger aber nur successiv sich erhebender Hügel, der früher mit wilden Rosenhecken bewachsen war, und daher seinen Nahmen erhielt. Ein Theil dieses Rosenbergs gehört nun zu den weitläufigen Wirthschaftsanlagen des Hrn. Schnitzel, eines Ökonomen, der mit äußerst zuvorkommender Liberalität jeden Fremden, der seine Besitzung zu besehen wünscht, empfängt. Der große dazu gehörige Garten ist in zwey Theile abgetheilt, deren einer dem Nutzen, der andere dem Vergnügen gewidmet ist. Ersterer enthält alle Gattungen von Obst und genießbaren Gewächsen, letzterer recht hübsche Anlagen, die zwar noch in ihrem Jugendalter stehen aber doch schon zum Genusse geeignet sind. Ein zwar kleiner aber netter Teich mit einem Kahne dient zur Unterhaltung navigationslustiger Gäste und eine oberhalb dieses Teiches befindliche Anhöhe gewährt, von einem mächtigen Baume beherrscht, im Schutze kühlender Zweige, die reitzende Aussicht in die liebliche Umgebung. Da die Gastfreundschaftlichkeit des Eigenthümers auch für Erfrischungen vorzüglicher Qualität sorgt so fehlt nichts, was den Freunden ländlicher Ausflüge angenehm seyn könnte, die ein Besuch des Rosenbergs gewiß nicht gereuen wird.

J. S.

Concert des Hrn. Molique.

Unlängst gab Hr. Molique, königl. würtembergischer Hofmusikdirector, im landständischen Saale ein großes Concert.

Unsere musik- und concertschwangere Zeit bringt uns Künstler und Künstlerinnen aus allen Weltenden, und die Academieen, musicalischen Abendunterhaltungen, Soirées, oder wie sie sonst heißen mögen, umschwärmen unsere kunstsinnigen Ohren, wie weiland — sit venia verbo — die Frösche die armen Einwohner von Abdera. Wir bekommen unter manchem Ausgezeichneten viel Mittelmäßiges, ja mitunter auch Schlechtes zu hören; Kinder welche kaum die ersten Schuhe vertreten, auf dem Fortepiano ein wenig herumgeklimpert, oder etwa eine Arie von Nicolini ꝛc. getrillert haben, stellen sich besonders in Privatconcerten vor die Leute hin, lassen sich von ihren Bekannten beklatschen, oder wohl gar hervorrufen, und des Geleyers, Gedudels und Gekrächzes ist kein Ende. Eine natürliche Folge dieses Mißbrauches der göttlichen Kunst ist es, daß der Credit der Academien hier, wo unser trefflich organisirtes Hofoperntheater uns musikalische Genüsse in ewig blühender Fülle und die Productionen der gefeyertsten Künstler Teutschlands darbiethet, immer mehr und mehr untergehen mußte, und daß fremde Künstler so häufig über die kalte Aufnahme klagen, welche man ihnen zu Theil werden ließ. Daß aber die Schuld an den Herren selbst liege, daß unser Publicum, wenn gleich des Alltäglichen und Gemeinen überdrüssig, für das wahrhaft Schöne und Herrliche im Gebiethe der Tonkunst einen zart empfänglichen Sinn bewahre, daran hat wohl noch kein nur etwas aufmerksamer Beobachter gezweifelt, und für den Skeptiker möge das zu besprechende Concert einen neuen Beweis darbiethen.

Seitdem die zahlreichen Panegyriker Paganinis alle Schatzkästlein der Beredsamkeit ausgeplündert, und sich in ihrem Enthusiasmus zu den Sphären, Aeolusharfen, Engelstönen, und Gott weiß wohin noch, verstiegen haben, müssen sich andere Künstler mit den Brosämchen begnügen, welche ihnen von den zum Ersticken großen Lobesbissen, die der Hexenmeister jetzt täglich verschlucken muß, aus purer Barmherzigkeit zugeworfen werden. Nun aber sieht Referent nicht ein, weßwegen man nach dem Anblick des Rheinfalles bey Schafhausen, dieses großen erhabenen Naturschauspiels, welches uns wechselweise in Angst und Entzücken versetzt, unfähig seyn sollte, in süßes Anschauen an den Ufern des Tajo zu versinken, welcher in majestätischer Ruhe durch Blumenbeete dahinrollt. Und somit wäre denn zugleich die Ansicht des Referenten über die Compositionen und das Spiel des Hrn. Molique ausgesprochen. Beyde athmen eine heitere Ruhe, eine vollkomm'ne Harmonie mit sich selbst, ein langsames und sicheres Fortschreiten in der Kunst, eine Umsicht und Einheit, welche schon ihrer Natur nach, den Zuhörer in die angenehmste Stimmung versetzen. Insbesondere sind die Variationen über Schweitzerlieder eine der gelungensten und dankbarsten Compositionen, die Referent in dieser Art kennt, und die Begleitung des Orchesters, welche, und zwar in der Introduction eben so ansprechend als originell hervortritt, bildet mit der Hauptstimme ein schön verschmolzenes Ganzes, und bewähret den Meister. Der glänzende Erfolg dieser Production war ein Jubelfest für den Künstler. Aber auch das Concert ist ein schönes harmoniereiches Werk, und wird sich unter den Kennern sehr viele Freunde erworben haben. Nur durfte das Allegro etwas brillanter geschrieben seyn. In beyden Stücken war übrigens die Ruhe und die Großartigkeit des Vortrages musterhaft, und keiner Zergliederung fähig. — Dem. Emmering sang eine moderne, aber verunglückte Bravourarie; wurde jedoch gerufen. Einen ausgezrichneten Genuß bereitete uns der treffliche Bocklet; Hummel's neueste Composition, die er trefflich vortrug, ist ansprechend; aber den eigenthümlichen Geist des Meisters vermißte Referent darin sehr ungern. — Die Ouverture zum Coriolan von Beethoven wurde mit Präcision ausgeführt. Referent schied aus dem ziemlich gefüllten Saale mit hoher Befriedigung, und dem stillen Wunsche, daß der geschätzte Concertgeber uns bald einen zweyten Genuß der Art verschaffen möge.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 67 — 4. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Der Tag verfloß in Geschäften, des Lords geheime Befehle langten an, und gegen Mitternacht verließ Duglas die Hauptstadt. Er reiste, ohne sich aufzuhalten, bis Nonancourt, den Ort, an welchem er seinen Helfern begegnen sollte. Als er die Thürme der Stadt erblickte, die wohlbekannten Umgebungen, die Gebüsche am Wege, öffnete sich sein Herz zuerst stilleren Gefühlen, und süße Erinnerungen drängten sich nach und nach an die Stelle des gegenwärtigen Unmuths. Hier war es, wo er vor Jahren ein zweytes Vaterhaus gewann, wo er Clemenze's Jugend aufblühen sah, und um ihr Herz warb, wo ihr Vater ihre Hand in die seine legte. Jetzt war der Vater nicht mehr, das junge reizende Mädchen gehörte ihm ganz an, hatte keinen Willen als den seinigen, und er zweifelte nicht, sie würde auf seine Bitte auch den Wunsch aufgeben, ihren Verlust noch einige Zeit zu betrauern, ehe sie ein neues Band knüpfte. Er spornte sein Pferd zum rascheren Trabe, ritt unter den schattigen Bäumen, an einer niedrigen Gartenwand hin, und sah bald das freundliche Haus vor sich, das ein weiter Baumgarten von den ersten Häusern der Stadt trennte. Da lag des Nachbars großer Hund im Sonnenschein und bellte dem Reiter entgegen, und die braunen Buben, Clemenze's Lieblinge, sahen ihn schüchtern an, flogen dann vor ihm her, und verkündeten seine Ankunft. Clemenze stürzte hinaus; sie hatte ihren Verlobten seit dem Tode des Vaters nicht wieder gesehen; Freude und Schmerz rang in ihrer Brust, als er vom Pferde stieg, und den Zügel in die Hände des ältesten Knaben legte. Auch Duglas dunkle schwarze Augen glänzten im Schimmer ungewohnter Wehmuth, wie er die Bank unter der Kastanie, des alten L'hopital Lieblingssitz erblickte; er führte Clemenze schnell ins Haus und schloß sie schweigend in seine Arme.

„Mein Freund, mein Beschützer!“ sagte sie unter heißen Thränen. „Nun bin ich nicht mehr verwaist, da ich Sie sehe. Mich dünkt, der Vater führt Sie mir zu, und seine liebende Sorge umschwebt mich wieder. Leiten Sie mich nachsichtig auf dem Wege des Lebens. Ach, ich bin der Liebe und Freundlichkeit gewohnt, seit ich denken kann. Er war so gut; lieber Duglas, er segnete Sie noch in seinen letzten Augenblicken, und bethete für uns Beyde, bis er nichts mehr empfand.“

„So lassen Sie uns um so früher seinem Willen nachkommen, theure Clemenze,“ sagte Duglas; „wir wären ja schon vereinigt, hätte des Vaters Krankheit unser Fest nicht gestört. Der bestimmte Tag ist vorüber, aber jede nöthige Vorbereitung längst getroffen; in wenig Stunden können wir vor den Altar treten. Ja, liebe Clemenze, ich bin deßhalb hier; immer war ich ein Feind lärmender Feste, großer Anstalten langwei-

liger Gastmahle. Das breite Glückwünschen, die kleinstädtischen Förmlichkeiten sind mir zuwider; eine schnelle Trauung in überraschender Stille überhebt uns alles dessen. Morgen muß ich wieder fort; ein wichtiges Geschäft verlangt es. Machen Sie mich heute noch glücklich, indem Sie mir Ihren Besitz sichern!"

„Heute, Duglas?" rief Clemenze aus. „Unmöglich, lieber Freund! Ach Gott, wie betrübt es mich, daß Sie das wünschen, was ich nicht gewähren möchte. Der heilige, ernste Schritt aus dem Mädchenleben fordert Ruhe, stilles Berathen mit Gott und dem eignen Herzen; wo sollte ich das gewinnen, so überrascht und erschrocken? Zudem ist meine Tante krank, kann das Bett nicht verlassen, die einzige Verwandte, die mir noch übrig ist. Sie sehen, es ist nicht möglich. Bester Freund, ängstigen Sie mich nicht durch Bitten; ich habe nicht gelernt, etwas zu versagen."

„Und doch können Sie es, wie alle Frauen," antwortete Duglas, indem eine leichte Wolke seine Stirn bedeckte. „Geschützt gegen den Kampf mit rohen Verhältnissen, in welchen wir Männer uns aufreiben, hängen sie an geringen Bedenklichkeiten, und scheuen das Opfer einer Idee oder eines Wahnes. Wüßten Sie, Clemenze, mit welchem verwundeten Gefühl ich herkam, und wie meine ganze Hoffnung auf Ihnen ruht, Sie würden mir die erste Bitte nicht abschlagen. Wenn Sie mich lieben, kann Ihnen die Wahl zwischen meinem Glück und der Gegenwart der Madame L'hopital so schwer werden? Bedürfen wir irgend etwas, außer dem Segen Ihres Vaters? Werden wir uns nicht um so mehr seyn, je weniger ein anderes Interesse sich zwischen uns drängt? Clemenze, es könnte seyn, daß ich noch ein größeres Opfer fordern müßte, aber, bey Gott — die mir als Weib angehören will, darf vor keinem erschrecken; sonst haben wir Alle geirrt, Sie und ich, und Ihr gütiger Vater!"

„Nein, Duglas," sagte sie sanft, „Sie haben nicht geirrt, wenn Sie an meine herzliche Liebe glauben, und an den besten Willen, Sie zu beglücken. Haben Sie nur Nachsicht mit weiblicher Schwäche, wie der sie hatte, der im Grabe schläft. Er hat mich an Ihr Herz gelegt; Liebe und willigen Gehorsam sollen Sie nie vermissen. Darum verschweigen Sie mir nun auch nichts, was das Schicksal mir vielleicht auflegen könnte; die Sorge der Ungewißheit quält mehr, als das wirkliche Übel, und Sie sollen sehen, daß ich bereit bin, der Stimme Gottes zu folgen, der mein Leben in Ihren Schutz gab."

„Wir werden Frankreich verlassen müssen, theure Clemenze," antwortete Duglas, „die Ehre gebiethet es mir, und in England ist uns eine bessere Heimath bereitet. Ich fühle wohl, was ich fordere, aber ich kann nicht anders; lassen Sie mich glauben, daß die Liebe das Schwerste leicht macht, daß Sie da Ihr Vaterland finden wollen, wo wir beysammen sind. — Sie werden blaß, Clemenze, und entziehen mir Ihren Blick; verbergen Sie die Thränen nicht, ich habe sie schon bemerkt, und sie sind auf mein Herz gefallen."

„Warum sollte ich Ihnen verbergen, was so natürlich ist?" sagte Clemenze. „Man liebt eine wüste Steppe, wenn man sie mit Vater und Mutter bewohnte, und mit den Augen des fröhlichen Kindes ansah; ach, und Frankreich ist ja das schönste Land der Erde. Ich fürchte mich vor den kalten Nebeln jener Küste, und es wird mir weh um's Herz, wenn ich denke, wie sich die schäumenden Wogen zwischen uns und die theure Heimath legen. Aber das sind kindische Gefühle, ich will sie bekämpfen; Sie sollen mit mir zufrieden seyn. Ja, die Liebe wird mir das Schwere leicht machen, und wenn es recht schwer ist, um desto besser. Sehen Sie nicht finster aus, lieber Georg, sehen Sie mich wieder freundlich und liebevoll an!"

„Und darf ich jetzt gleich zu dem Geistlichen gehen?" fragte Duglas mit einem Blicke stolzer Befriedigung. „Darf ich Alles für den Abend verabreden?"

„Wie Sie wollen! wie Gott will!" antwortete Clemenze. „Ich hätte es anders gewünscht, aber ich würde nun auch nicht froh werden, wenn Sie abreisten und mir ungern meinen Wunsch gewährten. Gehen Sie denn; ich will die wenigen Stunden der Einsamkeit und meiner armen Tante bestimmen; dann gehört das ganze Leben Ihnen an."

Duglas ging, kam zurück, schrieb eine Stunde, warf sich dann auf's Pferd, und ritt bis zu einem entlegenen Wirthshause, wo er drey Männer fand, mit denen er sich in ein nahes Gehölz verlor. Indessen saß Clemenze in ihrem verschlossenen Zimmer, bemüht, ihr Herz mit dem raschen Schritte zu versöhnen, den sie thun sollte. Sie war schon Jahre lang gewohnt, sich als das Eigenthum dieses Mannes zu denken; warum erschrak sie vor dem unwiederruflichen Gelübde? Ihr unvergeßlicher Vater hatte Duglas geliebt; seine schöne Gestalt, sein überlegner Verstand hatten ihre Liebe gewonnen, sie war stolz darauf, seine Wahl zu seyn; selbst sein Ernst, seine strenge Festigkeit, die Jahre, die er vor ihr voraus hatte, trugen dazu bey, eine völlige

Hingebung, ein kindliches Anschmiegen in ihrem Herzen zu wirken. Nie konnte sie ihn mit einem Andern vergleichen; er war ihr das Ideal der Männlichkeit; was er forderte, mußte sie thun. Er schmeichelte nicht, ja er geboth zuweilen, aber ein freundlicher, dankbarer Blick von ihm galt mehr, als alle Schmeicheleyen, und weil er sich Niemanden aufschloß, war seine Vertraulichkeit anziehend, bezaubernd. Wer erklärt die Gewalt, die Männer, wie Duglas, über ein weiches Mädchenherz üben, daß sie alle seine Neigungen gefangen nehmen und mit finsterer Rauhheit gewinnen, was ein Anderer vielleicht vergebens suchen würde? Duglas verschleyerte den Wunsch, unumschränkt zu herrschen, nicht einen Augenblick; aber er gewöhnte seine junge Braut an seine Weise, wie der Gärtner klug und umsichtig ein zartes Bäumchen biegt, wohlbedacht, es nicht zu verletzen. Sie sah ihn oft, doch immer nur auf kurze Zeit, nur in dem Sonnenschein der Liebe; er lebte dann nur für sie, und forderte eifersüchtig ihre ganze Seele für sich; von Freunden und Gespielinnen, von Verwandten zog er sie nach und nach ab; er war dem alten L'hopital herzlich ergeben, und betrauerte seinen Tod; aber weil er nun dahin war, that es ihm wohl, alle Bande der Liebe von Clemenze abgelöst zu sehen und sie ganz allein zu besitzen. Nach dem Verluste ihres Vaters hatte sie ihm den Wunsch erklärt, noch einige Zeit unvermählt zu trauern; er machte nun den Versuch, ihre Einwilligung zu einer seltsamen, übereilten Hochzeitfeyer zu erhalten, und so ganz beherrschte er ihren Willen, daß sie, mit sich selbst unzufrieden, nach den Gründen der Weigerung forschte, mit welcher sie ihn gekränkt zu haben glaubte. Daß der Tag der schönsten Feyer nicht mit festlichem Angesicht heraufgedämmert war, und sie ihn nicht wie einen heiligen Sabbath begrüßt hatte, daß keine Freundinn ihr den Kranz winden sollte, die einzige nahe Verwandte auf dem Siechbette lag, und Nachbarn und Bekannte das Ungewöhnliche tadeln mußten, besonders Madame L'hopital — durfte das Alles sie so sehr kümmern, wenn Er zufrieden war? — Sie trocknete die Thränen, die unwillkührlich flossen; sie bethete still zu Gott, und rief des Vaters Geist an, sie zu umschweben. Dann legte sie wehmüthig ein weißes Festgewand zurecht, und schnitt die Reiser und Blüthen zum Brautkranze von einem selbstgepflegten Bäumchen. Als dieß geschehen war, schritt sie rasch durch den großen Baumgarten, der an das Posthaus stieß, um die ersparte Stunde bey der kranken Postmeisterinn, ihrer Tante, zuzubringen und sie vorsichtig von dem, was geschehen sollte, zu benachrichtigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Welches Temperament gibt die glücklichsten Ehen.

Das sanguinische, cholerische und melancholische Temperament stören oft den Hausfrieden, aber nicht das phlegmatische, das immer bey guter Laune ist. Es glänzt nicht, aber man kommt damit am allerweitesten; es liebt Ruhe und Friede und wenn der eine Gatte von sanguinischem, der andere von phlegmatischem Temperamente ist, so herrscht in ihrer Ehre immer die größte Verträglichkeit. Das phlegmatische Temperament wird langsam erwärmt, ist aber beharrlich; es hat Grundsätze und man kann sich auf einen Menschen von diesem Temperamente verlassen.

Auflösung

des Logogryphs in Nr. 64:

Anmuth — Armuth.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Besonders zahlreich erscheinen in diesem Jahre die Gäste auf unserer Hofbühne; fast zu gleicher Zeit begegneten sich vier der ausgezeichnetsten derselben, nähmlich die HH. Seydelmann und Weimar, königl. würtemberg'sche und großherzoglich badische Hofschauspieler, Mad. Binder vom Prager, und Dlle. Lindner vom Frankfurtertheater. Über den ersten ist in unserm Blatte bereits berichtet worden, es erübrigt uns also nur noch über die drey übrigen zu sprechen, von denen eigentlich bloß Hr. Weimar uns neu ist, da die beyden Damen uns aus früheren Gastspielen bereits vortheilhaft bekannt geworden sind. Der Ordnung ihres Erscheinens nach beginnen wir mit Mad. Binder. Sie zeigte sich uns als Margarethe in Houwalds Sühnung, als Frau in Töpfers: „Nehmt ein Exempel dran,“ als Yelva im gleichnahmigen Drama, (zweymahl) als Frau von Danville in der Schule der Alten, als Fräulein Bredow in der „Unvermählten,“ und als Frau von Silben im letzten Mittel. Die talentvolle und hier bereits mit Recht so beliebt gewordene Künstlerinn erschien uns jetzt in vieler Beziehung zu neuem, und erhöhtem Interesse, indem wir sie in verschiedenen Rollen erblickten, welche den Übergang in ein neues Fach anzudeuten schienen. Hiezu zählen wir gleich die Rolle ihres ersten Auftrittes, nähmlich die Margaretha in der Sühnung. Mad. Binder bewies auf eine sehr erfreuliche Weise, wie Treffliches sie auch in dieser Sphäre leisten würde, und ihre Darstellung ward mit verdientem Beyfalle aufgenommen. Ihr Spiel athmet Leben, Wärme, und

vor allem Wahrheit, und dieß ist in jener Gattung besonders, wo die Gelegenheit so leicht und anlockend ist, durch Manier zu wirken, ein doppeltes Verdienst. Dasselbe war der Fall mit dem Fräulein Bredow in der Unvermählten, wo Mad. Binder alle ihre Gaben, in diesem für sie neuen Fache, auf das vollgültigste geltend zu machen verstand. In den Frau von Silben, dieser geschwätzigen, und beweglichen Dame, zeigte unser geschätzte Gast nicht minder ausgezeichnete Fähigkeit, die verschiedensten Formen anzunehmen, und den Contrast zwischen dieser Rolle, und den früher genannten bewies auf das ansprechendste die Vielseitigkeit des Talentes der Künstlerinn; die Frau in: „Nehmt ein Exempel dran,“ die Yelva, und Mad. Dauville waren Rollen in jenem Wirkungskreise, welchen wir früher als den eigenthümlichen der Mad. Binder kennen gelernt haben, und sie erprobte sich auch in diesen als schätzenswerthe Künstlerinn. Vorzugsweise Wirkung erregte sie durch Innigkeit des Spieles, durch glücklichen mimischen Ausdruck, und Feuer der Darstellung, als Yelva, welche Rolle sie wiederhohlen mußte. Mad. Binder ward, wie aus dem Gesagten erhellen dürfte, bey ihrem jedesmahligen Erscheinen mit Beyfall aufgenommen, am Schlusse der Darstellung allezeit gerufen, und erhielt bey allen Gelegenheiten die unzweydeutigsten Beweise der Anerkennung.

Sofort begann denn Dlle. Lindner den Cyclus ihrer Gastdarstellungen. Auch diese Künstlerinn, welche Teutschland mit Recht unter ihren Ausgezeichnetsten nennt, und ihr den Rang in den ersten Reihen anwies, erschien vor uns in Rollen einer ganz neuen Sphäre, aber leider nicht mit demselben Erfolge wie Mad. Binder. Wir sahen Dlle. Lindner bisher als Eulalia in Menschenhaß und Reue, als Elsbeth im Turnier zu Kronstein, als Margarethe in den Hagestolzen, als Professorinn im verbannten Amor, als Pauline im Testament des Onkels, als Zaarewna in den Fürsten Chawansky, als Dorothea in Herrmann und Dorothea, als Lady Milfort in Kabale und Liebe, und als Fürstinn in Elise von Valberg. — Wir sahen mit aufrichtigem Vergnügen das Wiedererscheinen dieser trefflichen Künstlerinn, noch eingedenk der Genüsse, welche uns ihr Meisterspiel in früherer Zeit verschaffte; indessen däuchte uns bereits die Wahl der ersten beyden Rollen nicht die glücklichste. Sowohl die Eulalia, als die Elsbeth, sind, abgerechnet des inneren Unwerthes ihrer Natur, (denn es ist mit beyden nichts als eitel Komödienwesen) gegenwärtig nicht mehr für Dlle. Lindner geeignet. Sie leistete als Eulalia durch ihren glücklichen Ausdruck der tiefen Empfindung, durch das verständige einfache Spiel, und die Besonnenheit im Gebrauche ihrer Mittel Verdienstliches, aber es blieb eben dennoch so mancherley zu wünschen übrig, daß das Ganze nicht zu jener Wirksamkeit gelangen konnte, welche man dem Verdienste einer so ausgezeichneten Künstlerinn hätte wünschen mögen. Das Publicum empfing indessen Dlle. Lindner mit auszeichnendem ehrenvollen Beyfall, und bewies ihr dadurch die Theilnahme an ihrem Wiedererscheinen laut und erfreulich. Weit geringer sprach sich die Antheilnahme des Publicums an der Rolle der Elsbeth aus, und wir gestehen wirklich, daß wir diese Leistung für eine der schwächeren der geschätzten Künstlerinn erkennen müssen. Nur in einer einzigen Scene, jener, wo sie durch die Maske der Einfältigkeit den Freyer täuscht, erhielt das Spiel jenes höhere Leben, welches wir von einer Künstlerinn wie Dlle. Lindner erwarten dürfen. Die Übrigen waren so farblos und gewöhnlich, daß wir fast glauben möchten, eine Unpäßlichkeit habe die Darstellerinn verhindert ihr Talent ganz zu entfalten, wie es wohl sonst in ihrer Macht stände. Als Professorinn zeigte Dlle. Lindner, wie wir es erwarteten, ihr Kunstvermögen auf so erfreuliche Weise, wie es die Umstände nur immer gestatteten. Endlich erschien die Künstlerinn als Margarethe in den Hagestolzen und war da wieder ganz die treffliche wahre Naturdarstellerinn, wie wir sie kennen. Hier, und als Pauline im Testamente des Onkels, dann als Dorothea in Herrmann und Dorothea, erntete Dlle. Lindner ganz jenen rauschenden Beyfall, der der Trefflichkeit und Gediegenheit in der Kunsterscheinung stets zu Theil werden muß. Hier trat sie ganz in's Leben, und diese drey Gemählde traten in so seelenvoller Haltung, in solcher Rundung und Abgeschlossenheit hervor, daß die Wirkung allgemein und ergreifend genannt werden konnte. Hier bewegt sich Dlle. Lindner ganz, und durchaus in ihrer eigenthümlichsten Sphäre, hier ist ihr Beruf entschieden und unzweydeutig, und die Wahrheit in Auffassung und Gestaltung ist von der wohlthätigsten Wirkung. Wieder minder zusagend erschien die Künstlerinn als Fürstinn in Elise von Valberg. Das Colorit trug bey weitem zu viel Milde und Sanftmuth für die Strenge, mit welcher der Dichter den Charakter anlegte. Die Hoheit der fürstlichen Frau verschwamm in einen solchen Schimmer von Weichheit und Zarte, daß das Verhältniß mit ihrem Gemahl, welches eben durch das Schroffe und Herbe ihres Charakters bedingt wird, nicht begreiflich erschien. Besonders äußerte sich diese schiefe Richtung in den ersten Scenen mit dem Amtshauptmann, und Elisen. Jene mit dem Fürsten im letzten Acte erfordert ein milderes Colorit, denn damahls ist ihr Stolz schon gebrochen. Überhaupt bemerkten wir in den mehrsten Leistungen der Dlle. Lindner ein Streben, durch den Ausdruck von Sentimentalität wirken zu wollen, welches uns nicht immer am Platze zu seyn schien. Selbst die sonst so trefflich gegebene Dorothea war nicht von dieser Hinneigung frey zu sprechen. Wir kommen endlich auf die Leistung der Künstlerinn im eigentlich Tragischen, auf die Zaarewna und Lady Milford. In beyden ist die unübertreffliche Leistung der Mad. Schröder noch im lebendigen Andenken aller Kunstfreunde, und Dlle. Lindner hatte daher hier einen gedoppelt schweren Stand. Als Lady erschien die Künstlerinn, zwar nicht ganz auslangend mit den äußern Mitteln, aber das Fehlende ersetzend durch Tiefe des Gefühles, und Wärme der Gestaltung. Als Zaarewna müssen wir gestehen, daß Dlle. Lindner uns durch das was sie leistete in Erstaunen setzte, daß wir in dieser Berücksichtigung dem Streben der Künstlerinn gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß aber solches in Betreff der Erfordernisse der Rolle selbst, und ihrer tragischen Principe nicht ausreichend genannt werden kann. Einzelne Momente waren glänzend, und erregten lauten verdienten Beyfall, aber Dlle. Lindner vermochte nicht sich im Laufe der ganzen colossalen Aufgabe auf gleicher Höhe zu erhalten, und somit konnten wir natürlich kein tragisches Ganzes, was eben in dieser Rolle unerläßlicher als bey irgend einer andern seyn dürfte, sondern nur gelungene Einzelnheiten, denen aber die Verbindung fehlt, zur Anschauung bekommen. Das Publicum berücksichtigte mit jener Achtung, welche man einem so ausgezeichneten Talente schuldig ist, die obwaltenden Umstände, und zeichnete alles, wodurch Dlle. Lindner sich Wirksamkeit erringen konnte, theilnehmend und wohlwollend aus. Obschon sich nun, nach diesen gegebenen Andeutungen, in dem größern Theil der Darstellungen der Dlle. Lindner nicht alle Stimmen zu ihrer Anerkennung vereinigen konnten, zu jener Anerkennung, die man bey der Vorliebe, welche unser Publicum für das Talent der Künstlerinn bey ihrem ersten Erscheinen gefaßt hatte, ihren sämmtlichen Darstellungen gewünscht hätte, so bewies sich doch bey allen die rege Theilnahme, und das Streben, wo es nur immer möglich war, der Künstlerinn diese Vorliebe auf das wärmste auszusprechen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 68 — 7. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Es war schon Abend, als Duglas an der Gartenwand hersprengte; er legte nun den Reiserock ab, und brachte seinen Anzug ein wenig in Ordnung; sorgfältiger geschmückt erwartete ihn Clemenze an der Schwelle ihrer Thür. Drey eilig geladene Zeugen begleiteten sie zur Kirche, wo helle Fackeln das düstere Halbdunkel zerstreuten, und der Geistliche, ihr Beichtvater, sie am Altare empfing. Das weite Gewölbe war schauerlich leer; nur die braunen Nachbarskinder lauschten hinter einer Säule hervor, und als das vermählte Paar den Heimweg antrat, streuten die Knaben Blumen auf die Bahn der Braut, und ein grünes Gewinde zog sich um die Thür des Hochzeithauses, das einzige festliche Zeichen, das eine freundliche Hand und ein theilnehmendes Herz andeutete.

Mit dem ersten Grauen des Morgens stand das Pferd gesattelt vor der Thür, und der Capitän bereitete sich zum Abschiede. Da seine Kundschafter über den Weg des Prätendenten nicht ganz sicher waren, ging er mit Einem von ihnen auf der Straße nach Bretagne vorwärts, während er den beyden Andern die Wache in Nonancourt übergab. Clemenze erfuhr nicht, wohin seine Geschäfte ihn riefen; er bath sie, an einem bestimmten Tage nach Paris abzugehen, wozu er ihr die Begleitung von Einem der drey Hochzeitgäste erbethen habe; dort wollte er mit ihr zusammentreffen, da die Reise nach England sich vielleicht verzögern könnte. Weinend hing sie an seinem Halse; ihr Herz war schwer. Kaum erschienen, verließ er sie wieder, übergab sie der früheren Einsamkeit, der Trauer und einer unerklärlichen Angst. Sie wagte nicht zu sagen, wie ungern sie ohne seinen Schutz das Vaterhaus verließ; sie wagte ihn nicht zu bitten, er möge sie selbst abhohlen; aber zärtlich und schüchtern fragte sie nach dem Geschäft, das einen liebenden Mann so unerbittlich schnell von der Seite der Frau risse. „Es ist doch nichts Gefahrvolles?" sagte sie, „mir ist bange und ahnungsvolle Bilder quälen mich. Gib mir Trost, laß mich deine Schritte und dein Thun wenigstens in Gedanken begleiten."

Duglas drückte sie zärtlich an sich, und versicherte mit der ihm eigenen Festigkeit, sie habe nichts — gar nichts für ihn zu fürchten; sie möge das ruhige, sorglose Leben genießen, daß den Weibern beschieden sey, und sich gewöhnen, um kein Geschäft des Mannes zu fragen. Die letzten Worte klangen ernst, fast rauh, aber als sie den trüben Blick zu ihm aufschlug, erheiterte die Liebe sein schönes dunkles Auge, als ob der Glanz der Sonne eine Wolke durchbräche; er liebkoste sie mit großer Zärtlichkeit, schloß sie immer fester an sich, nannte sie sein Glück, seine Hoffnung, und schien von dem Augenblick der Trennung nicht weniger als sie selbst zu leiden. Das

Stampfen des Pferdes rief ihn endlich aus ihrer Umarmung; er küßte sie noch einmahl und riß sich los. Sie stand auf der Schwelle, bis der gewandte stolze Reiter grüßend um die Gartenwand bog.

Das verödete Haus kam der jungen Frau nun doppelt traurig vor, und sie empfand die schmerzliche Leere, die nach dem Scheiden eines lieben Gastes in das Leben des Zurückbleibenden eintritt. Indessen begann bald die Regsamkeit des Tages; die Sonne stieg höher und sah zu ihr ins Fenster; von dem nahen Brunnen kam die hochgeschürzte Dirne und tränkte im Vorübergehen den wedelnden Hund; die ländliche Nachbarsfamilie ging ins Feld an die Arbeit, die Knechte schirrten die Pferde an, ein munteres Lied singend, die Kinder schwangen sich jauchzend mit auf. Auf diese Lebendigkeit folgte tiefe Ruhe, und Clemenze wollte eben ihren Platz am Fenster verlassen, als eine Bothschaft aus dem Posthause sie dringend zu ihrer Tante rief. In höchster Eile warf sie ein schwarzes Mäntelchen um, lief durch den Garten und langte erschrocken und athemlos bey der Kranken an. Die Postmeisterinn saß aufrecht auf ihrem Lager; ihre blasse Wange war ungewöhnlich geröthet und aus ihren Augen sprach die größte Aufregung. Sie winkte Clemenze zu sich, und auf ihre ängstliche Frage antwortete sie nur durch den Befehl: sie möge überall nachsehen, ob Niemand im Nebenzimmer oder vor der äußern Thür lausche.

Clemenze that ihren Willen, obschon fürchtend, daß eine Fieberphantasie der Grund des seltsamen Auftrags sey. Aber Madame L'Hopital zog sie näher an ihr Lager, faßte ihre Hände und fuhr fort: „Ich bin nicht kränker als gestern, Clemenze; ich fühle in diesem Moment keine Krankheit; frage daher nicht nach mir. Selbst zu dem Glückwunsche, den ich dir, mein theures Kind, zugedacht hatte, ist jetzt keine Zeit; etwas ganz Anderes erfüllt mein Herz, und ich bedarf deiner Hülfe. Willst du mir beystehen, einen Verfolgten vor seinen Feinden zu schützen? Ich glaube, wir können es, und wenn wir es können, ist es auch Gottes Geboth."

„Ob ich will, liebste Tante?" rief Clemenze; „o gesegnet sey der Tag, wo ich gewürdigt werde, zu helfen und Unglück abzuwenden. Was kann ich thun? sprechen Sie, befehlen Sie, ich bin zu Allem bereit!"

„Gestern, ehe die Nacht einbrach," fuhr Madame L'Hopital fort, „erhielt ich geheime Nachricht von einer bevorstehenden Reise des Prinzen Jacob Stuart, und ward aufgefordert, die Mittel zur Beschleunigung seines Weges bereit zu halten. Ich wußte schon, daß er von Bar verschwunden sey, muthmaße mit Gewißheit, wohin er geht, und habe oft seit dieser Zeit den Himmel angerufen, ihn in seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen. Ja, und wenn der Allmächtige will, daß der Verfolgte, seines Erbes Beraubte, den Thron seiner Väter wieder gewinnen soll, so wird er einen dunkeln Mantel über seinen Pfad breiten, ihn zu verbergen, und zwey schwachen Weibern wird es gelingen, die Gefahr von ihm abzuwenden."

„Liebe Tante," sagte Clemenze, „Sie vergessen, wie krank Sie sind, diese Gemüthsbewegung muß Ihnen schaden. Mäßigen Sie sich, um Gottes willen!"

„Denk nicht an mich," antwortete Madame L'Hopital. „Draußen stehen zwey Engländer, ihre Aussprache verräth sie; sie fragen mit Ungestüm, ob man nicht eine Chaise auf der Straße bemerkt habe; sie beschreiben den Wagen des Prinzen, wie er mir selbst bezeichnet ward, und halten Wache an der Thür. Daß er noch nicht vorüber ist, wissen sie; kommt er jetzt, so kann er ihnen nicht entgehen, und Gefangenschaft, ja der Tod ist sein Loos, wenn wir ihn aufgeben. Geoffroy mahlt die Männer wie Meuchelmörder, und ihre Stimmen erschrecken mich bis ins Innerste. Ich weiß, wenn L'Hopital lebte, würde er fühlen wie ich; auch dein Vater würde seinen Arm, sein Dach, seine Hülfe einem Unglücklichen nicht versagen."

„Und Duglas," sagte Clemenze, „denkt gewiß nicht anders. Sein Vater war ein standhafter Anhänger der Stuarts. O daß Duglas hier wäre, uns beyzustehen!"

„Geoffroy ist treu und verschwiegen," sagte die Tante, „ich habe ihn oft geprüft. Wir müssen ihn auf den Weg nach Paris senden, den Prinzen zu warnen. Schließ die hintere Gartenthür auf; Geoffroy mag den Verfolgten durch den Garten in dein Haus bringen. Alles ist dort still um diese Stunde. Ich habe den Engländern sagen lassen, der Wagen könne ihnen nicht entgehen. Einer ist ins Haus getreten; gib ihm zu trinken; wenn Geoffroy zurückkommt, verlaß dich auf seine Schlauheit. Ach, das wär' alles nichts, könnten wir nicht auf höhern Beystand rechnen. — Geh jetzt, mein Kind, rufe Geoffroy, rede freundlich mit den Engländern, und entferne jedes Späherauge aus deinem Hause."

Clemenze, ängstlich und schüchtern, wo sie liebte, furchtsam, wo sie zu kränken fürchtete, war eben so kühn und muthig, wenn die schlummernde Kraft ihrer Seele geweckt wurde. Zuversichtliches Hoffen blitzte jetzt aus ihren freundlichen dunkeln Augen, und während sie ih-

rer Tante eine Stärkung reichte, bath sie sie ruhig zu seyn, und Alles ihr und Geoffroy zu überlassen. Nach einem augenblicklichen Zögern trat sie dann, die gewichtigen Kellerschlüssel in der Hand, in den Hausraum, grüßte die Fremden unbefangen, sah geschäftig nach dem und jenem, und bemerkte genau das Thun und Wesen der Engländer, ohne, wie es schien, von ihnen beachtet zu werden. Ein Kämmerchen zur Seite stand offen; an dem vergitterten Fenster hatte der eine Platz genommen; der andere schritt vor der Hausthür auf und ab, und sah unverwandt, mürrisch nach dem Wege. Seinen durchdringenden, lauernden Blicken schien nichts entgehen zu können; harte Entschlossenheit und unbestechliche Klugheit sprach sich in dem abschreckenden Gesichte aus. Der andere war jünger, weniger unangenehm gebildet, und schon die Ruhe, der er sich in der Kammer sorglos hingab, deutete auf einen leichteren Sieg über seine Wachsamkeit. Clemenze eilte nun in den Hof, zog Geoffroy in die Scheune, theilte ihm besonnen den Befehl der Madam L'Hopital mit, und fand in seiner kecken Bereitwilligkeit, in seiner Lust an dem Abenteuer eine neue Stütze. Der fröhliche Franzose vermaß sich mit prahlerischen Schwüren, er wolle die plumpen Engländer überlisten, oder verdammt seyn, zeitlebens trübes Bier zu trinken und Nebelluft zu athmen. Ein anderer Diener, der ebenfalls herbeygerufen ward, folgte der jungen Frau in den Keller, und übernahm es, mit Hülfe der Flasche die wachsamen Sinne der Fremdlinge einzuschläfern, während Clemenze geflügelten Schritts in ihre Wohnung zurückging, und nicht ohne Herzklopfen ein einsames Zimmer für den Flüchtigen bereitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reitertod.

Der Abend kam, die Schlacht war aus,
Da lagen drey auf dem Schlachtfeld drauß',
Die hatten gekämpft voll grimmer Wuth,
Nun aber lagen sie all' in Blut,
Und jedem von ihnen ward's offenbar,
Daß all' das Kämpfen nun aus und gar.

Der Eine wohl gar ein tapf'rer Gesell',
Doch rastlos und wild wie die Meereswell',
Der hub, laut rasselnd, im blut'gen Stahl,
Sich mühsam auf — zum letzten Mahl,
Und schaute herum, und lachte gar wild,
Daß es weithin scholl über's Schlachtgefild,
D'rauf sank er zurück, so dumpf und schwer,
Und hub und regte sich nimmermehr.

Der And're, der wälzte sich lange Zeit,
Fast ward ihm zu eng' das Schlachtfeld weit,
Der stöhnte und wühlte, mit kalter Hand,
In Erd' und Haar, und zerriß sein Gewand
Bis endlich — das zagende Herz ihm brach
Und reglos er auf der Heide lag.

Der Dritte aber, der lag gar still,
Die Locken umweht von der Winde Spiel,
Der lachte nicht frevelnd der letzten Noth,
Der bebte nicht feig vor dem nahen Tod,
Der blickte recht mild in's Gewölk' hinein
Und schlief, voll Ergebung, im Herren ein.

Und als nun am Morgen mit Spaten und Scheit
Sie alle begruben auf öder Heid',
Da schauderten all' vor dem Ersten zurück,
Beym Zweyten sprach Grau'n nur aus jeglichem Blick;
Doch sah'n sie voll Ehrfurcht den Dritten an,
Denn der starb recht wie ein Reitersmann.

Joh. N. Vogl.

Eine Sage vom Throne Salomons.

(Nach einem persischen Manuscript.)

Die Seiten von Salomons Thron waren aus lauterem Golde, die Füße aus Smaragden und Rubinen; Perlen waren dazwischen gesetzt, jede von der Größe eines Straußeneyes. Der Thron hatte sieben Stufen. Zu beyden Seiten waren Obstgärten mit Bäumen dargestellt; die Zweige derselben waren aus köstlichen Steinen gebildet, und trugen reife und unreife Früchte. Man erblickte auf den Bäumen Vögel mit dem herrlichsten Gefieder, als: Papageyen, Ernaben und Kurges, fabelhafte Vögel. Der innere Bau dieser Vögel war so kunstreich, daß sie tausend melodische Töne singen konnten, wie sie nimmer ein sterbliches Ohr gehört hat. Auf der ersten Stufe sah man Weinstöcke voll Trauben, die aus verschiedenen Arten von Edelsteinen zusammengesetzt waren, so daß sie die verschiedenen Farben von Purpur, Violet, Grün und Roth bildeten, und wahrhaften Trauben glichen. Auf der zweyten Stufe war zu jeder Seite des Throns ein Löwe von fürchterlichem Ansehen, so groß wie ein lebendiger, aus reinem Golde. Und also war die Beschaffenheit dieses berühmten Thrones, daß, setzte der Prophet Salomon den Fuß auf die erste Stufe, alle Vögel ihr Gefieder ausbreiteten, und mit ihren Fittigen die Lüfte schlugen; wenn er die zweyte betrat, streckten die Löwen ihre Klauen aus; berührte er die dritte, so stimmten alle Dämonen und Genien das Lob der Gottheit an; stieg er die vierte Stufe hinauf, hörte man Stimmen, die ihn also anredeten: „Sohn Davids, sey dankbar für die Segnungen, die der Allmächtige dir verliehen hat." Ein Gleiches ward gehört, wenn er die fünfte bestieg; bey der sechsten Stufe bewegten

sich alle Kinder Israels; und so wie er die siebente betrat, der ganze Thron sammt allen Vögeln und Thieren, und ruheten nicht eher, als bis er sich auf dem königlichen Sitze niedergelassen hatte. Zu gleicher Zeit dufteten die Vögel, Löwen und andere Thiere durch verborgene Öffnungen Wohlgerüche dem Propheten zu; worauf zwey der Kurges niederstiegen, und eine goldene Krone auf sein Haupt setzten. Vor dem Throne war eine Säule aus getriebenem Golde, auf deren Spitze eine goldene Taube saß, die ein silbernes Buch im Schnabel hielt. In diesem Buche waren die Psalmen Davids zu lesen, und nachdem die Taube dem Könige das Buch gebracht, las er daraus vor allen Kindern Israels. Ferner sagt man, daß bey der Annäherung eines Bösewichts zu dem Throne die Löwen ein Gebrüll hören ließen, und ihre Schwänze fürchterlich durch die Luft schlugen, die Vögel ihr Gefieder emporsträubten, und die Dämonen und Genien einen Schrey des Entsetzens ausstießen, so daß aus Furcht davor Niemand zu heucheln wagte, sondern seine Gebrechen gestand. Also war der Thron Salomons des Sohn Davids.

Frühestes Papiergeld.

In dem furchtbaren Zerstörungskriege, welcher der Eroberung von Granada voranging, vertheidigte der spanische Graf Tendilla die den Mauren durch einen glücklichen Coup abgenommene und ihnen so verhängnißvoll gewordene Stadt Alhama in der Vega von Granada im Jahre 1484 auf das geschickteste und tapferste. Doch fehlte es endlich dem Gouverneur an Gold und Silber, den Truppen den Sold zu zahlen, und diese fingen an zu murren. Der Graf kam (vielleicht durch das noch ältere Beyspiel des Cid, der zweyen Juden Kisten mit Sand verpfändete) auf einen großen Gedanken. Er nahm Schnittchen Papier und schrieb Summen darauf. Diese gab er den Truppen statt Soldes, mit dem Versprechen, sie nach aufgehobener Belagerung mit Metallgeld einzulösen. Bey schwerer Strafe wurde jeder Bürger verpflichtet, diese Papiere für voll anzunehmen, und das Volk nahm willig, denn es wußte, daß der Graf einst einlösen wollte und konnte. Dieß war das erste Papiergeld in Spanien, und vielleicht in der ganzen Welt.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Den 26. May d. J. erschien in diesem Theater die Leopoldstädter-Piece: „Sylphide das Seefräulein," zum ersten Mahle.

Wir haben uns bereits bey mehreren Gelegenheiten und nahmentlich bey der in dem obgedachten Theater Statt gefundenen Production der „Julerl" gegen die dort mehrmahl wiederhohlte Wahl beliebter Piecen fremder Bühnen ausgesprochen. Heute wollen wir es versuchen, mit kurzen Worten jene Gründe anzugeben, die unsern Ausspruch basiren.

Jede Local-Piece wird von ihrem Producenten schon bey Entwerfung des Planes, geschweige denn erst bey Ausarbeitung desselben den Eigenheiten der Bühne, den Kräften der einzelnen dabey beschäftigten Individuen — und den Forderungen jenes Publicums angepaßt, das diese Bühne zu besuchen pflegt. Das Theater an der Wien behauptet einen höheren Standpunct als jenes in der Leopoldstadt, und manche Erscheinung jenes Theaters würde in diesem eben so Fiasco machen, als umgekehrt. Der Grund liegt in den oben angegebenen Eigenheiten jeder Bühne.

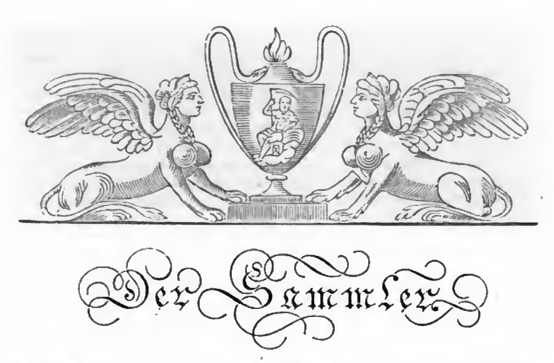
Von dieser Regel haben uns die Darstellungen der Raimund'schen Producte den klaren Beweis geliefert; denn obschon selbe ihrer edleren gehaltvolleren Haltung wegen, weil mehr zur Transferirung in ein Theater größerer, ich möchte sagen, mehr gewählt komischer Leistungen geeignet sind, so hat uns doch die Erfahrung gezeigt, daß mit Ausnahme der „gefesselten Phantasie" alle jene Producte den Darstellungen der Leopoldstädterbühne, wenigstens im Ensemble, zurückstehen mußten; um so mehr war es nicht zu wundern, daß ein „Ebeteufel" „verwunschene Prinz" rc. rc. deren Beschaffenheit noch weit localerer Art ist, nicht angreifen konnte.

Demungeachtet hat die Direction uns die Leopoldstädter Localstücke: „Julerl," und nun „Sylphide" gebracht. Welchen Erfolg erstere machte, haben wir bereits referirt, und es bleibt uns demnach nur letztere zu besprechen übrig. Wenn man, abgesehen von Vergleichungen und vorgefaßten Meinungen, die Darstellung dieses lose zusammengewürfelten Productes der unvergeßlichen Verfasserinn, das selbst bey seinem ersten Erscheinen nur durch das meisterhafte Spiel derselben und durch jenes der unersetzten Dlle. Ennöckl, der HH. Raimund und Korntheuer einen so hohen Grad von Beliebtheit erreicht hat, auf dieser Bühne beurtheilen will, so muß man gestehen, das selbe viel glücklicher als jene der Julerl war. Hr. Scholz hat die Rolle des Wolferl zwar nicht im Verhältniß mit der Leistung Raimund's, aber doch mit der ihm eigenthümlichen Laune gegeben. — Mad. Kneisel und Dlle. Planer gaben sich alle Mühe, und besonders ersterer gelang es, ihre locale Kunstfertigkeit zu zeigen. Die Übrigen thaten das Möglichste. Nur das Hinweglassen beliebter Gesangstücke trat störend entgegen. Man kann übrigens wieder mit Grund aus dieser Darstellung folgern, daß diese Bühne Kräfte genug besitze, dem Publicum durch komische Producte Genüsse zu verschaffen, wenn anders die Direction selbe in neuen guten Erscheinungen benützen will.

Sans Gêne.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 69 — 9. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde mochte verflossen seyn, als sie wieder durch die Hinterthür ins Posthaus trat, und in die Küche schlüpfte, wo nun am Herde das geschäftige Leben begann. Sie konnte von hier aus die gegenüberliegende Kammer und die Hausthür beobachten; sie blieb also beym prasselnden Feuer stehen und begann ein Getränk für die kranke Tante zu mischen, aber ihre Hände zitterten, und das kleinste Geräusch auf der Straße, das Rasseln eines Wagens, das Traben eines Pferdes machte ihr Blut stocken. Aus der Kammer erschollen indessen willkommene Töne; Baptist trank dem Engländer fleißig zu, die Gläser klangen, ein Trinkspruch jagte den andern, und das schlechte Französisch des Fremden ward noch unverständlicher durch seine schwere Zunge und sein wüstes Streiten. Lust und Leben hatte der Wein in Baptist geweckt, der Andere beantwortete die ausschweifenden Possen, das unbefangene Selbstlob, den Ruhm Frankreichs und der Stadt Nonancourt mit heftigem Widerspruch, aber er weigerte sich nicht, die Gastfreundschaft seines Gegners anzunehmen, und saß schon fast fühllos im Sessel hingestreckt, die Augen mechanisch nach der Straße richtend, wo sein Gefährte noch immer auf und ab schritt. Vergebens hatte Baptist seine höfliche Gewandtheit an diesen verschwendet, er nahm nichts von dem dargebothenen Tranke, ließ sich nicht von seinem Posten verlocken, und öffnete den Mund nur, um in seiner Sprache einen Fluch auszustoßen, oder seinen leichtsinnigen Cameraden zur Mäßigkeit zu ermahnen. Clemenze verfolgte ihn mit den Augen, und wie er ungeduldig die Zeit zu messen schien, zählte auch sie jede verrinnende Minute, jeden Viertelstundenschlag der Uhr. Noch immer erschien Geoffroy nicht, ihr scheinbares Geschäft war vollendet; sie ging mit zagendem Herzen an der offnen Kammer vorbey, und setzte sich unter die Weinlaube, die das Haus beschattete. Da kam ein altes Weib die Straße herauf; wie der Engländer sie erblickte, ging er ihr schnell entgegen. „Herr!“ rief die Alte, „was gilt's, ich verdiene mir den Lohn, den ihr mir heute früh verhießet? Auf den Wagen wartet ihr wohl umsonst, aber als ich im Graben saß, wo mich Niemand vermuthete, sind zwey fremde Männer über den Steg gegangen, und eilen nun hastig unter den Maulbeerbäumen hin, wie Leute, die Schlimmes besorgen. Sie haben einen kundigen Führer, glaube ich, wenn ihr aber hier durch den Baumgarten geht, könnt ihr sie fangen, wie das Mäuschen in der Falle; denn ihr Weg ist weit. Versäumt indessen keine Zeit, es müßte denn seyn, um einer armen Frau das versprochene Geschenk zu reichen; solchen Aufenthalt wird der heilige Lazarus zum Besten wenden!“

Der Engländer hatte schon ein ledernes Beutelchen

aus dem Gürtel gezogen, und warf eilig einige Geldstücke in den Sand; dann stürzte er durch die Thür in die Kammer und forderte seinen Gefährten auf, ihn sogleich zu begleiten; dem bestürzten Baptist geboth er, sie durch den Garten zu führen. Clemenze hörte, wie er den Betrunkenen nöthigte, aufzustehen und seine Waffen zu nehmen, die im Hausflur lagen; sie hörte die Drohung: man dürfe im Nothfall selbst Gewalt nicht scheuen, aber sie sah zugleich, wie der Andere unfähig blieb, dem Rufe zu folgen, und immer wieder auf seinen Platz zurücksank, während er mit Fluchen und Prahlen betheuerte, er werde schon selbst nicht unthätig sitzen bleiben, wenn Ehre und Ruhm zu gewinnen sey. Sie stand einen einzigen Moment unentschlossen; dann winkte sie Baptist, die Kammer zu verlassen, und kaum war sein Fuß über die Schwelle, so flog die schwere Thür prasselnd ins Schloß, und Clemenze hielt den Schlüssel in ihrer zitternden Hand. Ein wüthendes Rasseln an der Thür, Rufen und Toben folgte dieser raschen That; der Eingesperrte begehrte stürmisch seine Freyheit, stieß Drohungen gegen die Wirthinn des Hauses aus, und berief sich endlich auf den Lord Stairs, in dessen Nahmen er handle. Um Clemenze hatten sich indessen die Hausgenossen versammelt, auf sie waren alle Blicke gerichtet, und sie fühlte die Nothwendigkeit, ihre That zu vertreten. Obgleich ihr Herz bebte, und die feste Scheidewand ihr kaum Schutz genug gegen den Wüthenden dünkte, begann sie doch, wenn auch mit ungewisser Stimme, ihm Ruhe und Unterwerfung im Nahmen des Königs und des Regenten zu gebiethen. „Meine Ohren haben es gehört,“ sagte sie, „daß ihr arglosen Reisenden mit gefährlichem Anschlage auflauert. Euer tödtliches Gewehr liegt hier vor meinen Augen, nicht zu eurer Vertheidigung, sondern, wie ihr selbst aussprecht, zum Morde bereit. Denket nicht, der Nahme des englischen Gesandten soll uns täuschen. Wir glauben nimmermehr, daß ihr ein Recht habt, ihn zu nennen, und bis er sich selbst zu euch bekennt, werden wir euch dem Gericht der guten Stadt Nonancourt übergeben, das meine Bothen sogleich herbeyrufen sollen.“

Madame L’Hopital Nachricht zu geben, war jetzt Clemenze’s erste Sorge; von ihrem Bette begab sie sich in das Vaterhaus, wo der Prätendent indessen mit einem einzigen Begleiter angekommen war. Er hatte gewünscht, die Postmeisterinn oder seine Wirthinn zu sehen, und Clemenze, so viel Bedenken sie sonst vor solcher Zusammenkunft gefühlt haben würde, zögerte nicht seinem Wunsche entgegenzukommen. Aber als sie nun allein vor zwey fremden Männern stand, zwar erhoben durch das Gefühl, eine rein menschliche Pflicht zu erfüllen, doch so ungewohnt der Umgangssitte und der Nähe der angestaunten Großen, wagte sie nicht, die Augen zu erheben, und beantwortete Jacobs schnell auf einander folgende Fragen ängstlich, schüchtern und beklommen. Erst da ihre Erzählung sie hinriß, wich die bange Scheu; sie blickte auf, und sah in ein gutmüthig angenehmes Gesicht, dessen eigenthümliche Züge jetzt von lebhafter Unruhe umwölkt waren. Seine Augen hingen an ihren Lippen und erheiterten sich, indem sie weiter sprach; sie glaubte Dankbarkeit und Rührung in ihnen zu lesen, aber ihre jugendliche Phantasie vermißte den Ausdruck heldenmüthiger Kraft, überwiegender Geistesstärke, den sie dem abenteuernden Jünglinge geliehen hatte, wenn sie früher an ihn dachte. Dagegen fand sie dieses Bild in seinem stummen Gefährten verwirklicht, ja, sein ernster Blick und seine ganze Haltung waren so edel, daß sie ihn für den Abkömmling so vieler Könige gehalten hätte, wäre nicht Jacobs Vortreten und die ehrerbiethige Entfernung des Andern zu auffallend gewesen, hätte nicht ein aufmerksames Auge in Jenem den Franzosen gefunden, während der Prätendent Nationalzüge des Volkes hatte, dem er angehörte, und das zu beherrschen er geboren war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Die Erste.

Wohl wäre diese nicht so schwere Bürde,
Wenn nur der Gläubiger, der in ihr wohnt,
Und schonungslos zu fordern ist gewohnt,
Mit kleinern Gaben sich begnügen würde.

Die letzten Zwey.

Wie euch durch Wissenschaft und Übung eigen
Die Kunst zu fesseln, wirkend auf’s Gemüth:
So seyd ihr wahrheitliebend auch bemüht,
Die sich’re Bahn dem Irrenden zu zeigen.

Das Ganze.

Die Erste mit dem letzten Paar im Bunde
Erscheint als Ganzes wirklich räthselhaft!
Wer horcht nicht gern, wenn es Vergnügen schafft,
Laut sprechend selbst mit festgeschloßnem Munde?

J. Schöner.

Die Stadt Saint-Etienne.

Wenn man ganz ernsthaft sagte: 100 Lieues von der Chaussée-d'Antin gibt es eine Stadt von Schmieden und Köhlern, die fast eben so reich als Paris und unaufhörlich in Staub und Rauch eingehüllt ist, die nur von weitem von den täglichen Vergnügungen der Pariser, von Rossini und Mademoiselle Mars gehört hat, ganz gut ohne Bibliothek und Theater lebt, und nicht ein einziges gutes Gemälde besitzt, eine große Stadt, deren ganze bewaffnete Macht aus nicht mehr als acht Gensdarmen besteht, die zur Zerstreuung weder öffentliche Gerichtsverhandlungen, noch eine Akademie, noch geschlossene Gesellschaften, mit Einem Worte, nichts von allem dem hat, woran sich der Städter vergnügt, dafür aber Eisen, Kohlen, Flinten, Messer, Grabscheite und glühende Lava, die aus den Schmelzöfen fließt — so würde man glauben, man wollte ein Mährchen erzählen.

Man würde ungläubig den Kopf schütteln, wenn ein Reisender, noch voller Verwunderung über dieß neue Schauspiel, und noch mit dem öhligen schwarzen Ruße bedeckt, der in dieser Stadt die Wohlgerüche des Sommers und Frühlings [1] ersetzt, weiter erzählte, daß man von gesellschaftlichem Wohlseyn, industriöser Thätigkeit, strenger Sparsamkeit und gänzlicher Leidenschaftslosigkeit nichts Größeres kenne, selbst in den Gesetzen Lykurgs nicht; daß die Feuerabendglocke um acht Uhr Abends töne, wo die Kühle beginnt, und die Arbeit um vier Uhr Morgens anfange, wo es sich am besten schläft.

Man muß in Saint-Etienne Abends ankommen, wenn die Sonne untergeht und ihre letzten Strahlen auf den Dom von dichtem Rauche wirft, der sich über die ganze Stadt erhebt. Es liegt dieselbe in einem tiefen traurigen Thale; sie ist eine Siebenhügelstadt, und der Eingang von Lyon her so eng, lang und mit Leuten mit Schurzfellen, schwarzen Gesichtern und weißen Zähnen gefüllt, daß man in den ersten zehn Minuten gar nicht glauben kann, in einer französischen Stadt zu seyn. Fünfhundert Schmieden sind in Thätigkeit und nicht etwa Pariser Schmieden mit ihrem kleinen Küchenfeuer, Salonblasebalge und Taschenamboße, sondern Schmieden von ungeheurer Größe mit mächtigem Feuer, mit einem Blasebalge, der einen Mann bald ermüdet, mit einem hundertjährigen Amboße, woran drey schmutzige, häßliche Cyklopen, neben Frauen mit verwirrten Haaren, die fleißig feilen, unablässig hämmern. Hiezu denke man sich noch die rothe Flamme, die ihren Schein auf die Straße wirft, den Schwefelgeruch, das Lärmen der Hämmer, die herumfliegenden Funken, die schreyenden Feilen, die an einander stoßenden Karren, das Bellen der Hunde, den Gesang der Männer, die Flüche der Frauen, und man wird eine kleine Vorstellung von dieser Schmiedestadt haben.

Saint-Etienne hat keine Glücksritter wie Paris, keine Müßiggänger; um acht Uhr findet der Reisende kaum Jemanden, der ihm den Weg nach einem Gasthause zeige, das sich nicht viel von einer Pariser Kneipe zur Zeit der Ligue unterscheidet. Man geht darin durch die Küche, vor dem Bratenwender vorbey, über einen mit Dünger gefüllten Hof, eine hölzerne Treppe hinauf, die einer Hühnersteige ähnlich sieht, legt sich auf ein Bett mit altväterischen Blumen und schläft, wenn man kann; denn nach Mitternacht geht die Geschäftigkeit der Stadt von Neuem an. Man hört Lärmen und Wagengerassel, und glaubt sich nach Paris vor das große Opernhaus versetzt, wenn eine Rossinische Oper zum ersten Mahle darin gegeben wird. Es ist dieß die Stunde, in welcher Saint-Etienne seine Erzeugnisse in die Welt schickt. In einer mit Sturm genommenen Stadt kann nicht mehr Leben und Unruhe seyn; aber nur Fuhrleute und Packknechte finden sich auf den Straßen.

Am Morgen geht man aus, um sich die Stadt zu besehen, und findet eine sonderbare Mischung von Ruinen und Pallästen, große massive Gebäude neben Schupfen. Eine Armee von jungen, runden, starken Mädchen mit großen Händen, rothen Wangen und tüchtigen Beinen, geht an die Arbeit; sie machen Bänder, Schnüre Spitzen u. s. w.

Anekdote von Lord Mansfield.

Eines Tages brachte man eine alte Frau vor Lord Mansfield und beschuldigte sie der Zauberey. Man behauptete, sie den Kopf abwärts, in der Luft gehen gesehen zu haben, und die Zeugen bestanden darauf, daß sie als Hexe bestraft würde. Der Richter hörte ruhig und gelassen alle Beschuldigungen an, dann aber sprach er ernst und feyerlich: „Da ihr diese arme alte Frau mit den Füßen in der Luft gehen gesehen zu haben behauptet, obgleich sie kaum auf der Erde stehen kann, so kann ich die Sache nicht bezweifeln. Aber die Zauberinn ist eine Engländerinn, und so gut als ihr und ich den Gesetzen Englands unterworfen, von denen nicht ein einziges, so sehr ich mein Gedächtniß auch anstrenge, Je-

manden, dem es so gefällt, verbiethet, in der Luft zu gehen. Allen denjenigen also, welche die arme Frau auf ihren luftigen Spaziergängen gesehen haben, steht es vollkommen frey, ihrem Beyspiele zu folgen; sie haben ein unbezweifeltes Recht dazu, und ich verbürge mich für ihre vollkommene Sicherheit und Straflosigkeit. Sie sollen eben so wenig für schuldig gehalten werden, als diese Frau, die ich jetzt für unschuldig erkläre und sogleich in Freyheit zu setzen befehle."

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg). Hr. Weymar, vom Karlsruher Hoftheater, erschien bisher in den Rollen des Philipp Brook in den „Mündeln," Hugo in der „Schuld," Hanns Sachs im gl ichnahmigen Drama, Jaromir in der „Ahnfrau," Ferdinand in „Kabale und Liebe," und Wallenfeld im „Spieler." Wir lernten in allen diesen Darstellungen Hrn. Weymar als einen bühnengewandten schätzenswerthen Künstler kennen, und er führte sie alle mit Beyfall belohnt durch. Es liegt zwar etwas uns noch Fremdartiges in dem Spiele des Hrn. Weymar; aber dieß dürfte, einige wenige verragende Talente ausgenommen, wie z. B. die Schröder, Crelinger oder Ludwig Devrient, mit allen nord- oder westteutschen Schauspielern der Fall seyn, welche vor uns erscheinen. Jede Bühne ist mehr oder minder einer eigenthümlichen Spielweise zugethan, welche im Ganzen dort auch ihre Wirkung macht, aber im Einzelnen erst gewohnt werden muß. Das glänzendste Beyspiel dieser Art, war die Bühne von Weimar unter Göthe's Leitung. Hr. Weymar besitzt übrigens alle Elemente, um die zweckmäßigste Wirksamkeit in seinen Leistungen zu erreichen. Seine äußere Erscheinung ist ansprechend, und er entfaltet auch Beweise des Verständnisses seiner zu lösenden Aufgaben, welche ihm die gerechte Anerkennung derselben verbürgen dürfen. Der Beweis unseres Ebengesagten liegt auch darin, daß Hr. Weymar mit jeder neuen Rolle, in welcher er sein Talent vor uns entfaltet, in höherem Maße anspricht; aber auch schon in seiner ersten Rolle, dem Philipp Brook, erkannte das Publicum die Vorzüge des Künstlers, ob es gleich sich in manchen Formen nicht so ganz mit den Ansichten desselben zu befreunden vermochte, und nahmentlich in den heftigen Ergüssen der Leidenschaftlichkeit dem Ausdruck mehr Gluth und Fülle gewünscht hätte. Hr. Weymar ward übrigens hier bereits im Laufe der Darstellung, und am Schlusse gerufen. Gleichen Beyfall erntete er als Hugo in der „Schuld," aber bereits weit schärfer ausgesprochenen als Hanns Sachs, wo der Künstler den Ton und die Haltung des schlichten Naturdichters recht glücklich zu fassen wußte. Als Jaromir fand zwar Hr. Weymar auch Anerkennung des Verdienstlichen, welches er leistete, doch fand man auch hier wieder theilweise zu viel Besonnenheit und Berechnung in den Formen. Allgemein hingegen war der Beyfall, welchen unser Gast sich in der Rolle des Ferdinand errang, und auch Referent hält dieselbe für die ausgezeichnetste Leistung des Hrn. Weymar. Feuer und Innigkeit des Spieles, lebendige, kräftige Bezeichnung der Gefühle, Alles vereinte sich, der Rolle ihr volles Recht wiederfahren zu lassen, und Hr. Weymar ward sowohl nach dem zweyten Acte, als am Schlusse gerufen. Auch als Wallenfeld gelang es dem Künstler, auf ausgezeichnete Weise wirksam zu werden, und so bewährte derselbe sein Talent auf die befriedigenste Art.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Am 28. May, gab man auf diesem Hoftheater das Ballet: „Die Fee und der Ritter," und das Schauspiel ward mit einer Academie eröffnet, über welche wir hier zu berichten haben. Die Ouverture aus Weber's „Oberon," von dem wackern Orchester dieses Hoftheaters mit Feuer und Präcision durchgeführt, ward mit regem Antheil und lautem Beyfall aufgenommen. Hr. Leo Herz aus Lemberg spielte hierauf den ersten Satz eines Violinconcertes von Viotti und zeigte sich als einen gewandten, tüchtigen Violonisten. Er überwand die nicht geringen Schwierigkeiten der Viottischen Composition fast überall mit Leichtigkeit und Delicatesse. Sein Ton war übrigens nicht ganz rein, und mehrere Stellen zeigten sich schroff und rauh. Doch schien uns dieß minder in der Hand des Virtuosen, als in dem Instrumente zu liegen. Empfindung und Wärme des Ausdruckes war in dem Spiele des Hrn. Herz überall zu erkennen, und somit fand derselbe auch verdienten Beyfall, und ward nach dem Spiele gerufen. Ihm folgte ein noch ganz jugendlicher Clavierspieler, Hr. Döhler, Schüler des Hrn. Czerny, welcher neue brillante Variationen auf dem Pianoforte, mit Begleitung des ganzen Orchesters spielte. Das Talent des Hrn. Döhler ist bereits auf die erfreulichste Weise ausgebildet; und die Reinheit und Gediegenheit seines Spieles beweiset nicht nur das Vorhandenseyn dieses Talentes, sondern auch die Verständigkeit und Zweckmäßigkeit, mit welcher Hr. Czerny es zu leiten verstand. Die Composition selbst, über ein recht ansprechendes Thema, ist feurig, lebendig und biethet dem Virtuosen reiche Gelegenheit ein glänzendes Spiel zu entfalten, ohne daß deßhalb, wie wir es in den neuern Pianofortecompositionen so oft hören müssen, die Schwierigkeiten auf eine geschmacklose Weise zusammengehäuft erscheinen, als ob sie einzig und allein der Zweck der Composition wären. Hr. Döhler entwickelte die Glanzpartien sowohl, als jene wo die Zartheit des Ausdruckes geltend gemacht seyn wollten, mit der größten Freyheit und Empfindung, und ließ uns auf diese Weise auf die ansprechendste Art seine Bekanntschaft in der Kunstwelt machen. Er fand auch lauten einstimmigen Beyfall, und ward nach dem Schlusse der Variationen zweymahl gerufen. Den Beschluß des Concertes machte sodann Hr. Herz, welcher eine Phantasie über polnische Nationalmelodieen, von seiner eigenen Composition spielte. Auch hier entfaltete der Virtuose große Fertigkeit; nur war die Phantasie etwas zu lang gedehnt. Besonderes Lob verdient der einfache Vortrag des ersten polnischen Nationalliedchens, und Referent ist der Meinung, diese Stelle, obschon äußern Schwierigkeiten gänzlich fremd, sey dennoch der ausgezeichnetste Theil der Leistung des Hrn. Herz gewesen. Sie athmet das tiefste Gefühl, und das ist eigentlich die Seele der Tonkunst; die glänzenden Formen sind doch mehr oder minder mechanische Fertigkeit. Doch entwickelte auch hier der Künstler Bedeutendes, besonders in Doppelgriffen. Minder gelang das Flageolet, welches nicht in allen Theilen rein war, und worin wir noch durch den unerreichbaren Zauber, welchen der unvergeßliche Paganini dieser Form zu verleihen verstand, wohl für längere Zeit verwöhnt worden seyn dürften. Das Glänzendste in dieser Beziehung leistete Hr. Herz in der letzten Fermate, welche ausgezeichnet genannt werden kann. Es versteht sich nach diesen Vordersätzen wohl von selbst, daß Hr. Herz auch nach diesem Tonstücke mit Beyfall ausgezeichnet und vorgerufen ward.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 70 — 11. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Der warme Dank, mit welchem der Prinz Clemenze's Bericht vergalt, wirkte auf sein Gesicht, wie der schnelle Blick der Abendsonne auf die düstre Landschaft, aber der Schimmer verschwand, und ein trübes Sinnen nahm dagegen Platz, immer trüber, je länger er schweigend seine ungewisse Lage zu überdenken schien.

„Was meinen Sie, Guigott," sagte er endlich, „mich dünkt, ich muß nicht zögern, meinen Weg zu verfolgen, weil Gefahren ihn unsicher machen; darauf war ich ja gefaßt. Die Freunde im Vaterlande zählen auf mich, das Schiff ist bereit, das mich an die heimathliche Küste führen soll. Ich habe die Würfel in der Hand, und sie mögen rollen! Heute hat uns St. Georg wunderbar geschirmt, wir wollen uns kühn seinem fernern Schutze vertrauen."

„Die Männer im Posthause erwähnten noch anderer Gefährten," sagte Clemenze ängstlich, „und meine Tante beschwört Ew. Hoheit, einige Tage hier zu verweilen. Dieß Haus ist sicher, aber draußen lauert der Verrath."

„Ich denke wie unsere Retterinn," nahm Guigott das Wort, „und glaube, wir dürfen nur so lange auf den Schirm des Himmels bauen, als wir seine Weisungen befolgen. Die Stunden, welche Ew. Hoheit vorsichtig opfern, werden einst Jahre des Segens heraufführen. Wagen Sie nicht das Haupt der großen Unternehmung in allzu kühner Zuversicht, die Glieder sterben mit ihm und Alles ist verloren."

„Sie sind zu zaghaft, Guigott," erwiederte Jacob, durch den Widerspruch entschloßner. „Sie sind zu glücklich, und wissen nicht, was der wagt, der wenig zu hoffen hat. Aber was ich auf's Spiel setze, sey nur mein eignes Geschick. Sie sollen mich hier verlassen. Kehren Sie zurück; gehen Sie nach St. Germain zu der Königinn von England, bringen Sie ihr meinen Gruß, und die Kunde von mir bis zu diesem Augenblick; ihre Sorge ist groß!"

„Nicht früher werde ich Ew. Hoheit verlassen," sagte Guigott, „bis Sie das Schiff besteigen, wo ältere Freunde und Diener sich um Sie sammeln, und mein Blick wird Ihnen folgen, so lange er die flatternden Wimpel erkennt. Zaghaft darf mich nur Jacob Stuart schelten. Ich habe dem Tode oft nahe ins Gesicht gesehen, wo sein Anblick schrecklicher war als im Schlachtgewühle, und würde den Augenblick segnen, da ich ihn für einen Geliebten wählen könnte, weil ich ihn liebe, nicht weil er ein Königssohn ist. — Helfen Sie mir, Mademoiselle L'Hopital," fuhr er fort, „wir müssen den Prinzen bewegen, hier zu verweilen. Ihr Nahme, den unser Führer nannte, ist ihm nicht unbekannt; Alle, die ihn trugen, waren Freunde des Hauses Stuart,

und ihre kühne That wird ihn uns unvergeßlich machen."

„Wenn denn das Geringe dadurch Werth erhält, daß es ein unerfahrnes schüchternes Mädchen wagte," antwortete Clemenze, unwillkührlich ihr neues Verhältniß vergessend — „so belohne mich Ew. Hoheit Gnade, indem Sie das Flehen meiner Tante erfüllen und meinen Bitten Gehör geben. Nur einen Tag und eine Nacht verweilen Sie unter diesem Dache; schnelle Pferde, vielleicht eine glückliche Verkleidung, Alles, was die Flucht sichern kann, soll nicht fehlen. Auch die Nachricht für die Königinn von England Majestät wollen Ew. Hoheit uns vertrauen; ich selbst will der Bothe seyn, denn mein Schicksal ruft mich nach Paris, so schnell vielleicht, daß ich jetzt den Segenswunsch ausspreche, mit welchem mein Herz Ihren Weg begleitet."

Sie verbeugte sich tief, eine Thräne stieg in ihr Auge, Jacob trat rasch vorwärts und faßte ihre Hand. „Das Verhängniß, das über meinem Stamm waltet," sagte er, „gleicht einem Trauerspiel, und wenn ich meiner Ahnen denke, treffe ich auf Bilder, die vielleicht in später Zeit noch Mitgefühl und Schauer erwecken, wenn kein Enkel Mariens und Carls mehr lebt. Aber die Treue, die sich im Unglück bewährt, wer hat sie mehr erfahren, als die Glieder des Hauses Stuart? Dieß ist unser Reichthum! — In einer Stunde soll der Brief an unsere Mutter geschrieben seyn. Danken Sie indessen Ihrer Tante, und sagen Sie der Königinn von England, der Himmel habe einen Engel auf unsern Weg gesandt."

Clemenze kehrte nun zu ihrer Tante zurück, wo sie ihre Wohnung nahm, so lange ihr Haus den Prinzen beherbergte. Die beyden Engländer blieben verhaftet, und Jacob entkam nach einigen Tagen glücklich in der Verkleidung eines Geistlichen. Schneller als sie gewähnt hatte, war in Unruhe und Sorge um ein fremdes Schicksal die kurze Zeit entflohen, die Clemenze noch in Nonancourt zubringen sollte. Der letzte Abend dämmerte herauf; ihre Sachen standen gepackt; die Anstalten auf eine lange Abwesenheit, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, hatten das wohnliche Haus wüst und traurig gemacht; sie durchstrich die Zimmer, und stand an den Stätten heiliger Erinnerungen wie fest gezaubert, fast ohne sie in ihrer Verödung wieder zu erkennen. Die Plätze, wo der Vater sonst saß, wo sein heiteres Gespräch sie erfreute, sein freundliches Auge ihr lachte, zogen sie unwiderstehlich an; sie konnte nicht von ihnen scheiden, mußte immer zurückkehren, und mit nassem Blick auf den leeren Boden hinstarren, den einst sein Fuß betrat, ach! und wo sie nur seinen Schatten noch fand. Sie floh endlich vor dieser furchtbaren Einsamkeit in die Arme ihrer Tante, aber auch hier war nur Trauer; denn nur zu gewiß sah sie die Freundinn ihrer Kindheit zum letzten Mahle. Die Nacht verging ihr schlaflos, und wie der Morgen nach und nach die Decke von der ruhenden Erde abzog, stand sie reisefertig am Fenster, jeden Gegenstand, der sich aus dem Dunkel hob, mit wehmüthiger Freude begrüßend. „Lebe wohl," sagte sie, „du meine liebe Vaterstadt! Lebe wohl, trautes Heimathland! Ich folge dem Manne meiner Wahl übers Meer, wie es Gott dem Weibe geboth. Aber ich kann dich nie vergessen, mein herrliches Frankreich! die Kindheit mit ihren Spielen, die Jugend mit ihren heitern Träumen, bleiben bey dir zurück; selbst im Arm der Liebe wird mein Sehnen über die Wogen fliegen, und ich werde den Vogel beneiden, wenn er die Fittiche ausspannt, deine Küsten zu besuchen!"

Sie kam mit ihrem Begleiter in Paris, in Duglas Wohnung an, aber ihn selbst fand sie noch nicht, und als nun der letzte Bekannte sie verlassen mußte, fühlte sie sich so unbeschreiblich einsam in der lauten, volkreichen Stadt, daß es ihr Trost war, wenigstens ein wichtiges Geschäft zu haben. Denn der Brief an die Königinn von England mußte unverzüglich abgegeben werden; sie durfte ihn keiner fremden Hand vertrauen, und begab sich deßhalb, kurz nach ihrer Ankunft, nach St. Germain, wo Jacobs des Zweyten Witwe ihren Hof hielt. — Die Zusammenkunft der Mutter mit der Retterinn ihres Sohnes war ein rührendes Fest für Clemenze's Herz, eine unvergängliche Erinnerung. Mit Thränen küßte die Königinn beym Abschiede die junge Frau, nahm das reichbesetzte Bild des Prinzen von ihrer Brust, und hing es um Clemenze's Nacken. „Nehmen Sie dieß Andenken," sagte sie; „wenn einst Jacob der Dritte auf dem Throne seiner Väter sitzt, mag er es mit königlichen Gaben auslösen. Jetzt haben Mutter und Sohn nichts Besseres zu spenden."

Indessen hatte Duglas das Schicksal seiner Gefährten, und die Flucht des Prätendenten erfahren, er ging nach Paris zurück, und wie er vom Pferde stieg, eilte er in das Hotel des Gesandten, sich über den unglücklichen Ausgang seines Unternehmens zu rechtfertigen. Der Lord ließ ihn nicht vor sich, aber aus den Blicken des vertrauten Secretärs, aus den kalten spöttischen Worten der Abfertigung, ging nur zu deutlich die Ungnade des Ministers, ja selbst der Argwohn hervor, als

sey das verlorne Spiel durch seine Schuld verloren worden. Duglas Hand zuckte nach dem Degen; ein Lächeln des Hofmanns brachte ihn zu sich. „Ich bin nur das Organ Sr. Herrlichkeit, Herr Capitän," sagte er, „vergessen Sie das nicht; auch bin ich zu friedlich gesinnt, um ein Gegenstand Ihrer Tapferkeit zu seyn."

Duglas entfernte sich zwar, doch nicht ohne den Vorsatz wiederzukommen, und aus des Lords eigenem Munde zu hören: wessen man ihn beschuldigte. Er kam in seine Wohnung, und Clemenze eilte ihm entgegen. Sie erschrak vor seinem Anblick, auch er erschrak; er hatte geglaubt, sie noch nicht zu finden, er war jetzt weniger als je gefaßt, sie zu empfangen. Nur zu gut mußte er wissen, daß sie genau nach seinem Wunsche angelangt war, aber statt ihr diese Folgsamkeit zu danken, wandte sein heimlicher Groll sich gegen sie, die ihn zwang, seiner Leidenschaftlichkeit eine leichte Fessel anzulegen. Ihre liebevollen Fragen beantwortete er kurz und hart, bis sie wie eine schüchterne Taube zurückschreckte, ungewohnt, solchen Launen zu begegnen, und ängstlich nachsinnend, ob sie etwas verbrochen habe. Das ungesellige Mahl ward schweigend genossen, Clemenze drängte mühsam Thränen zurück, und Duglas wurde bey diesem Anblick nur verstimmter; denn, indem er sein Unrecht fühlte, mehrte sich seine Bitterkeit. — „Ich werde bis in die Nacht arbeiten," sagte er nach der Mahlzeit, „geh zur Ruhe. Es thut mir leid, daß unser Zusammentreffen nicht freundlicher war, aber bey Gott, ich konnte es nicht ändern."

„Sage mir wenigstens, ob ich unschuldig an deinem Verdruß bin, Georg," erwiederte sie; „ich habe dich niemahls so gesehen, und ängstige mein Herz mit Vermuthungen, die ein Wort von dir enden kann. Wie ich meine Zeit hier zugebracht habe, wollte ich dir erzählen, und noch vieles Andere; ich hatte mich darauf gefreut. Nun bist du wohl nicht gestimmt, mich anzuhören. Weißt du schon etwas von dem Schicksale des Prinzen von England?"

„Wer hat dir davon gesagt?" fuhr Duglas auf.

„Meine Tante," antwortete Clemenze zitternd; „laß mich erzählen, du sollst Alles hören."

„Ich hasse die Weiber, die sich von Spindel und Nähzeug ins Gebieth der Weltangelegenheiten verirren," sagte Duglas; „ihr Urtheil ist immer unreif, und ihre Einmischung macht sie widrig. Kein Wort von dieser Sache, wenn du meine Ruhe willst. Und nun eine Frage! ich habe mein Portefeuille in deinem Hause gelassen, wahrscheinlich auf dem Schreibtische hast du es gefunden?"

„Ich war in deinem Zimmer, sobald ich dich aus den Augen verloren hatte; allein ich fand nichts, als das Andenken an dich, und meine Verlassenheit."

„Clemenze," sagte er, und seine Augen hafteten mit ängstigender Schärfe auf ihr, „ich hoffe, du hast jetzt Wahrheit gesprochen?"

„Mein Gott, Georg!" rief sie aus, „du zweifelst an meiner Wahrhaftigkeit; das habe ich nicht verdient."

Er runzelte die Stirn und zog die Lippen zusammen. „Gute Nacht, Clemenze!" sagte er nach einer Pause. „Darf ich einen Wunsch äußern, so gewöhne dich etwas weniger weich und reizbar; das Leben hat Dornen; wenn sie den Mann blutig ritzen, kann er nicht lächeln, wie in den sonnigen Stunden, wo er die Braut heimsuchte. Thränen sind dann nicht heilend, wenigstens für mich nicht. Gute Nacht!"

Als Clemenze in ihrem Zimmer allein war, ließ sie ihren Thränen freyen Lauf, und wehrte den Betrachtungen nicht, die sich grausam verletzend an sie drängten. Die heitern ungetrübten Tage ihrer Jugend schwebten ihr vor, des Vaters offnes, ruhiges Gemüth, seine sanften Worte, sein liebevolles Zurechtweisen, die Hoffnungen, mit welchen er sie an Duglas Herz legte; dann ihre eigenen schönen Träume, wie sie ihn seit mehreren Tagen sehnsuchtsvoll erwartete, wie sie sich für ihn schmückte, wie sie ihm so viel zu erzählen hatte, was nun tief in ihre Seele zurückgescheucht war. Mit glühend heißen Thränen beweinte sie ihr Ideal; Duglas, der Ernste, Kluge, Strenge, konnte auch ungerecht seyn; sie hatte die Männer noch nicht gekannt, hatte der Liebe vertraut, und die einzige wahre Liebe starb wohl mit dem Vaterherzen. Anfangs ließ ihr gereiztes Gefühl keinen Trost zu; sie versenkte sich in Schmerz und Gram, aber nach einer durchweinten Stunde faßte sie plötzlich den Gedanken: ob vielleicht das verwöhnte Kind des Glücks zu viel vom Leben fordere: ob ihr Mann Recht habe, wenn er ihr übertriebene Weichheit vorwerfe. „Wende den Blick von fremder Unvollkommenheit auf die eigene," dachte sie, „und willst du Besserung, so beginne sie bey dir. Das eben ist wohl die Prüfung deiner Liebe, deiner Sanftmuth und Duldsamkeit, und der sie sandte, wird dich unterstützen, wenn du nur ernstlich willst. — Du möchtest ja doch nicht ohne Georg leben, und wenn seine glänzenden Eigenschaften ein kleiner Flecken trübt, bleibt er dennoch deine frühe Liebe, der Mann deiner Wahl und deine Welt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dichter Byron hatte einen sehr kleinen Kopf.

Der Oberste Napier erzählt Folgendes: Mehrere von uns probirten seinen (Byron's) Hut auf, und in einer Gesellschaft von 12 bis 14 Personen, die wir bey Tische waren, konnte ihn nicht ein Einziger aufsetzen, so außerordentlich klein war sein Kopf.

Auflösung
der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:
Bauchredner.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg.) Dlle. Lindner vom Nationaltheater in Frankfurt trat den 30. als Ophelia in Shakespeare's Hamlet auf und schloß mit dieser Rolle den Cyclus ihrer Gastspiele.

Ophelia, einer jener weiblichen Charaktere, die als freye Opfer der Tugend dem allgewaltigen Schicksal, das dem Haupthelden mit eisernem Scepter naht, gleichfalls mit unterliegen, biethet zwey Lichtpuncte, die gleich entgegengesetzten Polen in der natürlichen Folge tragischer Ereignisse ihre Verbindung zur Einheit gestalten, und einer grandiosen Wirkung fähig sind. Heiliges Zartgefühl, Unschuld und schüchterne Liebe die im ersten Keime mit aller Jugendgluth das Herz begeistert, so wie die kindliche Neigung, die durch den unüberwindbaren Schmerz ihres höchsten Verlustes, nähmlich durch den Vatermord hinaus bis über die Gränze natürlicher Gefühle gesteigert wird, und sich in Wahnsinn löset, bilden jene zwey Lichtpuncte, zwischen denen der unsterbliche Meister der Tragödie den allmählig übergehenden Lebensfaden Ophelia's ausspann, so daß er gleichsam von der Wiege aufkeimender Triebe und naiver Anklänge bis zum Grabe einer völligen Geisteszerrüttung durch eine geregelte Stufenleiter wechselnder Gemüthszüge sich fortwindet. Nach dieser kurzen Andeutung mag es begreiflich seyn, daß der Charakter Ophelia's, wiewohl er in dieser schauervollen Tragödie, wo alle Kraft auf den Haupthelden verwendet ist, von dem Dichter nur in skizzirten, doch scharf und klar bezeichneten Umrissen hingestellt zu seyn scheint, für die Darstellung eine der schwierigsten Aufgaben ist. Ein ausgebildetes Organ, Wohlgestalt und Routine werden hier nicht hinreichen, mit jener Aufgabe auch nur in die Schranken zu treten. So wie für den Dichter die Geisterwelt, so ist für den mimischen Künstler der Wahnsinn ein lockender Zauberspiegel, worin sich bey dem rechten Standpuncte die Bilder der begeisterten Seele in wunderbarer Schönheit abspiegeln, die sich aber auch, wenn man die geweihte Stelle verfehlt, durch die schiefe Strahlenbrechung der Wahrheit zu unheimlichen Zerrbildern gestalten. Ersteres vermag die Phantasie und das Gefühl der Zuschauer zum höchsten Genuß zu steigern, während Letzteres jene geistigen Vermögen abspannen und kalt lassen wird. Die Darstellung solcher Rollen wird daher schon im vorhinein durch tiefen Scharfblick und hohe Kunstfertigkeit bedingt, und kann nur dann den Zweck erreichen, wenn sowohl formelle Mittel als psychische Kräfte sich in hoher Potenz zur Harmonie verweben, um uns den Zustand einer zerrütteten Seele klar und naturgetreu vor das gespannte Auge zu führen. Unstreitig besteht die Schwierigkeit darin, daß sich der Mime hier in eine ganze fremde Maske, die außer dem Bereiche seiner Erfahrungen liegt, hinein denken muß, indeß die Repräsentation einer solchen, die auf äußern Verhältnissen und menschlichen Leidenschaften beruht, viel leichter ist als jener, die mit seinem Verstande in einen so gewaltigen Kampf tritt. Und so ist es andererseits auch mit dem Dichter und der Geisterwelt; denn es gehört eine besondere Weihe dazu, diese mit ihren geheimnißvollen und Schauer erregenden Bildern in die Tragödie zu verweben, ohne die Täuschung der Zuschauer zu verletzen. Shakespeare hat dieß in den meisten seiner Werke und besonders in Hamlet mit hoher Meisterschaft bewährt. Wenn wir nun nach diesen Vordersätzen auf die Darstellung der Dlle. Lindner hinblicken, so können wir unser Urtheil nicht einem unbedingten Lobe anheimstellen. Diese Künstlerinn hat uns durch viele gelungene Rollen gezeigt, daß sie im Lustspiel und Drama einen ehrenvollen Rang behaupte, und demnach unsre Erwartung bey der Aufführung Hamlets zu würdigen Leistungen berechtigt. Dlle. Lindner hat durch einzelne Züge auch unsrer Anforderung entsprochen, jedoch im Ganzen und vorzüglich in den Glanzpuncten dieser Rolle fühlten wir uns minder befriedigt. Nach unsrer Meinung darf Ophelia in den erstern Scenen, wo ihr Herz noch nichts hindert, sich harmlos der Hoffnung eines schönen Glückes hinzugeben, weniger ernst und kalt erscheinen, als es dießmahl der Fall war; denn Schüchternheit und zager Muth könnten sie wohl bestimmen, zuweilen an jene Gränze anzustreifen, jedoch nicht an derselben fortzuwandeln. In der Wahnsinnsscene schien uns gemäßigte Ruhe und Nüchternheit zu sehr vorzuherrschen, was hier durchaus nicht förderlich seyn kann, weil die Zuschauer dadurch eben so, wie durch Übertreibung, aus der Täuschung auch zur Nüchternheit erwachen, oder besser in jene Täuschung gar nicht recht hineingeführt werden. Dlle. Lindner hat aber trotz dem mindern Gelingen dieser Aufgaben durch einige Nebenvorzüge ihres Spiels auch an diesem Abend Beyfall errungen. Es wäre eine ästhetische Sünde, unser Urtheil zu schließen, ohne der vortrefflichen Leistung des Hrn. Löwe zu gedenken. Die Darstellung des Haupthelden, so wie Hr. Löwe ihn producirte, darf wirklich classisch genannt werden. In jenem weltberühmten Monologe: Seyn oder Nichtseyn u. s. w. hatte sein Spiel den Culminationspunct erreicht und wurde hier wie in den übrigen Acten durch rauschenden Beyfall verherrlicht. Hr. Anschütz (Geist von Hamlets Vater) Hr. Wilhelmi (Claudius) und Hr. Costenoble (Polonius) haben durch gleiche Anstrengung ihre Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst. Die Hrn. Heurteur (Schauspieler) Fichtner (Polonius Sohn) Mad. Lembert (Gertrude) und die übrigen Mitspielenden trugen zum Gelingen des Ganzen bey. Dlle. Lindner wurde am Schlusse gerufen, war aber nicht mehr anwesend.

A. Kasper.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler.

Dinstag, den — 71 — 14. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Ihr Herz begann nun ruhiger zu schlagen, sie legte sich nieder, schlief sanft ein, und ging am Morgen, zwar nicht ganz unbefangen, doch mit heiterm Gesicht, in das Frühstückzimmer. Duglas begrüßte sie zärtlich, obgleich die Wolke noch auf seiner Stirne schwebte. Er entschuldigte seine gestrige Stimmung, indem er ihr gestand, ein Zufall habe ihn um den größten Theil seiner Hoffnungen betrogen, und er sähe sich in diesem Augenblicke außer Stand, andere Pläne an ihre Stelle zu setzen. „Nimmermehr," fuhr er immer wärmer und lebhafter fort, „würde er ihr Schicksal an das seine gebunden haben, hätte er nicht ein freyes, ehrenvolles Loos mit seiner Hand zu biethen gehabt; ja, nur deßhalb wäre er nicht sogleich nach des Vaters Tode zu ihr geeilt, weil sein Schicksal damahls auf der Wage gelegen hätte; nur der spätere trügerische Lichtblick trage die Schuld, daß er eine Verbindung erzwungen habe, deren Vollziehung ihr so schwer geworden sey."

Clemenze fühlte bey dieser Erklärung eine Last von ihrer Brust gleiten; seine Sorge that ihr weh, allein sie wußte doch nun, was ihn quälte, und dankte Gott, daß es nur dieß war; sie schlang ihren Arm um seinen Nacken, und bath ihn schmeichelnd, sein starkes Herz nicht durch einen Unfall beugen zu lassen, den seine schwache Frau leichter ertrüge. Sie erinnerte ihn mit zarter Behutsamkeit, wie Alles, was ihr gehöre, sein Eigenthum sey, und wie er es sorglos brauchen müsse, bis die bösen Tage vorüber wären. „Gewiß," sagte sie, „reicht eine kleine Zeit hin, dir neue Aussichten zu öffnen; laß uns diese Zeit in Nonancourt zubringen, in dem ruhigen Besitzthum, wo ich deine Liebe gewann. Bliebe uns auch weiter nichts, und müßten wir das Fleckchen Erde für unsern Unterhalt bauen, doch dürftest du nicht wünschen, deine Hand wieder aus der meinigen loszumachen."

Das Blut stieg in Duglas Gesicht. „Du rührst eine Saite an," sagte er, „die keinen guten Ton in meiner Seele giebt. Daß du reich bist, eben das macht mich elend. Besäßest du nichts, ich würde nicht erröthen, arm und hülflos zu seyn. Nein, nicht aus der Hand seines Weibes darf Georg Duglas irgend eine Hülfe empfangen; und wäre es ein Engel, ich würde in ihrem Blicke etwas lesen, das mein Herz empörte!"

„Du sollst nichts von mir annehmen, und doch genug für uns Beyde besitzen," antwortete Clemenze sanft. „Weißt du noch Georg, wie du zuerst in unser Haus kamst? Ich war sehr jung, aber ich vergesse niemahls, wie mir der Vater den Reiter in der blitzenden Officiertracht von weitem zeigte, und dabey sagte: das sey der Mann, der mir des Vaters Leben mit eigener Gefahr erhalten habe. — Der gute Vater hielt dich von da an

für seinen Sohn, und weil ich reich war durch mein mütterliches Erbtheil, bestimmte er dir sein Vermögen ganz und ungetheilt. Wie du später mich liebtest, und ich dein ward, erfuhr ich diese Verfügung; aber ich vergaß sie wieder, denn ich glaubte, die Liebe hätte kein Eigenthum."

„Sprichst du Wahrheit?" fragte Duglas rasch mit blitzenden Augen — „darf ich diese Hülfe als mein Erbe, als freyes Geschenk deines Vaters ansehen, oder willst du mich täuschen?"

„Georg," erwiederte sie traurig, „ich kann nicht lügen, auch nicht aus guter Absicht. Ich habe die Schrift gesehen, sie ist noch vorhanden; denn ich wollte nichts vernichten, was seine liebe Hand schrieb. Aber wie kannst du mich lieben, und dich um so Geringes kümmern?"

„Du verstehst mein Gefühl nicht, liebe Clemenze," antwortete er, „L'Hopital hätte mich vielleicht begriffen. Sein Geschenk soll hoffentlich uns Beyden Segen bringen."

„Bleiben wir nun in Frankreich, Georg?" fragte sie.

„Nein, wir reisen," sagte er schnell, „vielleicht bald, vielleicht später. Heiter siehst du mich erst, wenn die französische Küste in Nebel zerfließt."

Duglas überließ sich nun ganz den Geschäften, die seine Abreise nöthig machten, den Plänen für die Zukunft, den fruchtlosen Versuchen, Gehör bey dem Lord zu finden. Er war deßhalb wenig zu Hause, und vermied eine ruhige Unterhaltung mit Clemenze, weil er, von Natur verschlossen, sich ungern über seine Sorgen aussprechen, und noch weniger der Stimme seiner Frau einen Einfluß auf seine Entschlüsse gestatten mochte. Dagegen sorgte er um so mehr für ihr Vergnügen; mit einer ihnen befreundeten Dame mußte sie die Merkwürdigkeiten der Königsstadt sehen, Theater besuchen, Spazierfahrten machen, Alles neue Genüsse, die ihr jugendlicher Sinn mit lebhafter Freude ergriff. So verfloß die Zeit in Paris flügelschnell, und der Tag der Abreise kam. Ein alter Schiffscapitän ward ihr Reisegefährte, und kürzte den Weg mit Beschreibungen seiner Seefahrten, die der jungen Frau zuweilen wie Feenmährchen vorkamen. Aber sie ließ sich nicht ungern von solchen abenteuerlichen Bildern dem Nachdenken über ihr eigenes Geschick entrücken, das ihr, statt heiterer Aussichten, trübes Dunkel zeigte. Ihres Mannes harter Sinn trat während der Reise oft grell hervor, eine kleine Zögerung, ein Widerspruch machte ihn zornig, und der harmlose Spott des gleichmüthigen Seemanns steigerte seine Wuth, daß er keine Gränze mehr kannte. Wenn er auf seinen Diener, einen furchtsamen, unbeholfenen Jüngling zürnte, ihm wohl gar mit erhobener Waffe drohete zitterte Clemenze mehr als der Schuldige, und fiel bittend in seinen Arm, obgleich die Veränderung seiner Züge ihr Furcht und Angst erregte. Er faßte sich dann, und suchte sie mit liebreichen Worten zu beruhigen; doch der Eindruck blieb ihrer Seele, und eine heimliche Scheu nahm ihr die Unbefangenheit, ohne welche weder Liebe noch Vertrauen leben können. Sie las seine Wünsche in seinen Augen, aber sie vermochte nicht die ihrigen geltend zu machen; mit verstohlnen Thränen fuhr sie, einer finstern Nacht entgegen, bey Nonancourt vorüber, wo er nicht verweilen wollte; sie wagte nicht, ihm zu widerstreben, und sandte nur Wünsche und Gebethe hinüber an das Lager der kranken Tante. Dennoch — wie weit entfernt war sie, ihm das geheimnißvolle Gefühl der ersten Liebe zu entziehen; wie mächtig sprach die Stimme an ihr Herz, die es zuerst weckte; wie zauberisch das Bild, das einst die jugendliche Phantasie erfüllte!

In Nantes angekommen, forschte Duglas zuerst nach Coulon, noch eben so rachsüchtig entschlossen, die Beleidigung seiner Ehre durch Blut zu sühnen. Man sagte ihm, der Officier sey seit einigen Tagen nach Flandern abgereist. Duglas stand im Begriff, Frankreich auf immer zu meiden; ein gutes Geschick schien also Land und Meer zwischen ihn und den Bedrohten legen zu wollen. Schon lag das Schiff des Seecapitäns, auf welchem er seine Fahrt bedungen hatte, bemannt im Hafen; es wartete nur auf günstigen Wind, und wie seine Segel schwollen, seine Wimpel flatterten, erfüllte sich Duglas stolze, unruhige Brust mit Freude, und Clemenze's sanftes Herz mit dem verschwiegenen Gram der Trennung von ihrem Mutterlande. Doch, in das Unabänderliche ergeben, fremd und allein in der Hafenstadt, war sie froh, als eines Abends ihr Mann die Kunde brachte: der Wind wehe günstig, und man werde am nächsten Morgen die Anker lichten. Ihr Gepäck war schon eingeschifft, er both ihr den Arm und führte sie an dem belebten Ufer hin, bis zu dem Boote, das sie in See bringen sollte. Ihr Fuß wankte, wie sie das Bret betrat und mit den Augen die wogende Ferne maß; sie schmiegte sich dichter an ihren Mann; es war ihr, als verdopple sich ihre Liebe in dem Augenblick, wo sie um seinetwillen Alles verließ. Schnell durchschnitten sie die Wellen, erreichten das Schiff und wurden von der rohen Höflichkeit der Seeleute lärmend begrüßt. Purpurroth stieg die Sonne in ihr feuchtes Bett, der

Schaum der Wellen glänzte, ein frischer Wind spielte mit den Segeln und Flaggen; Clemenze stand mit Duglas auf dem Verdeck: ihre Seele versenkte sich in die Unermeßlichkeit, deren Bild die fluthende Tiefe ihr zeigte. Da schlang Duglas den Arm um sie und sah mit glühenden Blicken in ihre Augen. „Nun bist du erst ganz mein," sagte er, „wir sind allein in der Welt; alle Bande sind gelöst; so ungetheilt will mein Herz besitzen, was ich liebe! Ich werde dir Vater und Gatte, Freund und Bruder seyn; wo ich dich hinführe, wirst du die Heimath finden. Clemenze sage mir, daß du mich genug liebst, um unter fremdem Himmel, fern von allem Gewohnten, mit mir allein glücklich zu leben, nur für mich, wie ich nur für dich!"

„Ich liebe dich mehr als mein Leben," antwortete sie, „mehr als mein Vaterland und seine schöne, befreundete Natur. Wo du bist, wird der trübe Himmel sich erheitern, und eine schmucklose Gegend angenehm seyn."

„So bin ich ruhig," unterbrach sie Duglas rasch, „wisse Clemenze, wir gehen nicht nach England, nach Martinique segeln wir, uns eine neue Heimath zu schaffen, und ein freyes, glückliches Loos! — Dort ist Frankreich, wie hier. Sieh nicht so trübe nach dem Ufer, theure Seele!"

„Ich nehme ewigen Abschied," sagte sie leise, „und trete im Geist an das Krankenbett der guten Tante!"

„Madame L'Hopital hat die weitere dunklere Reise angetreten," antwortete Duglas, „die Nachricht wurde mir gestern von Paris nachgesandt. Du hast nun nichts mehr in Frankreich; denn deine Vettern kennst du ja kaum."

Clemenze verhüllte ihr Gesicht und brach in Thränen aus. Duglas führte sie in die Cajüte, wo ein eigenes bequemes Zimmer für sie bereitet war; hier überließ er sie der Stille, während er selbst noch einmahl ans Land ging. Wie er aus dem Boote stieg, stand ein Mann im Hafen, der ihn aufmerksam zu betrachten schien; sein Gesicht war Duglas nicht unbekannt, es mahnte ihn wie ein unfreundlicher Traum, ohne daß er im Augenblick wußte, wo er es gesehen habe. Der Fremde kam ihm einige Schritte entgegen, und nannte seinen Nahmen; Duglas erkannte den ältern Engländer, dem er die Wache in Nonancourt vertraut hatte; rasche Fragen, heftige Antworten eröffneten ein Gespräch, das immer wärmer und lebhafter ward; der Engländer begleitete den Capitän durch die Stadt in ein Wirthshaus, wo Beyde länger als eine Stunde verweilten. Dann verließ der Fremde zuerst das Haus, Duglas blieb, bis die Nacht herabsank. Er hatte das Geschäft, weßhalb er vom Schiffe zurückkehrte, vergessen; andere Gedanken erfüllten seine Brust, Haß und Erbitterung hatten den Frieden verdrängt, wie ein wilder Strom sich über blühende Thäler wälzt, daß die Wohnungen der Menschen verschwinden, und ein rauhes zerrißnes Bett die Stätte einnimmt, die Frühling und Sommer sonst mit milder Hand schmückten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dreysylbige Charade.

Die Erste seufzend oft erliegt
Furchtbaren Elementen,
Und wird nicht selten auch zerstückt
Mit scharfen Instrumenten.
Doch unbelohnet läßt sie nie,
Wenn sie der Himmel schützet,
Des Ganzen sorgenvolle Müh',
Die stets wohlthätig nützet.

Das letzte Pärchen machet kurz
Die düst're lange Weile,
Und droht den ärgsten Feinden Sturz,
Fehlt ihr auch Herkul's Keule.
Dem Laster biethet es die Stirn,
Verschaffe auch Mittel gerne,
Um manche Kranke zu curir'n,
Und hält den Mangel ferne.

Seit Adams Zeit ist schon bekannt
Das Ganze hier auf Erde;
Es läßt sich üben sehr gewandt,
Nicht scheuend die Beschwerde.
Und daß wir's schätzen, ist gewiß
Entschieden ohne Fehde,
Weil, wo es haust, ein Paradies
Erblüht, wo sonst war Öde.

J. Schöner.

Der Fuß einer Chinesinn.

Es ist gewiß mit mancher Beschwerde verbunden, in Europa eine Dame nach der Mode zu seyn. Sie muß sich schnüren, frisiren, wattiren u. s. w. lassen, aber gewiß ist es, daß das Alles nur kleine Leiden gegen die Plage sind, der sich ein chinesisches Mädchen unterwerfen muß, um eine Dame nach der Mode zu werden.

Vor einigen Jahren fand man den Körper eines Frauenzimmers in dem Flusse von Kanton, deren Füße ein europäischer Arzt anatomisch untersucht hat. Äußerlich hatten diese Füße alle Zeichen der Mißgestaltung, die von den Bändern und andern Zwangsmitteln herrühren, deren man sich in China bedient, um die Entwickelung derselben zu unterdrücken. Die Kunst hat es so weit gebracht, daß sie einen Bildungsfehler trefflich nachahmt, den wir Europäer „einen Pferdefuß" zu nennen pflegen.

Die größte Länge des Fußes der Chinesinn betrug drey Zoll acht Linien Pariser Maß. Statt an der Ferse einen Vorsprung zu haben, lief diese mit dem Beinkno-

chen in gerader Linie fort; die große Zehe war vollkommen aufgestülpt, und nach oben gerichtet; die andern waren zurückgebogen und befanden sich unter der Fußsohle. Um das Gleichgewicht zu behalten, muß das Frauenzimmer beym Gehen den Körper beständig nach vorn neigen.

S. J.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg). Den 31. May sahen wir Hrn. Weymar, großherzoglich badenschen Hofschauspieler, zum letzten Mahle als Max Piccolomini.

Wir wurden an diesem Abend eines wahren Kunstgenusses theilhaftig. Dieses große historische Gemählde, das von dem unsterblichen Dichter mit wunderbaren Schönheiten ausgestattet ist, ließ uns die Zeit, trotz dem, daß die Darstellung von halb sieben bis eilf Uhr dauerte, in edlem und lebendigem Interesse flüchtig dahinrauschen. Im Vorübergeh'n können wir nicht umhin, bey dieser Gelegenheit zu bemerken, was wir schon bey frühern Darstellungen und aufmerksamer Prüfung des Werkes oft deutlich genug fühlten und wovon wir uns heute neuerdings überzeugten. Wir sind nähmlich nicht derselben Meinung, die ein großer und scharfsinniger Humorist (weiland in Bayreuth) hinsichtlich des plötzlichen und vom Dichter unvorbereiteten Todes des Haupthelden an diesem Werke, das er sonst zu schätzen wußte, durch erläuterten Tadel geltend machte. Wallensteins Schicksal, so unvermuthet auch der Tod hereinzubrechen scheint, ward nach unserer Ansicht vom Dichter doch durch frühere widrige Ereignisse, als: durch aufgefangene Bothen, durch den Abfall der einzelnen Regimenter und hauptsächlich durch seine Beobachtungen im astrologischen Thurm hinlänglich angedeutet, und man ahnt bey der Darstellung wohl schon in den mittleren Acten die fürchterliche Katastrophe. Wir finden daher keinen Grund, warum jener berühmte Gelehrte, dessen Scharfblicke sonst nichts entging, dem unvergleichlichen Tragöden hierin eine Rüge abgewinnen wollte (?). Doch darüber mag Jeder selbst urtheilen. — Wenn wir uns nun zur Darstellung des Hrn. Weymar wenden, so müssen wir gestehen, daß dieser Künstler von der Natur mit allen Mitteln reich beschenkt wurde, die ihn zu einem gewandten, wackeren Schauspieler tüchtig machen. Seine Wohlgestalt und sein angenehmes umfangreiches Organ weiß er zur Mimik wie zur Declamation zweckmäßig anzuwenden, und Vorzügliches zu leisten. Er hatte den Max von der guten Seite aufgefaßt, und mit innerer Lebendigkeit und vielem Kraftaufwande durchgeführt. Doch glauben wir ein wohlgemeintes Wörtchen hier nicht unnütz fallen zu lassen. Der Eifer nähmlich und das regsame Jugendfeuer Hrn. Weymar's schienen uns sein Spiel in affectvollen Stellen oft allzusehr zu steigern, so, daß wir zuweilen jene Klarheit und ruhige Haltung vermißten, die auch im Ausbruch der Leidenschaft dem Künstler nicht fehlen dürfen. Doch die überwiegenden Vorzüge seines Spiels ließen uns dieß gerne vergessen. Der Dialog mit Octavio, in welchem dieser seinen Plan und des Kaisers Sendschreiben dem Sohne kund gibt, so wie die Abschiedsscene im vierten Acte gaben Hrn. Weymar Gelegenheit, sein schönes Talent im vollen Maße geltend zu machen, und unsrer Anforderung auf eine glänzende Weise zu entsprechen. Wo äußere Mittel mit innerer Auffassung und warmem Gefühle in Harmonie treten, stimmen wir gerne einem gerechten Lobe bey, das von Seite des Publicums des Künstlers Streben häufig belohnte. — Hr. Anschütz gab den Wallenstein mit hoher Kunstfertigkeit, und hat besonders in jenen Stellen, wo declamatorische Kraft und Würde eminiren, alle Herzen ergriffen und zu lebhaftem Applaus begeistert. Gelungen waren auch die Leistungen der HH. Heurteur (Octavio) Wilhelmi (Buttler) und Schwarz (Isolani). Vorzügliches Lob aber gebührt der Dlle. Gley als Thekla. Diese talentvolle Künstlerinn scheint in jeder neuen Aufgabe rasch vorwärts zu schreiten, und verwirklicht immer mehr unsre Meinung, daß sie einst als seltene Erscheinung auf der Bühne glänzen mag. Sie hatte den schönen poetischen Charakter mit innigem Gefühle und in seiner ganzen Bedeutung aufgefaßt. Dlle. Hruschka (Gräfinn Terzky) Mad. Lembert (Wallensteins Gemahlinn) und die HH. Lembert (Illo) und Pistor (Terzky) haben mit vereinten Kräften das Ganze unterstützt, so wie auch die Übrigen ihre Rollen entsprechend durchzuführen bemüht waren. Hr Weymar wurde am Schlusse des vierten Actes einstimmig gerufen, und empfahl sich auf eine sehr bescheidene und sinnreiche Weise, worin er den wärmsten Dank aussprach, der fernern wohlwollenden Erinnerung des Publicums.

A. Kasper.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt). Den 6. Juny zum ersten Mahle: „Künstlerlaune, oder: Einmahl eins ist Acht" Lustspiel in einem Aufzuge. Hierauf zum sechsten Mahle: „Nicolo Zaganini. Hr. Just vom Breslauertheater als Gast.

Wer Kotzebue's „Schauspieler wider Willen" oder sonst irgend ein Schubladenstück dieser Art kennt, der kann eine Exposition des Inhalts sehr leicht entbehren, welcher auch hier, wie bey: „Komm her!" oder „den Proberollen" darauf hinausläuft, daß ein Schauspieler den Hrn. Director oder vielmehr das Publicum von seiner Brauchbarkeit und Vielseitigkeit durch einen Hauptcoup recht eindringlich zu überzeugen sucht. Solche Piecen sind daher meistens als Gelegenheitsstücke zu betrachten, welche zu Gunsten irgend eines befreundeten Künstlers (!) oder einer beliebten Schauspielerinn, oder auch in einer Modification dichterischer Eitelkeit ans Licht treten, und wir können also mehrerwähnte Olla potrida nur in so fern vor das Forum der Kritik ziehen, als es sich der uns übrigens unbekannte Verfasser etwas gar zu bequem gemacht, und eine Folgereihe von Verkleidungsscenen zusammengestoppelt hat, ohne auch nur ein Brosämchen des Witzes und jener pikanten Gedanken, welche wir auch bey den unbedeutendsten Producten seines beliebten Vorgängers nicht vermissen, mit einfließen zu lassen. Aus zehn guten Komödien ein solches Machwerk zu fabriciren, ist höchstens eines — Dutzendfabricanten würdig. Hr. Just erschien heute als: Berliner, Souffleur, tauber Bedienter, Sänger, Stadtguardia, blinder Greis, Franzose, und schlesischer Hausknecht, also in acht Masken, und errang sich stürmischen Beyfall, mit welchem er sechs Mahl hervorgerufen wurde. Die Kritik jedoch, welche bekanntlich eigensinnig, wie jedes Frauenzimmer, ihr größtes Vergnügen im Widersprechen findet, flüstert uns auch dießmahl die Bemerkung zu, daß Hr. Just als Franzose, als welcher er ein berühmtes Vorbild zu kopiren schien, das Französische noch mehr als das Deutsche radebrechte, und als blinder Mann sehr wenig Anlage fürs Pathetische bewiesen habe. So weit unsere tadelsüchtige Nachbarinn. Wir aber glauben Hrn. Just als ein vielseitiges und verwendbares Individuum, und seine Aquisition als sehr wünschenswerth betrachten zu müssen. — Die anspruchslose Bagatelle „Nicolo Zaganini" wird noch immer, ungeachtet des pathetischen Verdammungsurtheils, welches eine Zeitschrift darüber ausgesprochen, gerne und beyfällig gesehen.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 72 — 16. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.
(Fortsetzung.)

Um Mitternacht kam Duglas wieder auf dem Schiffe an; Clemenze schlief schon, ihn floh die Ruhe; er ging auf dem Verdeck hin und her, bis der Morgen graute. Das rege Leben um ihn berührte seine Seele nicht, er sah gleichgültig die Anstalten zur Abfahrt, und fand sich selbst erst wieder, als die Sonne den Platz, wo er stand, glühend beleuchtete und der Wind das Fahrzeug pfeilgeschwind aus dem Angesicht des Hafens führte. Jetzt öffnete er Clemenze's Zimmer und trat zu ihr ein; sein Gesicht war blaß, seine Augen blickten finster und wild, seine Stimme zitterte vor Wuth. Er nannte die erschrockene Frau eine Verrätherinn, die Mörderinn seines Glücks; er riß sie von ihrem Sitz auf, und fragte mit donnernder Stimme: „wer des Prätendenten Flucht befördert habe? ob es wahr sey, daß Clemenze L'Hopital, die Frau eines Duglas, den jungen üppigen Fürsten Tage und Nächte beherbergt hätte, daß sie sein Bild besäße, und es heimlich bewahre? woher sie seine Reise gewußt habe? und die Gefahr, die ihm drohe? Antworte mir nicht," fuhr er bebend fort, „ich will keine Lüge hören, ich weiß Alles. Ich ließ mein Taschenbuch bey dir zurück; du fandest den Befehl des Gesandten, du wußtest, daß dein Mann es war, dessen Gefährten du verriethest, dessen Entwürfe du zerstörtest. Diese Heldenthat hat mich um Hoffnungen gebracht, die nie wiederkehren; doch das ist nichts — aber daß es mein Weib ist, welches mich verrieth, daß giftige Schlangen den Nahmen meines Weibes beschimpfen dürfen, und mich der Verdacht trifft, weibisch ein männliches Geheimniß der Braut Preis gegeben zu haben — das — das scheidet uns auf ewig!"

Clemenze war von seiner rauhen Hand, die eisern auf ihrer Achsel lag, niedergesunken; ihre aufgelösten Haare fielen wild um ihr Gesicht; sie hörte erstarrt die gräßlichen Beschuldigungen, und flehte nur in einzelnen Worten um Gehör, um Gerechtigkeit. Aber Duglas kannte sich selbst nicht, er verlangte wüthend ihr Geständniß, er schmähete die Verstorbene, der noch in dieser Nacht so viele Thränen geflossen waren, er war nicht mehr ihr Freund, ihr Geliebter, nein, ein Schreckbild, vor dem sie entsetzt die Augen schloß. Dennoch ermannte sie sich, die Wahrheit zu erzählen, und rief den Allwissenden zum Zeugen ihrer Unschuld an. Aber sie konnte die Frage nicht beantworten, wie Madame L'Hopital von Jacobs Gefahr unterrichtet worden sey, und diese Frage war es, die Duglas, hämisch lachend, immer von Neuem widerhohlte.

„Gib mir Glauben an deine Fabel," sagte er, „so will ich dir danken, und alles Übrige vergessen. Das kannst du nicht, und die Gewißheit deiner Falschheit reißt eine Kluft zwischen uns, die nichts auszufüllen vermag."

Clemenze kniete wohl eine Stunde am Boden, den Kopf auf einen Sessel gestützt, ohne Thränen, fast ohne Gedanken. Douglas hatte sie verlassen, der Wind pfiff widrig durch die Lücken des Schiffs, die Wogen schlugen brausend an seine Seiten; ihr schwindelte, und sie suchte ihr Lager. Zitternd dachte sie an ihren Mann, und fühlte doch das heißeste Verlangen, ihn wiederzusehen, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen; mehr als einmahl versuchte sie aufzustehen, aber das heftige Schwanken des Schiffes machte sie todkrank, sie sank wieder nieder, und fiel in eine Betäubung, die dem Schlafe glich, ohne Ruhe oder Vergessenheit zu gewähren. Eine grauenhafte Phantasie bemächtigte sich ihrer Seele, ein halb wacher Traum, dem sie nicht entrinnen konnte. Sie hatte in Paris den Mohren von Venedig gesehen, mit einem Antheil, wie ihn dieß lebenvolle Bild der Leidenschaft einem Gemüth einflößen mußte, das noch nicht durch ähnliche Genüsse um die Täuschung betrogen ward. Jetzt — in tiefster Seele erschüttert, von der mütterlichen Erde auf die brausende See geschleudert, krank bis zum Tode, faßte ihre Einbildungskraft die Ähnlichkeit ihres Schicksals mit jenem Bilde auf; Douglas schien ihr der furchtbare Gemahl, sie selbst war Desdemona. Sie sah ihn an ihr Lager treten, um sie zu morden; sie schloß schaudernd die Augen, und sah ihn dennoch; es war der Mohr, aber er trug die Züge, die ihr noch immer theuer waren, er ermahnte sie mit Georgs Stimme: zu bethen, weil sie sterben müsse.

Douglas war nicht weniger unglücklich als Clemenze; in seiner Brust kämpften gute und böse Engel; er blieb unter freyem Himmel, genoß nur wenig Stunden Schlaf, auf dem Verdeck in seinen Mantel gehüllt, und beachtete nicht, ob Sturm oder Regen ihn traf, oder der Strahl der Sonne sengend brannte. Doch blieb er gesund; das launenhafte Meer, die tosende Woge hatten keine Macht über ihn, stärker als sie tobte der Aufruhr in seinem Innern. Clemenze mochte er nicht sehen, obgleich er wußte, daß sie krank war, aber er belohnte eine alte Frau, die die Reise mitmachte, freygebig für ihre Pflege. Indessen ward eines Abends der schnelle Lauf des Fahrzeugs plötzlich gehemmt, weil der Capitän das Herbeykommen eines zweyten Schiffes erwarten wollte, dessen Signal man schon in der Dämmerung gehört hatte. Es war ein warmer finsterer Abend, die Reisenden befanden sich dem kleinen Orte: Le Sable d'Ollonne gegenüber, der größtentheils von Fischern bewohnt wird. Douglas war bis gegen zehn Uhr auf dem Verdeck gewesen, jetzt suchte er den Capitän auf, redete eine Weile mit ihm, und trat dann in Clemenze's Gemach. Sie schreckte bey seinem Schritt aus kurzem Schlummer auf, sah ihn an, und breitete die Arme nach ihm aus; doch vor dem finstern feindlichen Blick seiner Augen, vor der tödtlichen Kälte, mit welcher er ihr nahte, verschloß sich ihr Herz und sie sank auf das Lager zurück.

„Steh auf!“ sagte er eintönig und hart, „das Schiff liegt fest; ich will dich an's Land führen; deine Krankheit wird sogleich weichen, wenn du den Boden betrittst.“

„Georg,“ antwortete sie, „sorge nicht für mein Leben, wenn ich deine Liebe und dein Vertrauen verloren habe. Hassest du mich, weil ich deine Pläne zerstörte, so bin ich unglücklich genug; aber glaube nur nicht, daß ich sie wußte, daß ich fähig war, einen Blick in fremde Geheimnisse zu wagen. — Sieh — mir ist, als stände ich am Rande des Grabes; sollte ich die letzten Stunden durch Unwahrheit beflecken? Mein Herz schlägt, als wollte es aufhören, meine Kräfte schwinden, ich fürchte, ich kann dir nicht folgen. — Laß mich sterben; nur glaube mir, und verzeihe!“

„Diese Muthlosigkeit ist Folge deines Übels,“ sagte Douglas, „überwinde sie nur, es wird besser werden; kleide dich an, während das Boot bereitet wird; ich sende dir die Renée zur Hülfe.“

In ihren Mantel dicht eingehüllt, mit wankenden unsichern Schritten, ging Clemenze nach einer Viertelstunde aus der Cajüte hervor; draußen fand sie Douglas und den Capitän, und es entging ihr nicht, daß ihr Mann vor diesem Zeugen freundlicher gegen sie zu seyn suchte, als wo er unbeachtet war. Er both ihr den Arm zur Unterstützung; sie nahm ihn zitternd, denn sie bedurfte seiner Kraft. Als die Treppe herabgelassen ward, rief ihnen der Capitän nach: „nicht zu lange zu verweilen, da ihnen die Zeit der Abfahrt bekannt sey;“ sie stiegen ins Boot, das sich schnell vom Schiffe entfernte. Clemenze's Augen waren von Thränen und Schwäche umflort, doch konnte sie dem Zauber eines eben so neuen, als herrlichen Anblicks nicht widerstehen. Die Wellen glänzten bey jedem Ruderschlage von einem seltsamen geisterhaften Lichte, und wie das Boot die feuchte Bahn durchzog, blieb ein leuchtender Streif zurück, seinen Weg bezeichnend. In der dunklen Ferne, die vor ihnen lag, hüpften und tanzten unzählige kleine Flämmchen unstet umher, das Ufer glänzte im rothen Widerscheine beweglicher Gluthen und glänzender Feuersäulen. „Was ist das?“ fragte Clemenze ihren Mann, „woher

kommt der Schein auf der Fluth, und dort die prächtige Erleuchtung?“ Duglas starrte vor sich hin, und hörte sie nicht.

„Das dort am Ufer, Madame,“ sagte der Bootsmann, „sind die Fischer von Le Sable d'Ollonne mit ihren Fackeln und Reisigfeuern, womit sie die Fische ins Netz locken. Teufelskerls, die Winter und Sommer alle Nächte auf dem Meere sind, und in ihren Nußschalen furchtlos umherschwimmen, wie unser Einer. Das ist eine Menschenart! Die Weiber, wie Nixfrauen mit der Fluth vertraut, und die Kinder wahre Seemannsnaturen; kaum auf den Beinen kämpft das schon mit Wind und Wellen um die Nahrung. — Was aber das Glänzen auf dem Wasser betrifft — das ist was Anderes. Das lockt auch, aber herunter in die Tiefe, und schimmert und strahlt, um arme Seelen zu berücken. Behüte uns der heilige Martin von Tours!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Theseus Heimkehr.

Auf des Schlosses lichten Zinnen
Ragend in die Luft hinein,
Aufgebaut am Meergestein,
Starrt ein Greis mit tiefem Sinnen
In das Meer hinaus allein.

Wären schwarz auch seine Locken,
Ihm gebleicht hätt' sie der Schmerz,
Aus dem Aug' stets meereswärts,
Welches heiß erglüht und trocken,
Redet ein gebrochnes Herz!

In die weite Wasserwüste
Sendet er hinaus den Blick —
Brünstig fleht er zum Geschick.
Zu der öden Felsenküste
Kehrt er trostlos stets zurück.

Und er fleht zu allen Wogen —
Jede die vom Ufer glitt,
Die am Felsen sich zerschnitt,
Jede kommt zurückgezogen;
Doch den Sohn bringt keine mit.

Den nach Creta's Unheilstrande
Durch der Wasserwelt Getos
Hinzuschiffen traf das Loos,
Ihn umstricken Todesbande
In des Labyrinthes Schooß.

„Wirst du mir auch wiederkehren?
Mich durchfoltert Doppelangst.
Wenn den Minotaur du zwangst,
Ob auf tückevollen Meeren
Du zur Heimath rückgelangst?“

„Viel schon sind hinausgezogen
Durch des Elementes Fluth,
Als ein schändlicher Tribut;
Doch es brachten noch die Wogen
Keinen in der Heimath Fluth.“

„Und darf ich noch Rettung hoffen,
Weh', wo find' ich Hoffnungsruh?
Du allein gerettet du?
Dort die Unheilschlünde offen,
Und der Götter Mitleid zu!“

Und so klagt er, wenn der Morgen
Mit der hellen Rosenpracht
Auf dem dunklen Meer erwacht;
Wenn die Sonne sich geborgen
In des Elementes Nacht.

In die weiten leeren Fernen,
Nicht von Thränenthau getränkt,
Ist sein starrer Blick gelenkt,
Wenn mit ihren heil'gen Sternen
Sich die Nacht herniedersenkt.

Und kommt dann ein Schiff gezogen —
O wie pocht die Vaterbrust!
Sie zerspringt vor banger Lust.
Langsam dünken ihn die Wogen,
Nur der Sehnsucht sich bewußt!

Und wenn fremde Wimpel flattern
Auf des Schiffes hohem Mast,
Bringend manchen fremden Gast,
Fassen ihn des Schmerzes Nattern,
Quälen ihn zum Orkus fast!

Hoffe, er wird widerkehren
In der Heimath frohen Port,
Schon trägt ihn die Woge fort,
Es behielt in fernen Meeren
Den geliebten Sohn nicht dort!

Doch der Todesnoth entkommen
Durch der Königstochter Rath,
Der er liebend sich genaht,
Übt auf Naxos an der Frommen
Er gar liebelose That.

Fordert so die dunklen Mächte
Auf zum unheilvollen Streit.
Wer sich schuldig ihnen beut,
Dem vollzieh'n sie ihre Rechte
Schrecklich wie die Ewigkeit.

Fröhlich schifft er auf den Wellen,
Lust und Sang tönt ohne Rast,
Als wär' Bacchus drauf zu Gast,
Und die schwarzen Segel schwellen
Ganz vergessen auf dem Mast.

Und der bleiche, kummerschwere
Alte Vater harrt und harrt —
Flucht der trägen Gegenwart —
Bis sein Auge auf dem Meere
Seines Sohnes Schiff erstarrt.

Wie er sieht die schwarzen wehen
In des Morgens heller Gluth,
Sinkt ihm aller Hoffnungsmuth,
Und er stürzt von Schlosses Höhen
Sich verzweifelnd in die Fluth.

Theseus Schiff naht nun herüber,
Zieht zum Port mit Sang und Scherz,
Ahnend nicht den Riesenschmerz,
Daß er fröhlich hinfährt über
Das gebrochne Vaterherz.

Ludwig August Frankl.

Lustwandlung durch Sage und Geschichte.

Von F. Wachter.

Carl der Große auf der Jagd der Ure.

Carl der Große ging einst auf die Jagd der Ure (Auerochsen) und nahm die persischen Gesandten mit. Als diese die ungeheuren Thiere sahen, flohen sie, von mächtigem Schrecken ergriffen. Doch Carl saß unverzagt auf seinem Rosse, und nahte sich einem der grimmigsten. Mit dem Schwerte suchte er ihm den Nacken zu zerhauen. Aber der Hieb richtete nichts aus, und das wüthige Thier zerriß mit dem Horne die lederne Beinbekleidung und den Strumpf des Kaisers, streifte mit der Spitze des gewaltigen des Fürsten Schienbein und stumpfte die Thätigkeit des Verwundeten ab. Das Ungeheuer floh in ein durch Gehölz und Felsen rauhes und sicheres Thal. Alle wollten zum Dienste ihres Herrn ihre lederne Beinbekleidung *) ausziehen. Doch der Kaiser verhinderte es, und sagte: „So zugerichtet muß ich zu Hildegarden kommen!“

Isambard, Warin's Sohn, folgte dem Ur, wagte aber nicht ihm zu nahen, sondern warf die Lanze zwischen den Vorderbug und die Kehle des Grimmigen, durchbohrte sein Herz, und schrieb die Erlegung des mit dem Tode ringenden Thieres dem Kaiser zu. Dieser stellte sich, als wenn er nicht bemerkt, daß Isambard den Ur erlegt, nahm die Hörner, überließ den Körper den Gefährten, und kehrte nach Hause zurück. Hier zeigte er der herbeygerufenen Königinn die zerrissene Beinbekleidung und sprach: „Was verdient der, der mich von dem Feinde, welcher mir dieses zugefügt, befreyet hat?“ — Carls Gemahlinn antwortete: „Alles Gute!“ — Hierauf erzählte der Kaiser den Hergang des Geschehenen, zeigte zur Bestätigung der Wahrheit die ungeheuren Hörner vor, und zwang so die Königinn zu Thränen und zur Schlagung der Brust. Als sie vernommen hatte, daß der damahls verhaßte und aller Würden beraubte Isambard den Kaiser an solchem Gegner gerächt, warf sie sich dem Gemahl zu Füßen, und erlangte Isambarden alles, was ihm entzogen worden, und sie selbst auch ertheilte ihm Geschenke.

*) Hossas suas, nähmlich Hosen in ihrer frühesten Bedeutung, wo sie fast nichts anders als eine Art Kamaschen von dickem Leder waren. Daher findet man in den Glossen (Symb. ad Lit. Teut. Ant. p. 296): „Caliga, hose.“

Auflösung

der dreysylbigen Charade im vorigen Blatte:

Feldarbeit.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Endlich haben die malitiösen Frühlingskrankheiten, die dieses Theater beynahe dahin gebracht haben, wo das Berliner Hoftheater bereits sich befand, daß es nähmlich wegen der Erkrankten auf einige Tage die Vorstellungen aussetzen mußte, in so weit nachgelassen, daß wenigstens die Vorstellung der Oper „Moses,“ nach Rossini's Pariser Bearbeitung, möglich wurde. Diese erfolgte am 1. Juny mit einem Fleiße und Genauigkeit, daß man wohl bemerken konnte, wie sehr es der Administration Ernst sey, alle Zuhörer zufrieden zu stellen, und ihre Neuigkeiten lieber zu verschieben, als sie unreif aufzutischen. „Moses“ schon früher eine Lieblingsoper der Freunde Rossinischer Muse, wurde in seinem Textbuche bedeutend verändert, besonders im ersten Acte, welcher ganz neu genannt werden kann, und in der Katastrophe, welche früher den Königssohn traf. Frische, Melodie und Harmonie zeichnen die neuen Tonstücke aus, wie die ältern. Als sehr bemerkenswerth nennen wir einen neuen Chor im ersten, und die neu componirte Scene der Anais im dritten Acte, worin Rossini die schönen Situationen mit wahrem, richtigen Gefühle aufgefaßt hat. Unter den Darstellern erwähnen wir vor Allen Mad. Fischer, welche die schwierige und anstrengende Parthie der Anais mit siegender Kraft und schönem Ausdrucke vortrug. Hr. Binder sang den Amenophis mit zwar nicht ganz voller Stimme, denn er hatte sich von einer früheren Kränklichkeit nicht vollständig erhohlt; in dem Duette mit Pharao jedoch wirkte er sehr glücklich. In letztgenannter Rolle zeigte sich Hr. Forti wieder von der besten Seite. Er ist ein so trefflicher Recitativsänger wie es wenige gibt; in das erwähnte Duett legte er so viel declamatorischen Gesang, daß man ihn nebst Hrn. Binder freudig hervorrief. Mad. Ernst ist als Sinaide nur in einer Hauptscene beschäftiget, aber auf diese wendete sie auch große Mühe und der Erfolg war sehr ehrenvoll für sie. Auch Mad. Ernst wurde gerufen, wie früher schon Mad. Fischer, die HH. Binder, Forti und Staudigel, welcher letztere den Moses sang, und durch seine in kurzer Zeit gemachten Vorschritte angenehm überraschte. Sein großes Recitativ (die Invocation) und das darauf folgende Musikstück waren sehr gelungen zu nennen. Die Chöre machten einen wahrhaft imposanten Effect.

Die zweyte Vorstellung überboth die erste an Präcision. Capellmeister Reuling, welcher diese Oper dirigirt, hatte einige Tempi's rascher genommen, wodurch mehr Leben in das Ganze kam. Mad. Ernst sang dießmahl ihre große Scene mit solcher Virtuosität, daß sie hierin nicht leicht übertroffen werden kann. Hr. Binder war schon mehr im Besitz seiner Kraft und Hr. Forti brachte das Publicum durch seinen herrlichen Vortrag zum Enthusiasmus. Das Duett dieser beyden Herren erinnerte in mehreren Stellen an die besten Leistungen der Italiener. — Das Publicum belohnte beyde Vorstellungen, besonders die zweyte, mit lautem Beyfall und wiederhohlten Vorrufungen; und da diese Oper auch sehr anständig ausgestattet, mit schönen Decorationen versehen, und zweckmäßig in die Scene gesetzt ist, so darf man ihr einen bleibenden Platz auf dem Repertoir dieser Hofbühne mit gutem Fug voraussagen.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den 73 18. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Der Raum zwischen dem Lande und dem Boote ward nun immer geringer, der Himmel umzog sich mit Gewölk, die kleinen Fahrzeuge mit ihren Fackeln schwebten näher, brausend schoß das Boot neben ihnen hin, und legte endlich an dem sandigen Ufer bey, wo in einiger Entfernung ein Reisigfeuer Flamme und Rauch in die Luft wälzte. Grell beleuchtet saßen drey Gestalten daneben, Jünglinge, fast noch im Knabenalter, mit braunen Gesichtern, glänzenden Augen und rabenschwarzen, wild herabhängenden Haaren. Duglas faßte Clemenze's Arm und führte sie schweigend auf die Gruppe zu. Die Knaben starrten sie neugierig an, als Duglas um eine nahe Herberge für wenig Stunden bath. „Ein Haus ist da," sagte der Eine, „auch eine Matte und etwas trocknes Laub für die blasse Frau, sonst nichts."

„Das ist genug," antwortete Duglas, indem er ihm ein Geldstück reichte, führe uns hin, und bleibe an der Thür, daß Niemand die Kranke beunruhigt, ich muß indessen noch einen Weg machen."

„Gewiß zum Doctor," sagte der Fischerknabe lebhaft, „das ist weit, und vielleicht ist er nicht einmahl zu Hause. Aber meine Mutter kommt, wenn es Morgen wird. Die hat Kräuter und einen Trank von Fischleber gegen das böseste Fieber. Das wird der Frau schon helfen!"

Es waren nur etwa tausend Schritte bis zu der versprochenen Herberge; Clemenzen dünkte es ein endloser Weg, und halb ohnmächtig trat sie in die Thür der Hütte. Hier war ein einziger Raum unter niedrigem Dache; Fische hingen zum Trocknen umher, lange Zwiebelreihen liefen wie Kränze an den Wänden hin, und ein betäubender Geruch verbreitete sich von diesen Gegenständen in dem eingeschlossenen Raume. Doch sank Clemenze mit einem angenehmen Gefühl auf die Matte nieder; ihre Kräfte waren erschöpft, ihre Sinne stumpf, die Augenlieder fielen ihr zu, sie dachte nichts mehr; nur die einzige Besorgniß, Duglas wollte sie hier allein lassen, schwebte ihr noch undeutlich vor. Mit schwacher Stimme rief sie ihn zu sich, zog ihn auf die Holzbank neben der Matte nieder, und bath ihn angstvoll, während sie schlafe, nicht von ihr zu gehen. „Nur eine Viertelstunde laß mich ruhen, und bleibe bey mir," sagte sie, „ich glaube, dann kann ich mit dir gehen, wohin du willst." Sie deckte mit hastiger Eil ihren Mantel über sich, und faßte Duglas Hände krampfhaft mit ihrer Rechten; die düstern, moosigen Wände, die wunderlichen Verzierungen schwanden nach und nach vor ihrem Blick und sie entschlief.

Duglas saß neben ihr wie ein Bild von Stein; seine Augen hingen an der Schlummernden, aber nicht mit Liebe; immer finsterer ward sein Gesicht, und immer wilder. Endlich machte er behutsam seine Hände von

ihr los, zog ein Päckchen aus der Tasche, wickelte es in ihren Mantel, und wandte sich wie zur Flucht. — An der Thür blieb er stehen; es war ihm, als hörte er ihre Stimme; er horchte, Alles blieb still, und er stürzte hinaus.

„Herr," sagte der Fischerbube, „soll ich das Geld wirklich haben? dann mögen die Fische in Ruhe bleiben, und die Netze mag die See nehmen. — Aber soll euch Jerome nicht zum Doctor begleiten? Ihr findet ihn nicht, wenn ihr fremd seyd in Sable d'Ollonne."

„Ich weiß den Weg," antwortete Duglas, „und du bleibe hier, wenn die Frau etwas bedarf. Halte dich still, damit sie nicht erwache."

Er ging, seine Schritte verhallten in der Nacht, im Geräusch der Wellen, die sich am Ufer brachen. Der Knabe schwamm in goldenen Träumen von Reichthum und Glück, das Feuer, auf welchem sein Auge haftete, erlosch, die Fackeln verschwanden, in der Hütte regte sich nichts; seine Gedanken verließen die Bahn des Wirklichen, seine goldnen Träume wurden phantastische Bilder, er fühlte die kühle Nachtluft nicht mehr um seine Stirne spielen, er bemerkte den Flug der dunkeln Stunden nicht, wie sie schweigend über ihm hinzogen. —— Indessen erschien ein matter Lichtstreifen in Osten, die ermüdeten Fischer kehrten nach Hause zurück, und ihre rüstigen Frauen kamen an's Ufer, die Fahrzeuge wieder in segelfertigen Stand zu setzen, das Netzwerk zu reinigen, und den Fang zu untersuchen. Während dieser Arbeit röthete sich das goldene Morgenthor höher und höher, die Sonne blitzte funkelnd aus Dünsten hervor, der Schleyer hob sich von den Wellen, und zwey Schiffe segelten auf der Höhe, stolz wie Schwäne, mit ausgespanntem Flügel. Singend schauten die Fischerinnen bey ihrer Arbeit den weißen Segeln nach, bis die Sonne heiß auf den Sand des Strandes brannte; dann nahmen sie den Gewinn der Nacht zusammen, um ihn in die Hütte zu tragen, die Clemenze beherbergte. Hier schlief der Knabe noch unter dem schattigen Vordache. Die Schritte der Frauen weckten ihn; er rieb sich die Augen, sah mit Hast nach dem Golde in seiner geschlossenen Hand, und jetzt erst gewiß, daß er nicht geträumt habe, machte er seiner Mutter und den Nachbarinnen eine verworrene Erzählung von den Vorgängen der Nacht. — Als die Fischerinnen an Clemenze's Lager traten, fanden sie sie im heftigsten Fieber; ihre Wange brannte, ihre Lippen waren trocken, in den zuckenden Händen hielt sie ein Blatt Papier, andere Schriften lagen zerstreut um sie her. Sie sah die Frauen verwundert an, hob die Hände zu der nächsten auf, und bath sie mit rührender Klage, sie vor dem Haß des Mohren zu schützen. „Wie ich ihn geliebt habe," sagte sie, „daß wißt ihr ja. Nun hat er mir den Dolch ins Herz gestoßen, und keine mitleidige Hand verbindet die Wunde. Das Glänzen auf dem Wasser ist nichts anderes! Das lockt auch, aber hinunter in den Abgrund; das schimmert und strahlt, um arme Seelen zu berücken. Behüte uns der heilige Martin von Tour!"

„Und St. Petrus, und Unsere Frau zur Gnade," sagte die älteste Fischerinn; „das klingt gar seltsam! Hast du den Mohren gesehen, von dem sie spricht, Vincent, armes Kind? Es war freylich dunkle Nacht! Lege das Gold dorthin; niemand rühre es an, bis der fromme Abbé seinen Segen darüber gesprochen hat. Lauf indessen hinüber zur Frau Hortense, und frage nach dem Mann, der den Doctor gesucht hat. Aber was gilt's, sie haben keinen gesehen; wer weiß, wer das gewesen ist — Gott sey bey uns! Und den Doctor kannst du mitbringen, wenn er dir folgen will, denn davon laß ich meine Hand; wo der Sinn verwirrt ist, und das Gewissen belastet, gibt's keinen Ruhm für Kräuter und Tränke."

Clemenze ward nach Vincent's Entfernung still, die Frauen setzten sich vor die Hütte und breiteten die Fische zum Trocknen aus; so verging eine Stunde, bis der Doctor kam, ein junger Mann, in dessen ganzem Wesen sich freundliche Festigkeit, Sicherheit seines Wissens und menschliches Wohlwollen aussprach. Er beugte sich mitleidig über die schlummernde Clemenze, sah sie einen Augenblick mit großer Rührung an, und sagte zu sich selbst: „Mein Gott, Mademoiselle L'Hopital!" — Dann flößte er ihr einige Tropfen ein, wandte sich mit Fragen an die neugierig lauschenden Fischerinnen, und nahm aus den Händen der Ältesten die Schriften, die man sorgfältig von Clemenze's Lager gesammelt hatte. Sie betrafen sämmtlich ihr reiches Erbe; der Doctor, in diesem Augenblicke nur mit dem Räthsel ihres Hierseyns beschäftigt, legte sie unbefriedigt zusammen, bis ihm ein zerdrücktes Blättchen in die Augen fiel, auf welchem er folgende Worte fand:

„Wir sind auf immer getrennt. Du hast mich verrathen, ich kann nicht mehr an dich glauben. Ich kann nicht mit einer Frau leben, die einen Faden in das Gewebe der Welthändel gemischt hat, und auf Kosten ihrer Frauenehre berühmt geworden ist. Man nennt dich Jacobs Retterinn; du wirst einen Platz in seiner Geschichte finden, den Platz an meiner Seite hast du ver-

loren. Vergiß mich, denke, daß mich das Grab deckt. Was dein Vater mir bestimmte, kann ich dir nicht erstatten; ich hoffe es mit Recht zu besitzen, alles Übrige, was in meiner Hand war, empfängst du zurück.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Freundschaft.

Die Freundschaft, rein gefühlt nur von Verklärten,
Zeigt dir der Gottheit heil'ge Spur;
Drum pranget oft ihr Ätherschein auf Erden
Mit deutungslosem Nahmen nur.
Die wahre Freundschaft flechtet treue Bande
Um Staubgeborne nur mit Müh',
Nur in der Dichtungen Ideenlande
Schaust du im Irisglanze sie. —
Vergebens sinkst zerrissen du von Schmerz
Dem Freund' an die erlogne Brust;
Trifft wohl Orestes eines Pylad Herz?
Im Kleid der Liebe naht oft Heucheley,
Ihr ist dein Kummer süße Lust,
Das Mitgefühl ist Maske — Schmeicheley!

L. Schlecht.

Geschichte des chilesischen Seeräubers Benavides.

Der Seeräuber Benavides, geboren in Concepcion, diente einige Zeit in der republicanischen Armee, verließ sie aber, um zu der königlichen überzugehen. Er war von äußerst rohem, wildem Charakter. Die Unabhängigen nahmen ihn 1818 in der Schlacht von Maypo gefangen, und er wurde nebst seinem Bruder und mehrern Andern als Deserteur und überführter Mörder zum Tode verurtheilt. Man brachte die Schuldigen nach Santiego, wo sie erschossen wurden. Benavides, der zwar sehr gefährlich verwundet, aber nicht getödtet worden war, hatte Geistesgegenwart genug, um sich todt zu stellen. Man warf die Leichname den gallinacos (einer Art Geyer) vor; der dieses Geschäft leitende Soldat war ein persönlicher Feind des Benavides, zog also, um seine Rache zu kühlen, den Säbel, und hieb ihn einige Mahle tief in den Hals. Der unerschrockene Benavides duldete, ohne sich zu regen, und blieb bis mitten in die Nacht unter den Leichen liegen. Dann versuchte er aufzustehen, und gelangte in dem erbarmungswürdigsten Zustande in eine nahe gelegene Hütte, wo er gastfreundlich aufgenommen und gepflegt wurde.

Nach seiner Wiederherstellung stellte er sich an die Spitze der aufgestandenen Indianer, brachte eine bedeutende Macht zusammen, und that den Chilesen unberechenbaren Schaden, die alle ihre Truppen zur Expedition gegen Peru zusammengezogen hatten. Sein Glück erweckte den Ehrgeiz in ihm, er wünschte eine Marine zu besitzen, bemächtigte sich wirklich einiger englischen und amerikanischen Schiffe, deren Matrosen ohne Arg an das Land gestiegen waren, bemannte sie und schickte sie nach der Insel Chiloe, um von dem royalistischen Gouverneur Unterstützung zu verlangen. Dieser sandte ihm acht Kanonen mit Munition, so wie eine Verstärkung an Manuschaft. Später bemächtigte sich Benavides einer amerikanischen, mit tausend Stück Gewehren beladenen, von Rio Janeiro nach Lima bestimmten Brigg, organisirte eine Armee, und zeigte in dem neuen Feldzuge eben so viel Talent als Muth. Die Piken und Harpunen der für den Wallfischfang bestimmten, von ihm genommenen Fahrzeuge wurden in Lanzen für die Cavallerie und in Hellebarden für die Infanterie verwandelt; die amerikanischen Zimmerleute haueten Böte und Bagagewagen, die Schmiede besserten die Waffen aus, von Allem wußte er Nutzen zu ziehen. Aber noch fehlten ihm Trompeten für die Cavallerie, was ihm sehr unangenehm war. „Meine tapfern Reiter glauben gar nicht Dragoner zu seyn, wenn sie keine Trompete hören,“ sagte er. Um dem Übelstande abzuhelfen, nahm er endlich die Kupferplatten von dem Boden der eroberten Schiffe, und bald ertönte sein Lager von dem Schalle daraus verfertigter kriegerischer musikalischer Instrumente.

Nun begann dieser tollkühne Partheygänger Chili zu durchziehen, und ließ unbarmherzig Alles, was er auf seinem Wege fand, niedersäbeln. Vorzüglich traf seine Grausamkeit die Patrioten, deren keiner vor ihm Gnade fand. Ein ganzes von seinem Corps eingeschlossenes Bataillon ward aufgefordert, sich unter der Bedingung, nicht über die Klinge springen zu müssen, zu ergeben; es hatte keinen Schießbedarf mehr, und die meisten Soldaten waren von langer Anstrengung gänzlich erschöpft, sie mußten also einwilligen. Kaum hatten sie ihre Waffen abgegeben, als er wortbrüchig und unbarmherzig die Unglücklichen niederschießen und niedersäbeln ließ; ein Einziger entkam durch Zufall. Endlich verdoppelte jedoch die Regierung ihre Kraft und ihre Anstrengungen, und der in mehreren Gefechten geschlagene Benavides ward genöthigt sich einzuschiffen, um seinem Schicksale zu entgehen. Er befand sich in dem elendesten Zustande, litt Mangel an Wasser und Lebensmitteln, und wagte deßhalb von Zeit zu Zeit an das Land zu steigen. Bey einer solchen Gelegenheit verrieth ihn einer seiner Gefährten, er ward festgenommen und

zum Tode verurtheilt. In einem an den Schwanz eines Maulesels befestigten Korbe schleppte man ihm zum Richtplatze, auf den Marktplatz von Concepcion, wo er den 23. Februar 1821 gehenkt wurde. Nach seinem Tode schnitt man ihm den Kopf und die Hände ab, hing sie an aufgerichtete Säulen, nach den Städten zugewandt, wo er vorzüglich gehauset hatte.

Lückenbüßer.

Preußische Annalisten gedenken der Riesenwurst, welche weiland die Fleischer zu Königsberg für den Neujahrstag fertigten, und sie mit großem Gepränge durch die Stadt führten. Die, welche das Jubiläum 1601 feyern half, war tausend und fünf Ellen lang, mit achtzehn Pfund Pfeffer, anderthalben Scheffel Salz gewürzt, wog 885 Pfund und ward von 103 Fleischerburschen getragen. Eine ähnliche, 999 Ellen lange Wurst erschien bey dem Feste, das Kaiser Mathias im Jahre 1613 den Prinzen seines Hauses in Wien gab, und beyde würden als schmackhafte Seitenstücke des großen Kuchens im Zeithainer Lager dieß phantasiereiche Kriegsspiel gekrönt haben.

Ferner erwähnen Dresser und de Vries eines Topfes im Meißnischen, der drey Fässer Bier fassen konnte, und des sächsischen Herzogs, welcher auf einer Leiter hineinstieg, doch, um sich die beschwerliche Rückkehr zu ersparen, dieß Kunstwerk in Stücke schlug. S.

Notizen.

Literatur.

Schilderungen vaterländischer Gebirgsgegenden, von Adolph Schmidl. Erstes Bändchen, unter dem Titel: „Der Schneeberg in Unterösterreich mit seinen Umgebungen von Wien bis Mariazell.“ dargestellt von A. Schmidl, Adjuncten und Supplenten der Philosophie an der Wiener Hochschule. Wien 1831, bey A. Doll. Mit einem lithographirten Titelblatte und einem Kupfer. 8. 1 fl. 30 kr. C. M.

Niemand kann den schnellen und erfreulichen Aufschwung verkennen, welchen die Literatur der Vaterlandskunde, besonders der Wanderungen in der Hauptstadt Österreichs naheren Gegenden, seit einiger Zeit nahm. Eine für dieses Fach bedeutend zu nennende Anzahl von Büchern ungleichen Werthes beurkundet diesen Umstand. Keikel, Kyselack, Weidmann, Scheiger, Reil, Jenny, Groß, Seidl, die Verfasser der kirchlichen Topographie, Laborde, Drege, und manche andere *) haben zum Theil wichtige, zum Theil wohlgemeinte Beyträge geliefert, wenn gleich auch manches Product der gemeinsten Geldschreiberey sich hier einschlich. — Die meisten haben eine gute Aufnahme im Publicum gefunden. Schmidl's Schneeberg dürfte des allgemeinen Anspruches sich um so sicherer erfreuen, da er den Glanzpunct der nahen Alpenwelt gewählt, da er ersichtlich eine Monographie desselben zu liefern gestrebt hat, wie sie einzig als Stoff und Theil einer künftigen allgemeinen Topographie des Vaterlands erwünscht seyn kann.

Ein Beweggrund, dieses Werk mit besonderer Theilnahme zu beurtheilen, ist Schulte's Schneeberg ein Buch von unvergänglichem Werthe, nach dessen Erscheinen man sehr gespannt auf eine zweyte Bearbeitung desselben Stoffes sehen mag. Zur Sache:

Schmidl's Einleitung kann der Vorzug nicht abgesprochen werden, manche Vorurtheile über die Besteigung des Berges, die Unkosten, Wahl der Jahreszeit u. s. w. aufgeklärt, und über diese Gegenstände, so wie über die Ausrüstung Neues und Verläßliches gesagt zu haben.

„Die allgemeine Ansicht der Gegend“ ist eine sehr werthvolle, mit vielen neuen Daten bereicherte Darstellung, werthvoll für den Natur-, zum Theil auch für den Geschichtsforscher. Die Verzeichnisse der verschiedenen Naturalien scheinen bey Schultes reichhaltiger, der freylich unter den Quadrupeden auch die bekanntesten Hausthiere aufnahm; dagegen erscheint hier manches Neue.

Die Reiserouten selbst sind durchaus gut eingetheilt, die Distanzen gewissenhaft angegeben, und in den Beschreibungen der einzelnen Orte findet der Reisende jeden Standes ansprechend, zum Theil neue, zum Theil auch etwas kurze Notizen. — Auf manche Naturschönheit wird hier zuerst aufmerksam gemacht, manche verkannte hier zuerst gewürdigt, manche überschätzte hier gerecht beurtheilt. Wer jene Gegenden kennt, wird nur die Schilderung einer kleinen Strecke (die antiquarisch-wichtigen Orte Nestenhof, Prügglitz, und einige andere umfassend) vermißen, die freylich an großartigen Naturscenen den übrigen Routen zum Theil nachsteht.

Daß eine solche Arbeit, besonders da sie einige wenig bekannte und von S. zuerst geschilderte Gegenden umfaßt, nicht ohne Mängel seyn könne, wird der im vollsten Maße begreifen, welcher sich in ähnlichem versuchte. — Daß im Ganzen die historischen Notizen den mahlerischen Beziehungen und naturwissenschaftlichen Andeutungen nachstehen, entschuldigt der allgemeinere, einem größeren Publicum huldigende Zweck des Verfassers, zum Theil auch der fühlbare Mangel guter Quellen.

Das Verzeichniß der Hülfsbücher, zugleich nach dem Zwecke des Verfassers eine Literatur des Schneebergs bildend, zeigt von seinem Streben, etwas Vollkommenes zu liefern und von nüchterner Beurtheilung, die für einige der angeführten Werke sehr schonend ausfiel.

Der Preis ist billig und beurkundet das Streben des Verlegers, ein gutes Buch auch mit geringerem Nutzen zugänglich zu machen. S.

*) Referent hat absichtlich die parteylose Unordnung dieser Nahmen gewählt.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren Pränumerationsbetrag, vierteljährig mit 6 fl. und halbjährig mit 12 fl. W. W., zu entrichten.





Dinstag, den — 74 — 21. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Als Clemenze die Augen zuerst mit Besinnung öffnete, fand sie sich unter fremden Umgebungen; die Hütte, das Schiff, das dunkle wunderlich erleuchtete Eiland, schienen ihr Träume, schreckliche Träume, deren schwarze Schatten sie vergebens zu entfernen strebte. Sie lag auf einem weichen Bette, in einem alterthümlich ausgeschmückten Zimmer; die verhängten Fenster milderten das Sonnenlicht zur angenehmen Dämmerung; neben ihr saß eine alte Frau, mit Handarbeit beschäftigt. Clemenze richtete sich auf, und that einige Fragen über ihren Aufenthalt, worauf die kleine wohlgenährte Wärterinn die Brille von der Nase zog, die Hände faltete und sehr wortreich des Himmels Hülfe pries. Die Fragen beantwortete sie indessen nicht, vielmehr stand sie auf, und verschwand durch eine Seitenthür. Clemenze hatte gute Muße, sich umzusehen, denn erst nach langer Zeit kam die Dienerinn wieder, mit kleinen trippelnden Schritten, hinter einer stattlichen bejahrten Dame herschreitend, deren Putz aus derselben Zeit war, wie die Tapeten, die Sessel und Spiegel des Krankenzimmers.

„Ist sie denn auch wirklich bey sich?" fragte die Dame leise. „Ihre irren Reden und Klagen mag ich nicht wieder hören. Aber François wird doch wünschen, daß ich sie gleich sehe, wenn sie Zeichen von Vernunft und Besserung gibt. — Mein Gott, wie es hier finster ist; ich wundre mich, Antoinette, wie du das aushältst; ohne Luft und Licht bin ich krank. François will es indessen so, er muß es am besten verstehen. — Sage ihr, daß ich da bin, Antoinette; ich fürchte mich vor der Unterredung, ich bin nicht gern mit fremden Leuten zusammen. Wenn man alt wird, ist die Gewohnheit eine Tyranninn!"

Clemenze hatte während dieses flüsternden Gesprächs im Bette aufrecht gesessen; jetzt nahete sich Antoinette, und meldete ihr den Besuch der Madame Hortense Guigott, in deren Wohnung sie sich befinde. Langsam und sehr freundlich bewegte sich indessen die Hausfrau vorwärts. Clemenze versuchte einige Worte des Dankes, obgleich sie noch immer nicht begriff, was mit ihr geschehen war.

„Mir haben Sie nicht zu danken, Madame — oder Mademoiselle — ich weiß nicht —" antwortete Hortense, „François — mein Sohn, der Doctor, hat Alles gethan. Er brachte Sie aus der Fischerhütte her, wo Sie krank lagen, wir wissen weiter nichts."

„In der Fischerhütte?" fragte Clemenze. „Ach Madame, mein Kopf ist so schwach. Lassen Sie mich nachdenken; Sie sollen Alles wissen. Ich muß meine traurigen Erinnerungen sammeln, und will sie Ihnen mittheilen, nur haben Sie Geduld mit meinem verworrenen Sinn!"

Madame Guigott rückte den Sessel ein wenig, und ließ sich mit allen Zeichen der Zufriedenheit nieder; ihre klaren lebhaften Augen hingen an Clemenze's Munde. Aber Antoinette beugte sich über die Lehne, und flüsterte ihr zu: „Ey Madame, was wollen Sie machen? der liebe Doctor hat ausdrücklich verbothen, die junge Dame an das Vergangene zu erinnern.“

Hortense machte ein Gesicht, dem man Verdruß und getäuschte Erwartung ansah, trotz des besten Willens, sie zu verbergen. „Denken Sie jetzt nicht an das, was vorbey ist, mein Kind,“ sagte sie, „ich dürfte Sie nicht anhören, wenn ich auch gerne wollte. Schlimm genug mag es Ihnen ergangen seyn; wäre nicht François eben seit ein paar Wochen hier, und wäre er nicht durch Gottes Gnade so groß in seiner Kunst, in den Händen der unwissenden Fischer hätten Sie ein Grab auf Le Sable d'Ollonne gefunden.“

„Le Sable d'Ollonne?“ wiederhohlte Clemenze, „o Gott ja, so hieß das Ufer, wohin mich Duglas führte.“

„Duglas?“ fragte Madame Guigott. Antoinette zupfte leise und zaghaft an ihrer Mantille, und erhielt einen finstern Blick zur Antwort. — „Kein Wort mehr, liebes Kind,“ wandte sie sich zu Clemenze, „Alles ein anderes Mahl, wenn Sie stärker sind. Ich bin nicht neugierig, obgleich das sonst ein Fehler des Alters ist; aber freylich will man wissen, wen man beherbergt, und einen Nahmen muß jedes Gottesgeschöpf haben, wenn man mit ihm umgehen soll.“

Clemenze wollte eben diesen Wink benutzen, als sich die Thür öffnete und der Doctor eintrat. Sie hatte seine Gestalt oft an ihrem Bette gesehen, war mit ihr vertraut geworden, hatte sie in ihrem Gedächtniß gefunden, da die Nacht der Krankheit wich, aber jetzt erst wußte sie klar, es sey jener junge Mann, der den Prinzen Jacob in Nonancourt begleitete. Seine Augen strahlten Freude, als er sie nach einer tagelangen Abwesenheit wiedersah, wie sie ihn besonnen anredete, und sich ihrer ersten Begegnung erinnerte. Madame Guigott und Antoinette sahen nur auf ihn, hörten seine Worte wie Göttersprüche an. Das Gesicht der Mutter, fast immer von einem kränkelnd eigensinnigen Zuge entstellt, ward heiter und angenehm in seiner Nähe; gewohnt von seiner frühesten Kindheit an jede Regung in seinen Blicken zu lesen, blieb ihr der Antheil nicht verborgen, den er an der Fremden nahm, und Clemenze gewann ihr Herz, weil François um sie besorgt war. Den ganzen Schatz ihrer Liebe besaß dieß einzige Kind, es schien fast, als habe sie nichts mehr an Andere zu spenden; denn obgleich die Einsamkeit, in welcher sie wohnte, eine Leere in ihrem lebendigen Geiste, einen Wunsch nach Unterhaltung und Beschäftigung erzeugte, gelang es doch weder Gesellschafterinn noch Dienerinnen, den Platz neben Madame Guigott zu behaupten. Sie hatte nicht immer in Le Sable d'Ollonne gelebt, und einst einen weiten Kreis um sich versammelt; doch wenn die Welt Jedem unvollkommen erscheint, so sah Niemand Mängel und Flecken schneller als Hortense, wußte Niemand sie schärfer zu rügen. Sprach die Eine Bekannte so viel, daß sie mit der concertirenden Violine zu vergleichen war, und Andern nur die Begleitung ließ, so war dagegen der Mund der Zweyten wie ein Spartopf, der nur einnimmt, aber nichts wiedergibt; ärgerte sie sich über die Coquette, so war ihr das spröde Wesen der Reizlosen ein Gräuel; fühlte sie ewig den quälenden Drang, einer sorglosen Mutter und schlechten Hausfrau ihre Fehler vorzurücken, so empörte sie doch das offene Selbstlob der Fleißigen nicht weniger, die das Himmelreich mit den Werken ihrer Hände gewinnen wollte, da doch die Lilien auf dem Felde nicht spinnen und weben, und dennoch schöner geschmückt sind, als Salomo in seiner Herrlichkeit. Aller geselligen Freuden überdrüssig, glaubte sie sich endlich in dem kleinen sandigen Fischerorte besser zu befinden, und wirklich gab es da keinen Ärger, als über den Lärm der Hunde, das Brausen des Windes, das Klappen der Fenster, über schlechtes Gesinde, unartige Fischerbuben, das Gekreisch der Seevögel, und das nächtliche Singen der Fischer auf dem Meere. Antoinette, immer bemüht, die Steine des Anstoßes zu entfernen, wußte sich geduldig zu bescheiden, wenn es nicht gelang; denn — dachte sie — die heilige Mutter mag mir verzeihen — wenn der Herr unsere Dame in den Himmel führt, wird sie selbst dort etwas finden, das nicht nach ihrem Geschmack ist. — Mit dieser Überzeugung wunderte sie sich keinen Augenblick, wenn sie selbst dem allgemeinen Loose unterlag, und hörte das oft wiederhohlte Verzeichniß ihrer Mängel demüthig an, mit den besten Vorsätzen, aber oft von fremden Gedanken überrascht. Sie diente Madame Guigott schon fünf und zwanzig Jahr, denn sie war François Amme, liebte ihn, wie ein eignes Kind, und ward von seiner Liebe geschützt; mochten deßhalb ihre Gewohnheiten noch so ärgerlich seyn, François Mutter konnte sich nie entschließen, sie zu verstoßen, und das ruhige breite Gesicht alterte unvermerkt im Hause, so oft auch die andern Gesichter wechselten.

Clemenze gewann nun mit jedem Tage neue Kraft, sie konnte viel mit Madame Guigott und dem Doctor beysammen seyn, sie durfte den Blick in ihre Vergangenheit nicht mehr scheuen, und theilte ihrer Wirthinn unter vielen Thränen ihr Schicksal mit. Hortense ereiferte sich sehr über Duglas, aber sie ärgerte sich bey weitem mehr über Clemenze's Vater und Madame L'Hopital, die so gänzlich mit Blindheit geschlagen waren; — solche heftige Gemüther erkannte sie auf den ersten Anblick des Gesichts, solche Augen waren ihr unerträglich; sie sah die Funken des Zornes, selbst wenn der Wolf das weißeste Schafskleid anlegte. Und vor dem Militär hatte sie besondere Scheu; das war hochfahrend, stolz und eitel, ein klingendes Erz und eine tönende Schelle, oder mordsüchtig und räuberisch, und in den vielen Kriegen Ludwig des Vierzehnten recht zur Geißel der Menschheit geworden. Überhaupt konnte sie sich über nichts mehr ärgern, als wenn dieser König vergöttert wurde, der doch mit den Fehlern aller Männer so überreich begabt war, wie mit allem andern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Begeisterung.

Mag das Leben des Stumpfsinns hin am Boden
Kriechen, laßt uns, ihr Freunde, freu'n des Zuges,
Der den Edleren ward, zu wohnen mit den
Göttern gemeinsam.

Ihren Lieblingen lassen sie in Liebe
Durch das Innerste schäumen einen Quell, der
Einen flammenden Strom ergießt in alle
Höhen des Äthers.

Los des Irdischen, schiffen die Geweihten
Seine feurigen Wogen, sternenaufwärts,
Immer höher, und landen jubelnd in der
Heimath der Götter.

Die Begeisterung nannt' es, trunken staunend,
Kühner fühlend der Mensch, auf ihrem Fittig
Über allem Gemeinen nied'ren Treibens
Göttergleich schwebend!

Nicht die Hülle, geformt aus schwerer Erde,
Nicht die Unzahl der Lebensmüh'n und Sorgen
Wehrt dem Geiste den Flug, — er sprengt die Fessel
Irdischen Urstoffs.

Tiefen Staubes vergißt und seines Ursprungs
Der geläuterte Sohn der Erde, wenn der
Flügel rauscht der Begeisterung herab von
Heiligen Welten.

Thaten, stammend aus diesen Weihestunden,
Wo der göttliche Funke sprüht im Busen,
Und Gesänge, gezündet durch sein Glühen,
Krönet das Leben.

Carl Ad. Kaltenbrunner.

Etwas über die Eingebornen von Australien.

Nach den neuesten Reiseberichten wäre diesen, in mancher frühern Schilderung fast bis zu den Thieren herabgesetzten Wilden nicht wenig Unrecht geschehen. Ein Engländer, welcher als Agent der australischen Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues sich in jenen Gegenden aufhielt, erzählt von den Einwohnern Folgendes:

Diese Wilden sind von Natur sanft und gutmüthig, und meiner Meinung nach trägt fast immer das schlechte Betragen ihrer weißen Nachbarn die Schuld, wenn sie sich anders zeigen. Man hat sie behandelt, als ständen sie mit den Thieren auf gleicher Stufe; und wenn man sie unbarmherzig schlug, ihnen ihre Weiber raubte, und oft um des unbedeutendsten Versehens willen ihre Freunde oder Angehörige niederschießen ließ, so waren sehr natürlich die Folgen so, wie Jeder sie hätte vorhersehen können. Sie überfielen ihre Unterdrücker einzeln und heimlich und mordeten sie überall, wo sich ihnen die Möglichkeit dazu zeigte. Um solcher selbstverschuldeter Erbitterung willen haben mehrmahls die Weißen einen District völlig meiden, und sich nach einer andern Gegend des Landes wenden müssen.

Auch die Weiber ermangeln keineswegs aller guten Eigenschaften, und besonders ist der Vorwurf jener Frechheit und Zuchtlosigkeit, die man ihnen hat aufbürden wollen, im Ganzen unverdient; sie zeichnen sich sogar oft durch Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Gatten aus, obgleich sie von deren Heftigkeit nicht selten zu leiden haben. Wie bey allen wilden Völkern ist auch hier das Loos des schwächern Geschlechts schwer. Auf den Weibern allein ruht die ganze Last der täglichen Hausarbeit; sie bringen das Feuerholz nach Hause, knüpfen die Fischnetze und müssen beym Umherziehen der Stämme alle Geräthschaften tragen; die Männer sorgen bloß für das Fortbringen ihrer Waffen. — Auch Bindfaden machen die Weiber aus Baumrinde mit großer Leichtigkeit, indem sie diese mit dem Ballen der Hand über dem Schenkel auf eine seltsame Weise rollen und drehen. Aus den gewonnenen Schnüren machen sie eine Art Netze von merkwürdiger Arbeit; die Maschen sind fast so klein wie an den Geldbeuteln, und man sieht nirgends Knoten als am Ende. Diese Netze werden mit einer stärkeren Schnur um die Stirn befestigt und hangen über den Rücken hinunter; sie sind die Ridicules oder Arbeitsbehälter der australischen Damen und enthalten unter andern Angelhaken von Austerschalen zum Fischen, präparirte Baumrinde zu Schnüren, und Gummi zum Bestreichen der Lanzen und Speere. Bey den Wanderungen von der Küste ins Innere des Landes wird indessen der Arbeitsbeutel zum Reisesacke, in den, gerade wie bey den Europäerinnen, Alles gepackt wird, was man sonst nicht zu lassen weiß. Nur ist dabey

der Unterschied, daß im Netze der Indianerinn zugleich der Mundvorrath an Austern, Fischen und dergleichen Raum finden muß. — Mit diesen Netzen über dem Rücken, und oft mit einem Kinde, das von der Schulter herabhängt, ziehen sie den Männern nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst der Burg). Gastspiele des Hrn. Meaubert königl. Sächsischen Hofschauspielers.

Die Sphäre, in der Hr. Meaubert seine Fähigkeiten vor uns zu entwickeln strebte, ist das Lustspiel. Seine Wahl fiel hierin auf Charaktere, die weniger dem Feinkomischen, sondern mehr dem Burlesken angehören. Wir wollen aber unter letzterem hier nicht Gemeinplätze, wie etwa einen rohen Polterer oder eine unersättliche Trinkgierde, gehüllt in eine abenteuerliche, recht scheckige Kleidung u. s. w., sondern vielmehr jenes Mißverhältniß zwischen dem Betragen und den unüberlegten Äußerungen eines Menschen — und dem, was seiner Lage und der Stellung seiner Person im bürgerlichen Leben zukommt, verstanden wissen. Die Wahrnehmung dieses Mißverhältnisses, wenn es anders naturgetreu und ungezwungen dargestellt wird, kann die Lachlust der Zuschauer sehr rege machen, so wie eine Übertreibung oder zu bedachtsame Messung den Zweck ganz verfehlen wird. Wenn Eberhard die Würze des Lustspiels, das Lächerliche, als einen überraschenden Gegensatz der Bestimmungen, aus welchen eine unwichtige Unvollkommenheit entsteht, die wir mit lebhaftem Anschauen wahrnehmen, sehr scharfsinnig bezeichnet, so erhellt es dabey von selbst, daß Tiefblick und Gewandtheit dem Mimen eigen seyn müssen, um das todte Wort mit dem rechten Tone zu beleben, mit entsprechender Action zu begleiten, und dadurch jenen überraschenden Gegensatz bey den gespannten Zuschauern hervorzubringen. Aus dem Gesehenen und dem von uns Gegebenen könnte man also beynahe schließen, daß der in Rede stehende Gast seine theatralischen Mittel mehr in der Posse, als in dem höheren Lustspiele geltend machte. Er überzeugte uns hievon durch drey Abende, an welchen er auf der k. k. Hofbühne auftrat. Zum ersten Mahle, Mittwoch den 1. Juny sahen wir ihn als Truffaldino in dem zweyactigen Lustspiele: „Der Diener zweyer Herren" und darauf als Hr. von Krack in dem einactigen Lustspiele: „Der Lügner und sein Sohn." Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß die äußere Gestalt des Hrn. Meaubert, wenn auch nicht hervorragend und imponirend, doch für die Bühne keine ungünstige sey. Sein Organ scheint vieler Modulationen fähig zu seyn, doch bleibt uns hier noch mancher Wunsch der schärferen Ausbildung übrig, besonders was die Vermeidung einiger Zischlaute anbelangt. Am ersten Abend entwickelte Hr. Maubert viele Fertigkeit, wodurch er die Possensprünge des Truffaldino effectvoll ausführte. Lebhaftigkeit und leichte Bewegung, der Natur dieser Rolle gemäß, ließen ihn besonders jene Scene, wo er seine zwey Herren bey Tische bedient, gelungen darstellen. Noch besser aber gefiel er uns als Hr. von Krack. Die ernsthafte Miene, womit der unerschöpfliche Lügner seine Worte zu bekräftigen und selbst den Zuschauern glauben zu machen sucht, so wie die jene Worte begleitenden Actionen, zeigten uns Hrn. Meaubert als einen recht wackern Komiker. Auch die Stimme wußte er vielfach und anpassend zu verändern. So war es z. B. ein ganz treffender Ton, in dem er erzählte, daß ihm sein Finger, nach zweymahligem Abhauen jedesmahl wieder gewachsen sey, oder jener, in welchem er seinem, ihm noch unbekannten Sohne als Fürsten zu huldigen glaubte. Wir halten diese unter seinen Gastrollen auch für die vorzüglichste, und sahen ihn darin noch einmal bey seinem letzten Auftreten. Hr. Maubert wurde am Schlusse der Vorstellung gerufen. — Zum zweyten Mahle den 3. Juny erschien Hr. Meaubert als Baron Scarabäus in dem Lustspiele: „Die unterbrochene Whistpartie, oder: der Strohmann" und nachher als Blasebalg in dem einactigen Lustspiele: „Der Secretär und der Koch." Der bereits vortheilhaft bekannte Gast wußte sich auch an diesem Abend bey dem Publicum beliebt zu machen. Als Scarabäus schien uns unter andern der Dialog mit Emilien, in welchem er sich bestrebte, seiner Vormundschaft ein Gewicht zu geben, durch den plötzlichen Übergang von der fingirten Härte in eine weichherzige Theilnahme an dem Schicksale der letzteren, gelungen und lobenswerth. Als Blasebalg bemühte er sich gleichfalls, seiner Aufgabe Genüge zu leisten, und wir hätten nur hie und da seinem Spiele einen etwas edleren Anstrich gewünscht, so daß der unbehülfliche Koch, der ohnehin von dem Dichter schon hinlänglich bezeichnet ist, durch die Secretärsmaske nicht allzugrell durchblickte. Einige Milderung in der Rede, so wie manche Verfeinerung der Geberden hätten hier nicht geschadet Doch die Schlußscene, wo Blasebalg in seinem natürlichen Gewande erscheint und sich Vergebung auszumitteln strebt, stellte uns ganz zufrieden und hatte sich eines günstigen Erfolgs erfreut. Hr. Meaubert wurde auch an diesem Abend gerufen, und erhielt während der Vorstellung öfters Beyfall. Zum letzten Mahle den 6. Juny gastirte Hr. Meaubert als Bader Schelle in Raupach's „Schleichhändlern;" und zum Schlusse nocheinmahl als Hr. v. Krack. Der Charakter Schelle's, der sich in seiner Anlage ohnehin schon mehr zur Burleske neigt, und dabey an manche spitzige Klippe streift, darf in der Darstellung durch Ausdruck und Mimik durchaus nicht gesteigert werden, weil sonst leicht seine dramatische Wahrscheinlichkeit verloren geht. Wir können nicht umhin, es frey zu gestehen, daß Hr. Meaubert, dessen Talent wir bey anderer Gelegenheit schätzen lernten, und der auch heute viel des einzelnen Guten producirte, uns in der Repräsentation dieses Charakters im Ganzen doch minder ansprach. Die unsichere Haltung, der zuweilen schiefe Gang, das unfreywillige, stäte Schwanken des Kopfes, so wie manche Exaltation in der Rede, die häufig einen zu barschen Ton annahm, wollen wir als Ursache unserer Meinung angeben. Wir sahen wohl, daß Hr. Meaubert diesen Charakter ganz anders aufgefaßt haben mochte, als wir es für gut halten, und daß er sofort bey der consequenten Durchführung desselben nur in jenen Stellen, die das Auftragen eines derberen Colorits verlangen, und mit seiner geistigen Anschauung übereinstimmten, Verdienstliches leistete. Nebst diesen Stellen müssen wir noch zweyer andern Scenen gedenken, die zwischen Schelle und Till vorgehen und eine verschmitzte, nur halb zu ahnende Mittheilung ihres Liebeshandels enthalten, wobey Hr. Meaubert durch die gemüthliche Wendung und die Anstimmung eines treffenden Tons lauten Beyfall erntete. Hr. Herzfeld (Till) entfaltete dabey gleichfalls, so wie überhaupt in der glücklichen Durchführung seiner Rolle viel Geschicklichkeit. Besonderes Verdienst aber erwarb sich Hr. Wilhelmi als Zollinspector von Harder. Sein Spiel war wirklich meisterhaft. Auch die Darstellungen der Mad. Anschütz (Julie, Tochter des Inspectors) und der Dlle. Hruschka (Fräulein von Kiekebusch) waren gelungen und vorzüglich. Nachher trat Hr. Meaubert, wie schon oben erwähnt, noch einmahl als Herr von Krack auf, und wußte hier sein Talent wieder in hellem Lichte zu zeigen. Die Zufriedenheit des Publicums sprach sich dabey durch lohnenden Beyfall aus, der dem erfreuten Gast am Ende der Vorstellung gespendet wurde.

A. Kasper.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Donnerstag, den — 75 — 23. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie alle diese Ansichten mit großer Lebhaftigkeit entfaltet hatte, beachtete sie plötzlich Clemenze's Thränen, und bemühte sich nun mitleidig und freundlich sie zu trösten. Es kam ihr nicht in den Sinn, einen Gast, dem François wohlwollte, eine Halbkranke, Leidende von sich zu lassen, und sie bath Clemenze, in den nächsten Wochen nicht an die Abreise zu denken, ja sie bath so herzlich, daß es der Verlassenen recht wohl that. So war denn die junge Frau wieder ein Familienglied; die regelmäßige Einrichtung des Tages, stete Arbeit zum Nutzen ihrer Wirthinn, die angenehme Unterhaltung des jungen Arztes, seine freundliche Theilnahme, sein schöner Ernst, Abends ein Buch aus seiner Sammlung, woraus sie abwechselnd der Mutter vorlasen, ein Spaziergang ans Ufer, — alle diese einfachen Freuden waren heilender Balsam für das Herz der armen Clemenze. Je mehr sie wahrnahm, mit welchem reizbaren Gefühl Madame Guigott die Schattenseite des Lebens aufsuchte, je mehr machte sie es sich zur Aufgabe, sie zufrieden zu stellen; ihr Zartsinn ahnete bald von ferne, was die alte Frau verletzen konnte, und wenn irgend ein großes Weh verschmerzt, ja vergessen werden mag, so ist es gewiß, indem es in der schönen Sorge für fremdes Wohl verschwindet. Es vergingen zuweilen Tage, wo Clemenze wieder so ruhig war, wie an des Vaters Brust; erst wenn sie Abends ihr Zimmer betrat, wenn das Brausen der Wellen einförmig zu ihr herüberklang, und der Mond sich in dem Meere badete, trat das Nachtstück ihres Schicksals vor ihre Seele; sie dachte dann mit unaussprechlichem Schmerz an den Mann, der sie verließ, und weinte oft halbe Nächte, statt zu schlafen. Aber sie fühlte die Verbindlichkeit, die Ruhe eines gastlichen Hauses nicht durch ihren Gram zu stören; deßhalb kämpfte sie, wo sie sich sonst hingegeben hätte, und waren ihre Augen vom Weinen roth, so ging sie erst ans Ufer, um sie in der scharfen Seeluft zu trocknen, ehe sie Madame Guigott das Morgengebeth, oder eine von Bossuet's oder Fenelon's Betrachtungen vorlas. — Nur den Doctor vermochte sie nicht zu täuschen; sein Gesicht war der Spiegel ihrer Seele, und sie fand in seinen Augen, was sie selbst verhehlen wollte.

„Sie gefällt mir nicht übel," sagte Madame Guigott zu Antoinetten, als wenige Tage vorüber waren, „und François macht so viel aus ihr, daß man allerdings eine günstige Meinung von ihr fassen muß. Sie ist hübsch, wirklich sehr hübsch, nur ihre Nase könnte anders seyn; solche Nasen kann ich eigentlich nicht leiden. Und dann — wenn sie die schwarzen Locken nicht so tief trüge, würde sie hundertmahl besser aussehen.

Ich ärgere mich, wenn sich die Menschen verstellen, weil es in Paris so Mode ist."

„Die Jugend liebt die Mode," erwiederte Antoinette, „der liebe Doctor lobte neulich die Locken der Madame gar sehr."

„Meinetwegen," sagte Madame Guigott, „das sind Nebensachen. Übrigens ist sie ein Engel von Güte, wie auch François sagt; ich wünschte nur, sie gäbe weniger auf mich Acht; sie meint es gut, aber es ärgert mich manchmahl ein Bischen. Solche gute Menschen wollen immer dienen und helfen; das ist löblich, kann aber übertrieben werden. Hätte die arme Frau sich nicht um Jacob Stuart bekümmert, wäre sie besser daran. Und wenn der nur verdient, was für ihn geschehen ist."

„Und doch liebt unser Doctor den Prinzen so sehr," sagte Antoinette, „und der kann nur das Gute und Vortreffliche lieben. Gott segne ihn!"

Madame Guigott schwieg, ihr Mutterherz stimmte Antoinetten bey, obgleich der Widerspruch ihr Mißfallen erregte. In ihrer Seele sah es überhaupt oft viel milder aus, als ihre Worte vermuthen ließen, und während sie aus alter Gewohnheit Manches an Clemenze tadelte, ward ihr die jugendliche Gesellschafterinn alle Tage lieber, und bald fast unentbehrlich. Es war ein anderes Leben in dem einsamen Hause am Strande, seit sie es mit bewohnte; die Dienste von ihrer Hand unterschieden sich angenehm von denen erkaufter Dienerinnen; sie wußte zu reden und zu schweigen; ihre Stimme rührte das Herz, wenn sie Worte des Trostes der ewigen Liebe aussprach; ihre Hand erweckte die Töne eines langverstummten Instruments, und wenn sie gleich nicht halb so schön sang, als François, so war sie doch die Ursache, daß seine Mutter ihn jetzt oft hörte. Daß ihr Umgang den jungen Mann beglückte, sah selbst Antoinette; wie hätte es dem scharfen Auge der Mutter entgehen können? Wie freudig glänzte sein Auge, wenn er sie nach kurzer Trennung wiederfand, wie suchte er Alles hervor, sie zu erfreuen, wie zart war seine Theilnahme an ihrem Schicksal, wie belebt seine Unterhaltung, sein ganzes Wesen! — Der Mond hat kein eignes Licht, aber die Sonne leiht ihm den bezaubernden Glanz, der unser Herz so tief rührt — eben so waren es nicht Clemenze's Vorzüge, was ihr die seltne Liebe von François Mutter erwarb; es war der Wiederschein der anbethenden Mutterliebe, mit welcher sie an dem Sohne hing, ein Schimmer, der Alles verklärte, was ihm theuer schien. Als Guigott sich von dem Prinzen trennte, war er nach der kleinen Besitzung Le Sable d'Ollonne gekommen, seine Mutter auf kurze Zeit zu sehen, und sich für einen andern Aufenthalt zu bestimmen; seit Clemenze das Haus betrat, wurde nicht mehr von der Abreise gesprochen. Er fand den Wirkungskreis in der weiten Umgegend für seine Kunst segensreicher, als eine große Stadt; denn hier war die unwissende Armuth zu pflegen, zu retten, hier lohnten reiche Dankesthränen statt goldener Ernte. Der einsame Strand war ihm nicht reizlos, mochte auch das Meer ihn für immer von der Gemeinschaft der Menschen scheiden; auf dem Plätzchen, an welches seine Wellen schlugen, wohnte die reinste Seligkeit. — Aber Tage wurden zu Wochen, Wochen reiheten sich zu Monathen; bevor die Schifffahrt durch Herbststürme gefahrvoll wurde, glaubte Clemenze die Trennung beschließen zu müssen. Sie wollte nach Nonancourt zurückkehren, dort in des Vaters Hause still leben, eine Wohlthäterinn der Armen, eine Lehrerinn der Kinder seyn; sie mahlte sich Alles recht freundlich aus, ohne ein trauriges Gefühl verscheuchen zu können, das ihr alle ihre Leiden neu machte. Tagelang zögerte sie, Madame Guigott diesen Entschluß bekannt zu machen; endlich that sie es an einem Abend, wo der Doctor abwesend war. Doch wie fand sie sich überrascht, als Hortense, sonst immer in den Gränzen würdigen Ernstes, sie bewegt an die Brust zog, und ihr gestand, sie habe schon lange nicht mehr an die Trennung von ihr denken mögen, sie sey an ihren Umgang gewohnt, und würde sie selbst in ihres Sohnes Gesellschaft vermissen. „Sie haben ja nichts Näheres mehr auf der Welt, Clemenze," fuhr sie fort, „bleiben Sie denn bey mir, bis mich Gott von diesem unvollkommenen Körper erlöst. Ich habe Sie lieb; wer sollte Sie auch nicht lieb haben, kleine Mängel finden sich überall — Manche würde Ihnen ein wenig mehr Heiterkeit wünschen, doch Ihr Schicksal erklärt Ihren Ernst hinreichend, und weil es so ist, kann ich Sie am ersten auffordern, den traurigen Winter in Le Sable d'Ollonne zu versuchen, Sucht nach Vergnügen darf hier nicht herbergen. Seit Sie da sind, ist mir manchmahl recht wohl in der Welt; Antoinette, das begreifen Sie wohl, kann mir nichts seyn. Sie ist François Amme, sie hat dieß liebe theure Kind an ihrer Brust gepflegt; darum habe ich 25 Jahr Engelsgeduld mit ihr gehabt; Engelsgeduld gehört dazu, sich über ihre Gewohnheiten nicht zu ärgern. Denn erstens ist sie langsam, wie der Minutenzeiger, und eben so gleichförmig, möchte man auch vor Ungeduld vergehen. Dann spricht und thut sie zuweilen, daß ich mich besinne, ob

sie Madame Guigott ist, und ich Antoinette Bouvier, und zuletzt hat sie die fatale Manier, Alles zu entschuldigen, mag es seyn, was es will! — Indessen ließe sie das Leben für François, und er würde etwas entbehren, wenn er ihren Platz von dem ersten Pariser Bedienten ausgefüllt sähe. — Aber liebes Kind, Sie haben mir noch nicht geantwortet, wollen Sie bey uns bleiben?“

„O wie gütig sind Sie!“ sagte Clemenze, „Sie wünschen, was mich glücklich macht. Gott kann die düstersten Wege des Menschen zum Licht führen; als ich Le Sable d'Ollonne betrat, glaubte ich in den Tod zu gehen, nun hat er mir hier neue Pflichten und neue Freuden bereitet.“

„Suchen Sie auch wieder heiter zu werden, Clemenze,“ erwiederte Madame Guigott. „Ein Mann, wie Duglas, macht seine Frau am glücklichsten, wenn er auf dem Meere herumschwimmt, je weiter, je besser. Die Männer haben überhaupt alle ihre schwarzen Flecken, ich will an einen Ritter ohne Furcht glauben, ohne Tadel nimmermehr! — François ist der beste, den es gibt, das muß ich selbst sagen, obgleich ich seine Mutter bin, und mich nicht leicht über etwas täusche.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Daseyn Gottes.

Ewiger! in der Natur
 Ist dein Daseyn ausgesprochen,
Deine Allmacht schmückt die Flur,
 Helfst Vulkane brennen, kochen;
Du beflügelst deinen Blitz,
 Der der Sünde Stolz gebrochen.

Alles, was das Aug' erfaßt,
 Konnte sich's wohl selbst gestalten?
Ohne Störung, ohne Rast
 Wirkt dein Geist es zu erhalten;
Dich verehrt der Völker Zahl,
 Liebt und fürchtet dich im Walten.

Donnernd zeigst du deine Macht,
 Rauschend im Gebraus der Winde,
Thronest in der Sternennacht,
 Warnest bey der ersten Sünde;
Schreibst dich tief in uns're Brust,
 Daß sie truglos dich verkünde.

Der Planeten gleicher Gang,
 In der Schöpfung Tod und Leben,
Uns'rer Wünsche steter Drang,
 Immer Höh'res zu erstreben:
Weise Ordnung überall,
 Muß uns Herr! zu dir erheben.

Dunkel ist's um den Verstand,
 Nur ein unstillbares Sehnen,
Das dem Himmel anverwandt,
 Läßt es nimmermehr verkennen;
Daß du seyn wirst, warst und bist;
 Weil dich Herz und Werke nennen.

Wenn die Unschuld unterdrückt,
 Nimmer ihren Schirm hier findet,
Und der Fromme nichts erblickt,
 Was ihn tröste, da entbindet
Sich die Hoffnung nur auf dich,
 Die den Glauben fester gründet.

Heil dir Mensch! und deinem Geist!
 In der letzten schweren Stunde,
Wenn der kurze Traum zerreißt,
 Und du stehst mit Gott im Bunde;
Wenn die Welt selbst bersten soll,
 Nimmer gehest du zu Grunde.

Joseph Schulz.

Etwas über die Eingebornen von Australien.

(Fortsetzung.)

Die Mütter lieben ihre Kinder sehr, und behandeln sie mit großer Sorgfalt. Überhaupt sind diese Wilden unter einander gutherzig und liebevoll. Schenkt man einem der Männer Tabak, oder sonst etwas, so theilt er es unaufgefordert mit dem Ersten, der ihm begegnet. Und eben so gibt jeder, wenn er einen bessern Bissen hat, seinem Weibe einen Theil davon. — Nichts essen sie lieber als Korn, welches, gleich Castanien, in der Asche gebraten ist; und vom Naschen sind sie eben so große Freunde, als bey uns die Kinder. Zucker und überhaupt jede Süßigkeit reizt sie sehr. Niemand würde wohl errathen, auf welche Weise sie ihren köstlichsten Labetrunk bereiten. Sie bedürfen dazu nur eines indianischen Korbes, in dem Zucker aufbewahrt gewesen ist. Diesen Korb schneiden sie in Stücke, kochen diese in Wasser und trinken oft so viel davon, daß sie wie berauscht oder völlig unbehülflich da liegen.

Ihre Tänze sind sehr hübsch und unterhaltend, aber kein Europäer würde sie nachahmen können. Sonderbar ist's, daß die Weiber nie mittanzen, sondern, allein im Kreise stehend, bloß mit den Füßen stark gegen einander schlagen, was ungefähr den Ton einer leise bewegten Klapper gibt.

Nach dem Verluste geliebter Personen äußern sie ihre Trauer auf eine höchst eigenthümliche Art. Der schon erwähnte Reisende erzählt davon ein interessantes Beyspiel. „Einer meiner Leute — sagt er — hatte zufällig oder absichtlich in einem Streite den Hauptanführer mehrerer Stämme getödtet. Als mir dieß gemeldet ward, waren gerade zwey Eingeborne bey mir. Sie sagten kein Wort zu dem Berichte, und auch in ihren Zügen

verrieth sich keine ungewöhnliche Bekümmerniß. Bald aber drängten sich Schaaren von Eingebornen an den Platz, wo das Verbrechen begangen war. Dort angekommen, knüpften sie ein Tuch um den halbzerschmetterten Kopf des Getödteten, dann trugen ihn zwey von ihnen auf ihren Schultern hinweg, und die ganze Schaar folgte mit kläglichem Heulen und Schreyen. Unterwegs begegnete ihnen der Wundarzt, welchem ich aufgetragen hatte, den Leichnam zu besichtigen. Diese Wilden stellen sehr ungern todte Körper dem Blicke dar; doch stand mein Auftrag bey ihnen in Achtung, und nach einigem Hin- und Herreden legten sie ihre Last nieder, waren aber doch sehr unruhig während der Untersuchung, die auch der Wundarzt möglichst abkürzte.

Kurze Zeit nachher hatten fast alle Eingebornen sich aus unserer Niederlassung entfernt; nur einige Wenige, welchen die Bedienung in meinem Zelte aufgetragen war, blieben zurück. Als ich diesen meine Verwunderung äußerte, antworteten sie in gebrochenem Englisch: „nicht fort, Herr, nicht fort!“ dann fügten sie hinzu: ihre Landsleute hohlten nur von der andern Seite des Hafens Pfeifenthon. „Weinen lange, legen Thon auf, kommen dann zurück,“ versicherte einer der Ältesten zum Schlusse. Das klang ziemlich seltsam, und ich harrte neugierig der Aufklärung. Nach etwa acht Tagen kehrte der Älteste des Stammes zurück; ich hieß ihn willkommen und fragte, weßhalb er so lange weggeblieben sey. Er antwortete nichts, aber einer meiner eingebornen Bedienten flüsterte: „Er hat das Haus für den gemacht, der gestorben ist.“ (Der Nahme desselben wurde seit seinem Tode nicht wieder genannt.) Weiter erfuhr ich nichts, und sie verbargen mir den Begräbnißplatz sehr sorgfältig. — Ein sandiger, weicher Boden wird gewöhnlich zur letzten Ruhestatt gewählt, und so nahe bey dem Geburtsorte des Todten als möglich. Dann graben seine Angehörigen mit den Händen die Vertiefung auf, die ihn aufnehmen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt). Den 11. Juny zum ersten Mahle: „Der Mahler und der Farbenreiber, oder: Abenteuer auf einer Fußreise,“ komisches Gemählde mit Gesang in drey Aufzügen. — Musik vom Capellmeister W. Müller.

Es erfreuet uns, dem lesenden Publicum nach einer so langen Lethargie dieser Bühne, welche unserer Feder, so wie überhaupt jeder Aufmerksamkeit unwürdig erschien, wieder von einer Neuigkeit berichten zu können, welche aus dem Wuste mühsam zusammengestoppelter Producte und Fadaisen der letzten Zeit wohlthätig auftaucht. Zwar ist Inhalt und Anlage nichts weniger als neu, ja vielmehr ist der Gedanke einen Reisenden durch zufällige Verwechslungen und komische qui pro quo's in Verlegenheit zu bringen seit Spieß und Consorten unzähligemahl gebraucht und gemißbraucht worden; aber die Situationen sind gut erfunden und natürlich herbeygeführt, die vorkommenden Caricaturen recht scharf und ergötzlich gezeichnet, die Scenen greifen lebendig und ungezwungen in einander, und durch das Ganze weht ein Geist heiterer Laune und gesunder Lebensansichten, welcher seine Gestalten wieder einmahl aus wirklichen Umgebungen aufgegriffen und nach der Natur hingestellt, nicht aber in gezierte Marionetten verwandelt hat, und daher seine Einwirkung unmöglich verfehlen konnte. In dieser Hinsicht scheint uns die Person des Mahlers, welche Hr. Ignaz Schuster darstellte, mit seiner echt volksthümlichen Gutmüthigkeit und dem Hange zur Aufschneiderey, welcher sich schnell und willig in alle Masken findet, sobald sie ihm Ergötzung und seiner Prahlbegierde Befriedigung versprechen, eine äußerst gelungene Skizze. Was konnte nicht ein Schuster aus solchen Elementen gestalten, und welches Zauberbild entsprang gerüstet seinen Händen! Bedarf die Kunstleistung eines Skizzierers eines vielgewandten kritischen Blickes, um in ihren verborgensten Tiefen gewürdigt zu werden, so dürfen wir kühn behaupten, daß es — ceteris paribus — keine des scharfsinnigsten Beobachters unwürdige, aber gewiß, wo möglich noch schwerere Aufgabe seyn würde, das Gold, welches bey Schusters Wirken uns entgegen glänzt, aus dem reichen Schachte seiner Kunst an den Tag zu fördern. An der Lösung derselben verzweifelnd, wagen wir es selbst jene, welche ihn in den „Bürgern in Wien“ „Fiaker“ etc. bewundert haben, auf diese seine neueste Leistung, als etwas eben so genußvolles zu verweisen. Es ist wohl nach dem Gesagten überflüssig zu erwähnen, mit welchem stürmischen Beyfall sein Spiel aufgenommen und gewürdigt worden sey, oder die Verehrer ächt drastischen und harmlosen Scherzes zum baldigen Besuche dieser Piece aufzufordern. Nächst dieser Hauptfigur sind auch noch der Farbenreiber Daniel und der kranke Bräumeister mit besonderer Vorliebe ausgeführt, und wurden von den HH. Tomaselli und Sartory mit genügendem Fleiße und dem besten Erfolge gegeben. Auch die beliebte Dlle. Jäger errang sich durch ihr launiges, stets in den Gränzen des Anstandes und der Mäßigung bleibendes Spiel und ihren wirklich recht artigen Gesang das allgemeine Wohlgefallen. Minder lobenswerth fanden wir Dlle. Zöllner und Hrn. Haaß. Dieser Anfänger, dessen erstes Debüt in der „Brieftaube“ wir keiner Erwähnung würdig gefunden haben, scheint sich in einer outrirten Nachäffung der Scholzischen Manier zu gefallen. Ohne ihn über diesen letzten Fehler, welchen er mit manchem sogenannten Künstler theilt, einem strengern Tadel aussetzen zu wollen, können wir das Übertriebene in seinem Spiele, welches mit der größeren Sicherheit auf der Bühne in geradem Verhältnisse wächst, keineswegs billigen. — Die Musik ist außer einem ansprechenden Alpenquintett, worin sich Hr. Eckhardt durch sein Jodeln bemerkbar machte, sehr unbedeutend.

The Veritable.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Ril. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Der Sammler

Sonnabend, den — 76 — 25. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Der Winter kam heran, die karge Vegetation, die das einsame Wohnhaus umgab, starb dahin, die Sonne machte eine immer kürzere Bahn um ihr Wellenbette, Nebel schleyerten die Ferne ein. Man hatte sich vor diesen Tagen gefürchtet, und staunte, als sie schnell vorüber waren, als der Frühling das sparsame Grün weckte; man hatte sich auf den Sommer gefreut, und er verschwand, wenn auch nicht ungenossen, doch flügelschnell. Durch eine nie genug erkannte Wohlthat der Natur hat die regelmäßig verlebte Zeit, der streng eingetheilte Tag den raschesten Lauf, und die Rosse am Wagen unsers Lebens fliegen unaufhaltsamer, je länger sie gehen. Zwey Jahre waren vorüber, seit Clemenze in Sable d'Ollonne ankam; unvermerkt waren sie hingeschwunden, unvermerkt hatten sie Vieles, ja Alles verändert. Guigott hatte Clemenze's Bild in der Seele behalten, von dem Moment, wo er sie in Nonancourt sah; damahls war es ein leichter Eindruck, eine freundliche Erscheinung, bis er sie wiederfand, ihr Freund und Retter wurde, ihren Umgang als den Lohn von Mühe und Arbeit erkannte, bis das leise Einverständniß ihrer Seele ihm klar wurde und der stille Werth der jungen Unglücklichen selbst seine strenge Mutter gewann. Seine heilige verschwiegene Liebe wuchs in der Tiefe eines unentweihten Herzens, das keinen Wandel kannte; sie war vermählt, und er liebte ohne Hoffnung, allein sein Glück war so groß, seine Neigung so zart, daß ihn dieser Gedanke anfangs nicht störte. In der Stille forschte er nach Duglas; man kannte seinen Nahmen auf Martinique nicht, er hatte dort kein Besitzthum, Niemand wußte etwas von ihm; vielleicht war er todt, begraben in den Wellen, vielleicht hielten Clemenze's Hand keine Fesseln mehr. Guigott wagte nicht, ihr seine Gedanken mitzutheilen; er sprach ihr niemahls von seinen Gefühlen, aber aus leisen Hoffnungen, aus Träumen, die er nicht verdrängen mochte, wurden Wünsche, Sehnsucht und Verlangen. Der zweyte Winter fand ihn anders als der erste, träumend, traurig kämpfend mit dem Vorsatz, ihre Nähe zu fliehen, und mit der Versuchung, sie wenigstens zur Vertrauten seiner Leiden zu machen. Doch ihr Ernst, ihre Entfernung von ihm, die Schüchternheit, die an die Stelle schwesterlichen Vertrauens getreten war, machte solche Mittheilung unmöglich; denn auch Clemenze war nicht mehr dieselbe. Beschämt und tiefgekränkt forschte sie in ihrem Herzen, und fand seine Gefühle verwandelt, die Liebe und die Schmerzen, denen sie ewige Dauer zugetraut hatte, versunken, und ihr bleiches Bild kaum noch durch die Erinnerung hervorzurufen. Wenn sie an Duglas dachte,

erschien neben ihm eine andere Gestalt; sie verglich unwillkührlich Beyde, und ein strahlendes Vorbild männlichen Werthes verdunkelte die trügerische Schönheit, die einst ihre frühe Liebe war. Mit Schauer erinnerte sie sich seiner Wuth, seiner wechselnden Leidenschaften, der Unstetigkeit, mit welcher er nach Glück rang, ohne es zu finden, während sie Guigott's ernste Sanftheit, sein reines Wohlwollen im Dienste der Menschheit, sein festes, unwandelbares Gemüth bewunderte. Wenn er Nächte durchwachte, unwegsame Pfade in tiefer Dunkelheit, in Sturm und Regen ritt, um Trost an ein Krankenbett zu bringen, wenn die Geretteten ihn ihren Engel nannten, dann fühlte sie leise mit Schmerz und Lust, es sey Glück, einem solchen Manne werth zu seyn, aber Seligkeit, für ihn leben zu dürfen.

Madame Guigott beobachtete ihren Sohn lange schon, und sein Herz lag vor ihr wie ein offenes Buch; aber sie wollte Gewißheit ihrer Gedanken, und wandte in einer einsamen Unterredung die ganze Macht mütterlicher Liebe und mütterlichen Ansehens auf, um sich zu seiner Vertrauten zu machen. François sah sich errathen, glaubte sich verstanden, beklagt, es that ihm wohl, sich auszusprechen, und was er bisher nur dunkel gedacht hatte, das gewann Kraft und Bedeutsamkeit, während er ihm Worte lieh. „Ich muß fort von hier, Mutter," sagte er, „ich fühle, wie ich versinke, wie mein Herz in seiner engen Welt lebt, statt daß es sonst einen weiten Kreis, ja die Menschheit mit Liebe umfaßte. Es muß wieder still in mir werden, und es kann nur, indem ich ein Glück aufgebe, das mir nicht mehr genügt."

Hortense hörte ihn mit großer Unzufriedenheit an; sie fürchtete einen Theil ihres Lebensglücks zu verlieren, war gekränkt und ärgerlich, und befand sich zum ersten Mahle in Zweifel, wen sie tadeln und schelten, über was sie predigen sollte. Clemenze war leider unschuldig bis auf den Leichtsinn bey ihrer ersten Wahl. L'Hopital und seine Schwägerinn waren todt, und ihr Urtheil längst gefällt; auf Duglas Haupt häufte sich endlich die meiste Schuld, aber dießmahl ging auch François nicht leer aus. Er war doch wie andere Männer, er mußte durch Leidenschaft und ungestümes Wünschen ein reines Frauenglück zerstören; er trug einen Degen, und bändigte ein Pferd, aber wo es galt, männliche Kraft zu zeigen, da sanken dem stolzen Adler die Flügel.

„Weiber können den Weisen bethören," sagte Antoinette, „und Liebe ist unüberwindlich."

„Lange nicht so unüberwindlich, als deine Entschuldigungssucht," rief Madame Guigott. „In den Mantel deiner Christenliebe können sich alle Sünder der Vor- und Nachwelt hüllen. Du breitest wohl auch ein Zipfelchen über den abscheulichen Duglas aus, der uns diese Noth hergeschifft hat. Die Frau ist unschuldig, das weiß ich, ehe du es sagst, aber eben das ist das Ärgerliche; denn man darf ihr nun nicht einmahl sagen, wie es Einem ums Herz ist."

Der Vorsatz war gut, aber seine Ausführung unmöglich. Als Clemenze und Madame Guigott allein saßen, reizte und peinigte ein böser Dämon die alte Frau, bis ihre Zunge sich wenigstens Seufzer, Anspielungen, bittere und, wenn gleich unverständliche, Klagen erlaubte; es geschah wider ihren Willen, aber es brannte und zuckte wie Feuer in ihrer Brust, und machte sich Luft, sie wußte selbst nicht wie. Clemenze begriff sie nicht ganz, eine leise Ahnung übergoß ihre Wange mit Gluth, sie suchte Antoinetten auf, und forschte mit bangem Herzklopfen nach dem Schlüssel zu Madame Guigott's Reden. Die treuherzige Amme antwortete durch Thränen. „Ach Madame," sagte sie, nachdem sie Alles gebeichtet hatte, „es wird sehr traurig hier werden, wenn der liebe Doctor fort ist; er thut gleichsam wie Moses, der bitteres Wasser süß machte. — Heute hab' ich es schon erfahren. Die Hunde sollten nicht bellen, die Hähne nicht krähen; wer will das solchen Geschöpfen wehren, die armen Thiere haben ja weiter kein Plaisir. Den singenden Fischerkindern wünschte sie Maulkörbe, und wollte sie mit eigner Hand anlegen; was ich that, sah sie nur kopfschüttelnd an, was ich sagte, ärgerte sie. Es wird sehr traurig hier werden! aber das thäte nichts, wenn er nur glücklich wäre. Sein Glück war mein liebster Gedanke in der Stille; ich wollte, ich wäre gestorben, ehe ich sein kummervolles Auge sehen muß." — Clemenze dachte dasselbe, sie wagte nicht mehr den Blick zu erheben, um den seinigen nicht zu treffen; sie war nicht mehr froh in seiner Gesellschaft; war er abwesend, so drückte das gespannte Verhältniß zwischen ihr und Madame Guigott wie Gewitterschwühle auf ihre Seele, und Antoinettens verweinte Augen schienen die schuldlose Ursache des Unglücks anzuklagen. Ihre Entfernung blieb das einzige Mittel; dann konnte Guigott bleiben! — Zitternd, mit stockender Stimme sagte sie eines Abends: sie wolle auf einige Zeit nach Nonancourt gehen; Madame Guigott sah sie an, als spräche sie eine fremde Sprache. — „Soll

das wieder gut machen, was schlimm ist," antwortete sie, „so verfehlt es seinen Zweck; an Sie bin ich gewöhnt, wie an François, und wenn alle die hundert Sorgen der Wirthschaft wieder auf mich fallen, bringen sie mich um. Aber thut was ihr wollt. Ich habe mich, so lange ich lebe, über das Romanenwesen geärgert, nun habe ich es gar im Hause."

Zu derselben Zeit, als der stille Friede aus diesem Kreise wich, standen die Fischerinnen eines Morgens bey früher Dämmerung wie Meerweiber im Wasser, zogen die Netze ans Land, prophezeyten das Wetter und schauten nach einem Boote, das schnell herankam und in der Bucht vor Anker ging. Ein hochgewachsener Mann schritt durch den Nebel am Ufer hin, stand zuweilen um sich blickend still, und kam dann schnell auf die Frauen zu. Er fragte zuerst, ob ein Detachement Landsoldaten von Rochelle in Sable d'Ollonne sey — man sagte ihm, sie wären gestern gelandet, und würden morgen Abend weiter segeln; es seyen zwölf Männer und ein Officier, ein junger munterer Mann und echter Franzose, voll Lust und Leben. Der Fremde erwiederte nichts auf dieß Geschwätz, er fragte weiter: ob Jemand sich einer kranken Dame erinnere, die vor etwa zwey Jahren in der Nacht hier angekommen, und in einer Fischerhütte beherbergt worden sey. Seine Stimme wankte ein wenig, als er hinzusetzte: die Frau möge damahls sehr krank gewesen seyn; habe sie vielleicht hier ihr Grab gefunden, so möge man es ihm nicht verschweigen. Die Fischerinnen belehrten ihn hierauf von dem Aufenthalt der Gesuchten, nachdem sie mit großer Weitschweifigkeit das halbvergeßne Ereigniß wiederhohlt hatten. Er aber bath um Verschwiegenheit, um Herberge in derselben ärmlichen Hütte, bezahlte Beydes reich, und folgte seinen Führerinnen den kurzen Weg, der ihm nicht unbekannt schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Eingebornen von Australien.

(Schluß.)

Nach etwa acht Tagen kamen fast alle in ihren Böten von der entgegengesetzten Seite des Hafens zurück, doch nach einander, nur Wenige zu derselben Zeit. Die Weiber hatten den Kopf, das Gesicht und die Brust mit Pfeifenthon überklebt; und die nahen Verwandten des Todten waren bis an die Hüften völlig mit diesem Thone bedeckt. Ihr Ansehen war zum Erschrecken; man hätte den höchsten Grad von Jammer und Trostlosigkeit nicht besser darstellen können. — Begegnete mir irgend eine der Frauen, besonders der alten, so streckte sie die Hand aus, schüttelte traurig den Kopf, und schien ein Wohlwollen ausdrücken zu wollen. — Auf meine Frage nach dem Weibe und dem kleinen Sohne des Getödteten, erfuhr ich, sie seyen im Farrenkrautgrunde, um Farrenwurzel zu essen. (Diese ist eine Lieblingsnahrung der Australier). Sie würden zurückkommen, aber noch lange nicht. — Es ist überhaupt bey ihnen etwas Ungewöhnliches, wenn Trauernde nach kurzer Zeit an den Ort zurückkehren, wo ihnen nahe und liebe Verwandte gestorben sind. — Die Mutter des Getödteten erschien früher wieder als die Gattinn; sie war ein Bild des Grams. Ganz mit Pfeifenthon überdeckt, kam sie langsam den Hügel herauf, ruhte zuweilen aus, und lehnte sich an Bäume, als sey sie zu schwach, um weiter zu gehen. Als sie meinem Zelte nahe war, trat ich ihr entgegen. Sobald sie mich sah, streckte sie beyde Hände empor, und weinte mit so tiefem Ausdrucke des Schmerzes, daß man hätte mit ihr weinen mögen.

So viel Gefühl und treue Liebe hatte ich bey diesem verachteten Volke nicht gesucht. Ich that mein Möglichstes, die arme Leidende zu trösten, und gab ihr eine gute Wohnung. — Auch einige der entferntern männlichen Verwandten des Erschlagenen wünschte ich zu erfreuen, und forderte sie auf, sich eine Gunst von mir zu erbitten; doch hatte ich Mühe, bey ihrer Antwort ernsthaft zu bleiben. Ich möge — bathen sie — meinem Barbier auftragen, ihnen den Bart zu scheren. Sie halten nähmlich ihren sehr dicken und krausen Bart für eine Entstellung, und einige schaben oder brennen ihn sogar zuweilen mit einem glühenden Stabe hinweg. Gelingt es ihnen aber, den Beystand eines europäischen Schermessers zu dem Werke zu erhalten, so sind sie darüber so glücklich, daß, nach dem Ausdrucke eines meiner Leute, ihr Mund sich von Dankbarkeit von einem Ohre bis zum andern zieht. C. St.

Die Leibgürtel.

In Paris haben sich viele Gourmands Leibgürtel aus Spanien kommen lassen — die drey Ellen Länge und eine Viertelelle Breite haben — weil diese Gürtel bewirken sollen, daß der Mensch nicht fett werde. Die Pariser Gourmands wenigstens scheinen unpartheyische Leute, denn sonst würden sie sich im stets regen Par-

theyenkampf abmagern, und keiner spanischen Leibgürtel bedürfen. Pt.

Rath sich zu kleiden.

König Ludwig der Heilige von Frankreich pflegte zu sagen: „Man muß sich so kleiden und rüsten, daß die gesetzten Männer der Zeit nicht sagen können, man habe zu viel, noch die jungen Leute, man habe zu wenig gethan." Joinville.

Lebensmaximen.

Wähle deine Vergnügungen für dich selbst, und laß sie dir nicht von Andern aufdringen! Folge der Natur und nicht der Mode! Wäge den gegenwärtigen Genuß deiner Ergötzlichkeiten gegen ihre nothwendigen Folgen ab, und laß alsdann deinen eigenen gesunden Verstand deine Wahl entscheiden! Chesterfield.

Notizen.

Schauspiele.

(K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.) Das neue große Ballet von Hrn. P. Samengo: „Theodosia" genannt, ist eine sehr gelungene Composition, sowohl was das Programm betrifft, welches nicht ohne Interesse ist, und die einfache Handlung sehr verständlich auseinandersetzt, als auch in Hinsicht der Ausführung, worin sich ungeachtet der ernsten Tendenz des Ganzen, eine schöne und reiche Abwechslung zeigt und so gelungene Chortänze, daß wir dieses Ballet in Beziehung auf dieselben ganz nahe an „Ottavio Pinelli" setzen können. Etwas graziöseres als die Figuren und Verschlingungen des großen Ballabile, etwas wirksameres als der Bauerntanz am Schlusse, haben wir auf der Bühne nicht leicht wahrgenommen. Dlle. Fanny Eßler hatte die Hauptrolle; damit ist für jene, welche diese Künstlerinn kennen, schon gesagt, daß sie in den besten Händen war. Schon der mimische Theil ihrer Rolle machte so großen Effect, als eine reichbegabte Künstlerinn sonst nur mit Hülfe der Sprache und eines schönen Organs zu bewirken vermag; im Tanze war sie wieder die Gefeyerte, die man nie satt sehen kann, weil sie sich immer neu zu gestalten versteht. Mit ihrem Talente steht ihr Fleiß im Einklang; das Unbedeutendste wie das Wichtigste wird von ihr mit gleicher Sorgfalt beachtet; man sieht, daß sie ganz sich der Kunst hingibt, der sie sich gewidmet; sie würde auch ohne den Liebreiz ihrer Gestalt eine Künstlerinn vom ersten Range seyn. Alle Tanzstücke, worin nebst Dlle. Fanny Eßler auch ihre Schwester Therese, die HH. Crombé, Mattis und Laville, die Dllen. Péan, Rabel, Hermine Eßler und Schäffel mitwirkten, machten dem Erfinder wie den Ausführenden gleiche Ehre. Schade, daß der abgelaufene Urlaub des Hrn. Samengo und die durch Krankheiten verzögerte frühere Aufführung dieses Balletes demselben die Auszeichnungen entzogen, welche das für so viele Schönheiten empfängliche Publicum ihm im vollen Maße gespendet haben würde. Graf von Gallenberg hat zu diesem Ballete eine sehr gefällige, gut ins Ohr fallende Musik geschrieben, welche an vielen Stellen, besonders bey den Tänzen, die Wirkung erhöht. Die Ausstattung ist vorzüglich. Mehrere Decorationen sind so gelungen, daß sie selbst auf dieser Bühne, wo man an schöne Perspective so gewöhnt ist, die Hände in Bewegung setzten. Die Costumes sind durchaus neu, von gefälliger Form und die Farbenmischung ist besonders in den Chortänzen sehr glücklich gewählt. So verspricht Alles diesem Ballete eine lange Dauer und der Administration eine Entschädigung für den bedeutenden Aufwand, mit welchem sie es in die Scene brachte.

In der Oper: „Die umgeworfenen Kutschen," debutirte Mad. Schodel in der Rolle der Elise. Sie war sichtbar befangen, und daher nicht im Stande, ihre schöne Stimme und den in guter Schule gebildeten Vortrag vollkommen geltend zu machen. Sie erhielt demungeachtet Aufmunterung, besonders von Jenen, welche sie schon früher in Concerten gehört hatten, und daher am besten begriffen, daß nur die Bühnenscheu sie an voller Entwickelung ihres Talentes hinderte. Bey der Wiederhohlung dieser Oper war die Befangenheit schon etwas von ihr gewichen, und mit dem größeren Vertrauen in ihre Kräfte wird hoffentlich auch mehr Aufmerksamkeit auf die Bewegung ihrer Arme und auf ihren Gang eintreten, deren beyde sehr bedürfen. Die Mitwirkung der Dllen. Sabine und Clara Heinefetter, der Dlle. Bondra, dann der HH. Forti und Cramolini würde die Vorstellung dieser Oper zu einer der glücklichsten gestaltet haben, wenn nicht durch die Besetzung der Rolle Armands ein schwarzer Fleck manche Glanzstellen verdunkelt hätte. Der Darsteller desselben war so heiser, daß er weder zu singen noch zu sprechen vermochte. Am zweyten Vorstellungsabende ging die Sache erträglicher.

Wir hörten in letzterer Zeit in Akademien mehrere bedeutende Tonkünstler; wir heben aus denselben nur die besten heraus, nähmlich den Violinspieler Hrn. Heinrich Proch, den Violoncellspieler Hrn. Leopold Böhm und den Hrn. Döbler, Virtuosen auf dem Pianoforte, welche sich einer allgemeinen Theilnahme erfreuten.

In diesem Theater wird Rossinis „Belagerung von Corinth," und ein neues großes Ballet von Henry „Orpheus" einstudiert.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.



Der Sammler

Dinstag, den — 77 — 28. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Fortsetzung.)

Clemenze war eben aus ihrem Zimmer getreten, und wollte zum Frühstück gehen, als ein Fischerbube eilig nach ihr fragte; er brachte einen Brief, sie warf den Blick auf die Handschrift, und erstarrte. — Verschwunden war der Fischerknabe; mit zitterndem Schritt eilte sie zurück, verschloß ihre Thür, und öffnete das Blatt. Es enthielt folgende Worte:

„Ich bin hier, habe vergeben, und will vergessen! Ich fordere dich auf, mir zu folgen, wenn du noch des Schwures am Altar und deiner Jugendliebe gedenkst. Versenke zwey schmerzliche Jahre in den Strom, der Alles fortwälzt, Schmerz und Lust und Leben; wenn du mich geliebt hast, und treu bist, wirst du es können."

„Ich bin in jener Fischerhütte, die du kennst. Morgen früh um die siebente Stunde erwarte ich dich dort, nicht früher und nicht später. Geheimniß muß ich fordern, ich erscheine hier wie ein Geist, und will eben so wieder verschwinden; meinen Nahmen weiß Niemand, du wirst ihn nicht verrathen. Sage in deinem Hause was du willst, nur nicht die Wahrheit. Kämest du nicht — doch den Gedanken will ich nicht denken — kämest du nicht, so wäre das letzte Band zwischen mir und der Menschheit zerrissen, und du möchtest dann die Folgen vertreten. Georg Duglas."

Clemenze saß lange mit gefalteten Händen am Fenster, und sah über die öde Sandfläche hin, nach dem wogenden Meere. Sie dachte nichts Deutliches, sie fühlte nur ein unaussprechliches Weh ihr Herz zusammendrücken; — wie Duglas gewollt hatte, versanken zwey Jahre vor ihrer Erinnerung, aber nicht zu seinem Vortheil. Denn, wenn sie an jene Nacht dachte, wo sie unter gaukelnden Lichtern hier landete, an seine kalten, tödtenden Blicke bey ihrem Flehen, an die Grausamkeit, mit welcher er sie verließ, so konnte sie den Gedanken nicht ertragen, in die Gewalt dieses Mannes zurückzukehren. Doch, bey allem geheimen Schmerz, bey allem Schauer, sprach ihr Gefühl für seine Forderung. Wenn ihn Reue über das Meer führte, durfte sie unversöhnlich seyn? würde sie es auch seyn, wenn ihr Herz nicht treulos an einem andern Manne hinge? O es war Gottes Stimme, die sie zu schweren Pflichten rief, um eine strafbare Regung dieses schwachen, wandelbaren Herzens zu vernichten. — Was an seinem Altar gelobt ward, durfte nicht gebrochen werden, und die Drohung, mit welcher Duglas Brief endete, machte ihr Blut zu Eis. — „Nimm es denn hin das Opfer, guter Gott," sagte sie unter unzähligen Thränen, „und mag mein Leben kurz seyn, wenn es dir gefällt! Seine Blüthen hat ein Frost getroffen, mag der Stamm zur Erde sinken; du wirst alles wieder erwecken am großen Frühlingsanfang. — Nur laß mich nicht undankbar, als

eine verächtliche Flüchtige aus diesem Hause gehen; gib mir Macht über des rauhen Mannes Herz, daß er diesen Befehl zurücknimmt. — Laß mich wahr bleiben, und rein, vor deinen und vor der Menschen Blicken."

Der Tag verfloß. Als Clemenze Abends von Madame Guigott Abschied nahm, konnte sie kaum ihr Gefühl bekämpfen; die halbe Nacht schlief sie nicht; sie schrieb einen langen Brief, den sie zurückzulassen hoffte, ordnete Alles, ging im Zimmer umher, oder sah in die Nacht hinaus, und horchte zum letzten Mahl auf das hohle Rauschen der Wogen, das so oft die Begleitung trüber und schöner Gedanken war. Der Morgen graute schon, als sie sich ermüdet auf's Bett warf, und in festen, wenn gleich unruhigen Schlummer fiel.

Es mochte fünf Uhr Morgens seyn, da klopfte es laut ans Hofthor, die Hunde schlugen an, ein Bedienter weckte den Doctor, den man dringend in die Fischerhütte rief. Guigott kleidete sich schnell an, und verließ das Haus; der Weg, den er zu gehen hatte, war weit, ihn begleitete die lebhafteste Erinnerung an den Morgen, wo er Clemenze zu Hülfe eilte. Die Gegend war mit demselben zarten Anfluge beleuchtet, die Nebelwolke, die auf dem Meere schwamm, bedeckte ihm, wie damahls, den Aufgang des Tages, dessen verhüllten Stunden er entgegenging. Jetzt lag die Hütte vor ihm; eine Frau stand erwartend in der Thür, sie lief hinein, seine Ankunft zu melden; er folgte ihr auf dem Fuße. Wie jenes Mahl fiel ein matter Lichtstreif auf die Matte am Boden, aber heute lag ein blutender Mann bewußtlos an der Stelle, wo er damahls Clemenze fand. Die Schatten des Todes waren über ihm ausgebreitet, zwey alte Fischerfrauen bemühten sich vergebens, das Blut der Wunden zu stillen, eine dritte bethete eintönig ein Sterbelied. An dem halbverhangenen Fenster stand ein Mann in einen dunkeln Mantel gewickelt.

„Was ist hier geschehen?" fragte Guigott entsetzt. „Wer ist der Verwundete, wo ist sein Mörder?"

„Ich bin es," sagte der Fremde fest, und trat dem Arzte näher, „ich habe ihn im Zweykampfe besiegt; wenn er stirbt, bin ich sein Mörder. Sprechen Sie mein Urtheil, ich kann es tragen."

„Er spricht wahr," flüsterte die Eine der Frauen, „meine Augen haben den Kampf gesehen, aber meine Bitte konnte ihm nicht wehren. Wie er nun still liegt, der wie Goliath drohte und zürnte. Der Sand des Ufers hat sein Blut getrunken, und die Welle seine Stimme verschlungen."

Guigott kniete nun zu dem Verwundeten nieder, und untersuchte seinen Zustand; stumm und finster stand der Mann im Mantel neben ihm, das Gebeth der Fischerinn stockte, sie hing mit weit offenen Augen an des Arztes Zügen; auch die beyden Andern wagten kaum Athem zu schöpfen, es war eine Todtenstille. — „Hier ist keine Hoffnung," sagte Guigott ernst und traurig, „was sich noch regt, ist kaum Leben. — Fliehen Sie, mein Herr; ich will nicht wissen, daß ich Sie sah."

Der Fremde trat dem Lager näher, und warf einen trüben Blick auf den Sterbenden. „Ich bin unschuldig," rief er aus, „deß nehme ich Gott zum Zeugen. — Wenn ich fliehen muß, mein Herr," fuhr er fort, „so lasse ich meine Ehre in Ihren Händen; dieß Blatt enthält die Nahmen der Freunde, die mich beym Regenten vertreten werden. Ich heiße Ami Coulon de Blainvillier; ein Commando brachte mich gestern von Rochelle hieher. Dieser Mann, Capitän Duglas, dessen Haß mich schon Jahre lang verfolgt, den ich in einem andern Welttheile wähnte, forderte mich zum Zweykampf auf; er war ein Fechter, den selten ein Gegner besiegte, und nur Gottes Hand hat ihn gefällt."

Guigott lag neben Duglas auf den Knien, und hielt ihn in seinen Armen. Er dachte an Clemenze, ihr Schmerz zerriß sein Inneres. Mitleid und Zorn kämpften in seiner Brust, als er in die starren Züge des Mannes blickte, der ihr so weh gethan, den sie so sehr geliebt hatte, der des Lebens Glück besaß, und es frevelnd von sich stieß, um einsam unter Fremden zu sterben!

Die jüngste Fischerinn trieb indessen Coulon zur Eile an. „Auf der Höhe liegt das Schiff L'Hirondelle, das nach Bordeaux segelt. Mein Mann wird euch hinrudern. Ihr dürft ihm vertrauen. Wind und Woge sind ihm hold und treu, als wäre er unten bey den Wasserleuten geboren. Kommt und seht nicht zurück, daß euch der Schatten nicht folgen mag."

„Dem wird er nicht entfliehen," rief die alte Frau, die sich um Duglas bemühte, während Coulon die Hütte verließ. „Wehe dem armen jungen Blut! um seine Füße hat der Mord ein Netz gemacht, das wird ihn halten, so lange er lebt. O er kann nimmer wieder werden, was er war, als er den Sand unsers Ufers betrat, so fröhlich und frey. — Der hier liegt, meinte es anders. Er dachte Jenen zu erschlagen, und davon zu gehen; er sprach von dem Abend dieses Tages, wie Einer, der nicht sterblich ist. Nun wird sein Auge die Sonne nicht sinken sehen, und der Mond wird über sein Grab gehen!"

(Der Schluß folgt.)

Kaiser Rudolphs Schatz *).

Ballade.

Gen Bayerns Herzog Heinrich zog Rudolph in das Feld,
Es war sein Heer an Waffen und Rüstung wohl bestellt.
In schlichtem Panzerhemde ritt selber er voran,
Zur Seite ihm von Klingen, der sprach ihn also an:

„Ich kenn' in eurem Zelte wohl einen jeden Platz;
Doch weiß ich noch nicht, wahrlich, wo ihr bewahrt den Schatz?"
Da greift der Kaiser lächelnd in seinen Gurt hinein:
„Weiß selbst von keinem Schatz drin, nenn' nur fünf Schilling mein."

„Von schlechter Münze, Ritter; da seht — und nehmt das Geld!"
Drob wundert sich der Ritter: „Mein kaiserlicher Held,
Wie mochtet ohne Geld ihr so Großes doch vollziehn?"
Da strahlt des Habsburg Antlitz, sein Aug' flammt freudig kühn:

„Durch Gott und seine Schaaren, durch dieses Schwertes Erz,
Durch Unterthanenliebe, durch meines Volkes Herz!"
Er ruft's mit freud'ger Stimme und spornt das Roß zum Flug,
Und ihm nach rasselt blinkend der Krieger heller Zug.

Ludwig August Frankl.

Garrick's Witwe.

Mistreß Garrick wurde geboren in Wien den 29. Februar 1724, und wie aus den Taufregistern der Cathedralkirche zu St. Stephan zu ersehen ist, war sie die Tochter von dem Bürger Johann Veigel. Ihr Vater war ein Freund von dem damahls berühmten Balletmeister Hilferding, der bald das seltene Talent der Dlle. Veigel entdeckte, und ihre Ältern gaben ihre Einwilligung dazu, daß sie sich dem Theater widme. Ihr Bühnennahme: Violette (nachher Violetti) wurde, wie man versichert, gewählt auf Befehl der Kaiserinn Maria Theresia, deren Huld und Gnade der jungen Künstlerinn in ihren Kinderjahren zu Theil ward. Um diese Zeit scheint es, daß auch ihre Ältern diesen Nahmen annahmen und auch ein Bruder von ihr, der wahrscheinlich ebenfalls beym Ballet angestellt war. Da die italienische Oper in London Talenten von Bedeutung die beste Gelegenheit darboth, ihr Glück zu machen, so beschloß Dlle. Violette, sich dort als Tänzerinn zu versuchen, und im Jahre 1744 begleitete sie eine Familie nach London, die in Vermögensangelegenheiten sich von Wien aus dorthin begab. Sie hatte Empfehlungen von der Gräfinn von Stahremberg an die Gräfinn Burlington, wie auch an andere vornehme Damen, welche ihr um so leichter eine große Gönnerschaft in der vornehmen Welt verschafften, als ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften schon eine so vortheilhafte Meinung von ihr erregten.

Signora Violetti wurde bey ihrer Ankunft in England von Garrick engagirt, der eben die Direction des Drurylanetheaters übernommen hatte. Bey ihrem ersten Auftreten riß sie alle Zuschauer zur Bewunderung hin, und hatte schon einen Erfolg erhalten, der nothwendig goldene Früchte tragen mußte, als der Graf und die Gräfinn von Burlington, die oft das Theater besuchten, sich auf eine ganz besondere Art ihrer annahmen. Der Graf, der eine Tochter *) hatte, die einige Jahre jünger als Signora Violetti war, beschloß die mit so seltenen Gaben ausgerüstete Fremde als ihre Erzieherinn anzustellen; diese verließ daher die Bühne, an welcher sie nur eine kurze Zeit engagirt gewesen war. Sie fühlte sich vollkommen glücklich in Burlington's Hause, wo sie von der Gräfinn mit wahrhaft mütterlicher Liebe behandelt wurde; dieses Glück jedoch war nur von kurzer Dauer, denn eine heimliche Liebe verzehrte sie, ihr sonst so blühendes, belebtes Äußere verfiel sichtlich. Die ersten Ärzte Londons wurden gerufen, ohne daß es ihrer Kunst gelang, eine Besserung ihres Zustandes zu bewirken. Das Zartgefühl gestattete der Kranken nicht, den eigentlichen Grund ihrer Krankheit mitzutheilen, die freundliche und besorgte Gräfinn jedoch, die das menschliche Herz kannte, errieth ihren Seelenzustand, und entlockte ihr das Geheimniß, daß Garrick einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Der Graf ließ Garrick zu sich kommen, und war in der Bewerbung für seinen Liebling um so eher eines Erfolgs gewiß, da er eine Aussteuer von 6000 Pfund Sterling für sie bestimmte.

Am 22. Juny 1749 fand die Trauung Statt, und während der ganzen Zeit ihrer Ehe hatten Beyde nie Ursache, diese Vereinigung zu bereuen. Im Jahre 1754 kaufte Garrick ein großes Wohnhaus, und seine Frau zeigte nun ihren Geschmack in der Art, wie sie es einrichten und ausschmücken ließ. Da indessen Garrick's sowohl, als seiner Frau Gesundheit sehr gelitten hatte, so wurde ihnen der Gebrauch der Bäder von Padua angerathen; sie verließen England 1763, und kamen 1765 wieder zurück.

(Der Schluß folgt.)

*) Sie heirathete nachher den Marquis von Huntington, der nach dem Tode seines Vaters Herzog von Devonshire wurde.

*) Fugger's Ehrenspiegel des Hauses Österreich.

Einsammlung des Thee's durch Affen.

Chinesischer Erfindungssinn weiß die Affen abzurichten, den Thee an den Stellen zu sammeln, welche der Mensch nur mit Lebensgefahr erreichen kann. Der Chinese läßt den Affen die Theesträuche erklettern, die zwischen den Zweigen grünenden Blätter pflücken und den unten stehenden zuwerfen.

Zu dem Ende erklettert der Affe die schwankendsten Zweige, so man ihm anweist, und pflücket die Blätter. Die unten stehenden Sammler ermuntern das Thier zur Arbeit, indem sie ihm von Zeit zu Zeit etwas zu essen reichen.

Noch sinniger ist ein anderes Mittel. Der Chinese treibt einen, in Bergöden hausenden Affenschwarm in theestrauchreiche Gegenden, und hebt dann an, die Thiere zu necken und zu verfolgen. Diese brechen dann die dünnsten Zweige der Theebäumchen ab, und werfen sie auf den verfolgenden Feind, der die Wurfgeschosse lachend sammelt.

N o t i z e n.

S c h a u s p i e l e.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Zwey in der neuesten Zeit erschienene Novitäten, die Eine: „der Schicksalsstrumpf,“ die Andere: „die Drachenhöhle von Rötheistein,“ betitelt — glauben wir um so eher unbesprochen lassen zu können, da ihr Erscheinen weder von besonderen Symptomen begleitet war, noch, wie aus den Titeln ersichtlich, einen passenden und würdigen Stoff zur ernsteren Kritik darbiethet. Bemerkenswerth scheint uns jedoch eine den 14. d. M. zum Vortheil des Komikers Wenzel Scholz in die Scene gebrachte Originalposse in vier Aufzügen von C. Töpfer: „Der Krieg mit dem Onkel,“ deren Inhalt ungefähr folgender ist: Louis Werber (Hr. Lucas) gerieth nachdem er sein Lehrinstitut, in welches er nach dem Tode seiner Ältern als Knabe von 12 Jahren von seinem Onkel gegeben wurde, mit einem ungebundenen, selbstständigen Leben vertauscht hatte — in Schulden, die sein Onkel (Hr. Werle) trotz der an ihn wiederhohlt gerichteten schriftlichen Bitten zu zahlen sich weigert, weil der Neffe in den briefliche Adressen den schuldigen Respect gegen den Onkel verletzt, überdieß noch einer Mesallianz sein Daseyn verdankt und daher in die Nähe des reichen, nur nach hoher und edler Verwandtschaft begierigen Hrn. von Sprenkel nicht paßt. Der Neffe beschließt nun durch List und mit Hülfe des Rittmeisters von Bern, seines Freundes (Hrn. Gämmerler), seinen Onkel zu gewinnen. Von seinen Kreditoren, die mit einem Gerichtsdiener bey ihm erscheinen, zur Zahlung getrieben, geräth er auf den verzweifelten Entschluß, seinen Onkel zu besuchen, dort die Rolle eines Prinzen zu spielen, die Gläubiger aber, die ihm auf dem Fuße folgten, für sein Gefolge auszugeben. Der Onkel, der seinen Neffen seit seiner Kindheit nicht gesehen hat — accreditirt ihn in seinem Hause in der That als Prinzen, fühlt sich von dem Besuche eines so hohen Herrn im Innersten durchdrungen, bemerkt mit Vergnügen das Liebesverhältniß des Prinzen mit seiner Mündel (Mad. Pann). Inzwischen wird Bern, der zur Recognoscirung des oheimlichen Schlosses noch vor der Ankunft des Neffen beordert war, durch den Haushofmeister Mikpel (Hrn. Scholz) arretirt, verhört, durch den Prinzen aber von dem lächerlichen Verdachte eines Räubers befreyt. Bern ist der schon von früher her erklärte Liebhaber Agnesens von Solden (Dlle. Condorussi) die Hr. von Sprenkel zu seiner Gattinn bestimmt hatte, die aber nun von Bern aus der vormundschaftlichen Gewalt entführt werden soll. Ein im Schlosse durch eingebrochene Diebe entstandener Tumult soll ihre Flucht befördern und Hrn. von Sprenkel glauben machen, daß der Prinz beraubt wurde. Alles geschieht verabredetermassen. Hr. von Sprenkel ist über den Verlust, den der Prinz litt, konsternirt und beeilt sich den pekuniären Schaden durch einige tausend Gulden zu vergüten. Von diesem Gelde bezahlt nun der schelmische Neffe seine Gläubiger, die ihm die Comödie mitspielen halfen, und nun auch Zeugen sind seiner Verlobung mit Emilien, der der Vormund freye Macht läßt, ihren Gatten zu wählen, worin sie natürlich nicht lange unschlüssig ist.

Gegen die Originalität dieses Stückes ließ sich Manches einwenden; das deutsche Theater besitzt ähnliche Possen in Dutzenden, und Kotzebue ließ in verschiedenartigen Stücken so viele Onkels durch Neveu und Mündel prellen, daß schier der Erfindungsschacht sämmtlicher derley Prellereyen durch das vielseitige Dichten erschöpft zu seyn scheint; wir wollen daher die Originalität in der Charakterzeichnung der handelnden Personen suchen; aber auch hier forscht unser Auge vergebens darnach, da der Charakter des Onkels als der Achse der übrigen, den reinen engen Begriff der Originalität ausschließend, sich zu dem Ungewöhnlichen, so zu sagen Seltsamen und Pedantisch-Fixen hinneigt und in seiner Eigenheit wohl nicht zum Muster dienen dürfte. Die übrigen Charaktere sind aus der gewöhnlichen Coulissenwelt, und treten, bis auf den Haushofmeister, wenig komisch hervor. Das eigentliche Verdienst des Verfassers besteht hier — wie überhaupt in allen seinen Stücken — in einer sehr wirksamen Situationsmahlerey, die sich hier besonders in den Scenen zwischen Onkel und Neffen kund gibt. Die Wahrscheinlichkeit und Haltung des Ganzen ist übrigens so ziemlich auf die Spitze gestellt, und man wird nur durch die leichte und gefällige Form des Dialoges einigermaßen dafür entschädigt, obschon auch hier einige Plattheiten störend entgegen treten. Die Aufführung geschah im Ganzen mit Fleiß; die Palme des Abends gebührt dießmahl Hrn. Werle, der seinen äußerst ermüdenden Charakter mit allen Zeichen eines studierten Spielers gab. Er wurde am Schlusse mit Hrn. Scholz, der ebenfalls viel zur Erschütterung des Zwerchfelles beytrug, hervorgerufen. Hr. Lucas war sichtbar bemüht, Vorzügliches zu leisten, hatte aber mit einem undankbaren, verbrauchten Charakter zu kämpfen. Mad. Pann, die übrigens die denkende Schauspielerinn bekundete, war für ein Conversationsstück hie und da zu pathetisch. Dlle. Condorussi war zu sehr Soubrette und bewegte sich in dem höheren Weltton sichtbar genirt. Die Übrigen thaten was möglich — sohin ihre Schuldigkeit; das Ganze fand nur theilweise gute Aufnahme.

Sans Gêne.

Redacteur: L. Braun; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. Seyfried.

Verleger: A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nro. 1108.

Die P. T. Herren Pränumeranten, welche diese Zeitschrift fortzusetzen gedenken, werden ersucht, den weiteren Pränumerationsbetrag, vierteljährig mit 6 fl. und halbjährig mit 12 fl. W. W., zu entrichten.



Der Sammler

Donnerstag, den — 78 — 30. Juny 1831.

Clemenze L'Hopital.

(Beschluß.)

Der unglückliche Duglas, dessen letzte Seufzer jetzt Guigott's Herz erschütterten, war vor wenig Tagen in Rochelle ans Land getreten, nachdem er Jahre lang rastlos umherschiffte, ohne sich irgendwo eine bleibende Stätte zu gründen. In der neuen Welt, wie in der alten, fanden Stolz und Starrsinn ihre Gegner, setzten sich dem felsigen Willen Hindernisse entgegen, die er nicht besiegen konnte, und nicht ertragen mochte. Auf dem Meere, im Kampfe mit den Elementen war ihm wohl; er liebte die Menschen so wenig, als die friedliche Natur; er bereute nicht, was er gethan hatte, aber es verfolgte ihn doch ein leiser Vorwurf, der nur unter Todesgefahren und Mühen schwieg. Einsmahls, auf einer seiner ruhelosen Fahrten, traf er mit dem jungen Engländer zusammen, dessen Gefährte ihm in Nantes Clemenze's Antheil an der Flucht des Prätendenten offenbarte. Er wich ihm aus, wie Jener ihn suchte; denn ein Heer dunkler Erinnerungen umschwebte seine Gestalt; aber der Mann war nicht zu ermüden, und da ihm Duglas endlich Rede stehen mußte, zog der Andere ein unscheinbares Taschenbuch hervor, und überreichte es dem Capitän, indem er auf die Treue, mit welcher er es bewahrt habe, den Anspruch einer Belohnung gründete. Das Buch enthielt nichts von Werth; der Preis, den Duglas dafür zahlen mußte, war der Sold für eine bittre Erfahrung; denn da der Engländer es im Gebüsch bey Nonancourt gefunden hatte, an dem Abend, wo er zuerst mit Duglas zusammengekommen war, an Clemenze's Hochzeitabend, so war die junge Frau von dem stärksten Vorwurf gereinigt, und was sie gethan hatte, konnte vergessen werden, wie die unglückliche Unternehmung Jacob Stuart's. — Von diesem Augenblick an trat das Bild der Gemißhandelten, traten die Gegenden, wo er sie verstieß, wieder vor seine Seele; er wollte wissen, ob sie noch lebe, um ihn traure, und rang mit dem Entschlusse, einen Schritt zurückzuthun, den er bey sich selbst für unwiderruflich erklärt hatte.

Der finstre und ungesellige Fremde saß in Rochelle allein im Gasthofe, mischte sich in keine Unterhaltung, und las emsig in politischen Blättern. Auf einmahl hört er den Nahmen Coulon nennen, legt das Blatt nieder, sieht die Sprechenden scharf an, und frägt mit rascher Heftigkeit: ob sie von einem Officier Ami Coulon de Blainvillier sprechen, ob er in Rochelle ist, oder sie seinen Aufenthalt wissen? — „Noch vor Kurzem,“ war die Antwort, „sey derselbe Officier in Rochelle gewesen, jetzt aber mit einem Detachement nach Le Sable d'Olonne gesegelt.“ — „Le Sable d'Ollonne!“ wiederhohlte Duglas, und versank in Nachdenken. Seine Stirn faltete sich stärker, und die Geister böser Erinne-

tungen und schwarzer Vorsätze erschienen sichtbar in seinem schönen, aber von der südlichen Zone gebräunten Gesicht. Seine Seele weilte nun auf dem öden Strande von Sable d'Ollonne, wo er auf Rache hoffte, und ein Grab fand.

Duglas athmete nicht mehr! Der Arzt ließ ihn sanft aus seinen Armen auf die Matte nieder; noch nie war er so ergriffen von der Vergänglichkeit des Lebens, von der Unsicherheit der nächsten Stunde. Die Weiber bekreuzten den Leichnam, deckten ihn mit einem Mantel zu, und setzten sich neben ihn auf die Bank, indem sie leise Gebethe murmelten. Das Licht der Sonne brach siegend durch den Nebel; es erhellte den ganzen Raum und flammte, röthlich glühend, über dem Haupte des Hingeschiedenen. Ein erhebender Gedanke verscheuchte in diesem Augenblicke die Dunkelheit aus Guigott's Seele. Er glaubte den Abglanz der ewigen Sonne zu sehen, die die Nebel des Lebens erhellen wird; er sah die Schaaren der Mühseligen und Beladenen, wie sie dem Strome des Lichts entgegeneilten, die Irrenden und Kämpfenden, wie ihr Auge sich ihm öffnete. — Er bedauerte den Gestorbenen nicht mehr, und klagte ihn nicht an; aber es war auch keine Ahnung eines eigennützigen Gefühls in seiner Brust. Was er hier an Hoffnung gewann, wollte er nicht schnell mit frevelnder Hand ergreifen; es war ein blutiges Erbe, an das er jetzt nicht denken mochte; niemahls hatte er mehr gefühlt, daß der Leidenschaft ein Fluch folge, und ächte Liebe höher sey als Erdenglück.

Während Guigott nachsann, ob er Clemenze das schreckliche Ereigniß verschweigen, oder behutsam mittheilen sollte, trat sie selbst herein, blaß wie ein Geist, und schüchtern umhersehend. Der sonst so gefaßte Mann ging ihr zitternd entgegen, sie warf einen schnellen Blick auf die Gruppe der Frauen, die ihr Gebeth nicht unterbrachen — und einen zweyten auf ihn. Es war eine stumme Frage, sprechender als alle Worte; Guigott beantwortete sie nicht, er faßte ihre Hände, und bemühte sich, sie aus der Hütte zu entfernen; sie widerstand ihm kräftig und ging zögernd vorwärts. — „Guigott," sagte sie mit wankender Stimme, „ich bin hier, um Duglas zu finden! — Um Gotteswillen, wem gelten diese Gebethe, was führte Sie her? was bedeckt das schwarze Tuch? wo ist Duglas?"

Guigott faßte die Erblassende in seinen Arm, kein Laut traf ihr Ohr, aber sie fühlte, daß er weinte. — Sie riß sich los, hob mit Blitzesschnelle den Mantel, und sank neben der Matte zu Boden. Allen Bemühungen sie zu entfernen, setzte sie sanfte Bitten entgegen; sie blieb in Gesellschaft des Arztes und der Fischerinnen bey dem Körper, bis man ihn begrub, und ging langsam, mit festen Schritten dem Zuge nach, bis ans Grab. Guigott zitterte für ihre Gesundheit, für ihr Leben; aber sie blieb gesund, thätig theilnehmend, wie früher; sie sorgte sogar um Coulon, und bezeigte denen, die Dugla's letzte Augenblicke erleichtert hatten, die rührendste Dankbarkeit. Ihre Liebe, ihr Herz hatte er nicht mehr besessen; sie fühlte dieß, und glaubte ihn um so mehr betrauern zu müssen; auch schwand nun von dem Andenken des Todten jeder Flecken, und sein Schatten stand vor ihr, versöhnend und versöhnt, Hand in Hand mit dem Vater, von Leidenschaft und Mißtrauen, wie von jeder irdischen Fessel frey.

Madame Guigott hatte anfangs herzliches Mitleid mit Clemenze, und behandelte sie wie eine Mutter, obgleich sie doch fand, es sey unnatürlich, diesen Duglas so zu betrauern; die junge Person spiele mit ihrem Schmerz, und nähre ihn offenbar absichtlich. Sie konnte das Gräberbesuchen und Blumenpflanzen niemahls leiden, aber sie wollte sich jetzt nicht darüber ärgern, weil es der Witwe Trost zu geben schien. Als jedoch François nach drey Monathen von Le Sable d'Ollonne abreiste, ohne eine Hoffnung auf Duglas Tod zu bauen, konnte sie sich nicht enthalten, ihn und Clemenze bitter anzuklagen, weil sie aus falscher Delicatesse und gezierter Empfindsamkeit sich selbst und eine alte Mutter quälten. „Denn," sagte sie, „wer leidet bey so etwas mehr, als die Umgebungen? François ist nicht mehr derselbe, immer zerstreut und in Gedanken — wie mag es nur um die Recepte stehen! Ein Verliebter hat selbst das schlimmste Fieber, wie soll er Andern helfen?" — Antoinettens Entschuldigungen machten das Übel nur ärger, und Clemenze lebte nun eine Zeit gleich dem Probejahr in Klöstern, voll kleiner Neckereyen und endloser Prüfungen. Nur eine Freude blieb ihr, Guigott's Briefe, die sie gern beantwortete, auf diese Art mit ihm lebte, mit ihm reiste, jede seiner Erfahrungen, ja seine Gedanken theilte. Was sonst die Ferne trennte — das Band der Liebe und Treue — zog sie hier nur fester zusammen; sie gewöhnte sich mehr an die Sprache inniger Vertraulichkeit, sie wurde in der Stille mit sich und ihrem Gefühl einig, und besiegte die letzten Zweifel, ob sie der Stimme des Herzens, dem Wunsche des Geliebten folgen dürfe.

„Gott sey Dank, daß wir endlich so weit sind," sagte Madame Guigott am Abend nach des Doctors Heimkehr. „Zwar, daß Alles so heimlich geschehen ist,

ärgert und kränkt mich, und mit den beyden Leuten zu seyn, wird nun langweilig werden. Braut und Bräutigam sind zwey Glückliche, aber der Dritte, lieber Himmel, der ist wahrlich nicht zu beneiden!“

„Und doch Madame,“ antwortete Antoinette, „haben Sie unzählige Mahle gewünscht, der liebe Doctor möchte Bräutigam seyn, und Sie sind ja selbst Braut gewesen! Ach die schöne Zeit geht bald vorüber; die guten Kinder haben ihr Glück wohl verdient!“

„Dießmahl hast du Recht, Antoinette,“ erwiederte Madame Guigott, „wenn es sich auch nicht schickt, daß du mir immer widersprichst. Aber dießmahl hast du Recht. François — Gott segne ihn! verdient alles Glück, und Clemenze ist wahrhaftig die beste Frau, die er aus der heutigen Jugend wählen konnte.“

Zu meines Liebchens Geburtsfeste.

Am 27. Juny 1831.

Wenn ich dein Wiegenfest besinge,
So jubelnd froh, als ich's vermag,
Wenn ich die Segenswünsche bringe
An dieses heil'gen Festes Tag,
Und auch des Wohlseyns größte Fülle
In langer Jahre Kreis dazu;
So glaubst du, 's ist der Liebe Wille,
Doch, Liebchen, sieh! da irrest du!
Denn, wünsch' ich alles dieß auch dir,
So ist's mein eigner Vortheil ja;
Was dir erfreulich, ist's auch mir,
Was dich betrübt, geht mir auch nah;
Gern wirst du darin Recht mir geben,
„Bist du doch selbst mein eignes Leben.“

Friedrich Müller.

Garrick's Witwe.

(Beschluß.)

Im Jahre 1776 zog Garrick sich ganz von der Bühne zurück, und lebte in Hampton, in der Nähe von London, wo er und seine liebenswürdige Gattinn häufige Besuche von ausgezeichneten Männern aller Stände empfingen. Im Jahre 1779 wurde Garrick eingeladen, die Weihnachtsfeyer in Althorp auf dem Landsitze des Lord Spencer zuzubringen, wo er aber von einem plötzlichen Übelbefinden angefallen wurde, das seine Abreise beschleunigte. Am 20. Jänner 1780 starb er in seinem Hause auf der Adelphiterrasse. Seine sterblichen Überreste wurden in der Westminsterabtey in dem sogenannten Dichterwinkel am Fuße von Shakespeare's Monument beygesetzt. Garrick hinterließ seiner Witwe den größten Theil seines sehr bedeutenden Vermögens.

Nach Garrick's Tode fehlte es ihr nicht an Freyern, und einer der eifrigsten war Lord Monbaddo, aber sie schlug jeden Antrag aus. Sie war pünctlich in Erfüllung aller religiösen Pflichten als Mitglied der katholischen Kirche, und ihre gewöhnliche Heiterkeit war stets verbunden mit einer vollkommenen Unterwerfung in den Willen der Vorsehung, weßhalb sie auch ihrem Tode mit heiterer Ruhe entgegensah. Sie starb am 16. October 1822 in ihrem Hause auf dem Adelphi, in dem hohen Alter von 98 Jahren. Sie gab ihren Geist auf in ihrem gewöhnlichen Lehnstuhle, und ihr Ende kam so unerwartet, daß sie noch am Tage vorher die Absicht hatte, der Wiedereröffnung des Drurylanetheaters beyzuwohnen, wo sie beständig eine eigene Loge hatte. Was ihr Äußeres betrifft, so muß sie in ihrer Jugend sehr reizend gewesen seyn, wenn anders der Mahler, von dem mehrere Bilder von ihr vorhanden sind, nicht geschmeichelt hat *).

Mistreß Garrick setzte ihr größtes Vergnügen darein, ihre schönen Gärten zu besuchen, und das Alter bis auf Tag und Stunde zu bestimmen von jedem Baume, den Garrick und sie gepflanzt hatten; bey ihrem hohen Alter muß es allerdings ein seltener Genuß gewesen seyn, so viele mächtige und schattenreiche Bäume als selbstgepflanzte Reiser gekannt zu haben. An den Ufern der Themse besaß Garrick eine schöne, terrassenmäßige Gartenanlage, wo er ein Mausoleum für die Statue von Shakespeare erbaut hatte, in welchem auch der berühmte Stuhl des großen Mannes sich befand; hier war es, wo im Sommer Hr. und Mrs. Garrick gewöhnlich eine gewählte Gesellschaft empfingen. Garrick liebte seine Frau sehr, aber er wünschte sehnlichst, daß sie nach seinem Tode unverheirathet bleiben, und ihren Aufenthalt in keinem andern Lande als in England nehmen sollte; in dieser Beziehung nun enthielt sein letzter Wille sehr strenge Vorschriften, nach welchen sie bey Übertretung

---

*) In Lady's magazine, improved series, aus welchem obiger Aufsatz übersetzt ist, befindet sich ein Kupferstich nach jenen Porträts, der diesen Ausspruch zu bestätigen scheint. Wer Wien kennt, hat Gelegenheit genug, seine liebenswürdigen Bewohnerinnen zu bewundern, und noch jetzt geben, nahmentlich im Ballet, die vorzüglichsten Künstlerinnen aus der Wiener Schule hervor. Als Beweis führen wir Dlle. Fanny Eßler an, die, abgesehen von ihrer vollendeten Kunst, gewiß eine der liebreizendsten Erscheinungen auf der Bühne ist.

dieser Bestimmungen ein Drittheil ihrer Einkünfte und den Besitz der liegenden Gründe verlieren würde. Mistriß Garrick fügte sich ganz dem Willen ihres Gatten, und hinterließ bey ihrem Tode ein Vermögen von 70,000 Pfund Sterling (770,000 Gulden).

Von Allem, was ihr seliger Mann ihr hinterlassen hatte, schätzte Mistreß Garrick nach den Gärten nichts höher als die zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek; sie brachte ihr ganzes Leben hindurch wenigstens vier Stunden täglich mit Lesen zu, und als ihre Augen schwächer wurden, hielt sie sich eine Vorleserinn, die bis zum letzten Tage des Lebens der hochbetagten Frau ihr Amt versah.

Mistreß Garrick wurde einer großen Sparsamkeit beschuldigt, die in den letzten Jahren ihres Lebens Kargheit genannt werden konnte. Nach mehreren Legaten und Vermächtnissen bestimmte ihr letzter Wille ein noch immer bedeutendes Erbtheil ihren Verwandten im Vaterlande. Der berühmten Mr. Siddons hinterließ sie ein Paar Handschuhe, die Shakespeare gehört hatten, und die Garrick in Stratford zum Geschenk erhalten hatte; Garrick's Verwandten vermachte sie die vielen und kostbaren Andenken, die Garrick von mehreren Königen und Fürsten bekommen hatte.

N o t i z e n.

S ch a u s p i e l e.

(K. K. p r i v. T h e a t e r a n d e r W i e n). Die Erscheinung der Großherzoglich Baadenschen Hofschauspielerinn Dlle. S ch n e i d e r flechtet einen Cyclus von Gastrollen in das Repertoire dieses Theaters, der uns bereits einige freundliche Abende schenkte. Bis nun sahen wir die genannte Schauspielerinn in Schillers: „Jungfrau von Orleans," in „Faust" und in Houwalds „Bild." So verschiedenartig die Charaktere der Johanna, der Käthe und der Camilla ihrer Natur nach sind, so sehr müssen wir der Dlle. S ch n e i d e r das Lob geben, daß sie in jedem, wenn auch nicht in gleichem Maße, doch ehrenvoll zu genügen wußte. Wir unseres Theils geben ihr unter diesen drey Probiersteinen ihrer Kunstfertigkeit den Vorzug als Johanna. Ein angenehmes Äußere, ein bewußt wohlklingendes verständliches Organ, und ein unveekennbaces Zuhausseyn auf den Bretern sind Attribute, die einem darstellenden Individuum stets wohlthätig zur Seite stehen, und für den Erfolg so zu sagen Garantie leisten. Hätte Dlle. S ch n e i d e r die Macht, das Gefühl, das gewisse ergreifende Momente bedingen, nach Außen anschaulich zu machen — denn daß ihr Empfindung nicht fremd ist, scheint uns gewiß — so wollten wir ihr gerne einen bedeutenden Platz unter den deutschen dramatischen Darstellerinnen anweisen; denn unverkennbar ist das erfolgreiche Studium, mit welchem sie ihre Rolle in's Auge gefaßt hat, und meist richtig reflectirt; unverkennbar der Fleiß, mit dem sie jeder auch noch so kleinen Nüanze die dankbare Seite abzulauschen sich bemüht hatte und groß die Sicherheit, mit der sie — frey alles Outrirens — die Schwierigkeit der verschiedenartigen Poesien zu besiegen und dem Aug und Ohr des Hörers ein wohlgefälliges ganzes Bild zu liefern weiß. Wir empfehlen dieser unstreitig sehr gebildeten und schätzenswerthen Schauspielerinn bloß eine größere Aufmerksamkeit auf Mimik, diesem allgewaltigen Dollmetsch der inneren Empfindungen. Nicht immer haben wir letztere im gleichen Schritt mit ihrer Declamation gefunden, welches uns daher vermuthen läßt, Dlle. S ch n e i d e r habe ihre Laufbahn über den Pfad der Declamation genommen und habe ihr Augenmerk erst später dem mimischen Theile der Schauspielkunst gewidmet, wie dieß leider heut zu Tage so oft der Fall bey den jungen Priesterinnen Thaliens ist. Eine zweyte Schwierigkeit findet Dlle. S ch n e i d e r in ihrer etwas schwachen Stimme; denn so kräftig und imposant ihr Organ auch im Beginn ihre Leistungen hervortritt, so sehr ist der Abstand an dem Schluß derselben merkbar, und sie hat daher alle mögliche Vorsicht nöthig, um bey besonders anstrengenden Parten die gehörige Kraft in gleichem Maße bis an's Ende zu bewahren, was jedoch bey gutem Haushalt ihrer Kräfte und bey zweckmäßiger Anwendung der mimischen Hülfe recht leicht zu erlangen ist.

Im Ganzen wurde Dlle. S ch n e i d e r bis nun mit [illegible] Succeß belohnt; sie wurde fast nach jedem Acte gerufen und auch im Laufe der Darstellung mit ehrenvollen Beweisen der Zufriedenheit des Publicums belohnt. Auch wir müssen ihr das Zeugniß geben, daß sie eine denkende, fleißige, mit allen nöthigen Berufsgaben versehene Schauspielerinn ist, die sich für jedes Theater als eine schätzenswerthe Acquisition bewähren wird.

Über die Darstellung der genannten Stücke im Allgemeinen können wir mit gerechtem Urtheile sagen, daß selbe, besonders von Seiten der Matadors dieser Bühne: A r t o u r, K u n s t, S p i e l b e r g e r, E n e a s ɩc. ɩc. mit olelem Firiße und recht ehrenvollem Erfolge Statt fand, daß wir aber im Übrigen auf die in diesen Blättern vor Kurzem bey Gelegenheit der Aufführung des „Schlosses Limburg" als einem Repertoirstücke des k. k. Hoftheaters ausgesprochene Ansicht hinweisen, welche auch mit Ausschluß des „Faust" hier ihre volle Anwendung findet.

S a n s G ê n e.

Redacteur: L. B r a u n; Redacteur des Not. Bl.: J. Rit. v. S e y f r i e d.

Verleger: A. S t r a u ß's sel. Witwe Dorotheergasse Nr. 1108.



Inhalt des Sammlers.

Juny.

